

Theresa Schnedermann
Die Macht des Definierens

Sprache und Wissen

Herausgegeben von
Ekkehard Felder

Wissenschaftlicher Beirat

Markus Hundt, Wolf-Andreas Liebert,
Thomas Spranz-Fogasy, Berbeli Wanning,
Ingo H. Warnke und Martin Wengeler

Band 48

Theresa Schnedermann

Die Macht des Definierens



Eine diskurslinguistische Typologie am Beispiel des
Burnout-Phänomens

DE GRUYTER

Diese Arbeit wurde über drei Jahre vom Evangelischen Studienwerk e. V. finanziell gefördert.

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde durch 39 wissenschaftliche Bibliotheken ermöglicht, die die Open-Access-Transformation in der Germanistischen Linguistik fördern.

ISBN 978-3-11-072756-2

e-ISBN (PDF) 978-3-11-072783-8

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-072787-6

ISSN 1864-2284

<https://doi.org/10.1515/9783110727838>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz. Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten für alle Abbildungen mit Ausnahme der Abbildungen 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 24, 25, 26, 27, 28.
Die Wiederverwendung von diesen Abbildungen erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Library of Congress Control Number: 2021940535

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Theresa Schnedermann, publiziert von Walter de Gruyter, Berlin/Boston
Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Satz: Integra Software Services Pvt. Ltd.
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Open-Access-Transformation in der Linguistik

Open Access für exzellente Publikationen aus der Germanistischen Linguistik: Dank der Unterstützung von 39 wissenschaftlichen Bibliotheken können 2021 insgesamt neun sprachwissenschaftliche Neuerscheinungen transformiert und unmittelbar im Open Access veröffentlicht werden, ohne dass für Autorinnen und Autoren Publikationskosten entstehen.

Folgende Einrichtungen haben durch ihren Beitrag die Open-Access-Veröffentlichung dieses Titels ermöglicht:

Universitätsbibliothek Augsburg
Universitätsbibliothek Bayreuth
University of California, Berkeley Library
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin
Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin
Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin
Universitätsbibliothek Bielefeld
Universitäts- und Landesbibliothek Bonn
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
Universitätsbibliothek der Technischen Universität Chemnitz
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt
Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
Universitätsbibliothek Duisburg-Essen
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a. M.
Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Freiburg
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Universitätsbibliothek Greifswald
Universitätsbibliothek der FernUniversität in Hagen
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Halle (Saale)
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck
Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel
Universitätsbibliothek der Universität Koblenz-Landau
Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern
Bibliothek des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim
Universitätsbibliothek Marburg
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München
Universitäts- und Landesbibliothek Münster
Bibliotheks- und Informationssystem der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Universitätsbibliothek Osnabrück
Universitätsbibliothek Vechta
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Universitätsbibliothek Wuppertal
ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Hochschulbibliothek
Zentralbibliothek Zürich

Danksagung

Diese Arbeit wurde unter dem Titel „Die Macht des Definierens im Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit. Diskurslinguistische Untersuchung am Beispiel des ‚Burnout-Syndroms‘“ im Juli 2020 von der Neuphilologischen Fakultät der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg als Dissertation angenommen. Die vorgelegte Fassung wurde geringfügig überarbeitet.

Die Entstehung wurde von vielen Personen begleitet und unterstützt: Besonders herzlich danke ich meinem Doktorvater Prof. Dr. Ekkehard Felder für seine motivierende Förderung in den verschiedenen Phasen meiner Doktorarbeit und die konstruktiv-kritische Diskussion über grundlegende sprachwissenschaftliche und konzeptionelle Fragen, die genaue Reflexion der Analysekategorien und die Ausgewogenheit der Untersuchungskorpora. Ebenso herzlich danke ich Prof. Dr. Jörg Riecke. Er hat mich zu Beginn fürsorglich als Zweitbetreuer begleitet und die Konzeption der Arbeit dahingehend beeinflusst, dass ich die (fach-)kulturelle Bedeutung der Metapher des ›*Brennens*‹/›*Ausbrennens*‹ in historischen Textkorpora als Voraussetzung für die Analyse diskursiver Praktiken des Definierens als chronologischen Prozess in den Blick genommen habe. Ich wünsche mir, Herrn Riecke hiermit, neben den vielen anderen Arbeiten, die er inspiriert und beeinflusst hat, ein ehrendes Andenken zu bewahren. Prof. Dr. Marcus Müller gilt mein besonderer Dank, dass er mir in der Schlussphase seine volle Unterstützung zugesagt und das Zweitgutachten übernommen hat. Er hat mich außerdem in einem entscheidenden Stadium ermutigt, das Definieren als diskursive Praxis in den Fokus meiner Untersuchung zu stellen. Bei allen Mitgliedern der Forschungskolloquien am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg bedanke ich mich für die offene Diskussionskultur. Für hilfreiche Anregungen, Zuspruch und die gute Zusammenarbeit im Rahmen von Sommerschulen und Projekten danke ich besonders Priv.-Doz. Dr. Matthias Attig, Priv.-Doz. Dr. Katharina Bremer, Dr. Simone Burel, Dr. Clara Herdeanu, Daniel Knuchel, Dr. Janine Luth, Dr. Anna Mattfeldt, Dr. Stefaniya Ptashnyk, Dr. Carolin Schwegler und Prof. Dr. Friedemann Vogel. Für unsere intensiven fachlichen Diskussionen, wertvolle Impulse sowie den emotionalen freundschaftlichen Rückhalt danke ich ganz besonders Dr. Katharina Jacob.

Inhaltlich inspiriert wurde die vorliegende Arbeit zudem durch den Austausch über verschiedene sprachwissenschaftliche Forschungsansätze an den Verbindungslinien von „Sprache – Wissen – Medizin“ mit Mitgliedern des DFG-Netzwerks „Linguistik und Medizin“, besonders im Koordinierungsteam mit Dr. Marina Iakushevich und Yvonne Ilg und mit Prof. Dr. Thomas Spranz-Fogasy bei der Vorbereitung von Datensitzungen und Tagungen.

Das Evangelische Studienwerk Villigst e. V. hat mir über drei Jahre ein Stipendium gewährt und so meine Promotion nicht nur finanziell, sondern auch ideell entscheidend gefördert. Beim gemeinsam organisierten Promovierenden-Treffen zum Thema „Irrsinn und Sinn“ und weiteren Treffen im Rahmen der Promotionsförderung und Sommerschule habe ich den „Villigster Geist“ besonders schätzen gelernt.

Für die flexible Ermöglichung intensiver Schreibphasen, die gute Schule der Wissenschaftskommunikation und physisch wie moralisch stärkende Mittagspausen danke ich herzlich Dr. Annette Trabold am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache und meinen Kolleginnen und Kollegen.

Für die Aufnahme des Buchs in die Reihe „Sprache und Wissen“ danke ich dem Herausgeber der Reihe Prof. Dr. Ekkehard Felder und den Gutachterinnen/Gutachtern. Außerdem möchte ich mich erstens bei De Gruyter für die gute Beratung und reibungslose Drucklegung (besonders bei Dr. Carolin Eckardt, Anne Stroka und Albina Töws) und zweitens bei allen teilnehmenden Einrichtungen der Open-Access-Transformationspakete in den Geisteswissenschaften für die Aufnahme und großzügige Förderung der Veröffentlichung unter Open-Access-Bedingungen und die damit verbundene Druckbeihilfe bedanken.

Sehr herzlich danke ich meinen Freundinnen und Freunden, die an diese Arbeit geglaubt haben. Ich danke ganz besonders Jens Kramer und Sarah Beismann, Thomas Schmoch, Stefan Gaa, Frank Schlottmann, Julia Bickmann und Ute Bergmann für ihren emotionalen Beistand, Rat und die Möglichkeit des Schreibexils. Für das Korrektorat bin ich Jan Wiele, Barbara Foitzik, Verena von Pommer Esche, Agnes Waidosch und Henrik Schmidtke sowie meiner Mutter und Schwester Gertrud und Rebecca Schnedermann sehr dankbar.

Mein größter Dank gilt meiner Familie, die mir starken Rückhalt gegeben hat, und Jan Wiele für die uneingeschränkte Unterstützung gerade auch in der Schlussphase. In liebevollem Andenken an meinen Vater Geerd Schnedermann widme ich ihm und meiner Mutter und Schwester dieses Buch.

Ladenburg, im September 2021

Theresa Schnedermann

Inhalt

Danksagung — VII

Abbildungsverzeichnis — XV

Tabellenverzeichnis — XVII

Abkürzungsverzeichnis — XIX

Anmerkungen zur Notation — XXI

1 Einführung — 1

1.1 Problemaufriss — 1

1.2 Das Erkenntnispotenzial des Burnout-Diskurses für die vorliegende Untersuchung — 7

1.3 Einbettung und Aufbau der Untersuchung — 14

2 Erkenntnistheoretischer und sprachtheoretischer Rahmen — 22

2.1 Diskurswelten: Sprache – Denken– Wirklichkeit — 22

2.1.1 Wissen zwischen Realität und (Sprach-)Zeichen — 22

2.1.2 Kognitive und kommunikative Perspektivität sprachlicher Zeichen — 28

2.2 Zeichenvermittelte, diskursive Konstituierung von Bedeutung und Wissen — 31

2.2.1 Wissensbegriffe und linguistische Diskursanalyse — 31

2.2.2 Das Zeichenmodell nach Charles Sanders Peirce — 37

2.3 Zusammenfassung: Anwendung auf das Untersuchungsthema:
Linguistisch-hermeneutischer Zugang zum Diskurs über das
Phänomen BURNOUT — 43

3 Medizinisch-psychologisches Wissen zwischen Realität und (Sprach-) Zeichen — 50

3.1 Medizinische und psychosomatische Semiotik — 50

3.2 Besonderheiten medizinischer und psychologischer
Wissensproduktion im Kontext fachlicher und gesellschaftlich-
öffentlicher Rahmenbedingungen und variierende Konzepte von
›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹ — 57

3.3 Zusammenfassung — 70

4	Untersuchungsmethode: Diskurs(macht) – Wissen – Definition — 75
4.1	Theoretische und methodische Vorüberlegungen zum Zusammenhang von Praktiken bzw. Praxis und Wissen — 75
4.1.1	Das Verhältnis von Praxis und Wissen — 75
4.1.2	Der Begriff der ›Praktik‹ in der aktuellen linguistischen Diskussion — 76
4.1.3	Praxis und (nicht-)diskursive Praktiken, Wissen und Diskursmacht bei Michel Foucault — 81
4.1.4	Zusammenfassung und Ausblick: Die Analyse diskursiver Praktiken des Definierens als diskurspraktische Wissenskstituierung — 89
4.2	Definieren als diskursive Praxis der Wissenskstituierung – eine Heuristik — 92
4.2.0	Vorbemerkung — 92
4.2.1	Erklärungen und Lesarten der Wörter <i>definieren</i> und <i>Definition</i> im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch — 94
4.2.2	Erwartungen an die Tätigkeiten des Definierens im Burnout-Diskurs (Anspruch A–F) — 97
4.2.3	›Definieren‹ in wissenschaftsgeschichtlichen und -theoretischen Zusammenhängen — 115
4.2.4	›Definieren‹ als Gegenstand linguistischer und terminologischer Forschung und Praxis — 120
4.3	Zusammenfassung: Das Untersuchungsmodell im Überblick — 135
4.3.0	Vorbemerkung — 135
4.3.1	Zusammenfassung theoretischer und methodischer Grundlagen — 136
4.3.2	›Definieren‹ aus sprachhandlungsorientierter Perspektive – repräsentative und deklarative Aspekte — 137
4.3.3	›Definieren‹ im Diskurs aus einer praxeologisch-phänomenorientierten Perspektive — 139
4.3.4	Arbeitsdefinition einer diskursiven Praxis des Definierens und Forschungsdesiderate — 141
5	Korpora und Charakterisierung der Erscheinungsformen der Texte des Burnout-Diskurses — 148
5.1	Begründung der Korpusauswahl und Beschreibung der Diskursstränge — 148
5.1.0	Einleitung in dieses Kapitel — 148

5.1.1	Wörterbuch- und Datenbankkorpus zu den Lesarten des Verbs <i>ausbrennen/to burn out</i> vor dem 20./21. Jahrhundert — 151
5.1.2	Korpuserstellung des fachlichen Diskursstrangs seit 1975 — 154
5.1.3	Korpuserstellung des fachexternen Diskursstrangs seit 1975 — 158
5.2	Fachkulturelle, -politische, sozialpolitische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen des Burnout-Diskurses — 164
5.3	Erscheinungsformen des fachlichen und öffentlichen Diskursstrangs — 172
5.3.0	Vorbemerkung — 172
5.3.1	Raumzeitliche Perspektive — 173
5.3.2	Perspektive der Medialität und Konzeptionalität — 176
5.3.3	Perspektive der kommunikativen Reichweite der Ausdrücke und funktionalen Reichweite der Inhalte in fachinternen und fachexternen Kontexten — 178
5.3.3.0	Vorbemerkung — 178
5.3.3.1	Texte in Fachlexika, Handbüchern, Lehrbüchern, gedruckten Fachzyklopädien und Kompendien — 179
5.3.3.2	Texte in Fachzeitschriften, Fachbüchern und Sammelbänden — 180
5.3.3.3	Fachexterne Texte in der Presse — 183
5.3.3.4	Vermittlungstexte in populärwissenschaftlichen Zeitschriften und deren Onlinepräsenzen — 189
5.3.3.5	Onlineplattformen: Wikipedia, NetDoktor, Onmeda — 199
5.4	Zusammenfassung — 203
6	Untersuchung: Die Macht des Definierens im Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit am Beispiel des Burnout-Diskurses — 205
6.1	Vorlauf und Beginn des Burnout-Diskurses — 205
6.1.1	Wann ‚beginnt‘ ein Diskurs? — 205
6.1.2	Metaphorische Verwendungsweisen der Ausdrücke (<i>to</i>) <i>burn(out)</i> und (<i>aus</i>) <i>brennen</i> im allgemeinen und fachlichen Sprachgebrauch vor Beginn des Burnout-Diskurses Mitte der 1970er Jahre — 213
6.1.3	Zusammenfassung — 233
6.2	Definieren als zentrale Diskurspraxis im Burnout-Diskurs — 235
6.2.1	Beschreibung des Analyseverfahrens und die Analyseperspektive der ›Unifizierung‹ — 235

6.2.2	Sprachliche Mittel des Definierens im fachinternen Diskursstrang als sich punktuell zeigende Praktiken mit definitorischer Funktion — 239
6.2.2.1	In Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern — 239
6.2.2.2	In Fachzeitschriften, Fachbüchern und Sammelbänden — 253
6.2.2.3	Exkurs: Bemerkung zur Verwendung des Analysebegriffs ›Definitionsentfaltung‹ — 283
6.2.2.4	Zusammenfassung sprachlicher Mittel des Definierens im fachinternen Diskursstrang aus punktueller Perspektive und Ausblick auf sprachliche Stimuli des Definierens in der Fläche der Diskursstränge — 285
6.2.3	Sprachliche Mittel des Definierens im fachexternen Diskursstrang als sich punktuell zeigende Praktiken mit definitorischer Funktion — 301
6.2.3.1	In Presstexten und populärwissenschaftlichen Zeitschriften — 301
6.2.3.2	In Onlineplattformen: Wikipedia, NetDoktor und Onmeda — 354
6.2.3.3	Zusammenfassung sprachlicher Mittel des Definierens im fachexternen Diskursstrang aus punktueller Perspektive und Ausblick auf sprachliche Stimuli des Definierens in der Fläche der Diskursstränge — 374
6.2.4	Sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken im fachinternen und fachexternen Diskursstrang — 389
6.2.4.0	Vorbemerkung — 389
6.2.4.1	Sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung im fachinternen und fachexternen Diskursstrang — 390
6.2.4.2	Sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungvalidierung im fachinternen und fachexternen Diskursstrang — 419
6.2.4.3	Zusammenfassung — 454
7	Zusammenfassung der Ergebnisse: Analysemodell und Typologie der diskursiven Praxis des Definierens am Beispiel des Burnout-Phänomens — 456
7.0	Vorbemerkung — 456
7.1	Rekapitulation und Modellierung der Analyseschritte — 456
7.2	Dominierende Typen diskursiver Praxis des Definierens im Burnout-Diskurs – Ein 11-Punkte-Modell — 460
7.3	Modell der diskursiven Praxis des Definierens im Spannungsfeld von ›Unifizierung‹ und ›Agonalität‹ — 485
7.4	Resümee und Ausblick — 495

8 Literatur und Korpora — 507

- 8.1 Untersuchte Textkorpora/Quellenverzeichnis (QV) — **507**
- 8.1.1 Einsprachige Wörterbücher und historische
Textdatenbanken — **507**
- 8.1.2 Fachlexika, Handbücher und Lehrbücher — **509**
- 8.1.3 Internationale Diagnose- und Klassifikationssysteme und
Fachdatenbanken — **514**
- 8.1.4 Texte in Fachzeitschriften — **516**
- 8.1.5 Texte aus weiteren Fachzeitschriften, Sammelbänden und
Monografien — **526**
- 8.1.6 Pressekorpus: Tages- und Wochenzeitungen — **530**
- 8.1.7 Populärwissenschaftliche Zeitschriften und Publikationen — **546**
- 8.1.8 Quellen von Internetportalen — **551**
- 8.1.9 Texte (gesundheits-)politischer Akteure — **552**
- 8.2 Sekundärliteratur — **552**
- 8.3 Zusätzlich verwendete Internetseiten — **577**

Anhang — 579

Sachregister — 589

Abbildungsverzeichnis

- Abbildung 1** Übersicht zum Aufbau der Arbeit — **15**
- Abbildung 2** Das Peirce'sche Zeichenmodell (vgl. Peirce CP 2.228 und Nagl 1992: 43) — **38**
- Abbildung 3** Bild-Text-Beispiel zum Thema „Burnout“ (Quelle: <http://www.das-burnout-syndrom.de/>, zuletzt eingesehen am 17.5.2016) — **39**
- Abbildung 4** Heuristik einer diskursiven Praxis des Definierens und Ausblick auf die weitere Analyse in Kap. 5 und 6 dieser Arbeit — **147**
- Abbildung 5** Übersicht zu den Teilkorpora des Untersuchungskorpus — **151**
- Abbildung 6** Zeitverlaufsgrafik zum Neologismus *Burnout* des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (<http://www.ids-mannheim.de/kl/neoplots/owid/179379.html>, zuletzt eingesehen am 30.4.2021) — **162**
- Abbildung 7** Auszug aus der Onlineversion des Neologismen-Wörterbuchs von Herberg/Kinne/Steffens (2004) zum Lemma *Burn-out* (<https://www.owid.de/artikel/179379>, zuletzt eingesehen am 4.12.2019) — **207**
- Abbildung 8** Auszug aus der Monografie von Seibold (Litzcke)/Schuh (²2010: 157) — **255**
- Abbildung 9** Auszug und Schaubild aus Berger/Falkai/Maier (2012: A-701) im Deutschen Ärzteblatt (Kap. 6.2.2.2) — **269**
- Abbildung 10** Items 1–15 des Maslach Burnout Inventory, zitierter und im Layout nachempfunderer Auszug aus dem Selbsttest in Gehirn&Geist (2016: 23) (Kap. 6.2.3.1) — **311**
- Abbildung 11** Typografische Hervorhebung einer definitionseinleitenden Frage in der Apotheken Umschau 5/2005-B, S. 41 (Layout des Zitats nachempfunden) — **333**
- Abbildung 12** Auszug aus GEOkompakt (08/2014 = Eberle 2014: 28) — **351**
- Abbildung 13** Kasten mit ICD-Kennung im Wikipedia-Beitrag zu ›*BURNOUT*‹ vom 29.12.2007 (zuletzt eingesehen am 3.12.2019) — **369**
- Abbildung 14** Kasten mit ICD-Kennung im Wikipedia-Beitrag zu ›*BURNOUT*‹ vom 30.12.2008 (zuletzt eingesehen am 3.12.2019) — **370**
- Abbildung 15** Kasten mit ICD-Kennung im Wikipedia-Beitrag zu ›*BURNOUT*‹ vom 27.12.2011 (zuletzt eingesehen am 3.12.2019) — **370**
- Abbildung 16** Kasten mit ICD-Kennung im Wikipedia-Beitrag zu ›*BURNOUT*‹ vom 28.12.2016 (zuletzt eingesehen am 3.12.2019) — **370**
- Abbildung 17** Typografische Hervorhebungen in Schaper (²2014: 531, im QV unter 8.1.2) — **422**
- Abbildung 18** Typografische Hervorhebungen in Berger/Berner/Schramm (²2015: e30, im QV unter 8.1.2) — **423**
- Abbildung 19** Typografische Hervorhebungen in Groth (2013: 73–74, Ausschnitte der Seiten, im QV unter 8.1.2) — **424**

- Abbildung 20** Einordnung von ›Burnout‹ mit den drei ›Hauptsymptomen‹ nach Maslach/Jackson (1981/1984) im Kontext des Klassifikationssystems ICD-10 im Positionspapier der DGPPN (2012: 4), siehe im QV unter 8.1.9 — **425**
- Abbildung 21** Gegenüberstellung von Burnout-Definitionen bei Sonntag/Frieling/Stegmaier (2012: 320, im QV unter 8.1.2) — **426**
- Abbildung 22** Ausschnitt aus dem Artikel „Kostenstelle Mensch“, DIE ZEIT, 8.7.2010 (= Rudzio 2010b, im QV unter 8.1.6) — **432**
- Abbildung 23** Grafische Abbildung im Abschnitt „Symptome“ im Korpus der Wikipedia-Artikelfassungen von 2011–2019 — **433**
- Abbildung 24** Kurzfassung der Synopse der Burnout-Symptomatik nach M. Burisch im HTA-Bericht Korczak/Kister/Huber (2010: 15) — **436**
- Abbildung 25** Transformation der Symptom-Gliederung nach Burisch (2014) in ein Phasenmodell auf NetDoktor.de (= Dobmeier/Fux 2018, im QV unter 8.1.8, <https://www.netdoktor.de/krankheiten/burnout/>, zuletzt eingesehen am 6.4.2021) — **438**
- Abbildung 26** Das Zwölf-Phasenmodell nach Freudenberger/North (1985: 86 ff.; 2002: 121 ff.) in Apotheken Umschau 5/2005-B: 40 (= AU (2005b) im QV unter 8.1.7) — **440**
- Abbildung 27** Fotografie (von Peter Wirtz) im Beitrag von Bergner (2004: A 2234, im Deutschen Ärzteblatt in der Rubrik „Themen der Zeit“, im QV unter 8.1.4) — **442**
- Abbildung 28** Fotografie (iStock/Gemenacom) im Beitrag von Falkai (2016: 21, im Magazin Gehirn&Geist, im QV unter 8.1.7) — **442**
- Abbildung 29** Modellierung der einzelnen Schritte zur Analyse der Typen diskursiver Praxis des Definierens im Burnout-Diskurs — **457**

Für den Abdruck der Abbildungen zu Analysezwecken beruft sich die Verfasserin dieser Arbeit auf das Bildzitatrecht nach § 51 **Urheberrecht**. Das Urheberrecht für die Abbildungen liegt bei den jeweils in der Bildunterschrift genannten Rechteinhabern.

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1	Sprachliche Mittel, die definitorische Aufgaben erfüllen (punktuelle Perspektive), und Ansprüche, die von Stimmen im Diskurs an die Tätigkeit des Definierens gestellt werden (im fachlichen/fachinternen Diskursstrang) — 291
Tabelle 2.1	Exemplarische Herleitung der definitorischen Teilpraktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung (im fachlichen/fachinternen Diskursstrang) — 295
Tabelle 2.2	Exemplarische Herleitung der definitorischen Teilpraktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung (im fachlichen/fachinternen Diskursstrang) — 299
Tabelle 3	Vergleich der einleitenden Abschnitte der Artikelversionen zu ›Burnout‹ in der Online-Enzyklopädie Wikipedia von 2004–2019 — 358
Tabelle 4	Sprachliche Mittel, die definitorische Aufgaben erfüllen (punktuelle Perspektive), und Ansprüche, die von Stimmen im Diskurs an die Tätigkeit des Definierens gestellt werden (im fachexternen-öffentlichen Diskursstrang) — 378
Tabelle 5.1	Exemplarische Herleitung der definitorischen Teilpraktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung (im fachexternen-öffentlichen Diskursstrang) — 382
Tabelle 5.2	Exemplarische Herleitung der definitorischen Teilpraktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung (im fachexternen-öffentlichen Diskursstrang) — 386
Tabelle 6	›Burnout‹ in den Bänden der „Enzyklopädie der Psychologie“ (1982–2018, Recherchestand: 19.11.2018) (Anhang zu Kap. 6.2.4.1) — 579
Tabelle 7	Fachrichtungen der Autorinnen/Autoren, die über ›Burnout‹ im Dt. Ärzteblatt schreiben (1995–2017) (Kap. 6.2.4.1) — 399
Tabelle 8	Schlüsselwörter/Keywords der Fachzeitschriften-Beiträge, die ›Burnout‹ behandeln — 405
Tabelle 9	Skala ›wertbezogene(r) Einsatz-Zurückhaltung im Beruf (psychisch und physisch)‹ — 416
Tabelle 10	Die Definition nach Maslach/Jackson im Korpus „Fachlexika-, Hand- und Lehrbücher“ — 428

Abkürzungsverzeichnis

Abkürzung	Auflösung
APA	American Psychiatric Association
AU	Apotheken Umschau
DGPPN	Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde e. V.
DIMDI	Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information
DMW	Deutsche Medizinische Wochenschrift
DSM	Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders
DWB	Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm
Dt. Ärztebl.	Deutsches Ärzteblatt
FAS, FAZ	Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Frankfurter Allgemeine Zeitung
HTA	Health Technology Assessment
ICD	International Classification of Diseases
PiD	Psychotherapie im Dialog
PiEU	Psychologie in Erziehung und Unterricht
PPmP	Psychotherapie, Psychosomatik und Medizinische Psychologie
PH	Psychologie Heute
QV	Quellenverzeichnis
SZ	Süddeutsche Zeitung
ZfAO	Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie

Anmerkungen zur Notation

Unter einem *Phänomen/Sachverhalt* wird – ausgehend von der Grundannahme Kants, dass uns nicht die „Dinge an sich“, sondern nur deren Erscheinungen zugänglich sind (vgl. Kant 1787/1966: 28ff. (= B XVI ff); vgl. auch Felder 2009b: 16), – mit Rückgriff auf das Zeichenmodell von Peirce (vgl. Kap. 2.2.2) und in Anlehnung an Köllers Interpretation desselben ein „Zeichenobjekt“ verstanden. Köller beschreibt das „Zeichenobjekt“ nach Peirce wie folgt:

Das Zeichenobjekt ist für Peirce eine Sachgröße, die mit Hilfe des jeweiligen Zeichens als Teilgröße aus dem Kontinuum der physischen oder der geistigen Welt herausdifferenziert wird und die deshalb als pragmatische Ursache der ganzen Zeichenbildung anzusehen ist.
(Köller 2004: 243)

Phänomene werden durch Kapitälchen (z. B. BURNOUT) notiert.

Die Unterscheidung zwischen *Wort* bzw. *Ausdruck* und *Begriff/Konzept* begründet sich in der linguistischen Unterscheidung zwischen Form- und Inhaltsseite bzw. „zwischen Gestalt und Wert“ (Bär 2015: 176). Unter *Begriff/Konzept* wird in dieser Arbeit vor dem Hintergrund erkenntnistheoretischer Überlegungen zur Perspektivität (sprachlicher) Zeichen (Köller 2004) eine durch (sprachliche) Zeichen vermittelte Interpretationsperspektive auf ein Phänomen (vgl. das Zeichenmodell von Peirce, Kap. 2.2.2) bzw. einen Phänomenbereich verstanden, die besondere Aspekte an diesem Phänomen hervortreten lässt und das Phänomen auf besondere Weise in bestehendes Wissen/Denkhorizonte einordnet.

Die Arbeit verwendet die Ausdrücke *Begriff* und *Konzept* weitgehend synonym. Der Begriffsbegriff betont jedoch stärker die Abhängigkeit der Interpretationsperspektive von ausdrucksseitigen Objektivierungsformen und reflektiert das Vorgehen der interpretierenden Person dahingehend, dass verschiedene objektsprachliche Ausprägungen einer Interpretationsperspektive beschreibungssprachlich möglichst prägnant gefasst, sprich „auf den Begriff“ gebracht werden müssen (vgl. Bär 2015: 178; 183). Um bei Begriffen die Bedeutung der Ausdrucks- und Inhaltsseite zu betonen, werden sie sowohl kursiv als auch mit romanischen einfachen Anführungszeichen (z. B. ›Burnout‹) gesetzt. Die romanischen einfachen Anführungszeichen werden in der Arbeit sonst für ›Konzepte‹ verwendet. Wenn die Konzept- bzw. Begriffs- und Sachverhaltsebene gleichermaßen aufgerufen werden soll, wird ebenfalls mit Mehrfachmarkierung gearbeitet: ›BURNOUT‹.

Die |Notation| mit senkrechten Strichen markiert Praktiken mit definitivischer Funktion (in den Kapiteln 6.2.2.4, 6.2.3.3 und 7.2).

Uneigentlicher, distanzierender Sprachgebrauch wird durch einfache Anführungszeichen ‚so‘ markiert und Teilbedeutungen werden ‘so’ angezeigt. Längere Zitate (mehr als drei Zeilen) werden durch Einrückung und eine um zwei Punkte kleinere Schriftgröße als der Haupttext angezeigt oder stehen merklich abgesetzt vor Kapitelbeginn.

1 Einführung

1.1 Problemaufriss

Über die Verborgenheit der Gesundheit

Es gilt, über Dinge nachzudenken, die nicht nur den Arzt in seiner Berufsbildung und in seinen Berufsinteressen angehen, sondern die jeden mitbetreffen. Wer kennt nicht die ersten bestürzenden Erfahrungen im erwachenden Kindesalter? Da wird man plötzlich für krank erklärt, unter der Autorität der Eltern, und darf am Morgen nicht aufstehen. Im späteren Leben häufen sich erst recht solche Erfahrungen, die deutlicher machen, daß das eigentlich Sonderbare nicht so sehr in der Krankheit liegt, als im Wunder der Gesundheit.

Hans-Georg Gadamer ([1991] 2010: 133)

Burnout-Kids, Vorwort

»Ich kann nicht mehr!«, sagt Bea, 14 Jahre alt. Sie kommt mit ihren Eltern in meine Sprechstunde und berichtet mit erstaunlich nüchternen Worten, dass sie seit einem Jahr zunehmend müde ist. Sie fühlt sich bei der kleinsten Kleinigkeit angestrengt, erschöpft, ist danach niedergeschlagen und oft grundlos traurig. Seit Monaten hat sie keinen Appetit mehr, an Durchschlafen ist nicht zu denken. In der Schule kann sie nicht mehr aufpassen, von ihren Freundinnen hat sie sich zurückgezogen. Ihre Eltern sind hochgradig besorgt und ratlos.

Michael Schulte-Markwort (2015: 11, im Quellenverzeichnis (QV) unter 8.1.5)

Die beiden Eingangszitate werden einander zu Beginn dieser Arbeit gegenübergestellt, da sie den weiten Bezugsrahmen aufzeigen, in dem wir uns bewegen, wenn wir uns über Gesundheit und Krankheit verständigen. In beiden Beispielen geht es darum, dass es einem Kind sichtlich nicht gut geht. Hans-Georg Gadamer beschreibt an späterer Stelle seines Aufsatzes „Über die Verborgenheit der Gesundheit“, dass die Krankheit das sei, „was sich aufdrängt, als das Störende, das Gefährliche, mit dem es fertig zu werden gilt“ (Gadamer [1991] 2010: 135). Die Gesundheit hingegen „bietet sich nicht selbst an“ (ebd.: 138), sie werde meist von ihrem Gegenteil aus in den Blick genommen und stehe „immer in einem Horizont von Störung und Gefährdung“ (ebd.: 142).

Auch im Beispiel der vierzehnjährigen Bea drängen sich Zustände auf, die stören und für das Kind nicht ‘normal’ sind. Der Text von Michael Schulte-Markwort enthält in einer erstaunlichen Dichte Sprachgebrauchsformen, die diese ›Anormalität‹ explizit und implizit anzeigen, dadurch, dass sie Vorstel-

lungen und Erwartungen von ihm selbst und seinen Leserinnen und Lesern¹ zum Gesundheitszustand einer Vierzehnjährigen konterkarieren oder anzeigen, dass die geschilderten Zustände in Opposition zu einem früheren Erlebenszustand der jungen Patientin stehen: *Ich kann nicht mehr; berichtet mit erstaunlich nüchternen Worten, dass sie seit einem Jahr müde ist; bei der kleinsten Kleinigkeit angestrengt; oft grundlos traurig; keinen Appetit mehr; hochgradig besorgt, ratlos.*

Diese Beispiele führen in medias res zu einer These, die hinter den noch auszuführenden Erkenntnisinteressen dieser Arbeit steht und überspitzt, mit Bezug auf Gadamer, lauten könnte: Kollektives Wissen über Gesundheit (und Krankheit) ist semiotisch in der Sprache ‚verborgen‘.²

Mit anderen Worten geht es um die umfassende Frage, an welche sprachlichen Zeichen Vorstellungen über Gesundheit und Krankheiten im heutigen Sprachgebrauch rückgebunden sind und in welcher Weise die Sprachgebrauchsformen wiederum die Vorstellungen prägen. Des Weiteren geht es um die Frage, wie Fach- und Diskursgemeinschaften ihrer Ratlosigkeit zum Beispiel in Bezug auf den spezifischen Fall der vierzehnjährigen Bea begegnen bzw. im Allgemeinen auf den Umstand reagieren, dass Wissen zu einem beobachteten Phä-

1 In der vorliegenden Arbeit werden Formulierungen gewählt, die sich einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch annähern. Die verschiedenen Formen geschlechtergerechter Schreibung befinden sich momentan im Wandel. So stellt diese Arbeit eine Momentaufnahme und damit auch eine Erprobung und ein Austarieren zwischen Sprachnormen, wie sie in aktuellen Nachschlagewerken zur Orthografie und Grammatik der Standardvarietät beschrieben werden, und Sprachwandelendenzen dar. Es werden in dieser Arbeit verschiedene Formen variiert (*Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, Wissenschaftler/innen*, (an wenigen Stellen je nach Satzbau) *den Wissenschaftler/inne/n, Fachleute*, usw.), um eine bestmögliche flüssige Lesbarkeit des Textes zu gewährleisten. An manchen Stellen wird aus Gründen der Komplexität des Satzbaus bei Ausdrücken, die auf abstrakte linguistische Personenkategorien verweisen (*Sprecher, Leser*), nur die maskuline Form in generischer Lesart verwendet. Die Verfasserin ist sich bewusst, dass die Doppelnennungen ein binäres System konstituieren. Weitere in Gebrauch gekommene metasprachliche Kennzeichnungen überwinden nach Meinung der Verfasserin jedoch ebenfalls bisher nicht durchgehend die im Sprachsystem verankerte binäre Zuordnung, beispielsweise bei der Verwendung (un)bestimmter Artikel und Pronomen im Singular. Daher sei an dieser Stelle dem Wunsch nach weiterer sprachgesellschaftlicher Erprobung geschlechtergerechter Sprache Ausdruck verliehen.

2 Diese These knüpft an die seit dem linguistic turn in vielen Geisteswissenschaften reflektierte Grundannahme an, dass gesellschaftliche und „kulturelle Fakten, kulturelle Gewohnheiten, Konzeptualisierungen und Werte durch Sprache und in der Sprache konstituiert und sedimentiert – ja archiviert“ werden (Günthner/Linke 2006: 19). ›Sprache‹ wird hier als „ein kognitives Werkzeug verstanden, in deren Formen sich die Ergebnisse vorangegangener Perspektivierungs- und Objektivierungsanstrengungen für eine künftige Nutzung niedergeschlagen haben“ (Köller 2004: 25, vgl. dazu auch Kapitel 2.1.2 dieser Arbeit).

nomen im Erleben und Verhalten der eigenen Person oder anderer Personen „spezifikationsbedürftig“ ist.³ Hierbei gibt es grundsätzlich und insbesondere bei Themen rund um Gesundheit und Krankheit die Reaktionsmöglichkeiten von widerstreitenden Positionen und Einigung in Bezug auf die Frage, wie das Leiden der jeweiligen Person einzuordnen und zu bestimmen ist und wie man von fachlicher, gesellschaftlicher und privater Seite aus darauf reagieren kann und soll. Neben der Überzeugung, dass Wissen insbesondere „in massenmedial operierenden *knowledgeable societies*“ (Warnke 2009: 113f.) immer machtgebunden ist und agonial ausgehandelt wird (vgl. Felder 2015; Mattfeldt 2018), wird in dieser Arbeit die Auffassung vertreten, dass es in jeder Gesellschaft oder Gruppe auch ein Bedürfnis nach Koordination (vgl. Feilke 1996: 35) und damit nach stabilen, gemeinsamen Wissensinhalten und einer Verständigung über diese gibt. Das bedeutet, dass es erstens neben den agonalen (sprachlichen) Praktiken auch konsensuale, unifizierende (sprachliche) Praktiken geben muss,⁴ die eine Reduzierung konfligierender Standpunkte und „geteilte Akzeptanz von Erkenntnis“ (Warnke 2009: 113) konstituieren, und zweitens, dass es aus Gründen der gegenseitigen Versteh- und Argumentierbarkeit eine Art sprachliches wie

3 Die Rede von „spezifikationsbedürftige[n] Wissensbestände[n]“ geht zurück auf einen Thema-Begriff aus der Gesprächsanalyse nach Ochs-Keenan/Schieffelin (1976), den Klaus-Peter Konderding (2005: 10ff.) für die intertextuelle Diskursanalyse fruchtbar macht: Nach Ochs-Keenan/Schieffelin (1976) sind „Diskurstopiks bzw. -themen [...] *spezifikationsbedürftige Wissensbestände* bei Interaktionspartnern“ (Konderding 2005: 10). Diese können „in einer Frage explizit Ausdruck erlangen“ (ebd.: 11) und in einzelnen Turns eines Gesprächs bzw. in einem „Ensemble von öffentlich zugänglichen Texten“ intertextuell diskursiv ‚verhandelt‘ werden (ebd.: 9). In diesem Fall könnten die im Gespräch oder Diskurs verhandelten Fragen beispielsweise lauten: „Was hat Bea?“; „Wie sind diese Symptome bzw. ‚Signale‘ vor dem Hintergrund nosologischen Wissens zu deuten, zu klassifizieren und zu benennen?“ (vgl. dazu auch die Ausführungen zur medizinischen/psychosomatischen Semiotik in Kap. 3.1); Ist dies ein neues Phänomen oder gibt es vergleichbare ältere Konzepte, die eine solche Symptomatik beschreiben und erklären? Hat diese Symptomatik Krankheitswert?

4 Ekkehard Felder spricht von „konsensuale[r] und dissensuale[r] Faktizitätsherstellung in Diskursen“ und bezieht sich dabei auf „Perspektivenkonvergenzen und -divergenzen“, die „im Wettbewerb um gültige Aussagen“ im Diskurs an den Textoberflächen sichtbar und expliziert werden können (Felder 2013: 18). In dieser Arbeit wird dem Konzept des ›Konsensualen‹ das Konzept der ›Unifizierung‹ an die Seite gestellt. Bei letzterem Konzept muss der Effekt der Vereinheitlichung konkurrierender Positionen nicht auf vollständig bewussten konsensstiftenden „kommunikative[n] Strategien von Diskursakteuren“ (ebd.) basieren. Unter das diskursive Beschreibungskonzept der ›Unifizierung‹ werden in dieser Arbeit neben den konsensstiftenden Strategien auch teil- oder unbewusste Praktiken subsumiert, die den Diskurs verknappen und dadurch dazu führen, dass weniger divergierende Konzepte an der Textoberfläche sichtbar werden. Das Konzept der ›Unifizierung‹ wird in Kap. 6.2.1 erläutert.

fach- und alltagsweltliches Basiswissen⁵ geben muss, auf dessen Grundlage die Perspektivierungs- und Argumentationsspiele stattfinden können. Dieses Basiswissen, welches nicht (vollständig) bewusst sein muss, kann zwischen den Zeilen bzw. Worten hindurchscheinen und damit Spuren an der Sprach- bzw. Diskursoberfläche hinterlassen.⁶

Die vorliegende Arbeit fokussiert das eben genannte Bedürfnis nach Koorientierung und diskursiver Spezifizierung und interessiert sich vor diesem Hintergrund besonders für die folgenden Fragen:

- Mit welchen Sprachgebrauchsformen und Praktiken wird in Fach-, Medien- und Vermittlungstexten ein spezifikationsbedürftiges Phänomen im Bereich psychischer Gesundheit oder Krankheit näher bestimmt bzw. definiert? In welcher Weise unterscheiden oder ähneln sich medizinische/psychologische und fachexterne Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens und Mittel und Praktiken des Definierens?
- Mit welchen routinierten Sprachgebrauchsformen und Praktiken wird das zu spezifizierende Phänomen zwischen den Polen ›gesund‹ und ›krank‹ verortet?
- In welcher Weise geben Formen an der Sprachoberfläche Aufschluss über die „kulturellen, sozialen und familiären Normen und Werte[n]“ (Wittchen/Falkai/Stangier et al. ²2018: 19), die bei der begrifflichen Fassung bzw. Definition von Auffälligkeiten im körperlichen oder psychischen Erleben und Verhalten eine Rolle spielen? Inwiefern könnten diese Erkenntnisse für die psychologisch-psychiatrische Diagnostik interessant sein?

Der letzte Punkt schließt an Beobachtungen an, die die Herausgeber/innen der aktuellen deutschen Fassung des „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-V)“ beschreiben. Sie geben in der Einleitung zu diesem Klassifizierungshandbuch zu bedenken, dass die soziokulturellen Einbettungsbedin-

⁵ Verschiedene hermeneutische und (diskurs-)linguistische Publikationen haben sich mit diesem vorauszusetzenden, verstehens- und kommunikationsrelevanten Wissen befasst. So fasst in einem Aufsatz zum Beispiel Dietrich Busse den „umfassenden epistemisch-kognitiven Hintergrund, der das Verstehen einzelner sprachlicher Zeichen(ketten) oder Kommunikationsakte überhaupt erst möglich macht“ unter dem Begriff ‚Kontext‘ (Busse 2007: 82). Weitere linguistische Positionen zu diesem Thema werden in Kapitel 2.2.1 dieser Arbeit erörtert.

⁶ Vgl. zur Auffindung dieses Wissens u. a. die Methoden, die Peter von Polenz in seiner Satzsemantik als „Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens“ beschreibt (von Polenz ³2008), und die Anwendung des Spurbegriffs auf die linguistische Analyse durch Marcus Müller, die für die vorliegende Arbeit ebenfalls fruchtbar gemacht wird (vgl. Müller 2015: 47 ff. und 53 ff., siehe auch Kap. 4.1.2 dieser Arbeit).

gungen bei fachlichen Definitionen von psychischen Störungen stets reflektiert werden sollten:

Psychische Störungen werden in enger Beziehung zu kulturellen, sozialen und familiären Normen und Werten definiert. Kulturelle Aspekte bieten einen Interpretationsrahmen, der das Erleben und die Ausprägung von Symptomen, Beschwerden und Verhaltensweisen formt, die wir als Kriterien für Diagnosen verwenden. Kulturelle Aspekte werden innerhalb von Familien, aber auch innerhalb anderer sozialer Systeme und Institutionen weitergegeben, verändert oder erschaffen. Eine diagnostische Beurteilung muss daher immer berücksichtigen, ob sich das Erleben, die Symptome und die Verhaltensweisen Betroffener von den jeweiligen soziokulturellen Normen unterscheiden und zu Schwierigkeiten führen, sich an die herrschende Kultur anzupassen oder in einem spezifischen sozialen und familiären Kontext zurechtzukommen. Kulturelle Schlüsselaspekte wurden, sofern sie für die diagnostische Klassifikation und Beurteilung relevant sind, im Entwicklungsprozess des DSM-5 berücksichtigt.⁷ [...]

Die Grenze zwischen Normalität und Pathologie variiert für bestimmte Verhaltensweisen von Kultur zu Kultur. Es gibt ferner unterschiedliche Schwellen für die Akzeptanz bzw. Toleranz spezifischer Symptome und Verhaltensweisen, die ebenfalls je nach Kultur, sozialer Bezugsgruppe oder familiärem Hintergrund variieren.

(Wittchen/Falkai/Stangier et al. ²2018: 19, Unterstreichungen T.S.)

Die Herausgeber/innen des Manuals weisen in diesem Zitat darauf hin, dass „kulturelle Aspekte [...] innerhalb von Familien, aber auch innerhalb anderer sozialer Systeme und Institutionen weitergegeben, verändert oder erschaffen“ (ebd.) werden, wobei der Sprache als Kommunikations- und Perspektivierungsmedium (vgl. Köller 2004) eine wichtige Rolle zukommt. Die hier wiedergegebene Passage verdeutlicht zudem, dass Definitionen psychischer Störungen immer im „Spannungsfeld von fachwissenschaftlicher Spezialisierung und menschlichen Alltagserfahrungen“ entstehen (Riecke 2016: 240).⁸

Die diversen Wissensarten, die sich in diesem Spannungsfeld auffinden lassen, werden in erkenntnistheoretischer Forschungsliteratur anhand verschiedener Wissenskonzepte⁹ erörtert. Diese Kategorisierungen unterscheiden

⁷ Kulturelle Aspekte werden zum Beispiel über das „Cultural-Formulation-Interview (CFI)“ erhoben, dessen Entwicklung und Anwendung im DSM-V beschrieben wird (Wittchen (Koordination)/Schouler-Ocak (Übersetzung) ²2018: 1027–1043, im QV unter 8.1.3).

⁸ Jörg Riecke bezieht diese Aussage auf den Bereich der Medizin insgesamt im Rahmen seiner Überlegungen zur Neukonzeption eines medizinhistorischen Wörterbuchs (vgl. Riecke 2016: 240ff.). Diese Aussage lässt sich nach Meinung der Verfasserin besonders gut auch auf den Bereich der psychiatrischen Medizin und Psychologie übertragen.

⁹ In Kapitel 2.2.1 dieser Arbeit werden die Konzepte ›knowledge by description‹ und ›knowledge by acquaintance‹ sowie ›prozedurales und deklaratives Wissen‹ und ihre Anwendbarkeit auf die vorliegende Untersuchung dargelegt und diskutiert.

beispielsweise, auf welchen Wegen wir Wissen erwerben, z. B. durch Primärerfahrung und Lebenspraxis oder „durch ein symbolisch vermitteltes Repräsentationsformat“ (Konerding 2009: 84) wie zum Beispiel durch Vermittlungstexte im Gesundheitssektor¹⁰. Des Weiteren wird differenziert, ob der Wissenszugriff eher unbewusst implizit oder reflektiert explizit geschieht (vgl. Konerding 2015b; Warnke 2009 und Kap. 2.2.1 dieser Arbeit). Es wird aber jenseits der analytischen Unterscheidung angenommen, dass diese Wissensformen in einem engen intrikat-ten Wechselverhältnis zueinander stehen (vgl. Konerding 2009: 86).

Die vorliegende Arbeit geht davon aus, dass man eine ähnliche Verschränkung zwischen vorreflexiven und reflektierten Handlungs- und Verhaltensweisen, kollektiven Meinungen und alltäglichen Fertigkeiten auch beim Definieren im für Menschen essenziellen Bereich von Gesundheit und Krankheit annehmen und an der Sprachoberfläche diskursiv nachzeichnen kann.¹¹ Sie setzt sich daher zum Ziel, diese Wechselbeziehung im Prozess diskursiver Wissenskonstituierung durch die Analyse von Fach-, Medien- und Vermittlungstexten auszuloten, die anhand eines spezifischen Themas Fragen zur psychischen Gesundheit und Krankheit verhandeln. Warum zu diesem Zweck Texte gewählt wurden, die sich mit dem Thema „Burnout“ auseinandersetzen, wird im folgenden Kapitel begründet.

10 Vermittlungstexten im Gesundheitssektor kommt eine erstaunliche Macht zu, wenn man betrachtet, in welcher Auflage beispielsweise die „Apotheken Umschau“ (AU) erscheint: Die AU ist eines der auflagenstärksten Magazine im Themenbereich Krankheit und Gesundheit in Deutschland. Die monatlich verkaufte Auflage (Ausgabe A und B) betrug nach der „Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern e. V.“ 2019 im dritten Quartal rund 8.84 Millionen Exemplare. Einsehbar unter: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/797830/umfrage/verbreitete-auflage-der-apotheken-umschau/> (zuletzt eingesehen am 23.12.2019). Eine im Jahr 2018 veröffentlichte Untersuchung der Bertelsmann-Stiftung hat über eine bevölkerungsrepräsentative Umfrage und Tiefeninterviews darüber hinaus herausgefunden, dass von den Befragten etwa jede zweite Person online nach Gesundheitsinformationen sucht. Die Studie ist einsehbar unter: https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/VV_SpotGes_Gesundheitsinfos_final.pdf (zuletzt eingesehen am 14.12.2019, siehe im Literaturverzeichnis unter Haschke/Westrick/Schwenk 2018). Die stete Präsenz psychologisch-medizinischer Berichterstattung in den Medien führt dazu, dass Texte unser Wissen über Gesundheit und Krankheit(en) und damit zusammenhängend unser Gesundheitserleben entscheidend prägen können (vgl. Felder 2009b: 13). Wir rezipieren sprachlich vermitteltes Wissen („knowledge by description“, vgl. Warnke (2009: 122) mit Bezug auf B. Russell) über Risikofaktoren, Krankheitsverläufe und Symptome, ohne dieses Wissen zwingend selbst durch unmittelbare Erfahrung („knowledge by acquaintance“, vgl. ebd.) erworben haben zu müssen bzw. ohne von direkten Zeichen des eigenen Körpers ‚indexikalisch‘ berührt worden sein zu müssen.

11 Die Frage, wie man dies an der Sprachoberfläche diskursiv nachzeichnen kann und das Verhältnis von „Sprache, Erkenntnis und Handlung“ (Felder/Gardt 2015: 3) werden in Kapitel 2 eingehend behandelt.

Das Wechselspiel reflexiver und vorreflexiver Verfahrensweisen, sozialer, konventioneller und individueller Momente sowie inner- und außerdiskursiver Elemente im Prozess der Wissenskonstituierung wird zudem in Theorieansätzen reflektiert, die methodisch mit den Analysekonzepten der ›Praxis‹ und ›Praktik‹ operieren.¹² Diesem Analyseparadigma schließt sich die Arbeit an, um die oben ausgeführten und folgenden Erkenntnisfragen mit den Mitteln einer praxeologisch-diskurslinguistischen Methode zu bearbeiten:

- Kann man Definieren, zusätzlich zur reflektiert-bewussten Definitionshandlung eines Textautors/einer Textautorin, auch als überindividuellen, transtextuellen und chronologischen Prozess begreifen, der sich in einem Diskurs entfaltet?
- Welche sozialen und (fach)kulturellen Praktiken und Normen beeinflussen einen solchen sich im Diskurs vollziehenden Prozess?
- In welcher Weise sind intentionale Definitionshandlungen immer „umspielt [...] von im Sozialen gelagerten kognitiven, volitiven, emotionalen und physischen Verhaltensroutinen“? (Müller 2015: 18)
- Wie schließen diese Fragestellungen an die bisherige linguistische und terminologische Forschung zum Definieren an?

Das folgende Kapitel widmet sich der Frage, weshalb fachliche und fachexterne Texte zum Thema „Burnout“/„Burnout-Syndrom“ zur Beantwortung dieser Erkenntnisfragen ausgewählt wurden. In Kapitel 1.3 wird die Arbeit in den bisherigen Forschungshintergrund eingebettet und der Aufbau der Arbeit erläutert.

1.2 Das Erkenntnispotenzial des Burnout-Diskurses für die vorliegende Untersuchung

Am Beispiel Burn-out lassen sich Prozesse der Medikalisierung und Herausbildung einer Krankheitsidentität exzellent studieren. Dies darf aber nicht verwechselt werden mit einer Krankheitsentität im medizinischen Sinne.¹³ (Kaschka/Korcza/Broich 2012: 340)

Die Autoren Wolfgang P. Kaschka, Dieter Korcza und Karl Broich äußern diese Sätze in einem öffentlichen Antwortschreiben auf sechs Leserbriefe, die zu ihrem

¹² Der Zusammenhang von ›Praxis‹, ›Praktiken‹ und ›Wissen‹ sowie die Anwendung dieser Analysekonzepte im (diskurs-)linguistischen Paradigma werden in Kapitel 4.1. ausführlich dargelegt.

¹³ Kaschka/Korcza/Broich (2012), veröffentlicht im Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4.

Überblicksbeitrag „Modediagnose Burn-out“¹⁴ eingegangen waren. Sie zitieren hier die aus dem Bereich der medizinischen Soziologie stammenden Konzepte der „Medikalisierung“ und „Krankheitsidentität“ aus dem fünften Leserbrief. Dessen Autoren betonen, dass insbesondere das Konzept der ›Krankheitsidentität‹ deutlich mache, „wie sich Krankheitsidentitäten im Zusammenspiel von individuellen (Leidens-)Erfahrungen und öffentlichen, vor allem durch die Medien verbreiteten Bildern und Deutungen bestimmter Befindlichkeiten oder Krankheitszustände herausbilden“ (Wehling/Viehöver/Gündel 2012: 339f.)¹⁵.

Der Artikel „Modediagnose Burn-out“, der einige Monate zuvor im Deutschen Ärzteblatt erschienen war, hatte nach Angaben der Autoren zum Ziel,

auf Basis eines vom Deutschen Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) in Auftrag gegebenen HTA-Berichts (HTA, „health technology assessment“) eine Übersicht des gegenwärtigen Kenntnisstandes zu Burn-out zu liefern und aufzuzeigen, dass hier erheblicher Forschungsbedarf besteht.

(Kaschka/Korczak/Broich 2011: 781, im QV unter 8.1.4)

Der Forschungsbedarf wird insbesondere damit begründet, dass dem „Burn-out-Syndrom“ als „Grundlage zahlreicher Arbeitsunfähigkeitsbescheinigungen“ und vor dem Hintergrund „alarmierender Statistiken“ bezogen auf „Arbeitsunfähigkeitstage durch psychische Erkrankungen [...] gesundheitspolitische Brisanz“ und medizinische Relevanz zuerkannt werden, die bisherige Forschung aber noch keine „verbindliche Definition“ und kein „valides, allgemeingültiges differenzialdiagnostisches Instrument für das Burn-out-Syndrom“ hervorgebracht habe (ebd.). Der Hinweis, dass der Begriff ›Burnout‹ als Diagnose in der Praxis schon verwendet, aber von Seiten der „wissenschaftlichen Psychiatrie“ kritisiert werde (ebd.: 781; 783), zeigt, dass verschiedene konkurrierende Positionen zum Thema „Burnout“ vorhanden sind, die in Opposition zueinander stehen (vgl. Mattfeldt 2018: 54; 56; vgl. zum Burnout-Diskurs in diesem Zusammenhang auch Varwig 2020: 212). Diese Agonalität zwischen verschiedenen „Ereignisdeutungen, Handlungsoptionen und Geltungsansprüchen“ (Felder 2013: 21) der Leserbrief-Schreibenden aus verschiedenen medizinischen Bereichen (z. B. Allgemeinmedizin, (tiefenpsychologische) Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinsoziologie, Gynäkologie) zeigt sich auch in komprimiert-verdichteter Weise in den Leserbrief-Positionen:

So spricht der Autor des ersten Leserbriefs davon, dass er in seiner Allgemeinarzt-Praxis die Diagnose ›Burnout‹, „Modebegriff hin oder her, [...] weiterhin [...] für Arbeitsunfähigkeitsbescheinigungen gebrauchen“ werde

¹⁴ Kaschka/Korczak/Broich (2011), veröffentlicht im Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4.

¹⁵ Veröffentlicht im Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4.

(Breitenbürger 2012: 338)¹⁶, da er in diesem Begriff etwas erkennt, das ›Burnout‹ von anderen Diagnosen unterscheidet:

Ich sehe das pragmatisch, drückt dieser Begriff doch die Schwere der Erschöpfung aus, wenn zum Beispiel ein Patient nach vier Wochen Arbeitsunfähigkeit immer noch in gleicher Weise erschöpft ist, die Traurigkeit nicht das Primäre ist und die vorausgehende Arbeitsbelastung enorm war. (Breitenbürger 2012: 338, Unterstreichungen T.S.)

Der zweite Leserbrief hingegen ist übertitelt mit „Usefull illness“ [sic] und konstatiert:

Viele Patienten sehen in Burn-out mit Tinnitus eine Lösung ihrer Probleme und die Chance, bei körperlicher Gesundheit einen Grad der Behinderung zu erlangen. Burn-out ist aus Sicht der Patienten eine „Usefull [sic] illness“.¹⁷

(Baschek/Steinert 2012: 338, Unterstreichungen T.S.)

Für die Autoren des dritten Leserbriefs entspricht das „Burn-out-Erleben [...] primär einem subjektiven Störungsmodell Betroffener“ (Voderholzer/Hillert 2012: 338)¹⁸, das „der Perspektive von Experten diametral entgegengesetzt“ sei. Diese Patientenperspektive gelte es neben der Arztperspektive jedoch auch als relevante Perspektive anzuerkennen:

Burn-out ist erheblich mehr als eine Mode-Diagnose. Das Phänomen ist eine existenzielle Herausforderung für eine auf naturwissenschaftliche Kriterien (unter anderem Reliabilität, Validität) fixierte Medizin. Einerseits besteht die Gefahr, dass „kundenfreundlich“ ausgerichtete Kollegen unkritisch ins Burn-out-Horn blasen, was kurzfristig den Umsatz steigern mag und langfristig zum Verlust der langjährig erarbeiteten diagnostischen und

¹⁶ Veröffentlicht im Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4. Einen Beleg für die Diskussion, ob „psychogene[n] Erkrankungen, [...] mit Modewörtern wie ‚ausgebrannt‘“ inadäquat ‚erhöht‘ würden, findet man schon in den 1990er Jahren im Deutschen Ärzteblatt (siehe Witzmann 1996: A-1582, im QV unter 8.1.4). In einer Rezension im SPIEGEL 18/2003 zum Buch „Was hab ich bloß? – Die besten Krankheiten der Welt“ von Werner Bartens wird „Burnout“ zudem den „noblen“ modernen Modekrankheiten zugerechnet (= DER SPIEGEL 2003, im QV unter 8.1.6).

¹⁷ Eine ähnliche Debatte um ‚wirkliches‘ oder nur ‚simuliertes‘ Leiden beschreibt Alexa Geisthövel für die Anerkennung des Diagnosekonzepts ›Neurose‹ im ausgehenden 19. und danach im 20. Jahrhundert. Die Debatte entzündete sich, wie sie schreibt, in Deutschland kurz nach Einführung der gesetzlichen Unfallversicherung für Betriebsunfälle in den 1880er Jahren an der Frage, ob die Unfallkassen für arbeitsbedingte nervöse Unfallfolgen einer „traumatische[n] Neurose [...] ohne erkennbare organische Läsionen“ aufzukommen hatten (Geisthövel 2019: 47f.). Stimmen, die darin eine ‚vorgetäuschte‘ Krankheit sahen, sprachen z. B. von „Rentenhysterie oder -neurose“ (ebd.: 49, siehe auch Kap. 7.4 dieser Arbeit).

¹⁸ Veröffentlicht im Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4.

therapeutischen Standards führt. Andererseits wird unübersehbar, wie weit sich aktuelle psychiatrische ICD-10-Diagnosen von den Bedürfnissen Betroffener entfernt haben, die (zu Recht) eben nicht nur ein Label für Syndrome[,] sondern Erklärungen für erlebtes Leid wünschen. Die Herausforderung besteht darin, medizinische Notwendigkeiten und Patienten-Bedürfnisse zu einem zeitgemäßen Ausgleich zu bringen.¹⁹

(Voderholzer/Hillert 2012: 338f., Unterstreichungen T.S.)

In den Leserbriefen werden u. a. folgende divergierende Konzepte aufgerufen: Einerseits ›Burnout als nützlicher Diagnosebegriff, um reales Leiden, das von anderen Diagnosen nicht hinreichend erfasst wird, abzubilden‹, andererseits ›Burnout als lukratives Diagnoseangebot für vorgetäushtes Leiden‹ und schließlich ›Burnout als medizinische Diagnose für ein gesellschaftliches Phänomen/ Problem‹. In den weiteren Konzepten geht es darüber hinaus um verschiedene Bereiche, in denen dieser ›DIAGNOSE‹ Geltung zuerkannt wird: ›Burnout als subjektiver/subjektiv-kollektiver Krankheitszustand, in dem individuelle (Leidens-) Erfahrungen und öffentliche Deutungsmuster amalgamieren‹, und ›Burnout als psychiatrische Diagnose eines bestehenden fachlich-gesellschaftlich anerkannten Klassifikationssystems‹.

Neben der Verbalisierung dieser unterschiedlichen Perspektiven betonen die Autoren des dritten Leserbriefs jedoch, dass es für die „medizinische[n] Notwendigkeiten und Patienten-Bedürfnisse“ wichtig sei, diese Perspektiven „zu einem zeitgemäßen Ausgleich zu bringen“ (Voderholzer/Hillert 2012: 338f.). Daran anschließend ist es fraglich, inwieweit sich diese verschiedenen Perspektiven voneinander strikt trennen lassen, wenn man die Aussage der Herausgeber/innen des DSM-V, die in Kapitel 1.1 zitiert wurden, an dieser Stelle nochmals ins Gedächtnis ruft: „Psychische Störungen werden in enger Beziehung zu kulturellen, sozialen und familiären Normen und Werten definiert“ (Wittchen/Falkai/Stangier et al. ²⁰2018: 19). Es stellt sich demnach die Frage, ob und in welcher Weise sich das Wechselverhältnis von verschiedenen gesellschaftlichen Stimmen²⁰ (verschiedenen Fachrichtungen, öffentlichen Medien, Individuen) und agonaler Wissensaushandlung einerseits und dem

19 Im vierten und sechsten Leserbrief, die hier nicht ausführlich zitiert werden, weisen die Schreibenden auf weitere Aspekte der Tiefenpsychologie und „der neueren biopsychologischen und naturwissenschaftlichen Medizin“ hin, die es in Bezug auf ›BURNOUT‹ zu berücksichtigen gelte (vgl. Wankelmuth 2012; Wolf 2012, beide erschienen im Dt. Ärzteblatt, siehe im QV unter 8.1.4).

20 In dieser Arbeit wird wiederholt von *Stimmen*, die sich in Texten des Diskurses manifestieren, gesprochen. Mit dieser Terminologie schließt die vorliegende Arbeit an das diskursanalytische Konzept der ›Polyphonie‹ an, das in der französischen Äußerungslinguistik Verwendung findet. Nach diesem Konzept können „Aussagen nicht produziert werden, ohne andere explizit oder implizit zu Wort kommen zu lassen“ (Angermüller 2014: 301).

„Beenden des agonalen Zustands“ (Mattfeldt 2018: 99) bzw. dem Bedürfnis nach Koorientierung (vgl. Feilke 1996: 35) andererseits diskursiv nachzeichnen lässt.

Anschließend an den Artikel „Modediagnose Burn-out“ von Kaschka/Korczak/Broich (2011) könnte man die folgende These aufstellen, die als Indiz für dieses Wechselspiel betrachtet werden könnte: Je vehementer gegen bestimmte Interpretationsperspektiven bzw. Konzepte in Bezug auf einen Sachverhalt in Texten angeschrieben wird, desto wahrscheinlicher ist es, dass die kritisierten Perspektiven schon eine gewisse Wirkmacht im „Textnetz“ zu diesem Thema bzw. Diskurs (vgl. Felder 2012: 122) erlangt haben.

Dies sei an folgendem Beispiel aus der ZEIT vom 01.12.2011 plausibilisiert (= Albrecht 2011a, im QV unter 8.1.6, Unterstreichungen T.S.):

Mit dem Begriff Burn-out hatte Herbert Freudenberger 1974 die verbreitete chronische Erschöpfung von Menschen in helfenden Berufen, von Krankenschwestern oder Altenpflegern charakterisiert. Der amerikanische Psychoanalytiker verstand den Zustand explizit nicht als psychische Erkrankung, sondern als Folge einer Arbeitsüberlastung in Gesundheitsberufen. Bald eroberte der Begriff Deutschland und fand Anwendung in immer neuen Arbeitsfeldern.

In diesem Abschnitt wird die „Situation der Referenzfixierung“²¹, die mit der Person Herbert Freudenberger verbunden wird, rekapituliert. Mit dem Ausdruck *Burnout* habe Freudenberger auf die „chronische Erschöpfung von Menschen in helfenden Berufen“ referiert. Durch die negierte Phrase „verstand den Zustand explizit nicht als psychische Erkrankung“ wird jedoch darauf aufmerksam gemacht, dass es andere Stimmen zu geben scheint, die ›Burnout‹ mit einer ›psychischen Erkrankung‹ gleichsetzen. Diese Konzeptualisierung möchte der Autor des Artikels durch die Gegenüberstellung zur ‚ursprünglichen‘ Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierung berichtigen. Ein ähnliches Motiv könnte auch zur Wahl des Titels „Modediagnose Burn-out“ im Deutschen Ärzteblatt geführt haben. Durch die kennzeichnende²² Zuordnung des Ausdrucks *Modediagnose* zu ›Burnout‹ wird die Adäquatheit des Konzepts ›medizinische Diagnose‹ für ›Burnout‹ angezweifelt. Der „ein wenig provokativ gewählt[e]“ Titel (Kaschka/Korczak/Broich 2012: 341) unterstreicht jedoch ebenfalls, dass die Konzeptu-

²¹ Zum Terminus *Referenzfixierung* siehe Wimmer (1979: 113ff.) sowie Felder (2003: 58ff.), der Bedeutungs- und Referenzfixierungsversuche von Juristinnen/Juristen beschreibt, und Felder (2006b: 15), der die Termini *Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungsversuch* im Rahmen diskurs-linguistischer Analyse erläutert; zur Beschreibung der „Situation der Referenzfixierung“ als beliebtes Verfahren in Vermittlungstexten siehe Liebert (2002: 86).

²² Zur satzsemantischen Bestimmung von „KENNZEICHNUNGEN“ siehe die Ausführungen von Peter von Polenz (³2008: 164f.).

alisierung von ›*BURNOUT*‹ als ›Krankheit‹ bzw. ›medizinische/psychiatrische Diagnose‹ schon eine gewisse Wirkmächtigkeit erreicht haben muss und dass andere divergierende Positionen möglicherweise bisher nicht wirkmächtig genug in Erscheinung getreten sind. Denn sonst würde nicht in dieser deutlichen Form dagegen angeschrieben werden.²³

Die vorliegende Arbeit interessiert sich vor diesem Hintergrund für die sprachlichen Mittel und diskursiven Praktiken, die eine solche, in den obigen Zitaten kritisierte, Verfestigung bzw. einheitliche Fassung eines Begriffs im Diskurs bewirken oder unterstützen. Denn solche Praktiken könnten auch den Prozess der diskursiven Herausbildung und Durchsetzung einer kollektiv geteilten ‚allgemeingültigen‘ Definition unterstützen. In diesem Sinne ist der Titel der Arbeit „Die Macht des Definierens. Eine diskurslinguistische Typologie am Beispiel des Burnout-Phänomens“ zu lesen. Es geht um sprachlich-diskursive Formen und Praktiken, die bestimmten Konzepten und Konzeptattributen zu diskursiver Wirkmacht verhelfen können – wodurch Gegenpositionen weniger sichtbar werden – und die dem zu bestimmenden Gegenstand (dem Definiendum) vor dem Hintergrund geteilter (fachlicher und alltagsweltlicher) Wissensbestände einen Platz zuweisen, hier zwischen den Polen ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹. Damit schließt die Arbeit an die diskurs- und themenübergreifende Grundannahme an, dass „Herrschaft und Macht [...] auch über Semantik ausgeübt“ werden (Felder 2020: 30), und an den damit verbundenen Gedanken: „Wer definiert, regiert“ (ebd.). Auf den Typologie-Begriff der Arbeit wird in Kapitel 1.3 eingegangen.

Der Burnout-Diskurs scheint sich für eine solche Fragestellung besonders anzubieten. Dies haben Voranalysen von Texten zum Thema „Burnout“ aus verschiedenen Dekaden (von 1975–2018) ergeben, die zu den folgenden vermeintlich widersprüchlichen Beobachtungen und zu den weiterführenden Untersuchungsinteressen geführt haben:

Man findet viele Passagen in den fachlichen und fachexternen Texten des Burnout-Diskurses, die eine uneinheitliche, nicht eindeutige, zu wenig trennscharfe und ungenaue Verwendung des Begriffs ›*Burnout*‹ sowie das Fehlen einer validen, international konsentierten Definition konstatieren. Dieser Kritik steht allerdings

²³ Jürgen Spitzmüller geht auf ein ähnliches Phänomen in Texten der metatypografischen Literatur ein, die sich mit dem Verhältnis zwischen Typografie/Schrift und Inhalt eines Textes befassen (Spitzmüller 2010). Er beschreibt, dass der „Unsichtbarkeitstopos“, also die Vorstellung, dass Typografie so neutral und unmerklich wie möglich sein sollte (ebd.: 100), eine große Wirkmacht im typografischen Bereich erreicht und diese trotz vieler auch einflussreicher Gegenstimmen noch nicht verloren habe. Denn „sonst müssten die Typografen nicht so vehement dagegen anschreiben“ (ebd.: 101).

der konvergente Leseindruck entgegen, der sich in Bezug auf die begriffliche Fassung bzw. Definition von ›*BURNOUT*‹ einstellt, wenn man Texte von 1975 bis 2018 sichtet.²⁴ Diese Ausgangslage bietet sich für eine Heuristik diskursiver Prozesse des Definierens geradezu an: Denn zum einen bieten die definitionskritischen Äußerungen in fachlichen und fachexternen Texten sprachliches Analysematerial, um die Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens im Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit induktiv herauszuarbeiten. Zum anderen kann durch die diachrone transtextuelle Analyse nachempfunden und anhand sprachlicher Mittel und Praktiken der Zuweisung, Einordnung, Ein- und Abgrenzung sowie Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung aufgezeigt werden, wodurch dieser konvergente Leseindruck entsteht, der wiederum die oben beschriebene Kritik herausfordert. Diese Beobachtungen haben die folgende Erkenntnisfrage in entscheidendem Maße beeinflusst: Inwiefern kann man Definieren in einem Diskurs auch als überindividuellen, transtextuellen und chronologischen Prozess begreifen? (vgl. Kap. 1.1).

Die Wahl des Burnout-Diskurses für die Untersuchung der in Kapitel 1.1 formulierten Thesen und Forschungsinteressen lässt sich demnach auf inhaltliche und forschungspraktische Gründe zurückführen:

Der Diskurs zum Begriff/Phänomen ›*BURNOUT*‹ stellt einen relativ jungen medizinisch-psychologischen Forschungsbereich dar.²⁵ Die Untersuchung umfasst im Kern Texte von 1975 bis 2015. Das bedeutet forschungspraktisch, dass der Prozess der Wissensbildung und die Verwobenheit von fachlichen und alltagsweltlichen kommunikativen Praktiken von Beginn an nachvollzogen werden kann. Inhaltlich berührt das Burnout-Konzept essenzielle anthropologische Bereiche, da es um das Spektrum der Begriffe „Wohlbefinden – Unbehagen – Indisponiertheit – Störung – Krise – Erkrankung – Krankheit – Leiden – [...]“ (Payk 2007: 7) kreist und deren Wechselverhältnis zu gesellschaftlichen und privaten Aufgaben, Funktionen und Zielen von Einzelpersonen und Personengruppen (von Arbeitnehmern/Arbeitnehmerinnen im Allgemeinen und bestimmten Berufen) beschreibt. Das *BURNOUT-SYNDROM* eignet sich als Diskurs- und Forschungsgegenstand zudem besonders gut, da bei diesem Phänomen der Klassifizierungsstatus als klinische

24 Die Arbeit schließt damit an die Programmatik Felders für linguistische Diskursanalysen an: „Diskursanalysen sollten die besonders umstrittenen als auch die vermeintlich so konsensual und unwidersprochen vermittelten Konzepte transparent machen – und zwar so, wie sie in der Öffentlichkeit präsentiert werden, und nicht so, wie bestimmte Diskursakteure behaupten, dass die Gegenstände in den Medien präsentiert würden. Das ist ein ganz entscheidender Unterschied“ (Felder 2013: 20).

25 Die Frage, wann ein Diskurs ‚beginnt‘ und ob man es beim Gegenstand/Begriff ›*BURNOUT*‹ mit einem ‚neuen‘ Phänomen zu tun habe oder ob dies ein neuer Name für ein eigentlich bekanntes, vorher anders benanntes Phänomen sei, wird in Kapitel 6.1.1 dieser Arbeit behandelt.

Diagnose von medizinisch-psychiatrischer Seite umstritten bzw. hybrid ist: So ist ›Burnout‹ im Klassifikationssystem ICD-10 zwar nicht als Haupt-, aber als Zusatzdiagnose gelistet, und diese Zusatzdiagnose wird im Zuge der neuen Version, der ICD-11, die ab 2022 gelten soll, deutlich erweitert.²⁶ Dadurch stellt sich die Frage, welche Rolle rekurrent verwendete Sprachgebrauchsformen bei der definitorischen Einordnung des Burnout-Konzepts im saluto- und pathogenetischen Spektrum spielen.

1.3 Einbettung und Aufbau der Untersuchung

Der hier vorgelegte Forschungsansatz verortet sich im Forschungsparadigma einer Diskurslinguistik „nach Foucault“²⁷ und kombiniert Annahmen und Methoden dieses Paradigmas mit diskurssemiotischen²⁸ und praxeologischen²⁹ Theorie- und Forschungsansätzen. Diese Theorien werden für die Arbeit miteinander verbunden, weil sie alle von den (sprachlichen) Zeichen selbst ausgehen und ihnen praktische Effekte und damit eine konstitutive Rolle bei der Entstehung von Wissen zusprechen.

26 Siehe dazu die Ausführungen in Kapitel 6.2.2.2.

27 Jürgen Spitzmüller und Ingo Warnke wählen diesen Überbegriff in ihrer Einführung in die Diskurslinguistik (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011). Im Mittelpunkt dieses Diskursbegriffs steht „das handlungsleitende und sozial stratifizierte kollektive Wissen bestimmter Kulturen und Kollektive“ (ebd.: 8). „Nach Foucault“ bedeutet in diesem Zusammenhang, dass Arbeiten Foucaults als „theoretische und epistemologische Grundlage für die Diskurslinguistik“ Anwendung finden (ebd.). Dies bedeutet jedoch nicht, dass der diskurstheoretische Ansatz Foucaults eins zu eins in den linguistischen Analysen Anwendung findet. Verschiedene sozial- und geisteswissenschaftliche Fächer haben den Ansatz Foucaults rezipiert und für ihre genuinen Erkenntnisinteressen weiterentwickelt. In der germanistischen Linguistik intensivierte sich „die theoretische und methodologische Auseinandersetzung mit Foucaults Werk“ ab „Ende der 1980er- und insbesondere während der 1990er-Jahre“ (ebd.: 78). Die verschiedenen daraus entwickelten Ansätze stellen Spitzmüller/Warnke in ihrer Einführung vor (ebd.: 78–117). Der Diskursbegriff und die theoretische Anbindung dieser Arbeit wird in Kap. 2.2.1 und 2.3 ausführlich beschrieben. Hier sei auf die prägnante Zusammenfassung Katharina Jacobs der „verbindenden Elemente diskurslinguistischer Arbeiten“ verwiesen: „ein Bezug auf den Foucault’schen Diskursbegriff, ein mehr oder weniger ausgeprägtes Postulat konstruktivistischer Annahmen, ein meist an der sprachlichen Aufbereitung von Gesellschaft und Themen orientierter Fokus und eine Analyse auf transtextueller Ebene“ (Jacob 2017: 4).

28 Vgl. im Überblick dazu den Sammelband von Hess-Lüttich/Kämper/Reisigl (2017).

29 Vgl. im Überblick Deppermann/Feilke/Linke (2016) und in der linguistischen Forschungsanwendung Schuster (2010: 86ff.) und Müller (2015). In dieser Arbeit fungieren ›Handlung‹ und ›Praktik‹ nicht als Gegenbegriffe. Mit Bezug auf Stephan Habscheid wird in einer praxeologischen Herangehensweise (vgl. Habscheid 2016: 127) die Chance gesehen, die „Probleme und Grenzen handlungslogisch fundierter pragmatischer Analysen“ (Habscheid 2016: 132ff.) zu erkennen und zu überwinden, ohne auf die Möglichkeiten letzterer verzichten zu müssen (vgl. Kap. 4.1.2 dieser Arbeit).

Sie beziehen indessen sowohl sprach- bzw. diskursintern-systematische als auch sprach-/diskursextern-pragmatische Faktoren in den Sinnbildungsprozess mit ein.

Im Folgenden wird der Aufbau der Arbeit zunächst in einer grafischen Übersicht skizziert (siehe Abb. 1) und danach im Fließtext beschrieben. Dabei wird des Weiteren erläutert, an welche linguistischen Forschungstraditionen und Desiderate diese Untersuchung mit ihren Erkenntnisinteressen anschließt.

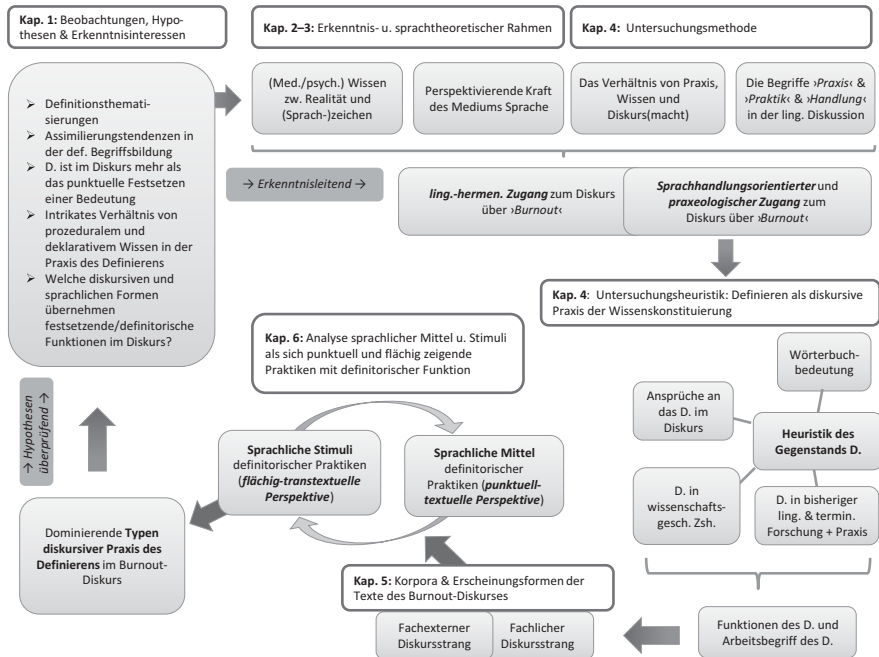


Abb. 1: Übersicht zum Aufbau der Arbeit (Die Abkürzung „D.“ steht für „Definieren“).

Wie das Verhältnis zwischen dem Gebrauch sprachlicher Zeichen, der Konstituierung von Wissen und der Welt bzw. Realität denkbar ist, wird in Kapitel 2.1.1 mit Bezug auf realistische und konstruktivistische Modelle dargelegt. Daraufhin werden diese Annahmen mit dem Begriff der ›Perspektivität‹ nach Köller (2004), der Zeichentheorie nach Ch. S. Peirce und einer Diskussion verschiedener Wissensbegriffe verbunden und an das Diskurs- und Semantikverständnis dieser Arbeit angeschlossen (siehe Kap. 2.1–2.3). Diese theoretischen Grundlagen werden schließlich in Kapitel 2.3 zusammengefasst und auf den zu analysierenden ›BURNOUT‹-Diskurs bezogen. In Kapitel 3 wird daran anknüpfend eruiert, wie im medizinisch-psychologischen Bereich (sprachliche) Zeichen, Wissen und Wirklichkeit in Beziehung zueinander stehen.

Der praxeologische Ansatz, der in der Linguistik seit einigen Jahren verstärkt Verbreitung findet und mit den Analysekatégorien der ›Praxis‹ und ›Praktik‹ operiert (siehe im Überblick Kap. 4.1.2), wird als methodischer Zugriff gewählt. In Auseinandersetzung mit linguistischen Publikationen und mit dem Praktik-Verständnis bei Foucault wird ein Arbeitsbegriff von ›Praktik/Praxis‹ für die vorliegende Arbeit entwickelt, der im Folgenden auf den Untersuchungsgegenstand des Definierens als diskursiver Praxis der Wissenskonstituierung im Burnout-Diskurs angewendet wird. Diskursive Praktiken werden in dieser Arbeit verstanden als gewohnheitsmäßige, habituelle Verhaltens- und Handlungsweisen im Umgang mit Aufgaben, Problemen, Gegenständen und semiotischen Ressourcen, die an der Textoberfläche sichtbar werden.³⁰

Dem Definieren als diskursiver Praxis der Wissenskonstituierung nähert sich die Untersuchung heuristisch einerseits durch die Sichtung alltagssprachlicher, wissenschaftstheoretischer und linguistischer Definitionskriterien (Kap. 4.2.1; 4.2.3 und 4.2.4) und andererseits durch die Analyse metasprachlicher Äußerungen von Diskursakteurinnen und -akteuren, die in fachlichen und fachexternen/öffentlichen Texten des Burnout-Diskurses ihre Erwartungen an die Tätigkeit des Definierens formulieren (Kap. 4.2.2). Die Ergebnisse dieser Heuristik werden in Kapitel 4.3 in eine sprachhandlungsorientierte und praxeologische Perspektive auf den Untersuchungsgegenstand überführt (Kap. 4.3.2–4.3.3) und in einer Arbeitsdefinition einer diskursiven Praxis des Definierens verdichtet (Kap. 4.3.4).

Die Begründung der Korpusauswahl und die varietäten- und soziolinguistische Charakterisierung der Teilkorpora erfolgt in Kapitel 5. Die im Großkapitel 6 folgende Untersuchung beginnt mit einer Analyse zum Vorlauf und Anfang des Burnout-Diskurses (Kap. 6.1), basierend auf Einträgen aus Neologismenwörterbüchern, aus allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern und Treffern zu den Suchwörtern *ausbrennen* und *ausgebrannt* in historischen Textkorpora (Deutsches Textarchiv (DTA 1437–1929) und DWDS-Kernkorpus 1900–1999)³¹. Daran anschließend werden einzelne Textstellen, in denen definiert wird, in den Blick genommen: Sprachliche Mittel des Definierens in Fachtexten³² und fachexternen öffentlichen Texten³³

30 Zur zusammenfassenden Herleitung dieser Definition siehe Kapitel 4.3.4 dieser Arbeit; zu den verschiedenen linguistischen Konzeptionen von ›Praktik‹ und ›Praxis‹ siehe Kapitel 4.1.2; zum Praktik-Konzept bei Foucault siehe Kap. 4.1.3.

31 Zur Zusammenstellung dieses Teilkorpus und zur Recherche in den historischen Korpora siehe Kap. 5.1.1.

32 Aus Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern, Fachzeitschriften, Sammelbänden und Monografien; zur Zusammenstellung dieses Teilkorpus siehe Kap. 5.1.2.

33 Aus Print- und Onlinemedien, populärwissenschaftlichen Zeitschriften und Onlineplattformen; zur Zusammenstellung dieses Teilkorpus siehe Kap. 5.1.3.

werden als sich punktuell³⁴ zeigende Praktiken mit definitorischer Funktion identifiziert (Kap. 6.2.2 und 6.2.3). Daraufhin wird der Analyseblick über die Textgrenzen hinweg geweitet und gefragt, ob bestimmte Zeichenkombinationen, die über Einzeltexte hinweg wiederholt in der Fläche der Diskursstränge auftreten, definitionsähnliche Effekte stimulieren und die punktuellen Definitionsangebote dadurch verfestigen können (Kap. 6.2.4.1–6.2.4.3). Am Ende dieses Analysezyklus steht ein 11-Punkte-Modell diskursiver Praxis des Definierens. Von diesem ausgehend werden dominierende Typen diskursiver Praxis des Definierens im Burnout-Diskurs vorgestellt. Der Begriffsterminus ›*Typologie*‹ wird in dieser Arbeit verstanden als:

„Produkt eines Gruppierungsprozesses“ (vgl. Kelle/Kluge 2010³⁵, S. 85) [...], wobei die darin enthaltenen Gruppen als „Typen“ bezeichnet werden und sich durch eine jeweils charakteristische Anordnung verschiedener Merkmalsausprägungen und Eigenschaften auszeichnen (ebd.). Typenbildung – als eine Strategie der Informationsreduktion bei gleichzeitigem Wissensgewinn – empfiehlt sich immer dann, wenn umfangreiches exploratives Datenmaterial strukturiert und geordnet werden soll. Es geht dabei um eine Gruppierung von empirischen Fällen, die entsprechend den jeweils theoretisch begründeten Dimensionen ein möglichst großes Maß an Homogenität innerhalb eines Typus' und möglichst große Heterogenität zwischen den Typen erzeugen. Damit unterscheidet sich die Typenbildung insofern von einer Klassifikation, als die Zuordnung zu Klassen durch entsprechend gewählte Indikatoren eindeutig, ausschließlich und vollständig erfolgen muss (Konsortium Bildungsberichterstattung 2006), während Typologien ihre Stärke aus der verstehenden und begrifflichen Analyse gewinnen. (Schmidt-Hertha/Tippelt 2011: 23)

Die Gruppierungsleistung dieser Arbeit besteht darin, mit diskurslinguistischen Analysemethoden herauszuarbeiten, welche (bewusst eingesetzten) routinierten Sprachverwendungskonstellationen und sich im Diskurs manifestierenden fachkulturellen und sozial-gesellschaftlichen Praktiken³⁶ beim Definieren zusammenspielen und je nach Gebrauchszusammenhang in Fach-, Medien- und Vermittlungstexten sich in ähnlicher oder unterschiedlicher Weise verbinden und in ihrem spezifischen Zusammenwirken jeweils definitorische Funktion entfalten (vgl. Kap. 2.3 und 6.2.1). Aus elf aufeinander aufbauenden Analyseschritten ergeben sich Dimensionen für die Typenbildung, die sich im Lauf der diskurslinguistisch-praxeologischen Analyse der verschiedenen textuellen Erscheinungsformen des Burnout-Diskurses (vgl. Kap. 5.3) als definitionsindizierend herausgestellt haben und in Kapitel 7.2 zusammengefasst werden. Diese Analysehaltung im Paradigma diskurslinguis-

³⁴ Hier schließt die Arbeit an die Beobachtung Andreas Gardts zur „Bedeutung in Texten“ als punktuellem und flächigem Phänomen an (vgl. Gardt 2009: 1202).

³⁵ Siehe im Literaturverzeichnis unter Kelle/Kluge (2010).

³⁶ Zum Begriff der Praktik und Praxis siehe Kapitel 4.1 dieser Arbeit und zum Zusammenhang von (fach)kulturellen, sozialen und diskursiven Praktiken insbesondere Kapitel 4.1.3 dieser Arbeit.

tischer und praxeologischer Ansätze weist Überschneidungen zur Typenbildung der dokumentarischen Methode auf, die in der Tradition der Wissenssoziologie Karl Mannheims steht (vgl. Schmidt-Hertha/Tippelt 2011: 28). Letztere zielt mit einer prozessorientierten fallübergreifenden und fallinternen komparativen Analyse darauf (vgl. Bohnsack ³2013: 253–255), „nicht expliziertes handlungsleitendes (Regel-)Wissen (abduktiv) zur Explikation zu bringen“ (Bohnsack/Nentwig-Gesemann/Nohl ³2013: 12) und in typisierten Orientierungsmustern zu verdichten (vgl. Bohnsack ³2013: 254f.).

Im Anschluss an die Präsentation der dominierenden Typen diskursiver Praxis des Definierens im Burnout-Diskurs wird erörtert, inwiefern sich die vorgestellte Typologie zusammen mit den damit verbundenen Analyseschritten in besonderem Maße für die linguistische Analyse von Diskursen eignet, die Gegenstände thematisieren, die im Spannungsfeld von multiperspektivischer Wissensaushandlung und notwendiger gesellschaftlicher Einigung stehen. Diese Frage wird anhand des Analysekonzepts der ›Unifizierung‹ diskutiert, das dem Konzept der ›Agonalität‹³⁷ gegenübergestellt wird (vgl. Kap. 7.3).

Diese Untersuchung reiht sich in sprachwissenschaftliche Forschungsarbeiten an der Schnittstelle von Sprache – Wissen – Medizin und Psychologie ein. Einen umfassenden Überblick zu „Schlüsselthemen der Medizinkommunikation“ (Busch/Spranz-Fogasy 2015a: IX) findet man im Überblicksbeitrag und Handbuch „Sprache in der Medizin“ von Albert Busch und Thomas Spranz-Fogasy (Busch/Spranz-Fogasy 2015b/c). Die Autoren sehen „Sprache“ dabei als „das zentrale Medium [an], um medizinisches Wissen herzustellen, zu systematisieren, zu tradieren und auszutauschen“ (Busch/Spranz-Fogasy 2015c: 336). Die linguistische Forschung an dieser Schnittstelle hat sich in zahlreichen Arbeiten „der interaktive[n] Konstruktion von Medizinkommunikation“ (Busch/Spranz-Fogasy 2015a: IX) durch die Erforschung verschiedener Sorten des ärztlichen und (psycho-)therapeutischen Gesprächs gewidmet.³⁸ Weitere Forschungsbereiche, die Busch und Spranz-Fogasy hervorhe-

³⁷ Siehe im Überblick dazu Felder 2013; 2015 und Mattfeldt 2018.

³⁸ Eine Auswahl linguistischer Forschungsarbeiten zu verschiedenen ärztlichen Gesprächen findet man bei Busch/Spranz-Fogasy (2015b): Von „Handlungsstrukturen ärztlicher Gespräche und ihre Beeinflussung durch institutionelle und soziale Rahmenbedingungen“ (Menz 2015) über „Beschwerdenexploration und Diagnosemitteilung“ (Spranz-Fogasy/Becker 2015) und „Subjektive Theorien zu Gesundheit und Krankheit“ in der face-to-face-Kommunikation (Birkner/Vlassenko 2015) bis zu psychotherapeutischen und psychodiagnostischen Gesprächen (vgl. im Überblick Konerding 2015a; Spranz-Fogasy/Kabatnik/Nikendei 2018). Vgl. auch den interdisziplinären Sammelband „Krankheit verstehen“ aus dem Jahr 2002 von Gisela Brünner und Elisabeth Gülich.

ben, sind die historische und mediale Konstruktion von Medizinkommunikation³⁹ und die fachinterne/fachsprachliche und fachexterne/vermittlungssprachliche Wissenskommunikation im Bereich der Medizin (Busch/Spranz-Fogasy 2015c: 336). Medizin(ethik)- und Bioethikdiskurse werden in den letzten Jahren zunehmend erforscht (siehe u. a. Beiträge des Sammelbands Spieß (Hg.) (2012); Mattfeldt 2014; Müller 2015; Peters/Heckel/Habermann et al. 2019 etc.), und seit einigen Jahren rücken auch fachliche und öffentliche Diskurse zu medizin-psychologischen, psychiatrischen und psychologischen Themen in den diskurs- und korpuslinguistischen Analysefokus (vgl. Iakushevich 2018; Iakushevich i. Vorb.; Ilg/Maatz 2015; Gredel 2016b und Varwig (2020);⁴⁰ Ilg im Ersch.; Schenk i. Vorb.⁴¹; Buß i. Vorb.;⁴² Schneidermann 2016). Wenn man das Forschungsfeld Linguistik und Medizin insgesamt betrachtet, so zeigt sich, dass psychiatrische und psychologische Kommunikation (schriftlich wie mündlich) von linguistischer Seite bisher weniger erforscht ist als Kommunikation im Bereich der somatischen Medizin. Dies ist erstaunlich, da die Referenzobjekte psychischer Störungen (z. B. innerpsychische Gefühle) im Vergleich zu somatischen Referenzobjekten (z. B. ein Knochenbruch) meist noch abstrakter sind und Sprache daher im Verständigungsprozess über diese Referenzobjekte eine besonders große Rolle zukommt (vgl. Feer 1987: 3ff.; Schuster 2010: 84f.).

Britt-Marie Schuster, die 2010 eine umfassende Untersuchung zur Genese der psychiatrischen Fachsprache und Schreibpraxis aus sprachwissenschaftlich-sprachhistorischer Perspektive vorlegte, konstatiert:

39 Siehe dazu das Überkapitel „Historische Konstruktion von Medizinkommunikation“ im Handbuch „Sprache in der Medizin“ (Busch/Spranz-Fogasy 2015b).

40 Eva Gredel (2016b: 221–236) lotet im Rahmen eines Aufsatzes anhand von ausgewählten Beispiel-Belegen zum Phänomen BURNOUT Metaphern zu „brennen: Ausgebrannt sein, Sparflamme, Flächenbrand“ und Metaphern der „Elektro- und Informationstechnik“ aus. Dies ist der einzige Sammelbandbeitrag, der nach Stand der Recherche zur Zeit der Beendigung dieser Arbeit (Frühjahr 2020) aus linguistischer Sicht das Burnout-Phänomen in den Blick nimmt. Iakushevich (2018: 283–309) untersucht in einem Sammelbandbeitrag Phraseme in Texten zur ›Depression‹ und betont darin die hohe Medienpräsenz der Themen „Depression“ und „Burnout“ in den letzten „zehn bis fünfzehn Jahren“ (Iakushevich 2018: 284). Cornelia Varwig beschäftigt sich in ihrer noch nicht veröffentlichten Doktorarbeit mit der Frage, „wie Journalisten mit einer unklaren Sachlage wie bei Burn-out umgehen“ und im Anschluss daran „mit der journalistischen Darstellung von unsicherem Wissen“, wie sie in einem Sammelbandbeitrag darlegt (Varwig 2020: 205f.).

41 Ana Schenk (TU Darmstadt) promoviert zum Thema: „Kognitiv Widerständiges sprachlich erschließen: Diskurslinguistische Untersuchung heuristischer Praktiken am Beispiel des interdisziplinären Diskurses zum Autismus“ (Arbeitstitel von Autorin genannt).

42 Merlen Buß promoviert zum psychologischen Konzept ›Betroffenheit‹ aus diskurs- und sprachlinguistischer Sicht. Das Vorhaben ist unter folgender Adresse im Internet einsehbar: <http://graduiertenplattform.sprache-und-wissen.de/projekte/laufende-projekte/marlen-buss/> (zuletzt eingesehen am 27.12.2019).

Das psychiatrische Schreiben bzw. die psychiatrische Fachsprache in ihrer Entwicklung ist in der Sprachwissenschaft noch nicht untersucht worden, abgesehen von einigen Untersuchungen zur Sprache Sigmund Freuds von Pörksen (vgl. 1986, 150–182; 1994, 155–175, ²1998, 193–210) sowie von Hinweisen zur Sprache der Psychologie von Ickler (1987, 9–38, 1997 [nicht im Lit.-Verz. dieser Arbeit, T.S.]) und Bergenholtz (1978, 102–115). (Schuster 2010: 6)

Schuster schreibt, dass dies bemerkenswert sei, „da sich die Geschichtswissenschaft und Soziologie mit Ordnungsprinzipien der Psychiatrie stark auseinandergesetzt haben“ (ebd.: 6–7).⁴³ Schusters umfassende Analyse zur Entstehung der psychiatrischen Schreibpraxis von 1800–1939 zeigt des Weiteren auf, in welchen Bereichen an der Schnittstelle von Linguistik/Psychiatrie und Psychologie noch Forschungsdesiderate bestehen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts hat sich das Fächerspektrum, das sich mit dem Gegenstand psychischen Verhaltens und Erlebens aus den Perspektiven von Patho- und Salutogenese befasst, in spezifischer Weise weiterentwickelt. Aus linguistischer Sicht gibt es bisher kaum Forschung, die den fachlichen Sprachgebrauch und die fachliche Schreibpraxis jüngerer (angewandter) experimentalpsychologischer Fächer (z. B. der Arbeits- und Organisationspsychologie oder der Pädagogischen Psychologie) und deren Wechselwirkung mit psychiatrischer, psychotherapeutischer und alltäglicher Sprachpraxis untersucht.⁴⁴ Die Analyse diskursiver Praxis des Definierens, einerseits in Fachtexten verschiedener psychologischer und medizinischer Fächer und psychotherapeutischer Schulen und andererseits in fachexternen Texten, setzt an dieser Schnittstelle an, um einen Beitrag zu diesem umfassenden Forschungsgebiet zu leisten. Dabei knüpft die vorliegende Arbeit an die folgenden lingu-

43 Schuster konstatiert aber, dass dem Forschungsdesiderat in Bezug auf die linguistische Erforschung psychiatrischer und vergleichbarer Fachsprachen „eine große Anzahl gesprächs-linguistischer Arbeiten zur Psychoanalyse und Gesprächstherapie“ gegenüberstehe (Schuster 2010: 6, sie nennt z. B. Klann 1977 und Baus/Sandig 1985). Zu neueren gesprächs- und interaktionslinguistischen Studien im Bereich linguistischer Psychotherapie-Forschung siehe Spranz-Fogasy/Kabatnik/Nikendei (2018) und Konerding (2015a).

44 Wolfgang Steinig steuerte 1981 zum Sammelband „Wissenschaftssprache“, hrsg. von Theo Bungarten, einen Beitrag zu „Psychologische Fachsprache und Alltagskommunikation“ bei. In diesem beschreibt er verschiedene Metaphernfelder u. a. bei Sigmund Freud und nachfolgenden Forschenden, die die Sprache der Psychoanalyse erforscht und kritisiert haben (Steinig 1981: 429). So verweise Freuds psychoanalytischer Sprachgebrauch u. a. „auf eine aus der Physik entlehnte Konzeption und Begrifflichkeit“ (ebd.: 428), und viele der psychoanalytischen Sprachgebrauchs- u. Deutungsmuster seien im 20. Jahrhundert auf „die gemeinsprachliche Deutung psychischer Prozesse“ übertragen worden (ebd.: 433). Die Quelldomänen für Freuds metaphorisch-psychoanalytisches Vokabular (z. B. aus Chemie, Biologie und Physik) behandelt auch Pörksen (²1998: 203ff). Auf welche psychologischen/psychotherapeutischen Fächer/Strömungen sich Steinig über die Psychoanalyse hinaus bezieht, ist nicht eindeutig auszumachen.

istischen Arbeiten an: die Forschung zur Herausbildung der psychiatrischen Schreibpraxis von 1800–1939 (Schuster 2009 und 2010); verschiedene linguistische Studien, beispielsweise zum Textsortenspektrum innerhalb der Medizin (u. a. Wiese 2000; Ylönen 2001) oder zu populärwissenschaftlichen Vermittlungspraktiken sowie Eigenschaften von Fach- und Alltagssemantik (u. a. Busch 1994; Niederhauser 1999; Becker 2001; Liebert 2002; Felder 2016) und zu semantischen Kämpfen in (bio)medizinischen Diskursen (u. a. Busch 2006; Zimmer 2006; Domasch 2006; Spieß 2011; Felder/Stegmeier 2012).

Mit dem Fokus auf dem Untersuchungsgegenstand „Definieren“ schließt die vorliegende Untersuchung direkt an linguistische Arbeiten zu „Definition“ und „Definieren“ insbesondere aus dem fachsprachlichen, terminologischen, lexikografischen und korpuslinguistischen Bereich an (vgl. den Forschungsüberblick in Kap. 4.2.4). Die überindividuelle, diachrone, transtextuell-diskursive Perspektive stellt dabei eine neue Zugriffsweise auf das Untersuchungsphänomen „Definieren“ dar. Ihr liegt die These zugrunde, dass Definieren im Burnout-Diskurs weit mehr ist als ein Satz oder Textabschnitt, der eingeführt von einer sprachlichen Formel wie *x ist/bedeutet/bezeichnet y* punktuell, intentional und explizit in terminologisch genau gefassten fachsprachlichen Kontexten geäußert wird. Die praxeologische Perspektive, die neben der Sprachhandlungsperspektive eingenommen wird, fragt, welche sprachlichen Formen in der Zusammenschau im transtextuellen Diskursgeflecht definitorische Funktionen übernehmen, auch wenn sie für sich allein genommen keine Definitionshandlungen darstellen.

Des Weiteren wird die Erkenntnis der Lexikografie-Forschung, dass die Entscheidung, welche Art der Bedeutungsparaphrase gewählt wird, immer auch „mit den speziellen Charakteristika des zu beschreibenden Lexems“ (Töpel 2014: 304f.) zusammenhängt, auf die vorliegende Analyse übertragen. Ziel der Analysen ist es demnach, ein Modell einer diskursiven Praxis des Definierens zu erarbeiten, das die definitorischen Funktionsansprüche einer Diskursgemeinschaft und dominante Typen des Definierens spezifisch für den Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit fachintern und fachextern abbildet⁴⁵ und das Modell auf diese Weise für weitere linguistische Studien an der Schnittstelle von Linguistik, Medizin und Psychologie anschlussfähig macht.

⁴⁵ Albert Busch betont für den medizinischen Bereich, dass dieser einen eigenen Geltungsanspruch habe (vgl. Busch 2015: 369). Dies gilt für die Psychiatrie bzw. Psychologie in gleicher Weise. Für Gadamer nimmt die Psychiatrie „im Ganzen der medizinischen Wissenschaft und ärztlichen Heilkunst“ eine „Sonderstellung“ ein, da sie als „ärztliche Kunst [...] von ihrem unlöslichen Zusammenhang mit der ›Praxis‹“ lebe und „sich auf Schritt und Tritt auf der feinen Grenze zwischen den Erkenntnisbereichen der Naturwissenschaft“ und der Konfrontation „mit seelisch-geistigen Rätseln“ und der „Kunst des Verstehens“ bewege (Gadamer [1989] 2010: 201).

2 Erkenntnistheoretischer und sprachtheoretischer Rahmen

2.1 Diskurswelten: Sprache – Denken– Wirklichkeit

2.1.1 Wissen zwischen Realität und (Sprach-)Zeichen

Wissen wird in unserer heutigen Gesellschaft eine große Bedeutung beigemessen (vgl. Felder 2013: 13; Konerding 2009: 79, Felder 2009a: 21), was nicht zuletzt in geflügelten Worten wie *Wissen ist Macht* deutlich zum Ausdruck kommt. Fragt man, wie Wissen bzw. Erkenntnis über die Welt entsteht, so spiegelt sich darin ein Spannungsverhältnis zwischen Innen- und Außenwelt wider. Das Wort *Wissen*, das etymologisch auf die „indogermanische Präteritalform *voida* (= *gesehen haben*)“ zurückgeführt wird (Konerding 2009: 80), verdeutlicht die enge Verbindung zu Fragen der visuellen Wahrnehmung. Das Wort *Erkenntnis* mit dem darin enthaltenen Verb *kennen* ist „sprachhistorisch mit *können* verwandt“ (ebd.). *Können* verbindet man im Sprachgebrauch mit Tätigkeiten oder Praktiken, es verweist demnach auf eine vorgängige Praxis, die auf einem „[V]ertraut (*gemacht worden*) sein mit“ (ebd.) basiert.⁴⁶

Um die verschiedenen bis in die Gegenwart nebeneinander bestehenden Ansichten, wie Individuen und Welt miteinander in Beziehung treten und welche Rolle Sprache und Handeln für Erkenntnis und Wissen zukommen, einzuordnen, kann zunächst die Perspektive der Ontogenese menschlicher Erkenntnis- und Sprachfähigkeit aufschlussreich sein.

Köller beschreibt in Auseinandersetzung mit Arbeiten Jean Piagets, Jerome Bruners und Lew Wygotskis kindliche Formen „des perspektivischen Hineingleitens in die Welt“ (Köller 2004: 140). Kinder hätten eine unmittelbare „Wahrnehmung von Gegebenheiten an sich“ (ebd.: 149) und „die Einordnung der Dinge in kognitive Schemata“ würde sich „weniger nach objektiven Merkmalen der Dinge selbst“ richten, sondern eher danach, „welche subjektive Relevanz“ die Dinge für die Kinder haben und ob die Dinge in konkreten, zu bewältigenden, sinnlichen Handlungsbezügen erscheinen (ebd.: 144). Dies führe zur Bildung eigener kognitiver Muster, die sich von denen Erwachsener unterscheiden. Clark (1973: 79–83, zitiert nach Szagun ⁵2013: 140) beschreibt beispielsweise Überdehnungsfehler bei Kindern im Alter von 1–2,5 Jahren (vgl. zusammenfassend Szagun ⁵2013: 140f.).

⁴⁶ Zur Etymologie von *kennen* und *können* und deren „gedankliche Zusammenhänge“ in Bezug auf „Wissen“ siehe Jochen Bär (2015: 3).

Kinder übertragen dabei ein gelerntes ‚Wort‘, d. h. die Verbindung eines Lautgebildes mit einer kognitiven Einheit, auf andere Gegenstände, weil sie sie semantisch ähnlich finden. Ein Kind bezeichnet beispielsweise einen vorbeifahrenden Zug mit *sch*, und überdehnt diese Bezeichnung, indem es sie auf alle sich bewegendenden Maschinen anwendet (ebd.). Für Außenstehende ist diese Ähnlichkeitsbeziehung „kaum nachvollziehbar, aber im Rahmen der Wahrnehmungsperspektiven des Kindes durchaus verständlich“ (Köller 2004: 145). Dieses Beispiel zeigt, dass Kinder in diesem Alter noch andere Kategorisierungsstrategien zur Begriffsbildung benutzen als Erwachsene. Im weiteren Spracherwerb passen sie sich jedoch mehr und mehr den

Objektivierungsstrategien der Erwachsenen an und übernehmen deren Wahrnehmungsstrategien. Durch den schulischen Unterricht und den Erwerb der Schriftsprache wird dieser Prozess dann sehr verstärkt.⁴⁷ (Köller 2004: 145)

Wenn man dieses Zitat von Köller semiotisch liest, so dokumentiert sich in der Entwicklung des Kindes ein Prozess, den Ch. S. Peirce „Semiose“ nannte. Die Vorliebe von Kindern für Frageketten unterstreicht förmlich diesen Vorgang, in dem ein Zeichen zum Interpretanten eines vorgängigen Zeichens wird und selbst abermals durch ein Zeichen interpretiert werden kann usw. (vgl. Felder 2012: 128). Dieser Prozess setzt sich bis zum Lebensende fort und ist im Prinzip unabgeschlossen, dadurch dass Menschen immer neue zeichengebundene Interpretationen von Wirklichkeit kennenlernen, produzieren und dadurch ihren Verstehens- und Interpretationshorizont stetig erweitern und verändern. Auf das Zeichenmodell von Peirce wird in Kap. 2.2.2 noch ausführlicher eingegangen.

Mit der ontogenetischen Entwicklung menschlicher Erkenntnis- und Kommunikationsmöglichkeiten könnte es zusammenhängen, dass Menschen aus

⁴⁷ Köller bezieht sich dabei auf Lew Wygotski, für den die „Phase des *begrifflichen Denkens*“ darin bestehe, dass „die Kinder bei der Bildung kognitiver Muster subjektiv motivierte und bedingte Differenzierungskriterien mehr und mehr aufgeben und sich zunehmend an den Sachmerkmalen der Dinge orientieren“ (Köller 2004: 145; Wygotski ³1971: 119ff.). Köller weist jedoch darauf hin, dass auch diese Begriffsbildung „ebenfalls perspektivisch von bestimmten Wahrnehmungsinteressen geprägt ist“, die eine gewisse kollektive Akzeptanz besitzen. Für den Einfluss der Schulbildung führt Köller zudem eine Studie des russischen Psychologen Aleksandr R. Lurija aus den 30er Jahren an, der anhand zweier Versuchspersonengruppen in Usbekistan (ländliche analphabetische Versuchspersonen ohne Schulbildung und Versuchspersonen mit Schulbildung) gezeigt habe, dass diese Versuchspersonengruppen Wörter unterschiedlich kategorial zu Komplexen zusammenfassten. Bei der ersten Gruppe seien eher die „konkreten Handlungssituationen“ für Ähnlichkeitsüberlegungen und bei der zweiten Gruppe eher „Aspekte [...]“, die in situationsabstrakten theoretischen Betrachtungsweisen“ hervortreten, wichtig gewesen (Köller 2004: 146 mit Bezug auf Lurija 1986: 14 und 115ff.).

ihrer alltagsweltlichen Erfahrung sowohl die Aussage unterstreichen würden, dass Wahrnehmungs- und Erkenntnisvorgänge unmittelbar ablaufen, als auch, dass Wahrnehmung und Erkenntnis von Faktoren abhängen, die sich zwischen Subjekt und Objekt schieben. Diese Faktoren werden immer dann besonders deutlich, wenn Menschen merken, dass sie sich getäuscht haben oder erkennen, dass andere Menschen eine Sache anders wahrnehmen als sie selbst.

Auf der einen Seite bewahren sich Menschen also diesen ‚kindlich‘ unmittelbaren Zugang zur Welt zeitlebens:

Wir nehmen die Welt als gegeben an und halten ein unmittelbares Erkennen ihrer Phänomene sehr wohl für möglich. Eine (einzel)sprachliche Prägung von Erkenntnisvorgang und -resultat scheint dagegen in aller Regel nicht stattzufinden. (Felder/Gardt 2015: 4)

Diese Annahme entspricht einer realistischen Weltauffassung, die davon ausgeht, dass es Menschen möglich ist, durch den menschlichen Wahrnehmungsapparat und in der empirischen Forschung durch geeignete technische Hilfsmittel wie das Mikroskop den Dingen der Welt aus verschiedenen Perspektiven so nahe zu kommen, dass man sich weitgehend objektive Vorstellungen davon bilden kann. Die Abbildung der wahrgenommenen Objekte durch Zeichen (Diagramme, (formal)sprachliche Zeichen) ist im Anschluss daran adäquat, wenn die Abbildung mit der Realität möglichst genau übereinstimmt bzw. korrespondiert (vgl. Köller 2004: 210f.). Durch die Ausbildung einer „lingua rationalis [...]“, für die es seit dem 17. Jahrhundert immer wieder Entwürfe und Vorschläge gab“ (Felder/Gardt 2015: 10), sollen „drohende[n] Täuschungen“ durch die Alltagssprache (vgl. ebd. und Köller 2004: 211) verhindert werden.⁴⁸ Stattdessen sollen die im Prinzip objektiven, von Interessen und Sprache unabhängigen Beobachtungen in adäquate formal- bzw. beobachtungssprachliche Zeichen übersetzt und in Definitionen kondensiert werden.

Auf der anderen Seite zeigt die ontogenetische Entwicklung kindlicher zu erwachsener Begriffsbildung jedoch anschaulich, wie Begriffssysteme sich je nach Standpunkt, Wahrnehmungsbedingungen, Lebenssituation, -raum und natürlich auch gemessen am kognitiven und sprachlichen Entwicklungsstand grundlegend ändern.

⁴⁸ Im Fach Psychologie besitzt die Diskussion über eine präzise Fachsprache besondere Brisanz, da die alltagsweltlichen, mit subjektiven Wertungen verbundenen Redeweisen über innere psychische Zustände stark in das Fach hineinwirken, die fachsprachlichen Benennungen sich davon jedoch abzugrenzen versuchen. Im Umfeld der frühen behavioristisch-psychologischen Forschung gab es Bestrebungen in Anknüpfung an Überlegungen des Logischen Empirismus eine Protokollsprache für die Aufzeichnung von Verhaltensbeobachtungen zu entwickeln (vgl. Mandler/Kessen 1959: 40ff.; Steinig 1981: 425; Herzog 2012: 62ff.).

Annahmen, die an diese Beobachtung anschließen und der Ansicht sind, dass Menschen nicht unverstellt auf die Welt zugreifen können, sondern unterschiedliche Faktoren konstruktiven Einfluss auf die Wahrnehmung und kognitive Verarbeitung nehmen (z. B. die neurobiologische Ausstattung des Menschen, Situationsaspekte, soziale und kulturelle Komponenten, sprachliche Komponenten), werden in der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion als *konstruktivistisch* bezeichnet (vgl. Felder/Gardt 2015: 4). Die Grundannahme dieser Ansätze lässt sich auf Kants sogenannte „kopernikanische Wende“ zurückbeziehen, die Immanuel Kant in der Vorrede zur „Kritik der reinen Vernunft“ damit beschreibt, dass sich die Anschauung nicht „nach der Beschaffenheit der Gegenstände“, sondern „der Gegenstand (als Objekt der Sinne) nach der Beschaffenheit unseres Anschauungsvermögens“ richte (Kant [1787] 1989: B XVI-XVII; vgl. Felder/Gardt 2015: 9).

In den Geistes- und Sozialwissenschaften gilt dieses Modell als das aktuell vorherrschende Paradigma (vgl. Felder/Gardt 2015: 4), aber auch in Lehrbüchern der allgemeinen Psychologie, die sich selbst zu großen Teilen auf das Paradigma empirischer Wissenschaft rückbezieht, wird zur Beschreibung des Phänomens WAHRNEHMUNG von „einem aktiven und konstruktiven Akt“ ausgegangen und „um den Bezug zwischen der Wahrnehmung und der Handlung“ zu beschreiben, werden „Prozesse der Aufmerksamkeit und der Aufmerksamkeitskontrolle“ eingehend behandelt (Hagendorf et al. 2011a: VI).⁴⁹

Von der jeweiligen Annahme, ob man ein unmittelbares Erkennen der Welt für möglich hält oder nicht, hängt u. a. ab, welche Antworten man auf „das Problem der Gültigkeit von Wahrnehmungs- und Wissensinhalten“ (Köller 2004: 209) und ihrer Repräsentation geben kann. Realistische Weltauffassungen, die eine direkte referentielle Bezugnahme der Zeichen auf die transsemiotische Welt für möglich halten, tendieren dazu, eine

Wirklichkeit vorauszusetzen, die unabhängig von Zeichenprozessen, vielleicht sogar unabhängig von Erkenntnisprozessen als eine gegliederte und strukturierte Realität gegeben ist. Zeichen können nur direkt auf Gegenstände der Welt Bezug nehmen, wenn diese (unabhängig von Zeichenprozessen) als unterscheidbar vorliegen. (Jäger 2010a: 40)

⁴⁹ Einen Überblick zu verschiedenen realistischen und konstruktivistischen Strömungen und diesen erkenntnistheoretischen Diskurs prägenden Publikationen findet man bei L. Jäger 2010a: 32ff. Jäger konstatiert dort, dass spätestens seit Karl Popper die „Maxime, dass (wissenschaftliche) Beobachtung immer Beobachtung im Lichte von Theorien sei“ auch in die „Forschungslogik der Naturwissenschaften“ eingegangen sei (Jäger 2010a: 36 mit Bezug auf Popper 1976: 31). Die wissenschaftstheoretischen Publikationen von Ludwik Fleck binden die Erkenntnismöglichkeiten in der Medizin ebenfalls an „Denkstile“ (siehe dazu auch Kap. 3.2 dieser Arbeit).

Die repräsentierenden Zeichen werden überwiegend danach beurteilt, wie adäquat sie die Wirklichkeit stellvertretend abbilden.

Dieses Modell berücksichtigt nach Jäger zu wenig „die zweite Dimension des Verhältnisses von Zeichen und Wirklichkeit: nämlich die Dimension, in der sich Zeichen auf andere Zeichen beziehen“ (Jäger 2010a: 39). Jäger vertritt die These, dass

Zeichen-Zeichen-Beziehungen als wichtig, vielleicht sogar als unverzichtbar dafür angesehen werden, dass wir überhaupt in das Feld des Wirklichen Unterscheidungen eintragen können. Die Unterscheidung von Dingen und Sachverhalten würde in diesem Sinne als ein Ergebnis der inferentiellen Zeichenbeziehungen angesehen. (Jäger 2010a: 40)

Aktuelle psychologische Modelle zur Funktionsweise der (visuellen) Wahrnehmung unterstützen diese These dadurch, dass sie die Wahrnehmung als mehrstufigen Prozess beschreiben (sensorische Prozesse, perzeptuelle Organisation, Identifikation/Wiedererkennen), in dem verschiedene Vorgänge zusammenwirken müssen, damit ein Wahrnehmungsobjekt entsteht (vgl. Gerrig/Zimbardo 2015: 112ff.). So muss eine mentale Repräsentation eines Gegenstandes, beispielsweise verschiedene Linien, die ein Viereck bilden, erst mit Umgebungsreizen und einem bekannten Konzept verbunden werden, um als ›Fenster‹ und nicht als ›Bild an der Wand‹ identifiziert werden zu können. Nimmt man mit dem Sprachzeichen *Fenster* und dem damit verbundenen Konzept auf den Sachverhalt FENSTER Bezug, so ist dies bezogen auf die semiotische These Jägers möglich, weil

[D]ie semantischen Gehalte der Zeichen, mit denen Sprecher einen solchen Bezug herstellen, in vergangenen inferentiellen Bezugnahmen von Zeichen auf Zeichen möglich gemacht worden sind. [...] Unsere kulturellen Semantiken verdanken sich nicht einer ontologischen Ordnung der ‚Welt selbst‘. Ihre Funktion kann sich nicht darin erschöpfen, Weisen bereitzustellen, in denen eine transsemiotische (‚ontologische‘) Welt dargestellt, abgebildet, gespiegelt zu werden vermag. Wir verfügen – so Rorty – über keinen „transzendentalen Standpunkt außerhalb unserer gegenwärtigen Darstellungssysteme, von dem aus wir die Relation zwischen diesen Darstellungen und ihrem Gegenstand untersuchen könn[t]en“⁵⁰, über keinen exzentrischen archimedischen Punkt also, der es uns erlaubte, die Adäquatheit unserer Bezugnahmen auf die Welt unabhängig von medialen Darstellungssystemen zu beurteilen. Wir müssen uns vielmehr auf Semantiken stützen, für die das *Interpretations-Prinzip* konstitutiv ist. (Jäger 2010a: 45f.)

50 Jäger zitiert hier in der Fußnote Rorty (1987: 321). Im Literaturverzeichnis dieser Arbeit aufgenommen unter Rorty 1981: 321.

Im pansemiotischen Modell von Peirce, auf das in Kap. 2.2.2 noch weiter eingegangen wird, liest sich dies folgendermaßen:

Aus der Tatsache, dass jeder *Gedanke* ein *Zeichen* ist, folgt dass der Gedanke einen weiteren Gedanken adressieren muss, weil darin das Wesen des Zeichens besteht. Jeder Gedanke muss durch einen anderen Gedanken interpretiert worden sein.⁵¹

(Peirce 1984: 173, Übersetzung von Jäger 2010a: 44)

In diesen Ansätzen, die (Sprach-)zeichen eine erkenntniskonstitutive Rolle zusprechen, wird die Repräsentation von Wissensinhalten durch Zeichen nicht als reine Stellvertretung, sondern als Vermittlung oder auch Übersetzung bzw. „Transkription“ (vgl. Jäger 2012a) betrachtet: aktuelle Objektivierungsbemühungen manifestieren sich in Zeichen, diese bedienen sich dabei vorgängiger kollektiv bewährter, zeichengebundener Objektivierungsmöglichkeiten. Sie setzen das Repräsentierte des Weiteren in Bezug zu denjenigen, die sich und anderen etwas repräsentieren (vgl. Köller 2004: 219).

Nicht mehr (ausschließlich, T.S.) die „Konfrontation, das Gegenüberstellen von Personen und Sachverhalten“ bestimmt das Szenario des Erkennens, sondern die „Kommunikation, das Gespräch zwischen Personen“, die sich über das verständigen, was erkennend verstanden wird [aufgelöste Fußnote: Rorty 1987: 191]. (Jäger 2010a: 37)

Wissen basiert in diesen Ansätzen auf „kollektive[n] Meinungen, die als unstrittig geteilt werden und über die ein relativer Konsens besteht“ (Konerding 2009: 81). Damit sie kollektiv geteilt und als Wissen, auf das man sich bewusst beziehen kann, etabliert und gesichert werden können, ist ein kommunikativer Austausch über dieselben notwendig.

Diese soeben dargestellten Theorien des Wirklichkeitsbezugs und die damit zusammenhängenden Wahrheits- und Wissenskonzepte bestehen nebeneinander fort und müssen sich nicht gänzlich ausschließen. Denn man kann (Sprach-)zeichen und anderen, z. B. sozial-kulturellen Faktoren eine erkenntniskonstitutive Rolle zusprechen, ohne „zu behaupten, dass es eine Wirklichkeit jenseits der Zeichen“ oder ihres Konstruiertseins nicht gebe (Jäger 2010a: 38; vgl. Felder/Gardt 2015: 14). Des Weiteren sind die verschiedenen Theorien des Wirklichkeitszugriffs für die Diskursanalyse im Praxisteil dieser Arbeit von großer Bedeutung, da sich ihre Spuren in der definitorischen Konstituierung des Phänomens BURNOUT und in sprachlichen Mitteln des Geltungsanspruchs niederschlagen.

⁵¹ Im Original liest sich diese Passage folgendermaßen: „From this proposition that every *thought* is a *sign* it follows that every thought must address itself to some other, must determine some other, since that is the essence of a sign.“ (CP 5.253; Peirce 1984: 173).

Auch wenn man die „Möglichkeit sprachfreien Denkens“ (Funke ⁴2011: 124) anerkennt, so gehen doch viele Theorien zum Zusammenhang zwischen Sprache und Denken von „enge[n] genetische[n] und funktionale[n] Beziehungen“ bzw. einer „Leistungssymbiose“ zwischen diesen menschlichen Fähigkeiten aus (ebd.). In experimentellen psychologischen Studien wurde Sprache als das Denken befördernde und hemmende Kraft nachgewiesen (Funke ⁴2011: 127/128). Sprache – auch in nicht artikulierter Form, sondern als inneres Selbstgespräch – steuere beispielsweise Problemlösungsprozesse. Sprachliche Zeichen werden dabei als „konstitutive Mittel angesehen, um Vorstellungsinhalte zu objektivieren und zu vermitteln“ (Köller 2004: 3). Sprache könne aber auch hemmend auf das Problemlösen wirken, wenn „durch eine sprachliche Etikettierung bestimmte Lösungsmöglichkeiten nicht in Erwägung gezogen werden“ (Funke ⁴2011: 128 mit Bezug auf Duncker 1935/³1974). Im letzten Beispiel zeigt sich die perspektivierende Kraft sprachlicher Zeichen. Diese wird bei jeder Wahl eines bestimmten Vokabulars und bestimmter grammatischer Formmuster zur Darstellung eines Sachverhalts, die Menschen spontan-unbewusst oder überlegt-bewusst treffen, wirksam (vgl. Köller 2004: 22). Sie lenkt die Aufmerksamkeit bzw. kognitive Einstellung zunächst einmal auf einen bestimmten Aspekt des wahrgenommenen Objekts und bewirkt, dass andere Perspektiven in diesem Moment ausgeblendet werden (vgl. Felder 2008: 271; Köller 2004: 3). Bei Texten, die man rezipiert, um sich über ein Thema zu informieren, wodurch man jenseits eigener Primärerfahrung sich Wissen durch Beschreibung aneignet (vgl. Warnke 2009: 122ff.; Felder/Gardt 2015: 15), tritt die perspektivierende Kraft sprachlicher Zeichen noch deutlicher zutage.

Im folgenden Kapitel wird anhand von Beispielen noch ausführlicher erläutert, worin sich die kommunikative und kognitive Perspektivität sprachlicher Zeichen zeigt.

2.1.2 Kognitive und kommunikative Perspektivität sprachlicher Zeichen

Wilhelm Köller, auf den die im Weiteren zu erläuternde Unterscheidung der „kommunikativen“ und „kognitiven Perspektivität“ sprachlicher Zeichen zurückgeht, sieht Sprache als „operativen Faktor in umfassenderen Ordnungssystemen“ (Köller 2004: 25). Er sieht in der verbundenen Betrachtung von Sprache und Perspektivität die Chance, die verschiedenen Dimensionen menschlicher Tätigkeiten bei der Repräsentation von Welt zu erfassen:

Die Sprache erscheint so gesehen als ein kognitives Werkzeug, in deren Formen sich die Ergebnisse vorangegangener Perspektivierungs- und Objektivierungsanstrengungen für eine künftige Nutzung niedergeschlagen haben. Das bedeutet, dass der Perspektivitäts-

begriff gerade in seiner Korrelation mit dem Sprachbegriff letztendlich als ein anthropologischer Grundbegriff zu verstehen ist, weil mit ihm das Zusammenspiel biologischer, kultureller und situativer Determinanten bei der subjektiven und intersubjektiven Repräsentation von Welt erfasst wird. (Köller 2004: 25)

Sprache wird als ein „geformter Mittler“ verstanden (Köller 2004: 310), der aktuelle mit vorangegangenen Objektivierungsanstrengungen und die verschiedenen Dimensionen, die zu einer Perspektivierung der Erfahrungs- und Vorstellungswelt führen können, miteinander verbindet. Dabei stehen die „Ergebnisse alter Perspektivierungsanstrengungen“ in einem „konstitutiven Spannungsverhältnis“ zum „Aufbau neuer Vorstellungsgestalten“. Eine „faktische Grenzlinie“ zwischen diesen beiden, kann nach Köller nicht gezogen werden (Köller 2004: 23). Die Unterscheidung basiert vielmehr auf methodischen Überlegungen, um die Wechselbeziehungen zwischen „traditionell gefestigten Sprachformen“ und ihrem „aktuellen Gebrauch“ im Hinblick auf ihr jeweiliges Perspektivierungspotenzial beschreibbar machen zu können (vgl. Köller 2004: 309/310). Köller definiert diese beiden Kategorien wie folgt:

Von der *kommunikativen Perspektivität* können wir immer dann sprechen, wenn wir uns auf der Analyseebene der Sprachverwendung danach fragen, in welcher Wahrnehmungsperspektive konkrete Vorstellungsinhalte für einen Adressaten objektiviert werden. Wir interessieren uns dann für das konkrete Produkt eines sprachlichen Objektivierungs- und Sinnbildungsvorgang. Wir wollen wissen, hinsichtlich welcher Aspekte ein Sachverhalt objektiviert wird und in welcher Konstellation einzelne Elemente thematisiert werden. (Köller 2004: 21)

Von der *kognitiven Perspektivität* sprachlicher Formen können wir dagegen immer dann sprechen, wenn sich unser Analyseinteresse nicht gegenstandsthematisch auf die Gestaltung konkreter Sachvorstellungen richtet, sondern reflexionsthematisch auf die konventionalisierte immanente Perspektivität der sprachlichen Muster, mit denen wir konkrete Vorstellungen objektivieren. Die Frage nach der kognitiven Perspektivität sprachlicher Formen zielt also ab auf die Struktur des kollektiven Wissens, das sich in sprachlichen Mustern verfestigt hat und das die kommunikativen Perspektivierungsmöglichkeiten dieser Muster vordeterminiert. (Köller 2004: 22)

Köller erklärt am Beispiel der Metaphern den Übergang von der kommunikativen zur kognitiven Perspektivität:

Eine spontan neu geprägte Metapher will uns einen Sachverhalt in einer ganz bestimmten Perspektive hinsichtlich ganz bestimmter Aspekte vor Augen führen. Wenn diese Metapher zu einem konventionalisierten Sprachmuster wird, dann verändert sich die neuartige Sichtweise zu einer konventionellen. [...] Der Übergang der kommunikativen Perspektivität zur kognitiven Perspektivität einer sprachlichen Form ist eine Erscheinungsweise der kulturellen Traditionsbildung. (Köller 2004: 22)

In welchem Maße sich eine Sprachgemeinschaft sowohl mit „festen“ als auch mit „ad-hoc-Metaphern“ ihre „alltägliche Wirklichkeit auf ganz spezifische Weise erarbeitet und erhält“ (Liebert 1992: 1; 9), wurde in den 1970er Jahren im Rahmen der US-amerikanischen Metaphern-Diskussion eindrucksvoll verdeutlicht (vgl. Liebert 1992: 10). Der Sprachgebrauch der Wissenschaft und zwar auch derjenige der ‚objektiven‘ Fächer ist nachweislich ebenfalls metaphorisch geprägt (Liebert 2005). Dieses Wechselspiel zwischen Konventionalisierung und aktuellem Gebrauch wird besonders bei der „innerwissenschaftliche[n] Übertragung von Deutungsmustern“ deutlich (Steinig 1981: 433). Steinig erläutert diesen Zusammenhang für psychologische Begriffe, beispielsweise für „die metaphorisierend aus der Sprache der Mechanik entlehnte Vorstellung vom Leistungsdruck“, wobei der psychologische Terminus *Leistung* selbst von der physikalischen Lesart geprägt ist. Dies wird im Eintrag zum Lemma *Leistung* des in der 17. Auflage erscheinenden „Lexikons der Psychologie“ deutlich, das an erster Stelle die Formel „physisch die in der Zeiteinheit verrichtete Arbeit ($P = W/t$, bisher: $L = A/t$)“ zitiert.⁵² Des Weiteren gibt Steinig Beispiele, die auf konzeptionelle Metaphern im Zusammenhang mit der Referenz auf den Gegenstand PSYCHE hindeuten. Einerseits erscheint sie als ›steuernde Instanz‹, die innere Zustände, z. B. *Einstellungen* ohne Probleme souverän *ändern* kann und andererseits als ›unkontrollierbare Kraft‹, deren Gefühle die Person *überkommen* oder die sie *nicht fassen kann*, die also ein „Eigenleben in einer räumlich gedeuteten Psyche führen“ (vgl. Steinig 1981: 435/436). Im Burnout-Diskurs findet man ähnliche Beispiele, wenn Personen auf der einen Seite *ein Haushalten mit den eigenen Kräften*⁵³ empfohlen wird und auf der anderen Seite getitelt wird *Ausgebrannt – Warum es kein Versagen ist, wenn Sie an Ihre Grenzen stoßen*⁵⁴. *Ausgebrannt* zu sein wird über das Wort *Versagen* mit Bedeutungen wie ‘plötzlich aufhören zu funktionieren’, ‘Kontrollverlust’, aber auch mit ‘an etwas scheitern’ in Verbindung gebracht. Dabei kommt neben der aktuell gewählten kommunikativen Perspektivierung auch die kognitiv-immanente Perspektivität zum Tragen, die sprachliche Mittel der Negation den Sprechenden bereitstellen. Negationszeichen haben sich nach Köller als „Objektivierungsstrategie[n] durch Abgrenzung“ herausgebildet (Köller 2004: 542). Sie haben ihren Ursprung in Abwehrgeesten (vgl. Köller 2004: 547) und

⁵² Siehe *Leistung* in „Dorsch – Lexikon der Psychologie“ (= Wirtz/Strohmer 2019) unter <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/leistung> (zuletzt eingesehen am 2.11.2019).

⁵³ So in einem Fortbildungsprogramm für Mitarbeiter/innen einer Einrichtung für Behindertenhilfe im Kursangebot 47 zur Burnoutprävention: http://www.sankt-josefshaus.de/pdf/PA/Fortbildungsprogramm_2010.pdf (zuletzt eingesehen am 10.11.2019).

⁵⁴ So auf dem Titelblatt der „Psychologie Heute“, Heft 1/2016: *AUSGEBRANNT – Warum es kein Versagen ist, wenn Sie an Ihre Grenzen stoßen* (im QV unter 8.1.7).

„[i]nformationstheoretisch sind Negationen immer in einen bestimmten Erwartungsrahmen eingebunden“ (ebd. 548). Dass AUSGEBRANNT-SEIN im Sinne von ‘Versagen’ verstanden wird, wird demnach „als erwartbar oder denkbar“ präsentiert (ebd.: 551), „aber faktisch“ als nicht gültig zurückgewiesen. Die Negation ist eine Praktik, die erstens die Polyphonie des Diskurses orchestriert, indem sie eine Stimme des Diskurses als Kontrapunkt zu einer anderen darstellt, zweitens durch die Bildung von Oppositionen abgrenzende, ordnende und damit auch definitorische Wirkung entfaltet (vgl. in der Zusammenfassung die Kap. 6.2.2.4 und 6.2.3.3) und drittens die Geltung der Grundinformation qualifiziert (vgl. Köller 2004: 544; Köller 1995: 39).

In der im Praxisteil dieser Arbeit folgenden Analyse zu Praktiken des Definierens am Beispiel des Burnout-Diskurses wird es folglich darum gehen, herauszuarbeiten, „in welcher Wahrnehmungsperspektive“ das Phänomen BURNOUT im Hinblick auf verschiedene Adressaten und Kommunikationssituationen wiederholt objektiviert wird und welche konventionalisierten lexikalischen und grammatischen Muster und Sprachgebrauchspraktiken (im Prozess des Definierens) Verwendung finden und sich dadurch perspektivierend auf dessen Konstituierung im Diskurs auswirken (vgl. Kap. 6.2).

In Kapitel 2.1.1 wurden die verschiedenen Ansichten, wie Individuen und Welt miteinander in Beziehung treten können, und welche Rolle Sprache und Handeln für Erkenntnis und Wissen zukommen, ausgelotet. In den nächsten Kapiteln wird es dezidiert um die Frage gehen, wie in Diskursen Wissen entsteht. Dazu werden im folgenden Kapitel zunächst Wissensmodelle, die in linguistischen Diskursanalysen Anwendung gefunden haben, rekapituliert und diskutiert (Kap. 2.2.1). Daraufhin wird das Zeichenmodell von Charles S. Peirce vorgestellt (Kap. 2.2.2), um auf dieser Basis das semiotisch-hermeneutische Vorgehen dieser Arbeit zu entfalten (Kap. 2.3). Des Weiteren wird das Zeichenmodell von Peirce dazu dienen, die intrikate Verbindung zwischen natürlichen Zeichen (Symptomen) und darauf referierenden (non-)verbalen Zeichen beschreibungssprachlich greifbar machen zu können. Dieser Aspekt wird ausführlich in Kap. 3.1 zur medizinischen Semiotik beleuchtet.

2.2 Zeichenvermittelte, diskursive Konstituierung von Bedeutung und Wissen

2.2.1 Wissensbegriffe und linguistische Diskursanalyse

„Außerhalb der Primärerfahrung begegnet uns die Welt als eine vertextete“ (Felder 2012: 116). Felder weist mit diesem Zitat im Rahmen methodischer Überle-

gungen für die linguistische Mediendiskursanalyse darauf hin, dass Texte unser Wissen über Sachverhalte entscheidend prägen können, ohne dass wir diese Dinge am eigenen Leib durchlebt haben müssen. Des Weiteren wird in dieser Aussage auf zwei Typen des Erwerbs von Wissen (Primärerfahrung und vertextete Weltbegegnung) aufmerksam gemacht, die Warnke mit Bezug auf Russells Unterscheidung (Russell 1911) von „knowledge by description“ und „knowledge by acquaintance“ folgendermaßen beschreibt:

Knowledge by acquaintance (Wissen aus Erfahrung) beruht auf einer unmittelbaren kausalen Interaktion zwischen Wissenssubjekt (jemand, der etwas weiß) und Wissensobjekt (das, worüber etwas gewusst wird). Als Wissensobjekte kommen beim *knowledge by acquaintance* stets nur sensorische Daten in Betracht, also das, was ein Subjekt sinnlich als objektiv erfährt. So ist der durch eine Person unmittelbar erfahrene Schmerz ein subjektives Wissen aus Erfahrung. Der Satz „Mein Arm schmerzt.“ ist also, wenn er durch *knowledge by acquaintance* verifiziert ist. Erfährt man Wissen nicht unmittelbar, sondern teilt man es ohne Erfahrung, so spricht man von *knowledge by description* (Wissen durch Beschreibung). Das alltagsweltliche Wissen um den Klimawandel ist für Wissenssubjekte in der Regel nicht das Ergebnis einer unmittelbaren kausalen Interaktion mit der globalen Erwärmung selbst, sondern was man weiß, weiß man aufgrund von Beschreibungen. (Warnke 2009: 122)

In Texten über medizinisch-psychologische Themen rezipieren wir sprachlich vermitteltes Wissen über Risikofaktoren und krankhafte Symptome, ohne dieses Wissen zwingend selbst durch unmittelbare Erfahrung erworben haben zu müssen. Dieser Umstand führt zu der Frage, wie Wissen durch Beschreibung in einem Diskurs entsteht und inwiefern zuvor erworbenes Wissen durch Beschreibung unser Erleben von Schmerzen oder Risiken im Bereich von Gesundheit und Krankheit und damit auch unser Wissen aus Erfahrung beeinflussen kann.

Warnke spricht im zitierten Abschnitt und in den folgenden Passagen seines Beitrags davon, dass das *knowledge by acquaintance* „Wissen aus unmittelbarer sinnlicher Erfahrung“ sei und damit unberührt bleibe von diskursiven Prozessen der „Herstellung von Faktizität“, argumentativer Aushandlung und Streuung von Geltungsansprüchen. Letztere seien „Kennzeichen diskursiven Wissens“ (Warnke 2009: 123). Diese unverbundene Gegenüberstellung der Wissensarten wird hier vor dem Hintergrund der in Kap. 2.1.1 diskutierten Möglichkeiten des Weltzugriffs und aktueller psychologischer Erkenntnisse zu Prozessen der Wahrnehmung bzw. Erfahrung, die den „konstruktive[n] Charakter“ und die Komplexität von Wahrnehmungsprozessen unterstreichen (vgl. Hagendorf/Krummenacher/Müller et al. 2011b)⁵⁵, in Frage gestellt, wodurch die Wahrnehmung bzw. Erfahrung dann

⁵⁵ Hagendorf/Krummenacher/Müller et al. (2011b: 5) schreiben hierzu: „Die Wahrnehmungsprozesse extrahieren aus dem sich kontinuierlich verändernden, oft chaotischen Input von externen Energiequellen Bedeutungen und strukturieren sie zu stabilen, geordneten Perzepten bzw. Wahr-

nicht mehr gänzlich ‘unmittelbar’ ist. Das Beispiel des Schmerzes, das Warnke anführt, spricht einerseits für seine These. Denn unsere Wahrnehmung „erfolgt in der Regel mühelos ohne erlebbare Anstrengung und ist unmittelbar“ (Hagendorf/Krummenacher/Müller 2011b: 4), und jede Person hat einen unmittelbaren Zugang zum eigenen Fühlen und Erleben (vgl. auch Winterscheid 2015: 196). Symptome, d. h. natürliche Zeichen, gelten in der (medizinischen) Semiotik im Rückgriff auf Peirce zudem als „Subtyp der Indices“ (Peirce, C.P. 8.119, vgl. dazu auch Kap. 2.2.2 und 3.1): Das Gefühl des Schmerzes steht in direkter Verbindung zum Körper und zu möglichen physischen Auslösern.

Studiendesigns, die aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive Schmerzen untersuchen, gehen jedoch davon aus, dass die „Reaktion auf einen physiologisch an sich gleichartigen Stimulus [...] psychologisch und soziokulturell spezifisch geformt“ ist (Lalouschek 2010: 19). Das Phänomen SCHMERZ besitze zwei Gesichter:

Kleinman et al. (1992) formulieren diese Zweigesichtigkeit von Schmerz folgendermaßen: „Pain is a ubiquitous feature of human experience. (...) At the same time, the cultural elaboration of pain involves categories, idioms, and modes of experience that are greatly diverse [...].“ (Lalouschek 2010: 19.)

Wie Menschen Schmerzen wahrnehmen und mit ihnen umgehen sei auch „von ihrem sozio-kulturellen Hintergrund abhängig wie die Art und Weise, wie Menschen ihren Schmerz präsentieren und kommunizieren, sei es im professionellen Bereich oder im Alltag“ (ebd.: 22).⁵⁶

Schmerzreize sind demnach je nach analytischer Perspektive:

- subjektiv unmittelbar gegebene „Daten“ oder
- intersubjektiv replizierbare „Daten“⁵⁷ (durch aktuell valide medizinische Untersuchungsmethoden und mithilfe anerkannter (technischer) Geräte)

nehmungen. Ohne diesen Prozess würden wir einen Freund nicht erkennen, einen Sonnenuntergang nicht genießen können, am aufkommenden Geruch nicht erkennen können, dass das Essen auf dem Herd angebrannt ist, den Wurf eines Balls beim Basketball nicht planen können oder die Qualität eines Kleidungsstoffs nicht beurteilen können“ (Hagendorf/Krummenacher/Müller et al. 2011b: 5). „Da sich die Wahrnehmung in einem evolutionären Prozess herausgebildet hat, stecken in den Verarbeitungsprinzipien Eigenschaften im Sinne von **Regularitäten der Umwelten**, in denen sich dieses System bewähren musste und bewährt hat. Diese Regelhaftigkeiten der Umwelt werden als **Vorannahmen im Wahrnehmungsprozess** automatisch wirksam, um beispielsweise die Vieldeutigkeit der Interpretation von Reizgegebenheiten einzuschränken“ (ebd.: 6).

56 Weitere medizinische, kulturwissenschaftliche, semiotische und linguistische Perspektiven auf das Phänomen SCHMERZ sind im Sammelband „Sprechen über Schmerzen“ zusammengeführt (Menz/Lalouschek/Sator 2010).

57 Vergleiche die Unterscheidung in „Daten“ und „Fakten“ von Ekkehard Felder (2013: 14), die „Wissen in den epistemologisch schwierigen Zusammenhang von (Vor)Gegebenem (Daten) und

- subjektiv oder intersubjektiv gedeutete „Signale“ (vgl. dazu Sebeok 1984: 42) bzw. sich körperlich materialisierende „Spuren“ (Müller 2015: 53f.), die in ein Gesetz oder eine konventionelle Deutung eingeordnet und vor dem Hintergrund von alltagsweltlichen oder nosologischen Wissensbeständen bzw. Praktiken als symptomatische „Fakten“ (vgl. Fußnote 57) eines bestimmten Krankheitsbilds/einer Verletzung gefasst werden können.

Ein Schmerz im Arm verlangt nach einer Erklärung. Ist diese nicht offensichtlich, wie z.B. durch eine Schnittverletzung, dann wird der Schmerz durch beschriebenes gelerntes Wissen und ein Hineinfühlen in sich selbst möglicherweise als *ziehend* und daraufhin als Symbol eines Herzinfarktes gedeutet.⁵⁸ Diese Art des Hineinfühlens zum Zwecke der Deutung zeigt das „knowledge by acquaintance“ und „knowledge by description“ eng verbunden sein können. Für das Wort *acquaintance* findet man auf der Seite von „Lexico.com“, einem online frei zugänglichen Wörterbuch der Oxford University Press, u. a. die Synonyme *familiarity, conversance, proficiency, know-how* etc.⁵⁹ Die Bedeutungen des ‘Vertrautseins’, der ‘Kenntnis’ bzw. des ‘Könnens’ als einer eigenen Wissensart neben dem Wissen aus Beschreibung ähnelt der Unterscheidung „zwischen *prozeduralem* und *deklarativem* Wissen“, die Konerding als „fundamentale Dichotomie“ seiner Konzipierung linguistischer Analyse von Wissen bzw. Wissenstransfer zugrunde legt (Konerding 2009: 83ff.). Prozedurales Wissen wird ähnlich wie das „knowledge by acquaintance“ als implizit verfügbar beschrieben. Prozedurales Wissen steht für

die jeweiligen Fähigkeiten von Individuen zweckorientiert erfolgreich zu handeln, eine spezielle Aufgabe zu meistern oder ein Problem eines bestimmten Typs erfolgreich zu lösen. Prozedurales Wissen kann partiell und selektiv in Form von sprachlichen Handlungsanweisungen ‚repräsentiert‘ werden [...]. (Konerding 2009: 83)

Gemachtem (Fakten)“ stellt mit etymologischem Bezug auf die lateinischen Verben *dare* (‘geben’) und *facere* (‘machen’). Wissen besteht nach dieser Dichotomie „aus intersubjektiv unstrittig Gegebenem – also Daten als nach allgemein akzeptierten Kriterien gewonnenen, oft gemessenen Größen – [...] sowie aus Gedeutetem – also aus beobachteten Ereignissen sowie anschließend abstrahierten und damit hergestellten Tatsachen als Fakten mit breitem Gültigkeitsanspruch“ (Felder 2013: 14).

58 In Kapitel 3.1 wird die Frage, inwiefern Symptome als Indizes oder Symbole betrachtet werden können, noch einmal aufgegriffen werden.

59 Die Synonyme werden in drei Lesarten aufgeteilt: 1.) als ‘Bekannter’, ‘Gefährte’, ‘Kollege’ („contact, associate, [...] colleague“); 2. als ‘Verbundenheit’, ‘Beziehung’, ‘Kameradschaft’ („association, relationship, [...] companionship“) und; und 3. als ‘Vertrautsein’, ‘Kenntnis’, ‘Können’, ‘Geschick’ („familiarity, conversance, [...] knowledge of, experience of, [...] proficiency in, skill in, expertise in, insight into; informal know-how“) unter: <https://www.lexico.com/en/synonym/acquaintance> (zuletzt eingesehen am 3.11.2019).

Konerding bezeichnet „Alltagswissen“ als „zum größten Teil prozedurales Wissen“:

Alltagswissen ist eingebettet in in weiten Teilen nicht reflektierte kollektive Lebenspraxen, d. h. in konkrete Lebenssituationen und zugehörige problemlösungsbestimmte Verfahrensweisen, Verhaltensformen, -routinen und -traditionen. (Konerding 2009: 85)

Deklaratives Wissen hingegen ist explizit und „durch ein symbolisch vermitteltes Repräsentationsformat bestimmt“. Es entsteht aus „symbolische[n] Modellierungen von prozeduralem Wissen, von praktischem Tun, insbesondere in dessen Regelmäßigkeiten“ und die beiden Wissensarten stehen in einem „intrikate[n] Verhältnis“ zueinander (Konerding 2009: 84; 86). Vor dem Hintergrund dieser dem Begriff Wissen zugeschriebenen Attribute stellt sich die Frage, ob eine unmittelbare Sinneswahrnehmung – ohne, dass sie (gedanklich) bezeichnet wird oder zu praktischen Konsequenzen oder mit anderen Erfahrungen verknüpften Deutungen führt – schon als Wissen bezeichnet werden kann. Entscheidend für den Begriff von Wissen, der auch dieser Arbeit zugrunde liegen soll, ist das Moment der (kollektiven) pragmatischen Orientierung⁶⁰ bzw. die Entstehung „sachadäquater Handlungsformen“ und „Darstellungsformen“ (Köller 2004: 251). An das obige Beispiel anknüpfend hieße das zu wissen, wie *man* oder der Einzelne *in der Regel* mit einem schmerzenden Arm erfolgreich umgehen kann und dieses Wissen „durch sprachliche Hinweise und Erklärungen zu Funktionsweisen und zu beachtenden Zusammenhängen“ (Konerding 2009: 84) über gemeinsame Zeichen zu objektivieren, auszutauschen und zu stabilisieren. In ähnlicher Weise argumentiert Warnke an einer anderen Stelle seines Beitrags (vgl. Warnke 2009: 114) und zusammen mit Spitzmüller im Rahmen ihrer diskurslinguistischen Einführung, wenn sie Wissen als ein „sozial verhandeltes Gut der Vergesellschaftung“ beschreiben (Spitzmüller/Warnke 2011: 41). Der Begriff ›Vergesellschaftung‹ stammt von Max Weber und meint in diesem Zusammenhang, dass Wissen das Produkt sozialen Handelns ist, das „auf rational (wert- oder zweckrational) motiviertem Interessenausgleich oder auf ebenso motivierter Interessenverbindung beruht“ (Weber (1922) § 9, zitiert nach Warnke 2009: 114). Sprachliche Zeichen sind dabei „sicher die wichtigsten allgemein genutzten Objektivierungsformen von Wissen“ (Köller 2004: 249), um sich über eine Vielzahl unterschiedlicher

60 Damit ist nicht gesagt, dass diese kollektive Zweckorientierung immer faktisch gegeben ist, sondern nur, dass sie zum Konzept ›Wissen‹ dazugehört und dadurch Einfluss auf die Konstituierung von Inhalten nimmt, indem beispielsweise eine allgemeine (*man geht davon aus* ...) und nicht persönliche (*ich gehe davon aus* ...) Sprecherperspektive gewählt wird. Auch in realistischen Modellen, in denen die ungetrübte Sinneswahrnehmung wahrheits- oder auch wissensgarantierend sein soll, basiert diese Gültigkeitsbedingung auf der Annahme, dass die Sinneswahrnehmung bei denselben Kontextbedingungen bei der Mehrheit der Menschen zu gleichen Ergebnissen führt.

Gegenstände intersubjektiv auszutauschen, da sprachliche Symbole durch Konvention „intersubjektiv stabile Bezugspunkte für die kommunikative Koorientierung der Individuen und die Selbst- und Fremdzuschreibungen von Intentionen“ bilden (Feilke 1996: 63), aber dennoch flexibel sind im Hinblick auf individuelle und situative Kommunikationsbedürfnisse. Bei unterschiedlichen Interessen kommt es zu agonalen semantischen Kämpfen (vgl. Felder 2006b; 2013; 2015)⁶¹, aber auch zu wert- oder zweckrationalen Allianzen. Neben der Überzeugung, dass Wissen insbesondere „in massenmedial operierenden *knowledgeable societies*“ immer machtgebunden und umkämpft ist (Warnke 2009: 113f.) und sich in verschiedenen Sachverhaltensperspektivierungen in Texten und Diskursen manifestiert, wird in dieser Arbeit die Auffassung vertreten, dass es in jeder Gesellschaft oder Gruppe auch ein Bedürfnis nach Koorientierung (vgl. Feilke 1996: 35) und damit stabilen, gemeinsamen Wissensinhalten und einer Verständigung über diese gibt. Das bedeutet, dass es neben den agonalen (sprachlichen) Praktiken erstens auch „sym-pathische“⁶², konsensuelle, unifizierende (sprachliche) Praktiken geben muss (vgl. zum Konzept der ›Unifizierung‹ Kap. 6.2.1 dieser Arbeit), die kommunikative Mittel der „Mit-Erfahrung“ (Feilke 1996: 34) bzw. „geteilte Akzeptanz von Erkenntnis“ (Warnke 2009: 113) konstituieren können und zweitens, dass es schon aus Gründen der gegenseitigen Versteh- und Argumentierbarkeit eine Art sprachliches und fach- bzw. alltagsweltliches Basiswissen⁶³ geben

61 Felder definiert „semantische Kämpfe“ und „agonale Zentren“ wie folgt: „Unter ‚semantischem Kampf‘ wird hier – zunächst allgemein formuliert – der Versuch verstanden, in einer Wissensdomäne bestimmte sprachliche Formen als Ausdruck spezifischer, interessensgeleiteter und handlungsleitender Denkmuster durchzusetzen“ (Felder 2006b: 14). „Unter agonalen Zentren verstehe ich einen sich in Sprachspielen manifestierenden Wettkampf um strittige Akzeptanz von Ereignisdeutungen, Handlungsoptionen, Geltungsansprüchen, Orientierungswissen und Werten in Gesellschaften“ (Felder 2015: 108, vgl. auch Warnke 2009; Spitzmüller/Warnke 2011: 43f.). In Kapitel 7.3 werden Definierenspraktiken im Spannungsfeld von ›Agonalität‹ und ›Unifizierung‹ im Rahmen des Burnout-Diskurses einander gegenübergestellt.

62 Helmuth Feilke (1996) bezieht sich in seiner Monografie zur „Sprache als soziale Gestalt“ in Kapitel 2 „Zur pragmatischen Gestalt der Sprache“ auf den Begriff der „Sympathie“ bzw. auf „die sprachtheoretische Interpretation des Begriffs der ›Sympathie‹“ nach Philipp Wegener ([1885] 1991). Nach dieser werden „Mittel der Kommunikation von den Sprachteilhabern erst in der Kommunikation ‚entdeckt‘“ (ebd. [= Wegener 1885/1991, T.S.], S. 71), und zwar, weil ein Verhalten erst hier eine Reaktion, ein *Verstehen* auslösen kann, das dieses Verhalten bewertet. Diese Bewertung geht in die künftige Verhaltensbewertung ein. Ohne diese Rückkopplungsinformation und ihre kontinuierliche Einbeziehung ist zwar Verhalten, aber kein soziales Handeln möglich. Dieses setzt vielmehr die Partizipation an Situationen der Verständigung voraus, aus denen die sym-pathisch, das heißt durch ›Mit-Erfahrung‹ bestimmten *Mittel* gewonnen werden können“ (Feilke 1996: 31f.).

63 Verschiedene hermeneutische und (diskurs-)linguistische Publikationen haben sich mit diesem voraussetzenden, verstehens- und kommunikationsrelevanten Wissen befasst, so zum Beispiel Dietrich Busse, der den „umfassenden epistemisch-kognitiven Hintergrund, der

muss, das nicht bewusst sein muss, aber zwischen den Zeilen⁶⁴ bzw. Worten durchscheinen kann und auf dessen Grundlage die Perspektivierungs- und Argumentationsspiele stattfinden können.

Auch Foucault unterstreicht die Rolle von (impliziten) Formationsregeln bzw. diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault [1969] 1981: 74) und die das Auftreten von Folge-Aussagen im Diskurs mit beeinflussen.⁶⁵ In der Diskursanalyse geht es nach Foucault folglich darum, die „diskursive Formation“ (Foucault [1969] 1981: 67) aufzudecken, indem man die „Gesamtheit von [...] Beziehungen“ (Foucault [1969] 1981: 67) zwischen den sich an der Diskursoberfläche manifestierenden Zeichen in ihrer Regelmäßigkeit und Wiederkehr (Foucault [1969] 1981: 44) analysiert. Um die Qualitäten dieser Zeichenbeziehungen differenziert deuten zu können, wird dieser Arbeit das Zeichenmodell von Ch. S. Peirce zugrunde gelegt, welches im folgenden Kapitel anhand eines Beispiels aus dem Burnout-Diskurs erläutert wird.

2.2.2 Das Zeichenmodell nach Charles Sanders Peirce

Der semiotische Denkansatz von Charles Sanders Peirce fußt auf dem Moment der Rückbezüglichkeit von Zeichen auf Zeichen im Prozess der Sinnkonstitution und der Grundüberzeugung, dass jeder Gedanke ein Zeichen ist und „Zeichen [...] immer auf Gedanken (›thoughts‹) bezogen“ bleiben (vgl. Nagl 1992: 22 und 23;

das Verstehen einzelner sprachlicher Zeichen(ketten) oder Kommunikationsakte überhaupt erst möglich macht“ unter dem Begriff ‚Kontext‘ fasst (Busse 2007: 82). Bern U. Biere reflektiert im Überblick die „Vorstellung der Wissensbasiertheit des Verstehens“ in der hermeneutischen Tradition (Biere 2007: 19f.). Feilke hat den Begriff des Common Sense, der uns ein „fraglos sicheres und unserer Umwelt angepaßtes Handeln“ erlaubt, auf die Sprache angewandt (Feilke 1993: 8). Sprachlicher Common sense ergibt sich dadurch, dass in kommunikativen Beiträgen Ausdrucksarrangements entstehen, die „die Kontingenz des grammatisch und semantisch möglichen Zeichenausdrucks durch eine Ausdruckstypik“ (Feilke 1993: 16) ersetzen und dadurch zu „Ressourcen des Vorverständnisens“ (ebd.: 15) werden.

⁶⁴ Vgl. zur Auffindung dieses Wissens u. a. die Methoden, die Peter von Polenz in seiner Satzsemantik als „Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens“ beschreibt (von Polenz ³2008) und vgl. auch die Ausführungen von Marcus Müller zum Begriff der ›Spur‹ und des ›Spurenlesens‹ (Müller 2015: 47ff. und 53ff., siehe auch Scherner 1994 und Kap. 4.1.2 dieser Arbeit).

⁶⁵ Dieser Zusammenhang von Praktiken und Wissen bei Foucault wird in Kap. 4.1.3 noch ausführlich dargestellt und mit dem Analysekonzept der Praktik/Praxis, das dieser Arbeit zugrunde liegt, verbunden werden.

vgl. CP 5.253 und 5.287⁶⁶). Das heißt, dass ein unmittelbar erfahrener Schmerz, sobald man sich auf ihn bezieht, zeichenvermittelt ist (vgl. Nagl 1992: 22) und dass wir unsere Repräsentationen von Dingen nie „direkt mit den Dingen vergleichen können, sondern allenfalls mit anderen Repräsentationen von ihnen“ (Köller 2004: 244). Das heißt nicht, dass jenseits der Zeichen nichts existiert. Denn irgendein potenziell als Schmerz zu interpretierendes Empfinden motiviert⁶⁷ schließlich den Zeichenbezug. In Peirce Zeichen-Modell beeinflussen sich Zeichenträger (sign), Zeichenobjekt (object) und Zeicheninterpretant (interpretant) wechselseitig, um zu erklären, wie Realität über Zeichen fassbar wird und wie Bedeutung und Sinn im Prozess einer „kontinuierliche(n) Interpretation von Zeichen durch Folgezeichen“ entstehen können (vgl. Köller 2004: 244; Nagl 1992: 32f.). Die triadische Struktur lässt sich in ihren Grundzügen folgendermaßen abbilden (siehe Abbildung 2):

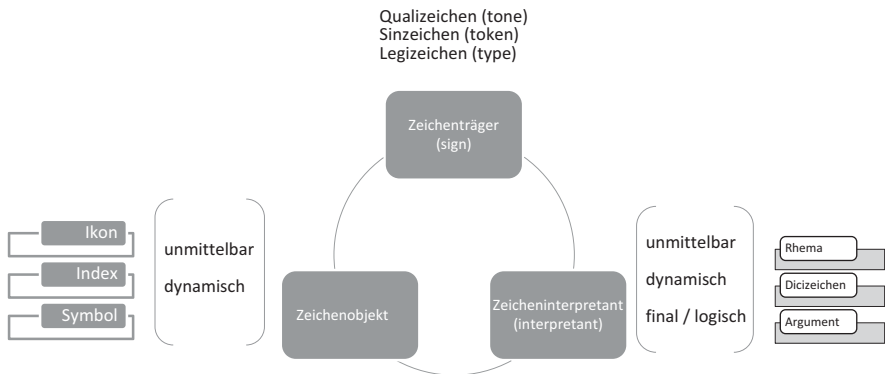


Abb. 2: Das Peirce'sche Zeichenmodell (vgl. Peirce CP 2.228 und Nagl 1992: 43).

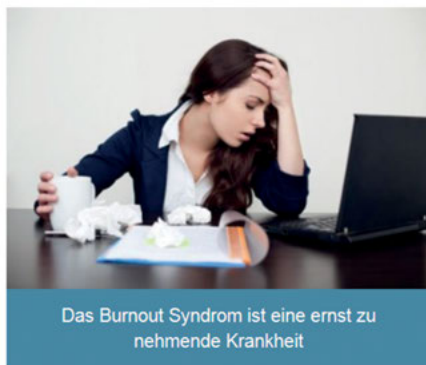
Die Abbildung basiert auf „Die Struktur des Peirceschen Zeichenbegriffs“ nach © Nagl 1992: 43, die Kreisform wurde von der Verfasserin eingefügt, Zahlen wurden nicht übernommen, zu den deutschen Benennungen (*Zeichenträger*, etc.) vgl. auch Köller 2004: 243.

⁶⁶ In deutscher Übersetzung in Peirce (1967: 175 und 201).

⁶⁷ Peirce benutzt das Verb *to determine* zur Beschreibung der Beziehung zwischen „Objekt und Zeichen einerseits“ sowie „Zeichen und Interpretant“ andererseits (Nagl 1992: 31). Nagl referiert mit Bezug auf die Peirce-Interpretationen von G. Schönrich und M. Frank die Auffassung, dass *to determine* „nicht in einem engen Sinn verstanden werden dürfe“ (ebd.). Das Verb *to determine* indiziere „keinen strengen Ursache-Wirkungszusammenhang innerhalb der Zeichenrelata“, sondern sei am besten mit *motivieren* zu übersetzen: „Das Objekt motiviert – d. h. veranlaßt (ohne rigiden kausalen Zwang) – das Auftreten eines Zeichens, welches selbst wiederum einen ‚Interpretanten‘ motiviert.“ (Nagl 1992: 31, Fußnote im Zitat entfernt, die Anführungszeichen wurden der Notation dieser Arbeit angepasst).

Anhand der in der Abbildung dargestellten Größen werden im Folgenden an einem Bild-Text-Beispiel⁶⁸ zum Thema „Burnout“ (siehe Abbildung 3) die für diese Arbeit relevanten Zeichendimensionen durchgesprochen, um im Anschluss daran zu begründen, welche Vorteile das Zeichenmodell von Peirce für die vorliegende Untersuchung bietet und welcher Diskursbegriff sich daran anschließen lässt.

Burnout Syndrom – Krankheitsbild totaler Erschöpfung



Burnout gilt als Phänomen der heutigen Zeit. Der englische Begriff kann übersetzt werden mit „Ausgebranntsein“. Damit ist ein **Zustand völliger Erschöpfung** definiert, in dem normale Erholung in gewohnter Manier (z. B. Urlaub) nicht mehr möglich ist. Die Person ist – scheinbar plötzlich – zu keiner der Leistungen mehr fähig, die er oder sie bis dahin typischerweise in extrem hohem Maße erbracht hat. Neben der **körperlichen Entkräftung** findet sich beim **Burnout Syndrom** die **Energielosigkeit auch auf der emotionalen und geistigen Ebene**. Vorangegangen ist diesem Zustand eine Vielzahl hochbelastender Stresssituationen.

Abb. 3: Bild-Text-Beispiel zum Thema „Burnout“, © shutterstock_125936975/baranq, DasBurnoutSyndrom.de
(Quelle: <http://www.das-burnout-syndrom.de/>, siehe auch Fußnote 68).

Zeichenträger, also das „sign“ im engeren Sinn, sind dieses Bild, die Buchstaben und ihre jeweilige Anordnung, Farbgebung und Typografie. Ein Qualizeichen ist für Peirce dasjenige, was an einem Zeichen sinnlich rezipiert werden kann, d. h. seine Qualitäten. In diesem Beispiel sind dies die verschiedenen Farben- und Formkombinationen des Bilds und der Buchstaben (vgl. Nagl 1992: 52). Mit Sinzeichen ist das singuläre, verwirklichte Vorkommen der jeweiligen Qualizeichen gemeint (vgl. den Begriff der ›Token‹, CP 2.245). Ein Legizeichen hingegen reicht über die Aktualität seiner Verwendung hinaus (vgl. Nagl 1992: 53).

⁶⁸ Der folgende Screenshot entstammt der Seite <http://www.das-burnout-syndrom.de/> (zuletzt eingesehen am 17.5.2016). Das Bild dieser Internetseite wiederum stammt von der Plattform „shutterstock“ und wurde für diesen Druck lizenziert (23.9.2021): <http://www.shutterstock.com/pic-125936975/stock-photo-sick-woman-at-work-with-headache.html?src=gZNNOfjo7JfO1wXdtqvzg-1-0>.

„Ein Legizeichen ist ein Gesetz, das ein Zeichen ist. Jedes konventionelle Zeichen ist ein Legizeichen. Es ist kein singuläres Zeichen, sondern ein allgemeiner Typ, von dem Übereinkunft darüber besteht, daß er Bedeutung hat“ (CP 2.246). Jeder Buchstabe des Alphabets, jedes Wort einer Sprache ist somit ein Legizeichen. (Nöth ²2000: 65)

Doch auch der dargestellten Szene, Körperhaltung und Mimik der Frau kommt eine gewisse Typik und damit konventionelle Bedeutung zu. Dieser Eindruck wird nicht zuletzt dadurch bekräftigt, dass dieses Bild aus einer Bilddatenbank stammt, also bewusst inszeniert wurde, und mit Ausdrücken wie *Stress*, *erschöpft*, *Arbeit* etc. verschlagwortet ist. Weitere Bilder dieser Datenbank zum Suchwort *Burnout* zeigen eine sehr ähnliche Bildsprache.⁶⁹ Ein leicht gesenkter, auf eine Hand aufgestützter Kopf wird gemäß unserem Erfahrungswissen in vielen Fällen als Ausdruck der Erschöpfung, Müdigkeit oder als Zeichen für Kopfschmerzen etc. gedeutet. Auf das zerknüllte Papier, die Tasse, Kleidung und Laptop wird gleich im Zusammenhang mit Ikon, Index und Symbol weiter eingegangen werden. Text und Bild dieses Beispiels veranschaulichen die Gesetzmäßigkeit von Zeichen (Legizeichen), die gewährleistet, dass Zeichen von Sprechern/Sprecherinnen und Hörern/Hörerinnen „in ähnlicher Weise gebraucht und verstanden“ werden (vgl. Biere 2007: 13).

Diese Leistung, dass ein Zeichen keine Ähnlichkeit oder Affektiertheit zum Objekt⁷⁰ aufweisen muss, sondern „kraft eines Gesetzes“ (CP 2.249) bzw. einer Regelmäßigkeit des Sprachgebrauchs und Interpretierens, dieses bezeichnen kann, ordnet Peirce den ›Symbolen‹ zu. Ikonische und indexikalische Zeichenmodi werden dem symbolischen Zeichenmodus heuristisch gegenübergestellt, da sie durch einen direkteren Bezug zum Realen, durch eine „Dingnähe charakterisiert zu sein“ scheinen (vgl. Jäger 2010a: 48f.). Ein Zeichen ist nach Peirce ein Index, „wenn es von dem Objekt, auf das es verweist, ‚wirklich beeinflusst‘ ist (CP 2.248)“ (Nöth ²2000: 185). Peirce Beispiele für Indices stammen häufig nicht aus

⁶⁹ Eine Suche auf <http://www.shutterstock.com> mit dem Suchausdruck *burnout* ergibt ähnliche Bilder neben Abbildungen, die die Metaphorik des Ausgebranntseins noch direkter durch verkohlte Streichhölzer oder einen rauchenden Kopf darstellen (Suche auf shutterstock zuletzt am 3.11.2019).

⁷⁰ Zum Objekt-Begriff und der Unterscheidung in „unmittelbar“ und „dynamisch“ (vgl. CP 4.536; Nöth ²2000); Das unmittelbare Objekt ist so, wie es das Zeichen selbst repräsentiert. Das mittelbare, reale ist das Objekt außerhalb des Zeichens (Nöth ²2000: 63). Es ist aber „selbst niemals ganz ‚zeichenfrei‘ da. Denn „es ist immer nur durch Zeichen aufweisbar“ (ebd.). Ähnlich äußert sich Ludwig Jäger im Zusammenhang der Beschreibung der „kulturellen Semiosis“. Er konstatiert, dass das „Vorgängige, das zu Bezeichnende“, erst „in der Nachträglichkeit der Bezeichnung, gleichsam in einer *transkriptiven Umschrift*, konstituiert“ wird (Kursivsetzung im Original, Jäger 2010b: 307).

dem Bereich von Sprache und Kommunikation, wie der häufig angeführte Wetterhahn („A weathercock is an index of the direction of the wind“, CP 2.286), der sich je nach Windrichtung ausrichtet, oder „organische Symptome als Indices für Krankheiten“ (Nagl 1992: 48; vgl. CP 5.473; 8.335). Doch Peirce bezieht die Indexikalität auch auf Sprachzeichen. Als Exempel für einen sprachlichen Index nennt Peirce den deiktischen Ausdruck *here* als Antwort auf eine Frage in einem Dialog wie “A says to B, ‘There is a fire,’ B will ask, ‘Where?’” (CP 2.305). Im obigen angeführten Beispiel wird *Burnout* ebenfalls deiktisch in *der heutigen Zeit* verortet. Damit die arbiträren Sprachzeichen *here* bzw. *hier* oder *heutige* jedoch als lokale oder temporale Indices auf die konkrete Äußerungssituation verweisen können, müssen sie zunächst nach englischen oder deutschen Sprachgebrauchsregeln, sprich als Symbole interpretiert werden. Für Jäger zeigt sich in solchen Beispielen, dass die

indexikalische Referenz und die symbolische Inferenz [...] im Rahmen dessen, was Peirce Semiosis, das Spiel der Zeichen, nennt, notwendig aufeinander angewiesen [sind]. Sie wären als je selbstständige nicht in der Lage, irgendeine Form des Bezugs zur transsemiotischen Welt herzustellen: Symbole hätten kein Vermögen, den inferentiellen Horizont ihrer Weltbeschreibungen zu einer wirklichen Weltberührung hin zu überschreiten und so zwischen einem ‚Universum der Realität‘ und einem ‚fiktionalen Universum‘ zu unterscheiden; und Indices wären nicht in der Lage, die Objekte ihrer Bezugnahme *als* Referenzobjekte herauszugreifen. (Jäger 2010a: 50)

Am obigen Text-Bild-Beleg lässt sich die Verwobenheit der verschiedenen Zeichenmodi (ikonisch, indexikalisch und symbolisch) für die Interpretation weiter demonstrieren: Die Fotografie wirkt einerseits als ikonisches Zeichen, weil sie das Zeichenobjekt (vereinfacht) FRAU AM SCHREIBTISCH qua Ähnlichkeit abbildet. Die Fotografie wirkt andererseits als indexikalisches Zeichen für eine Situation, in der dieses Bild wie Peirce schreibt „point by point to nature“ (CP 2.281) aufgenommen wurde. Diese ikonisch eingefrorene Situation enthält weitere Indices: Die Papierknäuel verweisen auf wahrscheinlich verworfene Notizen, Gestik und Mimik der Frau auf ein Unwohlsein, Kleidung und Laptop verorten die Situation im Arbeitskontext etc. Das interpretative Urteil, dass es sich hier um eine Fotografie und nicht um eine reale Person handelt, basiert wiederum auf einer symbolisch vermittelten Praxis, wie mit solchen Bildern interpretatorisch zu verfahren ist. Überschrift und nebenstehender Text konstituieren den weiteren symbolischen Resonanzraum (vgl. Jäger 2010a: 53f.).

Die bisher beschriebenen Zeichenmodi schließen sich nicht aus. Häufig ergänzen sie sich hinsichtlich der „Wirkung bzw. Motivation“, die ein Zeichen sowie Zeichenkombinationen, die für ein oder mehrere Objekte stehen, in einem Anderen hervorrufen (vgl. Nagl 1992: 53). „Zeichen sind Zeichen *für* jemanden,

sie werden rezipiert in Wirkungen, Gefühlen, Handlungen“ und Urteilen (ebd. 40). Diese Wirkung bzw. „das bedeutungshafte Resultat“⁷¹ des Zeichens erläutert Peirce durch den Begriff des ›*Interpretanten*‹:

A sign [...] addresses somebody, that is, creates in the mind of that person an equivalent sign, or perhaps a more developed sign. That sign which it creates I call the interpretant of the first sign. The sign stands for something, its object.⁷² (CP 2.228)

Dieses Zeichen, das sich an jemanden wendet, kann verschiedener Gestalt sein: beispielsweise ein Schmerz im Arm oder auch ein gelesener Text. Der unmittelbare bzw. „emotional interpretant“ (CP 5.475) ist ein noch nicht reflektiertes Gefühl, das ein Zeichen in einem Menschen auslöst oder auch eine „Interpretationsperspektive, die sich bei der Wahrnehmung eines Zeichenträgers kraft konventionalisierter Assoziationen spontan einstellt“ (Köller 2004: 247). Der dynamische bzw. „energetic interpretant“ ist ein gewohnheitsmäßiges, (inneres) Verhalten oder Handeln, welches auf das Zeichen folgt. Fasst man auf eine heiße Herdplatte, so ist die direkte Reaktion auf den Schmerzreiz, dass man die Hand wegzieht. Ein weiteres Beispiel wäre, dass wir gewohnheitsmäßig auf Unkonzentriertheit oder Leistungsabfall mit einer Pause oder einem Gang an die frische Luft reagieren, also mit Praktiken und Techniken, die *normale Erholung in gewohnter Manier* versprechen, wie der obige Text in Beispiel 1 nahelegt. Wenn die gewohnten Reaktionen jedoch keine Erleichterung bringen, dann muss das Zeichen vor dem kulturell-sozialen und individuellen Erfahrungs- und Denkhorizont bzw. Wissensrahmen sowie im Hinblick auf Situation und Kontext weiter hinterfragt und gedeutet werden. Das Symptom LEISTUNGSABFALL könnte demnach als ‘normal’ oder ‘nicht normal’ oder sogar als ‘gefährlich’ interpretiert werden. Diese „mit Schlüssen operierende, komplexe Zeichenbewegung“ (Nagl 1992: 41) nennt Peirce den logischen bzw. finalen Interpretanten⁷³. Köller deutet diese letzte Kategorie des Interpretanten als

71 “Now the problem of what the ‘meaning’ of an intellectual concept is can only be solved by the study of the interpretants, or proper significant effects, of signs.” (CP 5.474).

72 Übersetzung angelehnt an Nöth (2000: 64) mit kleinen Änderungen: Ein Zeichen adressiert jemanden, d. h., es erzeugt im Geiste dieser Person ein äquivalentes Zeichen oder vielleicht ein weiter entwickeltes Zeichen. Dieses Zeichen, das es erzeugt, nenne ich den Interpretanten des ersten Zeichens.

73 Zur weiteren Differenzierung des logischen bzw. finalen Interpretanten in „Rhema“, „Dicizeichen“ und „Argument“ siehe Peirce CP 8.337; Nagl 53f.; Martin Reisigl fasst diese Modi des Interpretanten folgendermaßen zusammen: „Ein Rhema ist ein einzelner Term oder Begriff, bzw. das, was für sich weder wahr noch falsch sein kann. [...] Ein Dicent, bzw. Dicizeichen (von lat. ‘dicere’, sagen) ist demgegenüber bereits ein komplexeres Zeichen bzw. ein Zeichenkomplex. Es ist – grob gesprochen – eine behauptete Proposition, die wahr oder falsch sein kann. [...] Ein Argument ist schließlich eine noch komplexere Entfaltung des ‚logischen Interpretanten‘. Ein

diejenige Interpretationsperspektive, die im Verstehensprozess der Relation Zeichenträger – Zeichenobjekt abschließend zugeordnet wird und die dann den Objektbildungsprozess bzw. Sinnbildungsprozess vorerst einmal beendet. (Köller 2004: 247)

Vorerst, da dieser Sinnbildungsprozess theoretisch als unabschließbare Wahrheitssuche bei Peirce gedacht wird, die aber dennoch nach dem regulativen Ideal „eine[r] endgültige[n] Meinung“ (vgl. CP 8.148) strebt (vgl. auch Nagl 1992: 42).

Im Modell von Peirce können Zeichen und damit auch zeichenvermitteltes Wissen als „dynamisches Sinnbildungsereignis“ verstanden werden (Köller 2004: 244), denn ihr Sinn wird durch einen interpretativen rückbezüglichen Prozess von Zeichen-Zeichen-Beziehungen konstituiert. Entscheidend für die Interpretation sind neben dem Zeichenobjekt und einzelnen Zeichen andere Zeichen und die mit ihnen verbundenen Sprachgebrauchsregularitäten und kulturell-sozialen Deutungstraditionen. Der Semiotiker nach Peirce ist ein Hermeneutiker, denn „die Bedeutung sprachlicher Zeichen kann [...] nur durch deren Übersetzung in andere Zeichen ermittelt werden“ (Nöth ²2000: 418). Die Kreisform im obigen Zeichenmodell wurde gewählt, um auf die Verwandtschaft der Peirce'schen Zeichentheorie und die darauf fußenden Schlussmethoden der Abduktion und Induktion mit dem hermeneutischen Zirkel hinzuweisen. So wie beim hermeneutischen Zirkel aus „einzelnen Worten und deren Verbindungen“ das „Ganze eines Werks“ verstanden werden soll und „das volle Verständnis des Einzelnen schon das des Ganzen“ voraussetzt (vgl. Dilthey 1900: 201; vgl. dazu auch Nöth ²2000: 419), so gewinnen wir Erkenntnis über eine überraschende Tatsache nach Peirce nur, indem wir über das Auftreten der Tatsache hypothetische Erklärungsregeln bilden und diese dann induktiv an den Daten überprüfen (vgl. CP 5.171).

Die in diesem Kapitel dargelegten semiotischen Modi und Funktionen werden im folgenden Kapitel auf die Begriffe ›Diskurs‹, ›Diskursanalyse‹ und ›Hermeneutik‹ bezogen, um das Diskursverständnis und die Basis diskurslinguistischer Analyse, die dieser Arbeit zugrunde liegen, zu verdeutlichen.

2.3 Zusammenfassung: Anwendung auf das Untersuchungsthema: Linguistisch-hermeneutischer Zugang zum Diskurs über das Phänomen BURNOUT

Analog zur Funktionsweise der Semiose wird die diskursive Konstituierung von intersubjektiv geteilten Inhalten und damit von Wissen als regelgeleiteter sozialer, sich in

nach bestimmten Denkgesetzen aufgebauter Syllogismus oder ein nach bestimmten Regeln konstruiertes Kunstwerk sind dem Peirceschen Verständnis nach „Argumente“ (Reisigl 2010: 94–95).

Zeichen vollziehender, rekursiv-zirkulärer Prozess verstanden. In der Anwendung der Peirce'schen Theorie auf den Diskurs wird Diskurs als „Superzeichen“⁷⁴ (Reisigl 2017: 24) bzw. Zeichenkomplex betrachtet, dessen semiotische Ebenen und Unterebenen (insbesondere die symbolisch-semantischen und -grammatischen sowie indexikalischen Zeichenebenen) in ihrem punktuellen Vorkommen und in der Zusammenschau als Fläche⁷⁵, d. h. in der Gesamtheit ihrer Beziehungen (vgl. Foucault [1969] 1981: 67) gesichtet werden müssen, um den Prozess der Wissenskonstituierung in einem Diskurs zu einem Thema nachzuzeichnen. Auch Spitzmüller/Warnke gehen in ihrer Einführung zur Diskurslinguistik von der semiotischen Organisation des Diskurses aus – dieser besitzt für sie „eine syntaktische, semantische und pragmatische Organisation“ –, um im Anschluss daran die einzelnen Analyseklassen (wortorientierte, propositions- und textorientierte Analyse) als Segmente der intertextuellen Analyse-Ebene vorzustellen (Spitzmüller/Warnke 2011: 138ff.).

Wichtig ist die doppelte Sichtweise auf den Diskurs einerseits als Ereignis und andererseits als „Formationssystem“ (Foucault [1969] 1981: 74), in das sich die Regelmäßigkeit diskursiv-semiotischer Praxis eingeschrieben hat (vgl. Foucault [1969] 1981: 108 und Kap. 3.4.3). Diese zweifache Blickrichtung findet sich auch im Kategorienpaar der kommunikativen und kognitiven Perspektivität nach Köller wieder (Köller 2004; vgl. Kap. 2.1.2). Die kommunikative Perspektivität unterstreicht neben den sich wiederholenden, diskursprägenden Praktiken die Möglichkeit „neue[r] Oberflächen des Auftretens“, die für Foucault Ausgangspunkt für die Transformation von Diskursen darstellen (vgl. Kap. 3.4.3).

Über die Peirce'sche Zeichendimension des Interpretanten wird deutlich, „dass es keine Repräsentation ohne Interpretation“ gibt (Köller 2004: 243) und dass der jeweilige Diskurs- und Denkhorizont entscheidend für die Sinn- bzw. Wissenskonstituierung zu einem Thema ist. Unter ›Themen‹ werden in der vorliegenden Arbeit – in Anlehnung an Konderdings Adaption des aus der Gesprächsanalyse stammenden Konzepts von Ochs-Keenan/Schieffelin – „spezifikationsbedürftige Wissensbestände“ verstanden, „für die eine *sprachvermittelte Spezifikation*“ von mindesten einem Akteur, der sich an einen anderen

⁷⁴ Diesen Ausdruck wählte Reisigl in seinem Vortrag „Diskurssemiotik nach Peirce“ auf der 4. Jahrestagung „Diskurs – semiotisch“ des Netzwerks „Diskurs interdisziplinär“ am 04.12.2014 in Mannheim. Das Programm der Tagung ist einsehbar unter: http://www1.ids-mannheim.de/fileadmin/lexik/SprachlicherUmbruch/4_Jahrestagung_Netzwerke_2014_12.pdf, Stand Mai 2016.

⁷⁵ Andreas Gardt entwirft in seinem Aufsatz „Stil und Bedeutung“ das semantische Kategorienpaar der punktuellen und flächigen Bedeutungskonstitution. Dieses wird im Laufe dieses Kapitels noch einmal aufgegriffen und erläutert werden (Gardt 2009: 1202).

Akteur oder ein Kollektiv textuell wendet, „intendiert bzw. vorgesehen ist“.⁷⁶ Konerding führt dazu weiter aus:

Sprachlich können derartige Themen – in prototypischer Form – in einer Frage explizit Ausdruck erlangen, der sog. ‚Question of immediate concern‘ (Och-Keenan/Schieffelin 1976). Antworten auf derartige implizit oder explizit geäußerte Fragen sind in Form von Texten oder Textteilen (bzw. Gesprächsabschnitten) gegeben. (Konerding 2007: 110)

Des Weiteren seien, so Konerding, „Texttypen primär deskriptiver und primär argumentativer Natur“ zu unterscheiden: In ersteren findet eine Aufschlüsselung unterspezifizierter Details bestimmter Komponenten statt. Textthemen dieser Art lassen sich „in so genannten *Ergänzungsfragen* bzw. ‚w-Fragen‘“ ausdrücken. In argumentativen Texten hingegen werden „übergeordnete Wissenszusammenhänge gefordert“, die der Argumentation und damit „rezipientenbezogene[n] Akzeptanz“ dienen können. Diese Texte basieren auf „so genannten *Entscheidungsfragen* (*ja/nein*-Fragen), für die zusätzlich Begründungen gefordert sind“ (ebd.).

Am Anfang⁷⁷ des Burnout-Diskurses stehen passend zu diesen Erläuterungen zum Begriff des Themas explizit geäußerte Fragen. Herbert Freudenberger stellt im ersten Abschnitt seines im Diskurs häufig als Gründungstext titulierten Beitrags „Staff Burn-out“ die Frage: „What ist burn-out?“ und dieser Frage folgt ein Katalog weiterer Fragen (vorwiegend w-Fragen): „What are its signs, what type of personalities are more prone than others to its onslaught? [...]“. (Freudenberger 1974: 159, im QV unter 8.1.5). Freudenberger inszeniert diese Fragen als Reaktion auf ein im Gespräch mit Kollegen über ein in ehrenamtlichen Klinikeinrichtungen neu erlebtes Erschöpfungs-Phänomen (ebd.), das er sich zunächst nicht erklären kann. In Anlehnung an das Zeichenmodell von Peirce könnte man sagen, Freudenberger differenziert mithilfe des Zeichens *Burn-out* eine „Teilgröße aus dem Kontinuum der physischen und der geistigen Welt“ heraus (Köller 2004: 243), die gleich eines Signals (vgl. das Kap. 3.1. zur med. Semiotik) nach Erklärung ruft, d. h. spezifikationsbedürftiges Wissen darstellt. Damit ist ein Thema konstituiert, das, dadurch dass es von anderen Autorinnen und Autoren textuell aufgegriffen wird, potenziell diskursprägend ist. Denn unter Diskurs wird in dieser Arbeit im Anschluss an Felder ein „Text- und Gesprächsnetz zu einem Thema“ verstanden (Felder 2012: 122), wobei diese Arbeit sich auf schriftliche Texte konzentriert. Nach Busse/Teubert kann

⁷⁶ Konerding (2007: 110) Bezug nehmend auf Och-Keenan/Schieffelin 1976.

⁷⁷ Die Begründung, aus welchen Gründen der Text von Freudenberger als Beginn des Burnout-Diskurses gelten kann, erfolgt in Kapitel 5.1.2.

man dieses Textnetz weiter spezifizieren. Zu einem Diskurs gehören laut ihnen alle Texte, die:

- sich mit einem als Forschungsgegenstand gewählten Gegenstand, Thema, Wissenskomplex oder Konzept befassen, untereinander semantische Beziehungen aufweisen und/oder in einem gemeinsamen Aussage-, Kommunikations-, Funktions- oder Zweckzusammenhang stehen,
 - den als Forschungsprogramm vorgegebenen Eingrenzungen in Hinblick auf Zeitraum/Zeitschnitte, Areal, Gesellschaftsausschnitt, Kommunikationsbereich, Texttypik und andere Parameter genügen,
 - und durch explizite oder implizite (text- oder kontextsemantisch erschließbare) Verweisungen aufeinander Bezug nehmen bzw. einen intertextuellen Zusammenhang bilden.
- (Busse/Teubert 1994: 14)

Anhand dieser Kriterien wurde ein Korpus zusammengestellt (zur Korpuserstellung siehe Kap. 5), um zu untersuchen, wie sich die Entstehung von Wissen zu einem Phänomen im Bereich von Gesundheit und Krankheit am Beispiel BURNOUT semiotisch-diskursiv vollzieht bzw. an der Sprachoberfläche manifestiert, welche sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen in die Wissenskonstituierung mit hineinspielen und welche Perspektiven im Diskurs dominant versprachlicht werden.

Als „besonders relevante Beobachtungsräume“ (Müller 2007: 89) zur Beantwortung dieser Erkenntnisziele dienen in der folgenden Analyse Diskursabschnitte, in denen das Phänomen im weiteren Sinne definiert, d. h. ab-, ein- und umgrenzt wird (vgl. zur weiteren Begründung der Analyseabschnitte insbesondere Kap. 6.2.1 dieser Arbeit). Als Werkzeug der Beschreibung dieser sich in den Definitionsprozessen verdichtenden Wissensproduktion wird das sozial- und kulturtheoretische Konzept der ›Praxis‹ bzw. ›Praktiken‹ für die Diskursanalyse fruchtbar gemacht (Kap. 4.1). Denn dieses eignet sich besonders gut, um den diskursiven Prozess der Wissenskonstituierung im Wechselspiel inner- und außerdiskursiver Elemente, reflexiver und vorreflexiver Verfahrensweisen sowie sozialer, konventioneller und individueller Momente im Bereich von Gesundheit und Krankheit zu beschreiben.

Der Analysezugang erfolgt stets über die Sprachoberfläche. Dabei liegt das Hauptaugenmerk auf den Sprachzeichen(komplexen) bzw. der „vertextete[n] Sprache von Diskursakteuren, die auf der Basis von Textsortenroutinen im Medium Sprache handeln“ (Felder 2012: 120). Denn diese Sprecher/innen versuchen auf der Grundlage von symbolischem Wissen, d. h. ihrer Kenntnis des Sprachsystems und „Sprachgebrauchserfahrungen (Wissen über Verwendungsweisen von Wörtern, Syntagmen usw.)“ (Felder 2012: 117) Rezipientinnen und Rezipienten Erfahrungen und Inhalte zum Phänomen BURNOUT zu vermitteln.

Letztere verstehen und interpretieren diese Zeichen im Ko(n)text, vor ihrem gegenwärtigen Wissenshorizont und ihren eigenen sozial-kommunikativen Sprachgebrauchserfahrungen. Als Analysandin des Diskurses habe ich ebenfalls die Rolle der Rezipientin inne. Mithilfe transparent zu machender Instrumentarien (siehe Kap. 4 und 6.2.1) untersuche ich die sprachliche Diskursoberfläche der als relevant beurteilten definierenden Diskurssequenzen im Hinblick auf Zeichenformen und -kombinationen, die ins Auge springen (vgl. Gardt 2009: 1203). Daraufhin bilde ich mir im Sinne der semiotischen und hermeneutischen Tradition abduktiv⁷⁸ Vorurteile⁷⁹ über die Bedeutung und das Gemeinte bzw. den Sinn⁸⁰ der Texte oder Diskursbestandteile und stelle „Vermutungen über Regularitäten im diskursiven Sprachgebrauch“ (Felder 2012: 126) zum Prozess des Definierens und zur Verortung eines Phänomens zwischen den Polen ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹ am Beispiel BURNOUT auf. Diese vermuteten semiotischen Regularitäten gilt es im Hinblick auf ihr semantisches und pragmatisches Potenzial durch empirische Überprüfung zu plausibilisieren: Gibt

78 Felder stellt seinem Untersuchungsansatz der pragma-semiotischen Textarbeit die Peirce'sche Annahme „über die natürliche Affinität (CP 2.776) des menschlichen Geistes zu den Gesetzen oder Regelmäßigkeiten seiner Umwelt“ und das logische Schlussverfahren der Abduktion voran. „Bei der Abduktion schließt der Analytiker nach Peirce von einem erklärungsbedürftigen Resultat auf eine bisher unbekannte und nur probeweise angenommene (hypothetische) Regel, um den vorliegenden Fall zu klären (Abduktion als Imagination der möglichen Gesetzmäßigkeit)“ (Felder 2012: 126; vgl. zur Abduktion nach Peirce auch Nöth 2000: 67). Zudem verbindet Felder in seinem Untersuchungsmodell der „pragma-semiotischen Textarbeit“ systemsemiotische bzw. -semantische mit pragma-semantischen Ansätzen (Felder 2012).

79 Andreas Gardt erläutert den Begriff des „Vorurteils“ in Anlehnung an Hans-Georg Gadamer für das linguistische Interpretieren als gängige Praktik, dass Leser/innen „noch vor Lektüre“ Vorurteile „an den Text“ herantragen (Gardt 2007: 263). Das Vorurteil ist nach Gadamer „ein Urteil, das vor der endgültigen Prüfung aller sachlich bestimmenden Elemente gefällt“ wird, es heißt also „durchaus nicht notwendig falsches Urteil“ (Gadamer 1960: 275; vgl. die Ausführungen dazu bei Gardt 2007: 263).

80 Von Polenz bestimmt „Bedeutetes und Gemeintes“ wie folgt: „Bei *bedeuten* haben wir es mit einer EIGENSCHAFT abstrakter Dinge (Wörter, Sätze, Zeichen) zu tun, genauer: einer Beziehung zwischen einem Zeichen und einem Inhalt, bei *meinen* dagegen mit einer kognitiven bzw. kommunikativen HANDLUNG von Sprechern/Verfassern (AGENS)“ (Polenz von 2008: 298). Gardt unterscheidet im Rahmen seiner Ausführungen zu „Methoden des linguistischen Interpretierens zwischen „Bedeutung“ und „Sinn“ von Texten: „Gemeint ist die Tatsache, dass Texte niemals nur eine *Bedeutung* haben, sondern immer auch einen bestimmten *Sinn*, und das ist etwas Anderes. Während die Bedeutung aus der Kenntnis des Sprachsystems erschließbar ist, kann der Sinn nur aus dem aktuellen Kontext bestimmt werden, der auch Faktoren einschließt wie den Individualstil des Autors, die Tradition von Textsorte bzw. -gattung, die Kenntnis des kulturellen Umfeldes eines Textes etc.“ (Gardt 2007: 276).

es weitere Zeichenvorkommnisse, welche die Regularität der beobachteten sprachlichen Einheiten bestätigen, bekräftigen oder korrigieren? Wie ist eine entdeckte sprachsemiotische Regularität innerhalb des Diskurses zu deuten – als Zeichen für eine langue-Bedeutung, als zentrale und typische Verwendung, Kontextualisierung und Funktion einer Spracheinheit im intersubjektiven Kommunikations- und Verständigungsprozess, als dominante Objektivierung bzw. Perspektive auf einen Gegenstand/Sachverhalt oder als Anzeichen für eine zentrale Denkweise bzw. ein Konzept? Diese Arbeit plädiert mit Felder (2006b; 2012)⁸¹ für eine Verbindung dieser semantischen Fragestellung zur Untersuchung der Konstituierung und Definierungspraxis von Wissen im Bereich von Gesundheit und Krankheit. Gardt betont zur Frage der Bedeutung in Texten:

Bedeutung in Texten ist ein *flächiges* Phänomen, das hat sie mit Stil gemein. Sie entsteht – was hier immer zu lesen ist im Sinne von: wird vom Leser gebildet – natürlich ganz entscheidend durch die *punktueller* Präsenz einzelner Wörter und Aussagen [...]. Aber sie entsteht auch *zwischen* den Wörtern und Aussagen, durch die Art und Weise ihrer Kombination. [...] Dabei gilt, dass alles in einem Text potentiell bedeutungstragend ist, seine lexikalischen Elemente, seine grammatischen Formen und alle Gestaltungsmittel, die Elemente und Formen in Beziehung zueinander setzen, einschließlich der Strukturen des Textes als ganzem, d. h. seines Aufbaus, der argumentativen Verknüpfung seiner Segmente. In ihrem Ensemble bilden diese Größen den Stil des Textes. (Gardt 2009: 1202)

Die Aussagen von Gardt über die Bedeutung in Texten werden hier auf die Bedeutungskonstituierung und damit Wissenskonstituierung zu einem Thema in Diskursen übertragen. Denn es gilt auch im Diskurs, dass alles potenziell bedeutungsindizierend ist und in Beziehung zueinander gebracht werden kann. Die semiotischen Spuren dieser semantischen Beziehungen sind durch die Diskursanalyse intra- und intertextuell aufzudecken und im Hinblick auf ihre Regularität bzw. Typizität zu überprüfen.

Das Stichwort der semiotischen Spuren⁸² leitet über zum indexikalischen Analysefokus, den Marcus Müller als äußerst erkenntnistiftend nicht nur für gesprächslinguistische, sondern auch für korpuspragmatische Studien heraus-

81 Felder diskutiert die verschiedenen semantischen Theorieansätze (kognitive Semantik, Referenzsemantik und handlungstheoretische Semantik) zur Untersuchung der Konstituierung fachwissenschaftlicher Sachverhalte in Texten und im Hinblick auf die Analyse von semantischen Kämpfen in Wissensdomänen. Er kommt zu dem Schluss: „Mitunter wird in Abhandlungen der Eindruck erweckt, Gebrauchstheorie und repräsentationistische Theorie seien alternative, sich gegenseitig ausschließende Theorien. Das wird für die vorliegenden Untersuchungen bezweifelt: sie geben nur auf unterschiedliche Fragen Antworten – und die können unter Umständen beide erkenntnistiftend sein“ (Felder 2006b: 23).

82 Zur genaueren Fassung des Begriffs der Spur, siehe Kap. 4.1.2.

stellt. Er vertritt die These, „dass Indexikalität die grundlegendste und wichtigste Eigenschaft von sprachlichen Zeichen im Gebrauch ist“ und erläutert diese (weite) Auffassung von Indexikalität anhand von Studien aus dem Bereich der interaktionalen Linguistik und Gesprächsforschung (Müller 2015: 51f.). Indexikalität werde im Rahmen der interaktionalen Linguistik als „grundlegendes Prinzip der Verständigung in Gesprächen“ angesehen:⁸³

Demnach nehmen die Gesprächspartner durch die Disposition und Art der Hervorbringung ihrer sprachlichen Ausdrücke wechselseitig Bezug auf die thematische, situative und soziale Dimension ihrer Interaktion und konstituieren so den Sinn ihrer Konversation. Diese Anschauung ist in Form der Kontextualisierungstheorie über die interaktionale Linguistik hinaus wirksam geworden. (ebd.: 52)

Auch in einem schriftlichen Textnetz bzw. Diskurs birgt die Art, wie ein Emittent seine sprachlichen Ausdrücke hervorbringt, indexikalisches Analysepotenzial im Kontext des Diskursraums. Spuren an der Sprachoberfläche können beispielsweise auf den Kontext, in dem ein Thema entfaltet wird, verweisen (z. B. durch die Art des Textaufbaus, der für eine bestimmte fachliche Textsorte steht), sie können Rückschlüsse auf die Einstellung der Emittenten zum Textthema zulassen oder sie verweisen auf andere Stimmen im Diskurs zu einem Thema, z. B. durch negative Formulierungsweisen, die indexikalisch einen Bezug zu fachlich üblichen Einordnungspraktiken herstellen, der an dieser Stelle jedoch zurückgewiesen wird.

In der folgenden Analyse wird es daher auch darum gehen, herauszuarbeiten, welche Spuren (unwillkürlicher) sozio-kultureller Praktiken und Normen der Diskurs aufweist, die auf den Prozess des Definierens und die Wissenskonstituierung und -strukturierung einwirken (vgl. Kap. 6.2). Ziel der Analyse ist es, die sprachlichen Ressourcen und Praktiken zu entdecken, welche die Konstituierung bzw. den Definierungsprozess des Phänomens BURNOUT im Diskurs organisieren (vgl. Angermüller 2007: 109). Sprache wird vor diesem Hintergrund mit Müller als „Konglomerat von Spuren sozialer Interaktion“ verstanden (Müller 2015: 47).

In den folgenden Kapiteln werden die bisher dargelegten semiotisch-hermeneutischen Überlegungen noch differenzierter auf den medizinisch-psychologischen Bereich bezogen.

⁸³ Müller bezieht sich dabei insbesondere auf Garfinkel/Sacks 1981 und Mondada 2002 (vgl. Müller 2015: 52).

3 Medizinisch-psychologisches Wissen zwischen Realität und (Sprach-)Zeichen

3.1 Medizinische und psychosomatische Semiotik

Der Begriff ›Semiotik‹ zur Bezeichnung einer *allgemeinen* Theorie der Zeichen findet sich erstmals im 17. Jahrhundert (Nöth ²2000: 1). Wenn in früheren Jahrhunderten griechisch oder lateinisch auf das Gebiet der ›Semiotik‹ referiert wurde, dann bezog man sich „auf die medizinische Lehre von den Symptomen“ (Nöth ²2000: 1) bzw. „Lehre von den Krankheitszeichen“ (von Uexküll 1984: 3). Seit der Spätantike gilt die Diagnostik als der „semiotische Teil“ (μέρος σημειωτικόν) der Medizin“ (Nöth ²2000: 1). Der Arzt Galen von Pergamon teilte im zweiten Jahrhundert nach Christus die medizinische Praxis in drei Bereiche auf: „die Erkenntnis des Vergangenen (Anamnese), die Untersuchung des Gegenwärtigen (Diagnose) und die Vorhersage des Zukünftigen (Prognose)“, wobei er die Praktiken der „Deutung der Krankheitszeichen“ zur Diagnosestellung als „semeiosis“ rechnete (Reisigl 2010: 71; vgl. Nöth ²2000: 2). Die Bezeichnungen *Semiotik* oder *Semiologie* wurden im medizinischen Bereich bis ins 19. Jahrhundert in „diagnostisch-symptomatologischen Lehrwerken explizit im Titel geführt“ (Reisigl 2010: 72).

Thure von Uexküll spricht 1984 in dem Einleitungsbeitrag des Themenhefts „Semiotik und Medizin“ der Zeitschrift für Semiotik von einer „Renaissance der Zeichenlehre in der Medizin“ (von Uexküll 1984a: 3), nachdem das semiotische Paradigma vom 17.–19. Jahrhundert aufgrund des Aufkommens physiologisch-mechanischer Erklärungsmechanismen seine Bedeutung in der Medizin zunächst verloren habe⁸⁴ und die Semiotik als wissenschaftliche Disziplin im 20. Jahrhundert „lange eine Domäne der Sprachwissenschaften“ gewesen sei (von Uexküll

84 Thure von Uexküll erklärt den Paradigmenwechsel zwischen einer semiotisch orientierten Medizin, die ihre Wurzeln in der Antike hat, und einem physiologisch-mechanischen Paradigma, das den Organismus als Maschine betrachtet, dadurch, dass die antike Semiotik das „Problem der Verursachung“ und damit zusammenhängende Fragen der Pathogenese und Therapie nicht berücksichtigt habe. Antike Ärzte hätten die Symptome ihrer Patienten kaum im Hinblick auf Vorgänge innerhalb des Körpers, sondern im Rahmen eines „umfassenden Naturgeschehens“ als Information über ihr „vergangenes und zukünftiges Schicksal“ gedeutet (von Uexküll 1984c: 55). Mit dem Beginn der Neuzeit habe man begonnen die Beziehung zwischen Symptom und Krankheit kausal zu erklären. Dabei habe sich der Zeichenbegriff allerdings verengt auf „technische Zeichen, die den Ort der Betriebsstörung in einer Maschinerie für den therapeutischen Eingriff anzeigen“ (ebd.: 56). Die Rückwendung zur Semiotik in der Medizin basiere auf einem umfassenderen Zeichenbegriff, der sowohl semantische, syntaktische und pragmatische Dimensionen des Zeichens berücksichtige. Bezogen auf den Symptombegriff heißt das, „Symptome [...]

1984a: 3). Diese Rückwendung der Medizin zur Semiotik – allerdings zu einem gegenüber der Antike gewandelten semiotischen Modell⁸⁵ – sieht von Uexküll dadurch in Gang gesetzt, dass man in der Medizin erkannt habe,

daß Zeichen für die Informationsübertragung im Organismus eine zentral wichtige Bedeutung haben. Das schlägt sich am auffälligsten in der Terminologie nieder, in der semiotische Begriffe geprägt werden, um die Phänomene angemessen beschreiben zu können. Begriffe wie „Receptor“, „Mediatoren“, „Transmitter“ oder „genetischer Kode“ sind nur einige Beispiele. (von Uexküll 1984a: 3)

Für Uexküll muss die Erforschung der verschiedenen Zeichen und Zeichensysteme in der Medizin interdisziplinär erfolgen, wobei die Semiotik die „fachübergreifende, universelle Terminologie“ bereitstellen könne (von Uexküll 1984a: 4). In der Medizin stellten sich unter semiotischen Aspekten „so viele und so verschiedene Fragen“ (ebd.), dass es hilfreich sei, zwischen einer „Semiotik der Medizin“ und einer „Semiotik in der Medizin“ zu unterscheiden. Erstere untersuche

die Medizin selbst als Zeichensystem, z. B. als Menge unterschiedlicher Fachsprachen, als System von Zeichen, welche die Kommunikation zwischen Ärzten und Laien etc. ermöglichen. Eine Semiotik in der Medizin würde dagegen die Zeichen untersuchen, welche dem Arzt Hinweise auf die Interaktionen geben, die sich zwischen dem Organismus eines Kranken und dessen Erleben, zwischen dem Organismus und seinen Organen bis hinunter zu den Zellen abspielen. (ebd.)

Die „Semiotik in der Medizin“, die beispielsweise Laborbefunde mit weiteren äußeren und inneren körperlichen Anzeichen (z. B. Schmerz ausdrückenden Interjektionen des Patienten beim Loslassen einer Körperstelle, von Patienten berichtete Schlafprobleme) verknüpft, erfordert differenziertes medizinisches Fachwissen. Linguistisch-semiotische Beiträge an der Schnittstelle von Medizin und Linguistik lassen sich nach dieser Unterscheidung daher eher der „Semiotik der Medizin“ zuordnen. „Da allerdings auch die nicht sprachlich wahrgenommenen Sinneseindrücke zum Zwecke der Kommunikation sprachlich gefasst werden müssen“ (Felder 2009b: 13), beispielsweise in Fachausdrücken wie *Loslasssschmerz* oder Untersuchungsfragen wie *Wird der Schmerz stärker, wenn ich loslasse?* etc., scheint diese Unterscheidung bei der Untersuchung konkreter Kommunikationssituationen unter Fachleuten sowie Fachleuten und Laien etc. bisweilen künstlich und reduktionistisch. Sie spie-

als Antworten lebender Systeme zu verstehen, die im Sinn der Systemtheorie als Hierarchie (von Zellen, Zellverbänden, Organen, Organismen, sozialen Gebilden usw.) geordnet sind“ (ebd.).

⁸⁵ Vgl. die Ausführungen in der Fußnote zuvor.

gelt allerdings das Bedürfnis wider, die verschiedenen Zeichendimensionen und -funktionen, die im Bereich der Medizin bzw. Psychosomatik ineinander greifen, analytisch zu trennen: zum einen die Versprachlichung von und Kommunikation über Gegenstände(n) der Medizin/Psychosomatik, zum anderen die sprachlichen, aber auch nicht-sprachlichen (somatischen, biologischen, chemischen, im Verhalten sich zeigenden etc.) Zeichen, die jede Person (mit ärztlicher Ausbildung) mit Blick auf weitere Symptome sowie vor dem Hintergrund ihres bisherigen Wissens aus Erfahrung und Beschreibung interpretieren muss. Die verschiedenen Zeichendimensionen und -funktionen werden ferner deutlich, wenn man sich genauer ansieht, was in der Literatur der Medizin und Semiotik unter einem ›Symptom‹ und damit zusammenhängend einem ›Syndrom‹ verstanden wird.

Peirce beschreibt „Symptome“ als „Subtyp der Indices“, d. h. als

[...] signs which become such by virtue of being really connected with their objects. Such is a symptom of disease, [...]. (Peirce, CP, 8.119)

Peirce ergänzt an anderer Stelle, dass diese Körpersymptome ähnlich wie Wetterzeichen auftreten, ohne dass sie bewusst produziert würden: „But it appears to me that all symptoms of disease, signs of weather, etc., have no utterer“ (CP 8.185). Für eine Person, die eine Schmerzattacke zu einem bestimmten Zeitpunkt erleidet, wäre dieser Schmerz nach Peirce ein symptomatisches indexikalisches Sinzeichen, indexikalisch, da die Person es nicht willentlich herbeigeführt hat, aber eine direkte Verbindung zwischen Physis und Symptom besteht, und ein Sinzeichen, da die Person dieses Zeichen in dieser konkreten Situation, subjektiv-singulär erlebt (vgl. Reisigl 2010: 84f. und 90).

Auf der anderen Seite kann man Peirce so lesen, dass Symptome auch symbolischen Wert haben, da ihnen über die Aktualität eines spezifischen Vorkommens hinausgehend Typizität und eine über die medizinische und z. T. auch alltagsmedizinische Konvention festgelegte Qualität zukommt (vgl. Reisigl 2010: 88f.).⁸⁶

I define an Index as a sign determined by its dynamic object by virtue of being in a real relation to it. Such is a Proper Name (a legisign); such is the occurrence of a symptom of a disease. (The symptom itself is a legisign, a general type of a definite character. The occurrence in a particular case is a sinsign.) (CP 8.335, Unterstreichung T.S.)

86 Peirce hat, wie Reisigl anführt, selbst in der Schrift „Über die Einheit kategorischer und hypothetischer Propositionen (1896)“ darauf hingewiesen, in früheren Arbeiten „natürliche Symptome sowohl unter die Indizes als auch unter die Symbole gerechnet“ zu haben (Reisigl 2010: 90f. in Fußnote 12, mit Bezug auf Peirce 2000, Bd. 1: 255).

Thure von Uexküll, der sich dem triadischen Zeichenmodell von Peirce generell für die Beschreibung medizinsemiotischer Sachverhalte anschließt, geht es weniger um die Gegenüberstellung ›Index‹ oder ›Symbol‹, sondern um die Funktion von Zeichen in medizinisch-biologischen Zusammenhängen (von Uexküll 1984b: 32f.). Symptome eines lebenden Systems hätten die Funktion von „Signalen“, die eine Person unbeabsichtigt abgebe. Eine andere Person, z. B. der Arzt/die Ärztin oder der/die Therapeut/in, deute diese Signale vor dem Hintergrund seines/ihrer nosologischen Wissens als Informationen über die Verfassung des Senders (von Uexküll 1984b: 32). Symptome seien, so führt Sebeok im Anschluss daran aus, Anzeichen am Körper der zunächst unbewusst ‚sendenden‘ Person, „die nach einer Erklärung schreien – nach der Schaffung eines zusammenhängenden und einleuchtenden Interpretationsmusters“ (Sebeok 1984: 42).⁸⁷ Die auf diese Weise skizzierte Zeichenfunktion von Symptomen setzt Aspekte der Bühler’schen „Funktionen des (komplexen) Sprachzeichens“ dominant („*Symptom* [...] kraft seiner Abhängigkeit vom Sender, [...] und *Signal* kraft seines Appells an den Hörer“, Bühler ³1999: 28). Es ist gewissermaßen auch ein Appell, diese Signale durch die Deutung zu Legizeichen bzw. Symbolen zu machen, dadurch dass das spontane Signal in ein Gesetz oder eine konventionelle Deutung eingeordnet wird. Dabei ist jedoch noch nicht ausreichend reflektiert, wodurch diese Symptome zu *Krankheitssymptomen* werden. Ein Symptom, das „über die Verfassung des Senders informiert“, könne auch ein „Symptom für Gesundheit“ oder für etwas nicht Medizinisches sein, betont T. von Uexküll (von Uexküll 1984b: 32/33). Des Weiteren gäbe es „wenig eindeutige Symptome“. Das heißt erstens, „[i]solierte Phänomene geben dem Arzt fast nie Hinweise, die ihm erlauben, sie als Krankheitssymptome zu definieren“ (ebd.). Es wird daher versucht, einzelne Symptome ›Syndromen‹, d. h. dem „Zusammentreffen mehrerer charakteristischer Krankheitsanzeichen“ (Reisigl 2010: 73) in bestimmten Konstellationen, zuzuordnen (vgl. Krampen 1984: 6). Zweitens sei neben praktischem Wissen das Krankheits- bzw. Gesundheitsmodell entscheidend, das der Arzt/die Ärztin seiner Interpretation des Symptomkomplexes bewusst oder unbewusst zugrunde

87 Sebeok nimmt in diesem Zusammenhang Bezug auf die Unterscheidung von Jakobson (1971) zwischen „Kommunikation“ und „Information“ (Sebeok 1984: 42). Für Jakobson impliziert ›*Kommunikation*‹ „a real or alleged addresser“, also einen realen oder unterstellten Absender, wohingegen bei der ›*Information*‹ die Quelle der Zeichen vom Interpreten nicht als Absender angesehen werden kann („information whose source cannot be viewed as an addresser by the interpreter oft he indications obtained“, Jakobson 1971: 703). Sowohl für Sebeok als auch für T. von Uexküll haben körperliche Symptome gegenüber einer reinen Informationsübermittlung jedoch noch eine besondere Position inne, da sie gegenüber der Person, die sie zunächst unbewusst sendet, eine Appellfunktion haben. Sebeok verdeutlicht dies am Beispiel des Schmerzes: „er ist eine Botschaft, die das zentrale Nervensystem zwingt, in bewußtem wie unbewußtem Verhalten, [...] nach Zeichen zu suchen“ (Sebeok 1984: 42; vgl. von Uexküll 1984b: 32/33).

lege. T. von Uexküll kritisiert beispielsweise das „Krankheitsmodell des Maschinenschadens“, das in der Medizin seit der Neuzeit Tradition habe, als zu unpersönlich.⁸⁸ Nach diesem gälten Symptome als krankhaft, wenn sie auf eine Einschränkung der „Leistungsfähigkeit der Körpermaschine“ hinwiesen (ebd.: 33/34). Bei dem von ihm präferierten Modell des „lebenden Systems“ (ebd.) sei das Kriterium,

mit dessen Hilfe der Arzt Krankheitssymptome von Symptomen für Gesundheit unterscheiden kann. [...] die Unfähigkeit eines Systems, seine Probleme mit den eigenen Hilfsmitteln zu lösen [...].
(von Uexküll 1984b: 35)

Im folgenden Kapitel werden weitere Gesundheits- und Krankheitsmodelle vorgestellt, die sich teilweise mit diesem Modell von Uexkülls verbinden lassen (siehe Kap. 3.2).

Auch Sebeok weist auf die Bedeutung und den heuristischen Wert des Aspekts der ‘Anomalie’ von Symptomen hin, da jedes Symptom, das aktuell nach einer Erklärung verlange, erst aufgrund des vorhandenen Wissens erklärungsbedürftig erscheine.⁸⁹ Nicht nur im medizinischen Kontext werden Anzeichen, die zunächst ‘neutral’ über die Verfassung des Senders informieren, durch interpretatorische Anreicherung zu symbolischen Symptomen für eine bestimmte Anomalie oder Krankheit. In dieser Arbeit wird zu zeigen sein, welche Bedeutung gerade alltagsweltliche Normvorstellungen für die Bewertung und Definition psychosomatischer und psychosozialer Phänomene besitzen.

Eine weitere Differenzierung, die über den Symptombegriff deutlich wird, ist die zwischen „privater Welt“ und „öffentlicher Welt“ (Sebeok 1984: 39), d. h. man hat es hier mit verschiedenen Zugängen zur Welt bzw. Wahrnehmungsweisen der Realität zu tun. Sebeok zitiert eine Untersuchung von Harley C. Shands und Jacob E. Finesinger zum Phänomen der ERMÜDUNG:

Die genaue Untersuchung von [...] Patienten macht es erforderlich, sorgfältig zwischen ‚Ermüdung‘, einem Gefühl, und ‚Schwächung‘, einem beobachtbaren Abfall der Leistung als Folge der Anstrengung zu unterscheiden. Dies ist der Unterschied zwischen einem

⁸⁸ Zu Maschinenmetaphorik und mechanistischem Metaphernspiel in den Naturwissenschaften am Beispiel der Virologie siehe Liebert 2005: 216ff.

⁸⁹ Sebeok (1984: 46) bezieht sich an dieser Stelle auf Humphreys’ Schrift „Anomalies and Scientific Theories“ von 1968: “What, then, is a naturally anomalous state of affairs? It is one which we have at least plausible reasons to believe should not have come pass. In other words, it is a *state of affairs anomalous with respect to a set of statements which are at present putatively true*. In the case of scientific anomalies this means: anomalous with respect to existing theory, observation reports or reports of experimental data. [...] There is another more direct way of putting the matter: *any fact or state of affairs which actually requires explanation can be shown to be in need of explanation in the basis of existing knowledge*.” (Humphreys 1968: 88f.)

Symptom und einem Zeichen. Das Symptom wird gefühlt, das Zeichen von einer anderen Person beobachtet. [...]

(Shands/Finesinger 1970: 52, zitiert und übersetzt von Sebeok 1984: 39)

Diese Unterscheidung zwischen ›Symptom‹ und ›medizinischem Zeichen‹ werde „auf terminologisch unsemiotische, der Sache nach aber einleuchtende Weise“ bis heute in der medizinischen Fachsprache des Englischen und Französischen getroffen (Reisigl 2010: 85). Man könnte diese Unterscheidung auf die verschiedenen Vorkommensarten des Zeichenträgers (Repräsentamen) im Zeichenmodell von Peirce beziehen: Eine Person, die an sich sinnlich-fassbar erlebt, DASS IHR AUGE DIE BUCHSTABEN NICHT MEHR FIXIEREN KANN und dies mit *mir schwimmt alles* metaphorisch-ikonisch sprachlich fasst, erfährt dies als „aktual, konkret, einmalig, singulär vorkommendes“ Sinzeichen⁹⁰. Patienten und Ärzte können durch ihre fünf Sinne und bisherigen sinnlichen Erfahrungen bzw. dem damit verbundenen (Fach)wissen verschiedene (potenzielle) Qualitäten von Zeichen, sprich „Qualizeichen“, benennen und wahrnehmen (vgl. Reisigl 2010: 90). Insbesondere Fachleute aus den Bereichen Medizin und Psychotherapie schließlich sind darauf geschult, den „über die Aktualität eines spezifischen Vorkommens hinausgehenden [...] Typ ‚hinter‘ den konkreten (von außen beobachteten und aus der Innensicht berichteten, T.S.) Krankheitsphänomenen aufzuspüren“ (ebd.) und sie als „Legizeichen“ zu interpretieren. ‚Von außen‘ aus Sicht der Medizin könnte dieses Symptom z. B. als eine Ermüdungserscheinung der Augenmuskeln interpretiert werden.

Zum Abschluss dieses Überblickskapitels zur medizinischen Semiotik wird erstens eine Übersicht gegeben, in welcher Materialität Symptome in der ärztlichen Praxis und damit schließlich in ‚übersetzter‘ textueller Form als Elemente einer Wissenskonstituierung durch Beschreibung auch im Diskurs in Erscheinung treten können. Zweitens wird zusammenfassend herausgestellt, welche Zeichendimensionen und -funktionen für die folgende Analyse besonders relevant erscheinen.

In folgenden Formen können Symptome in der medizinischen Untersuchungs-, Gesprächs- und Textpraxis sichtbar werden:⁹¹

1. Durch äußere Anzeichen am Körper. Die klassischen Indizes sind „ruber“, ‚dolor‘, ‚calor‘, ‚tumor‘, die der Arzt von außen am Körper des Kranken im Zusammenspiel aller seiner Sinne erfassen kann“ (Krampen 1984: 5/6) und weitere durch spezielle ärztliche Untersuchungsmethoden sichtbar werdende Symptome (z. B. funktionierende Reflexe etc.);

⁹⁰ Reisigl (2010: 89). Reisigl erläutert diesen Begriff ferner etymologisch: „[D]as lat. Präfix ‚sin‘ steht für ‚nur einmal vorkommend‘ im Sinne von „singulär“ (ebd.).

⁹¹ Diese Liste dient als Anhaltspunkt für die folgenden diskurslinguistischen Analysen und erhebt nicht den Anspruch der Vollständigkeit aus medizinisch-psychosomatischer Sicht.

2. Laborbefunde, bildgebende Verfahren etc.;
3. Beobachtungen des Verhaltens, besonders von Verhaltensänderungen oder Verhalten, das zu Problemen im Alltag führt, durch den Arzt/die Ärztin über die Zeit und mit Berücksichtigung des sozialen Umfelds, der Patientenbiografie;
4. Aussagen der Person über Symptome, ihr Erleben, Befinden, Handeln, Verhalten;
5. Aussagen von Dritten über das Verhalten und Handeln einer Person.

In Diskursen (fachlichen wie öffentlichen) sind diese Symptome meist über Texte oder über Bilder vermittelt,⁹² so auch in den schriftlichen fachlichen und fachexternen Texten, die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegen (vgl. zur Zusammenstellung des Untersuchungskorpus Kap. 5). Äußere Anzeichen, die in der medizinischen Untersuchungssituation in ihrer Wahrnehmung direkt, vermeintlich ohne Zutun des Betrachters erscheinen⁹³, werden an der Diskursoberfläche textuell, eingebunden in ein Diskursgeflecht, sichtbar. Die Unterteilung der verschiedenen Erscheinungsformen von Symptomen ist jedoch auch für eine differenzierte Diskursanalyse zu Definitionsprozessen im Bereich von Gesundheit und Krankheit bedeutsam. Bei psychischen (pathologischen) Phänomenen sind besonders die Punkte 3–5 relevante Symptomquellen, wobei gerade bei diesen im Hinblick auf den Geltungsanspruch eines Symptoms aufschlussreich sein kann, ob das Symptom als eine subjektive oder von verschiedenen Quellen gestützte äußerliche Beobachtung konstituiert wird.

Zusammenfassend scheinen mehrere Zeichendimensionen den Eindruck von unmittelbarem-direktem oder auch natürlichem, d. h. nicht von Menschenhand beeinflusstem, Erleben zu unterstützen: So zum Beispiel eine ikonische Abbildung von einer leidenden Person, eine ikonisch-metaphorische Umschreibung von Schmerz oder die Darstellung eines Zeichens als indexikalisches Warnsignal an den Körper, die Person oder die Gesellschaft. In letzterem entfaltet das Zeichen zugleich eine deontische Kraft, nämlich den Zwang, auf dieses Zeichen

⁹² Das Adjektiv *textuell* kann sich in diesem Zusammenhang sowohl auf gesprochene als auch auf geschriebene Sprache beziehen. In Videos ergeben sich dann noch weitere Quellen für die Symptominterpretation durch die Mimik, Gestik, Intonation (diese natürlich auch in Gesprächsaufnahmen) der im Video vorkommenden Personen.

⁹³ Die direkte Wahrnehmung der Wirklichkeit wird durch die Formel *vermeintlich ohne Zutun des Betrachters* eingeschränkt im Sinne der Überlegungen Ludwik Flecks, dass auch die scheinbar direkte Wahrnehmung und Aufmerksamkeit durch „die Gesamtheit geistiger Bereitschaft, das Bereitsein für solches und nicht anderes Sehen und Handeln“ mit bestimmt wird. (Fleck 1935/1980: 85; siehe zu Fleck auch Kap. 3.2).

zu reagieren. Des Weiteren können beispielsweise mit Interjektionen verbundene zitierte Aussagen aus der Ich-Perspektive einer von einem Leiden betroffenen Person je nach Kontext wie ein Sinzeichen, d. h. eine Manifestation eines aktuellen subjektiven Empfindens, wirken, welches erst in der Zusammenschau mit anderen subjektiven und objektiven med. Symptomen als Legizeichen, d. h. Krankheitstyp interpretiert werden kann. So ist eine Hypothese dieser Arbeit, dass u. a. über diese Zeichendimensionen in diesem Diskurs Geltungsansprüche und Identifizierungspotenziale für medizinisch-psychologisches Wissen aufgebaut werden (vgl. Kap. 6.2.4.2). Wichtig für die vorliegende Analyse wird ferner die Dimension des Zeicheninterpretanten sein. Denn dieser verdeutlicht anschaulich, dass ähnlich der flächigen Bedeutungsbildung in einem Text nach Gardt (2009: 1202) die wiederholte Nennung mehrerer, zusammenhängender Symptome vor dem Hintergrund eines bestimmten Gesundheits- und Krankheitsbilds sowie weiterer fachlicher und gesellschaftlicher Norm(al)vorstellungen ein Syndrom (= medizinisch-psychologisches Legizeichen) konstituieren oder auch definieren kann.⁹⁴ Bevor in Kapitel 4 die Untersuchungsmethode der vorliegenden Arbeit detailliert dargelegt wird, werden im folgenden Kapitel, anschließend an die Ausführungen zur medizinischen Semiotik, noch einige Besonderheiten medizinischer und psychologischer Wissensbildung und Kommunikation beschrieben und fach- und laiensemantische Konzepte von Gesundheit und Krankheit skizziert. Die historischen Rahmen- und Entstehungsbedingungen für den Untersuchungsgegenstand ›Burnout‹ werden in Kapitel 5.2 eingehend erläutert.

3.2 Besonderheiten medizinischer und psychologischer Wissensproduktion im Kontext fachlicher und gesellschaftlich-öffentlicher Rahmenbedingungen und variierende Konzepte von ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹

„Medizin betrifft alle Menschen, Ärzte, Patienten, Fachleute wie Laien, gleichermaßen zu allen Zeiten. Die Medizin steht daher wie wenige andere Bereiche des Lebens im Spannungsfeld von fachwissenschaftlicher Spezialisierung und menschlichen Alltagserfahrungen.“

(Riecke 2016: 240)

⁹⁴ Eine Heuristik zum Definieren als diskursive Praxis der Wissenskonstituierung wird in Kap. 4.2 entfaltet und in 4.3. zu einer Arbeitsdefinition einer diskursiven Praxis des Definierens für die folgende Untersuchung verdichtet.

Gegenstand sowohl der Medizin als auch der Psychologie ist der Mensch – in ersterer verstärkt somatisch und in letzterer fokussiert auf das „menschliche Erleben, Verhalten und Handeln“ (Fröhlich ²⁴2002: 8). Diese beiden Dachfelder überschneiden sich allerdings in zahlreichen Bereichen, was durch heutige Fächerbezeichnungen wie *psychosomatische Medizin und Psychotherapie*, *Verhaltensmedizin*, *medizinische Psychologie*, *klinische Psychologie*, *Psychiatrie* oder *Psychopathologie* zum Ausdruck kommt.⁹⁵ So orientieren sich heute sowohl medizinische als auch psychologische Unterfelder einerseits am biologisch-physiologischen und andererseits am psychosozioökulturellen Bezugssystem (vgl. Fröhlich ²⁴2002: 26).⁹⁶

Wissenschaftshistorisch lassen sich Kämpfe zwischen empirisch-naturwissenschaftlich arbeitenden Fächern (z. B. die naturwissenschaftliche Medizin, empirische Verhaltens- und Sozialwissenschaften, Experimentalpsychologie) und hermeneutisch-geisteswissenschaftlichen Fächern, insbesondere in den Unterfeldern und Strömungen der Dachfelder Medizin und Psychologie über die Zeit nachzeichnen.⁹⁷ Diese wissenschaftlichen Hauptparadigmen standen beispielsweise auch am Anfang der Herausbildung des Fachs Psychologie Ende des 19. Jahrhunderts. Walach (³2013) fasst die verschiedenen Strömungen, aus denen

⁹⁵ Die „Psychosomatische Medizin und Psychotherapie“ ist „in Deutschland seit 1970 an den Universitäten im Pflichtunterricht vertreten“ (Ermann ⁶2016: 20f., im QV unter 8.1.2). Die Psychiatrie ist ein medizinisches Fach. Das zeigt sich auch in ihrem Namen, der aus den griechischen Wörtern ψυχή (psyche) und ιατρός (Arzt) besteht. Die *Psychopathologie* verbindet ebenfalls den Namen eines traditionell medizinischen Fachs, die *Pathologie*, mit dem Zusatz *Psych*-. Zur Entstehung der Psychopathologie siehe Payk (²2007: 5ff.).

⁹⁶ Vgl. dazu das „bio-psycho-soziale Modell“, das u. a. Engel durch seinen Aufsatz *The need for a new medical model: a challenge for biomedicine* 1977 in der Fachzeitschrift *Science* in der Medizin/Psychologie etablierte. Vgl. dazu auch Ermann ⁶2016: 16.

⁹⁷ 1.) Einen detaillierten Überblick zu den institutionell-kommunikativen Rahmenbedingungen der Etablierung der Psychiatrie bietet Schuster (2010: Kap. 2.2). Für die Entwicklung der Psychiatrie in den deutschsprachigen Ländern hebt Schuster die „teilweise heftig geführten Auseinandersetzungen zwischen Somatikern und Psychikern“ im Lauf des 19. Jahrhunderts hervor (ebd.: 38). 2.) Die Herausbildung des akademischen Fachs „Psychologie“ Ende des 19. Jahrhunderts beschreiben Ulich/Bösel (⁴2005: 78) wie folgt: „Die ‚neue‘ Wissenschaft Psychologie knüpfte nicht unmittelbar am alltäglichen Psychologisieren an. Ihre Grundkonzepte wie z. B. ‚Bewusstsein‘ oder ‚Vorstellung‘ entnahm sie der Philosophie, ihre Methoden der Physiologie und Physik.“ 3.) Auch die Medizin des 19. Jahrhunderts veränderte sich durch die im 18. Jahrhundert sich etablierenden Naturwissenschaften Physik und Chemie maßgeblich: „Alleinbestimmend wird das naturwissenschaftliche Denken, ganzheitliche und philosophische Ansätze verblasen oder führen ein Außenseiterdasein. Bedeutende Wegmarken sind die Entstehung der empirisch-experimentellen Physiologie, die Entwicklung der wissenschaftlichen Pharmakologie, die Inauguration der Zellulärpathologie und die Formulierung des bakteriologischen Paradigmas. [...]“ (Eckart ⁸2017: 173).

sich das Fach Psychologie entwickelte und auf denen psychologische Forschung in der Gegenwart beruht, folgendermaßen zusammen:

Die Psychologie hat den Widerstreit der Wissenschaft, der an ihrer Wiege stand und gleichzeitig ihr Geburtshelfer geworden ist, mit übernommen: den Streit zwischen aufstrebender Natur- und traditioneller Geisteswissenschaft. [...] So ist die Psychologie eine Wissenschaft mit zwei und möglicherweise sogar mehr Gesichtern geworden und geblieben: Auf der einen Seite ist sie Geisteswissenschaft und bedient sich geisteswissenschaftlicher Methoden, z. B. der Textinterpretation, der Interpretation von Träumen, Biographien oder ausführlichen Interviews. Auf der anderen Seite verwendet die Psychologie messende, quantifizierende Verfahren, wie sie die Naturwissenschaft zu ihrem Erfolg geführt hat, indem sie versucht, mit Hilfe von Fragebögen Gemütszustände zu quantifizieren, die Intelligenz zu messen oder andere Persönlichkeitskonstrukte zu erfassen, oder mit Hilfe von psychophysiologischen Verfahren Zusammenhänge zwischen physiologischen Indikatoren wie etwa Immunparametern, dem Bluthochdruck oder der autonomen Erregung und psychologischen Angaben herzustellen. (Walach ³2013: 72)

Walach erläutert am Beispiel der Depression, die „komplementäre Doppelnatur psychologischen Forschens“ (ebd.: 80f.): Man könne einen depressiven Patienten auf der einen Seite „rein naturwissenschaftlich-verobjektivierend“ betrachten, indem man beispielsweise einen „Depressionsfragebogen“ verwende, über „physiologische Messungen“ die „Aktivität des Serotoninsystems“ überprüfe und über „verschiedene psychologische Tests“ den „Typ der Depression“ klassifiziere und ihren Schweregrad feststelle. Weitere medizinische Untersuchungen zu Stoffwechselerkrankungen, Infektionen etc. seien ebenso für eine Differentialdiagnose vonnöten. Einen „rein verobjektivierend psychologischen Blick“ stelle zudem die Feststellung von „Verhaltens- und Antriebseingrenzung“ dar, beispielsweise durch die Beobachtung einer „Reduktion sozialer Kontakte, des Antriebs durch mangelnden Appetit oder mangelnde sexuelle Appetenz“. Weitere „typische verbale, nonverbale und paraverbale Signale der Depression“ seien z. B. „leise Stimme, wenig Aktivität, reduzierte Mimik, trauriges Gesicht“ (ebd.).

Auf der anderen Seite, betont Walach, sei ein Klassifizieren und Verstehen „verbaler oder nonverbaler Signale“ nicht möglich, ohne dass „wir uns [...] unseres eigenen persönlichen und biologischen Erfahrungshorizontes“ bedienen. Wir wüssten zum Beispiel aus eigener Erfahrung, wie sich Niedergeschlagenheit anfühle. Sonst könnten wir sie bei unserem Gegenüber auch nicht verstehen. Um die Depression einer Person zu verstehen, sei es zudem unumgänglich, die „individuelle Geschichte einer Depression“ zu beachten und der geschilderten Innensicht Aufmerksamkeit zu schenken (ebd.: 81).

Für die vorliegende Arbeit ist dieses von Walach geschilderte Depressionsbeispiel in dreifacher Hinsicht interessant: Erstens zeigt er verschiedene Forschungs- und Diagnosezugänge aktueller psychologischer bzw. psychiatrischer

und medizinisch-psychosomatischer Wissensbildung auf, die auch im untersuchten Burnout-Diskurs Relevanz besitzen. Diese Forschungszugänge, die in fachkulturellen Praktiken und Untersuchungsmethoden ihren Ausdruck finden, können sich über die Zeit ändern oder einzelne können in bestimmten fachlichen Traditionslinien als wichtiger erachtet werden als andere. Ludwik Fleck betonte als einer der ersten für das Fach Medizin die Bedeutung von wissenschaftlichen Kollektiven („Denkkollektiven“) und „denkstilgebundene[n] Gewohnheiten“ (Schäfer/Schnelle 1980: VIII, siehe Fleck 1935/1980: 85; 121; vgl. Radeiski 2017: 52ff.), unter deren Voraussetzung die „Tatsachen“ eines Bereichs erfasst werden. Bei der Erforschung und Diagnostik psychischer Krankheiten sind die fachkulturellen Praktiken und Untersuchungsmethoden, wie zum Beispiel Fragebogentests, besonders erkenntnisprägend, da die Referenzobjekte weniger eindeutig in Erscheinung treten als beispielsweise eine Schnittwunde und die Beobachtung durch diese Methoden vermittelt wird.

Zweitens kann mit Rückgriff auf die vorangehenden Kapitel am Depressions-Beispiel verdeutlicht werden, dass in den von Walach erwähnten *persönlichen Erfahrungshorizont* „beim Verstehen verbaler oder nonverbaler Signale“ auch der gesellschaftlich-soziale, fachkulturelle und diskursive Erfahrungshorizont hineinspielt. Denn die Bewertung, was Symptomwert besitzt und was nicht, z. B. das von Walach genannte Symptom der „mangelnde[n] sexuelle[n] Appetenz“, unterliegt historisch gesehen Wandlungen. Ein weiteres Beispiel, das zeigt, „dass die Definition von Krankheit(en) nicht nur dem Erkenntniszuwachs geschuldet ist, sondern auch einem gesellschaftlichen Wandel unterliegt“, ist, dass „Homosexualität erst 1973 von der American Psychiatric Association als psychiatrische Diagnose abgeschafft“ wurde (Birkner/Vlassenko 2015: 139). Berühmte wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen von Ludwik Fleck und Michel Foucault haben die „Entwicklung der medizinischen Beobachtung und ihrer Methoden“ (Foucault 1973: 206) innerhalb sich wandelnder historischer, sozialer und kultureller Bedingungen eindrücklich dargelegt (Fleck [1935] 1980; Foucault ([1969] 1981: 62ff.; 1973; [1977a] 2003).

Drittens passen die von Walach geschilderten Zugangsweisen zu der in der medizinischen Semiotik in Kap. 3.1 erläuterten Unterscheidung zwischen subjektiven Symptomen (Sinzeichen aus der Innensicht des Patienten/der Patientin) und von außen beobachtbaren medizinischen bzw. psychischen Zeichen (fachwissenschaftliche Legizeichen). Für die Analyse des Burnout-Diskurses stellt sich die Frage, an welchen Stellen im Diskurs welche Zeichendimensionen besonders dominant gesetzt werden und ob diese kombiniert oder einander gegenübergestellt werden und welche Wirkung dies für einzelne Texte und Definitionen haben kann.

In den erkenntnistheoretischen Arbeiten des „Mediziner[s], Wissenschaftssoziologe[n] und Philosoph[en]“ Ludwik Fleck (Schäfer/Schnelle 1980: VIII) aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts lassen sich noch weitere Besonderheiten medizinischer Wissensproduktion nachlesen: Fleck beschreibt in einem Aufsatz „Über einige besondere Merkmale des ärztlichen Denkens“, dass man im Arztberuf gerade „die nicht typischen, nicht normalen, krankhaften Phänomene“ untersuche (Fleck [1927] 1983: 37) und in diesen aber nach Zusammenhängen und einem gemeinsamen Nenner Ausschau halte. Die „grundsätzliche Frage des ärztlichen Denkens“ laute: „Auf welche Weise ist ein Gesetz für nicht gesetzmäßige Phänomene zu finden?“ (ebd.: 37). Dabei stoße man auf einen „gewaltigen Reichtum und [eine, T.S.] Individualität dieser Phänomene“. Es sei eine „Vielheit ohne klare, abgegrenzte Einheiten [...], voller Übergangs- und Grenzzustände.“ (ebd.). Man müsse darin versuchen, „irgendwelche Gesetze, Zusammenhänge, irgendwelche Typen höherer Ordnung zu finden“ (ebd.: 38). Schäfer/Schnelle fassen die Ausführungen Flecks folgendermaßen zusammen:

Die Formulierung von Regelmäßigkeiten unter den Krankheitsphänomenen, die Definition von Krankheitseinheiten ist daher nur bei hoher Abstraktion von individuellen Beobachtungen möglich. Oft erfolgen daher Konzeptualisierungen in der Medizin statistisch. (Schäfer/Schnelle 1980: XIX über Fleck)

Fleck betont des Weiteren die „Diskrepanz zwischen Buchwissen und lebendigen Beobachtungen“. Medizin sei in besonderer Weise immer an die Praxis rückgebunden. Denn man könne in der Medizin „oft den berühmten Satz anwenden: ‚In der Theorie zwar unmöglich, in der Praxis kommt es aber vor‘“ (Fleck [1927] 1983: 40). Schäfer/Schnelle (1980: XIX) schreiben dazu:

Konzeptionen, Modelle und Ansätze, kurz alles zur theoretischen Erklärung von Krankheitsbeobachtungen Zählende ist damit einem ständigen, sehr unmittelbaren Erfolgsdruck ausgesetzt. [...] Die Unzahl der Besonderheiten in konkreten Krankheitszuständen zwingt zur ständigen Veränderung der ärztlichen Konzeption.

Aus diesem Grund plädiert Fleck dafür, Krankheitsphänomene spezifisch temporär und dynamisch zu fassen:

Der Gegenstand ärztlichen Denkens, die Krankheit, ist kein dauerhafter Zustand, sondern ein sich unablässig verändernder Prozeß, der seine eigene zeitliche Genese, seinen Verlauf und Hingang hat. Diese wissenschaftliche Fiktion, dieses Individuum, geschaffen durch Abstraktion, gestützt auf Statistik und Intuition, das Individuum genannt Krankheit, das bei statistischer Auffassung rundweg irrational ist, unfafßbar und sich nicht eindeutig definieren läßt, wird erst in temporärer Fassung zur konkreten Einheit. Niemals ein status praesens, sondern erst die historia morbi schafft die Krankheitseinheit. (Fleck [1927] 1983: 43)

Etwa 80 Jahre später scheint folgende Aussage im Kapitel „Krankheitsdefinitionen“ eines Überblickswerks zur „Geschichte der Medizin“ von Wolfgang U. Eckart die Ansicht von Fleck zu bestätigen:

Krankheitsdefinitionen sind fast so zahlreich, wie die Krankheiten des Menschen selbst. Sie sind prinzipiell immer im sozialen, politischen, kulturellen und wissenschaftlichen Kontext ihrer Zeit und als ein Abbild ebendieser zu verstehen. (Eckart ⁸2017: 310)

Eckart präsentiert unter Rückgriff auf die Differenzierungen der Medizinsoziologen Heiko Waller und Johannes Siegrist die folgenden acht „Krankheitskonzepte“:

- das medizinische Krankheitskonzept,
- das psychosomatische Konzept,
- das Stress-Coping-Konzept,
- das Risikofaktorenkonzept,
- das sozioökonomische Konzept,
- das Devianzkonzept,
- das Konzept multifaktorieller Krankheitsentstehung und
- das Traumakonzept (physische schädigt ebenso wie seelische Gewalt den Organismus, wobei sich physische und seelische Gewalteinwirkungen immer mehr oder weniger verschränken). (Eckart ⁸2017: 318f.)

Wolfgang Vollmoeller nennt für die Konzeptualisierung psychischer Krankheiten, die folgenden Krankheitsbegriffe und Modellvorstellungen:

Das ontologische Grundkonzept [...]
 Das nominalistische Grundkonzept [...]
 Das biografische Grundkonzept [...]
 Das biopsychosoziale Modell [...]
 Das Vulnerabilitäts-Stress-Modell [...]
 Modell der Salutogenese [...] (Vollmoeller 2005: 230ff.)

Diese Konzepte und Modelle sowie Überschneidungen zwischen diesen werden im Folgenden in knapper Form skizziert:

Das „medizinische Krankheitskonzept“, das sich um „kausalanalytisches Verstehen und Behandeln von Krankheit auf naturwissenschaftlicher Grundlage bemüht (Ursache-Wirkungs-Zusammenhang[s] auf der körperlichen Ebene)“ (Eckart ⁸2017: 318). Dieses Krankheitskonzept habe sich durch die Erfolge „der wissenschaftlich begründeten Medizin bei der Bekämpfung der Infektionskrankheiten im 19. Jahrhundert [...] zum Beginn des 21. Jahrhunderts in den westlichen Industrienationen nahezu konkurrenzlos“ durchgesetzt (ebd.). Krankheit sei dadurch „immer weniger als eine Angelegenheit der Kirche oder Seelsorge, der Familie und des Individuums betrachtet“ worden (ebd.).

Im klinischen Online-Wörterbuch Pschyrembel wird „Krankheit“ in ähnlicher Weise definiert:

Störung der Lebensvorgänge in Organen oder im gesamten Organismus mit der Folge von subjektiv empfundenen und/oder objektiv feststellbaren körperlichen, geistigen oder seelischen Veränderungen. Krankheit wird von der Befindlichkeitsstörung ohne objektivierbare medizinische Ursache abgegrenzt.⁹⁸

Vollmoeller bezeichnet dieses Konzept als „ontologisch“, da es auf einer „Realdefinition pathologischer Phänomene“ unabhängig von Konventionen aufbaue. In dieser Form werde es teilweise auch auf psychische Krankheiten angewandt, die „demgemäß als letztlich objektiv verankert“ gelten, deren Ursachen „als organisches Substrat wissenschaftlich nachweisbar“ seien (Vollmoeller 2005: 230).

Das psychosomatische Konzept macht nach Eckart (⁸2017: 318) „seelische Konflikte als Ursachen für körperliche Erkrankungen des Menschen verantwortlich“. Dieses Krankheitskonzept wird von Josef W. Egger, der viele Schriften zum auch von Vollmoeller angeführten „biopsychosozialen Krankheits- und Gesundheitsmodell[s]“ veröffentlicht hat, kritisiert, da es „zwei Klassen von Krankheiten, nämlich psychosomatische und nicht-psychosomatische“, suggeriere (Egger 2015: 54). Diese Dichotomie sei auf der Basis des biopsychosozialen Modells aber „weder logisch noch wissenschaftlich nützlich“. Denn dieses ist nach Egger bestrebt:

(a) die biologischen Aspekte (die organisch begründbaren Befunde), (b) die psychischen Dimensionen (Denken, Fühlen, Handeln) und (c) die sozialen wie ökologischen Lebenswelten des Menschen parallel zu erfassen und auch parallel zu nützen. (ebd.: 53)

Vollmoeller urteilt, dass sich dieses Modell vor allem für die Analyse chronischer Erkrankungen bewährt habe (Vollmoeller 2005: 231).

Das Stress-Coping-Konzept, das ähnlich wie das biopsychosoziale Modell eine „Weiterentwicklung des psychosomatischen Konzepts“ (Eckart ⁸2017: 319) darstellt, wird schon früh auf das Burnout-Phänomen bezogen (Cherniss 1980a: 17ff., im QV unter 8.1.5). Bei diesem Konzept „wird der organische Krankheitsverlauf mit sozialen und umweltbezogenen Faktoren in Beziehung gesetzt. Als Krankheitsursache kommen soziale, psychische und umweltbedingte Stressoren infrage“ (Eckart ⁸2017: 319), und „die Möglichkeiten des Einzelnen, mit den Belastungen umzuge-

⁹⁸ Siehe den Eintrag auf Pschyrembel Online (= Stellpflug/Kramer/Pschyrembel Redaktion 2018) unter: <https://www.pschyrembel.de/Krankheit/KOC8J/doc/> (zuletzt eingesehen am 9.11.2019).

hen (Bewältigungsstrategien, Salutogenese, Coping)“ spielen eine bedeutsame „Rolle für die Ausprägung des somatischen Geschehens“ (ebd.: 320). Das Konzept der Salutogenese nach Antonovsky kann zudem in dieses Konzept miteinbezogen werden, um die Frage zu erhellen, „woher die Kraft rührt, die Menschen trotz widriger Umstände gesund hält“ (ebd.: 320; Antonovsky 1997). „Krankheit wird hier als Folge unzulänglicher menschlicher Ressourcen dargestellt“ (Vollmoeller 2005: 232).

Das „Vulnerabilitäts-Stress-Modell“, das „zum besseren Verständnis der Schizophrenie entwickelt wurde“, behandelt aus der Perspektive der Vulnerabilität eine dem Konzept der Salutogenese komplementäre, aber ähnliche Frage. Es geht in diesem Modell darum, bei welchen Dispositionen eine Person vulnerabel dafür ist, dass Belastungsfaktoren wie Stress zur Manifestation einer Krankheit führen (vgl. Vollmoeller 2005: 231 mit Bezug auf Zubin/Spring 1977: 108ff.).

Auch das Risikofaktorenkonzept scheint für die vorliegende Arbeit Relevanz zu besitzen. Denn das Phänomen BURNOUT wird insbesondere seit den 2010er Jahren als ›Risikozustand‹ konzeptualisiert (vgl. dazu Kap. 6.2.2.2 und 6.2.2.4). Dieses Konzept entwickelte sich nach Eckart in Zusammenhang mit der Zunahme „sog. Zivilisationskrankheiten seit Beginn des 20. Jahrhunderts“ (Eckart ⁸2017: 322). Innerhalb dieser Perspektive wird untersucht, welche (beeinflussbaren) Faktoren (wie z. B. Alkohol- und Nikotinkonsum, Bewegungsmangel etc.) und „Fremdeinflüsse“ risikoreich für die Gesundheit sind (ebd.).

Im sozioökonomischen Krankheitskonzept werden ebenfalls bestimmte gesellschaftliche Machtverhältnisse als risikoreich für die Gesundheit bestimmter Bevölkerungsgruppen angesehen. Krankheit ist in diesem Konzept „das Resultat klassenspezifischer Erkrankungsrisiken durch die Stellung im Produktionsprozess und der sozialen Ungleichheit im Zugang zu Genesungschancen“ (ebd.: 323). Eine neuere sozioökonomische Sichtweise auf Krankheit stellt nach Eckart (⁸2017: 323) das Konzept der „Gratifikationskrise“ dar, das von Johannes Siegrist formuliert wurde. Nach diesem Modell, das in einer Studie von Klein/Grosse Frie/Blum (2010)⁹⁹ auch auf ›Burnout‹ bezogen wurde, sei das „Krankheits- und Burnout-Risiko erhöht“, wenn „ein dauerhaftes Ungleichgewicht zwischen Verausgabung und Belohnung in Form von Gehalt bzw. beruflichem Aufstieg, Wertschätzung und Arbeitsplatzsicherheit“ besteht (ebd: 375).

Verhalten, das vom „normativ erwarteten bzw. erwartbaren Verhalten [...] (in der Gesellschaft)“ (Wirtz 2019)¹⁰⁰ abweicht und Krankheit damit sozial definiert,

⁹⁹ In der Zeitschrift „Psychotherapie, Psychosomatik und medizinische Psychologie“ (PPmP, im QV unter 8.1.4).

¹⁰⁰ Siehe das Stichwort *Devianz* im Dorsch – Lexikon der Psychologie, Onlineausgabe (= Wirtz 2019), nach Anmeldung einsehbar unter: <https://dorsch-hogrefe-com.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/stichwort/devianz> (zuletzt eingesehen am 12.7.2021).

wird im oben angeführten Devianzkonzept fokussiert. Eckart führt als Beispiel den strukturfunktionalistischen Ansatz nach Talcott Parsons zur Ausformulierung verschiedener Aspekte der „Krankheitsrolle“ (Eckart ⁸2017: 323) und den in den 1960er Jahren insbesondere im Rahmen von Kriminalität aber auch psychiatrischen Krankheiten diskutierten „Stigmatisierungs- und Labeling-Ansatz“ an (ebd.: 323f. u. a. mit Bezug auf George Herbert Mead, Frank Tannenbaum und Erving Goffman).

Beim nominalistischen Grundkonzept geht es nach Vollmoeller (2005: 230) um die Frage, wie man sich im Fach und in einer Gesellschaft über Krankheiten verständigt. Es ist das Konzept, das den beiden Klassifikationssystemen, der Internationalen Klassifikation der Krankheiten (ICD) der WHO und dem „Diagnostic and Statistical Manual of mental Disorders“ (DSM) für psychische Krankheiten bzw. psychiatrische Diagnosen zugrunde liegt:¹⁰¹

Die Definition psychischer Krankheiten beruht im Kern auf frei wählbaren Vereinbarungen über jeweils gemeinsam angenommene Krankheitsinhalte. Nach dem aktuellen Stand dieser Konsensbildung und damit veränderbar werden in solchen Nominaldefinitionen alle diejenigen Kriterien festgelegt, bei denen man im Weiteren, d. h. gemäß entsprechender Kataloge, von „dieser Krankheit“ sprechen sollte. Im Prinzip orientieren sich an dieser Konzeption heute alle wichtigen Diagnosesysteme, das der WHO, die ICD-10 [...], wie das der Amerikanischen Psychiatrischen Vereinigung (APA), das DSM-IV [...]. In ihnen werden durch entsprechende Konsensusgremien einvernehmliche diagnostische Zuordnungsregeln aller anerkannten psychischen Störungen festgehalten. Ausgangspunkt sind in der Regel klinisch gut fass- und operationalisierbare sowie terminologisch unstrittige abnorme Phänomene und Kriterien unter weit gehender Vermeidung ätiopathogenetischer Implikationen. (ebd.)

Henning Saß und Isabel Saß-Houben führen zur Entwicklung der klinisch-psychologischen und psychiatrischen Klassifikation in der ICD und dem DSM aus, dass es eine „pragmatische Konsequenz“ war, „ätiologieneutrale, rein deskriptive und anhand von Kriterien operationalisierbare Diagnosesysteme zu schaffen, in denen bestimmte Symptomcluster per definitionem zu Störungsbildern zusammengefasst werden“ (Saß/Saß-Houben 2005: 145). Denn bislang sei:

über gesetzmäßige Zusammenhänge zwischen somatischen Grundbedingungen und psychopathologischem Phänotypus ebensowenig bekannt [...] wie darüber, ob die untersuchten biologischen Befunde Ursache oder Folge des psychiatrischen Störungsbildes sind. (ebd.)

101 In Kapitel 7.2 wird dieses Krankheitskonzept im Rahmen des Typs 4 einer diskursiven Praxis des Definierens beschrieben (siehe Kap. 7.2 und Beleg 12 in Kap. 6.2.2.2).

Der Begriff der ›Störung‹, mit dem im DSM-4 seit der 4. Version (APA 1994; Saß/Wittchen/Zaudig et al. 2003, im QV unter 8.1.3) „nahezu jede Diagnosebezeichnung“ versehen und der auch seit der 10. Fassung in die ICD übernommen wurde (DIMDI 1994), steht für ein Konzept,

das ausdrücklich *nicht* annimmt, dass die Zeichen und die Symptome durch die Störung im Sinne einer Krankheit verursacht werden. Stattdessen wird angenommen, dass bestimmte Zeichen und Symptome häufig gemeinsam auftreten und sich mit hoher Reliabilität zu Symptombildern (die im DSM folglich auch nicht als Syndrome¹⁰² bezeichnet werden) unter einer bestimmten Bezeichnung als Störung zusammenfassen lassen. Die Diagnose einer Störung darf jedoch erst dann gestellt werden, wenn subjektives Leiden oder Beeinträchtigungen in einem oder mehreren Funktionsbereichen oder ein deutlich erhöhtes Risiko besteht, Tod, Schmerz, Behinderung oder einen wichtigen Verlust an Freiheit zu erleiden. Das bedeutet, dass durchaus alle übrigen Kriterien für eine Störung erfüllt sein können, ohne dass diese diagnostiziert werden darf, nämlich in solchen Fällen, wenn der Patient und dessen Umgebung nicht darunter leiden. [...] die Störung wird als Manifestation einer Dysfunktion im Verhalten, Denken und Fühlen oder in biologischen Abläufen aufgefasst.¹⁰³ (Saß/Saß-Houben 2005: 138f.)

Eine Störung kann demnach auch ohne „objektivierbare medizinische Ursache“ diagnostiziert werden. Des Weiteren wird im Konzept ›Störung‹ durch den genannten Leidensaspekt der subjektiven Perspektive Relevanz zugesprochen. Dies passt zu den Ausführungen Walachs zu Beginn des Kapitels, dass die „individuelle Geschichte einer Depression“ zu beachten und der geschilderten Innensicht Aufmerksamkeit zu schenken sei (Walach 2013: 81). Daran schließt das biografische Grundkonzept zur Erstellung einer psychischen Diagnose an. Diese müsse immer mit einem „Sinnbezug zur Biografie der betroffenen Person“ einhergehen (Vollmoeller 2005: 231).

In diese individuellen Geschichten einer Krankheit fließen subjektive Vorstellungen der Patientinnen und Patienten von Gesundheit und Krankheit ein. In der Forschung werden diese als „subjektive Gesundheits- und Krankheits-

102 Dass der Terminus *Syndrom* eine Aussage zur Ätiologie einschließt, bestätigt die Definition im klinischen Wörterbuch Pschyrembel: „Im engeren Sinn ein durch Zusammentreffen verschiedener Symptome gekennzeichnetes Krankheitsbild, dessen Symptome alle durch eine gleiche Ursache ausgelöst (z. B. ein Enzymdefekt) werden; im weiteren Sinn sich in die gleiche Krankheitsrichtung entwickelnder Symptomenkomplex, den verschiedene Ursachen auslösen (z. B. Parkinson-Syndrom).“ (Braun/Pschyrembel Redaktion (2016), letzte Aktualisierung dieses Artikels: 4.2016, abrufbar unter: <https://www.pschyrembel.de/Syndrom/KOM29>, Unterstreichungen im Orig. (zuletzt eingesehen am 9.11.2019)).

103 Vgl. auch die Ausführungen zur Frage „Was ist eine psychische Störung“ in der Einleitung der deutschen Fassung des DSM-5 (= Falkai/Wittchen/Döpfner et al. 2015: 26–28).

theorien“ (z. B. Verres 1998, im Überblick Birkner/Vlassenko 2015) oder „Laienperspektiven auf Gesundheit und Krankheit“ (Faltermaier 2016), im englischen Sprachraum als „illness representations“ oder auch „common sense models of illness“ (Faltermaier 2005: 35) benannt. Beide subjektiven und sozialen Aspekte sind nicht voneinander zu trennen, denn: „Subjektive Vorstellungen werden in einem gesellschaftlichen Kontext erworben, sie sind damit nicht nur individuelle, sondern auch sozial geteilte Konstruktionen“ (Faltermaier 2005: 34). Toni Faltermaier hält „die Laienperspektive [...] für jede soziologische (und psychologische) Untersuchung von Gesundheit und Krankheit“ für unerlässlich (Faltermaier 2016: 230). Erst die Entstehung neuer wissenschaftlicher Disziplinen (wie z. B. die Gesundheitspsychologie oder Medizinsoziologie) in den 1970er Jahren und das Denken im biopsychosozialen Modell hätten es möglich gemacht, „Gesundheit und Krankheit auch aus der Perspektive des betroffenen Individuums und von sozialen Gruppen zu sehen“ (ebd.).

Faltermaier benennt folgende gemeinsame inhaltliche Kategorien von ›Gesundheit‹, die über verschiedene Studien hinweg von erwachsenen Laien in unterschiedlichen Ländern und Bevölkerungsgruppen erhoben wurden (Faltermaier 2005: 37–38)¹⁰⁴:

- „Gesundheit als *psychisches Wohlbefinden*: Sie wird beschrieben als innere Ruhe und Ausgeglichenheit sowie als positive Stimmung, Lebensfreude und Zufriedenheit, gelegentlich auch im umfassenden Sinn als inneres Gleichgewicht.
 - Gesundheit als körperliche und/oder geistige *Leistungsfähigkeit* im Hinblick auf die gute (z. B. optimale) Erfüllung von zentralen Aufgaben und sozialen Rollen (z. B. in der beruflichen Arbeit, im Sport) sowie als *Handlungsfähigkeit* im Hinblick auf grundlegende Funktionen des alltäglichen Lebens (z. B. am Morgen gut aufstehen können; normal essen, trinken, sich bewegen und schlafen können).
 - Gesundheit als *Reservoir* bzw. Potenzial an (körperlicher) Energie bzw. Stärke, die sich z. B. in körperlicher Robustheit oder in Widerstandskraft gegenüber schädlichen Einflüssen äußert.
 - Gesundheit als *Abwesenheit von Krankheit*: Gesundheit als solche ist nicht zu erleben, sondern nur ihr Gegenteil Krankheit; der gesunde Körper wird nicht wahrgenommen, „die Organe schweigen“;
 - Gesundheit als *geringes Ausmaß an gesundheitlichen Beschwerden*, Schmerzen oder Problemen“.
- (Faltermaier 2005: 37f., Kursivsetzung im Orig.)

Die Forschung hat des Weiteren untersucht, welche Theorien erwachsene Laien sich über Einflussfaktoren und Zusammenhänge bilden, die sich positiv oder

104 Zur Zusammenfassung von „subjektiven Konzepten bzw. sozialen Repräsentationen von Gesundheit“ siehe auch in komprimierterer Form Faltermaier (2016: 231f.).

negativ auf ihre Gesundheit auswirken können. Sie setzen dabei nach Faltermaier unterschiedliche Schwerpunkte:

[S]ie konzentrieren ihre Theorien entweder mehr auf riskante Bedingungen, [sic] oder mehr auf Ressourcen, [sic] oder formulieren auch Theorien der Interaktion und des Ausgleichs zwischen gesundheitlichen Risiken und Ressourcen. Ein Teil der befragten Menschen vertritt auch schicksalhafte Theorien, die Gesundheit vom Zufall, dem Schicksal oder dem Alter abhängig sehen [...]. (Faltermaier 2016: 232)

Die Untersuchung subjektiver Krankheitstheorien konzentriert sich nach Alexa Franke auf zwei Schwerpunkte (Franke 2012: 247):

Zum einen auf die Erforschung der Konzepte, die Menschen generell von Krankheit haben, und zweitens auf die Erforschung der Konzepte von Patientinnen und Patienten einer bestimmten Erkrankungsgruppe über diese Krankheit.

Die Forschung habe sich bisher mehr mit der zweiten Thematik beschäftigt (ebd.). In Bezug auf bestimmte Krankheiten (wie z. B. Krebserkrankungen, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Aids) werden folgende Aspekte abgefragt: Wahrnehmung von Symptomen und Verbindung zu einem Krankheitsbild; Annahmen über Krankheitsursachen; Erwartungen über den zeitlichen Verlauf; Erwartungen zu unmittelbaren und langfristigen Folgen; Annahmen zu Möglichkeiten der Krankheitsüberwindung (Faltermaier 2005: 47; Franke 2012: 247; Birkner/Vlassenko 2015: 141). Dabei würden einige Symptome „eindeutig als Krankheitszeichen interpretiert werden: Fieber zum Beispiel, starke anhaltende Schmerzen oder extreme Müdigkeit, für die es keine vernünftige Erklärung gibt“ (Franke 2012: 248). Franke zufolge gebe es „erstaunlicherweise noch wenige Erkenntnisse darüber, wie Krankheit subjektiv definiert wird“ (ebd.). Einige Punkte nennt sie dennoch:

- auf körperlicher Ebene: „Störung der normalen Körperfunktionen“ und „Schmerzen“
- auf der sozialen Ebene: „vor allem bei Frauen – Befürchtungen [...], in soziale Abhängigkeit zu geraten oder – vor allem bei Männern – durch Krankheit einen sozialen Abstieg und soziale Ausgrenzung zu erleiden“
- auf der psychischen Ebene: „Wahrnehmung eigener Schwäche und Einschränkungen der eigenen Handlungsmöglichkeiten“
- „Krankheit als Warnsignal, kann auf Überforderung des Organismus hinweisen“ (ebd.: 248f.)

Ein wichtiges Ergebnis verschiedener Studien, das sowohl Faltermaier als auch Franke hervorheben, ist, dass in den subjektiven Krankheitstheorien von Laien „psychosomatische, psychosoziale und verhaltensbedingte Ursachen durchgehend einen hohen Stellenwert“ haben (Faltermaier 2005: 48; vgl. Franke 2012: 248).

In Verbindung zu den dargestellten Konzepten und Theorien von Fachleuten und Laien zu ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹ sei zum Abschluss dieses Kapitels noch ein Blick auf Krankheitskonzepte im Sozialversicherungsrecht geworfen, die im Kontext der „Regulierung des Systems der Gesundheitsversorgung“ (Huster 2017: 41), im Kontakt mit Kranken- und Unfallkassen und im Bereich von Arbeitsunfähigkeit große praktische Relevanz besitzen. Stefan Huster konstatiert die zentrale Steuerungsfunktion der Begriffe Krankheit und Krankenbehandlung im System der Gesetzlichen Krankenversicherung (ebd.: 42) und erläutert, warum der Gesetzgeber dennoch nie versucht habe, den Krankheitsbegriff gesetzlich zu definieren. Denn „der Fähigkeit des Begriffs, neue medizinische Erkenntnisse und Verfahren in die Versorgung zu integrieren, wäre ein derartiger Versuch auch kaum förderlich gewesen“ (ebd.). In der Sozialrechtsprechung werde „mit einem zweigliedrigen Begriff“ gearbeitet (ebd.: 43). Die Krankenkasse AOK fasst diese Definition für ihre Kunden wie folgt zusammen:

Die Sozialgerichte definieren Krankheit im Sinne der GKV als einen regelwidrigen Körper- oder Geisteszustand, der Behandlungsbedürftigkeit und/oder Arbeitsunfähigkeit zur Folge hat.¹⁰⁵
(vgl. dazu auch BSGE 35, 10: 12f.; Eckart ⁸2017: 311 und Huster 2017: 43)

Dieser Krankheitsbegriff der gesetzlichen Krankenversicherung werde nicht „als Gegenstück zum weiten Begriff der Gesundheit im Sinne der World Health Organization verstanden, welche die Gesundheit als Zustand des vollkommenen körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens versteht“ (Spickhoff 2017). Indiz für die Notwendigkeit einer Behandlung sei auch die Erstattungsfähigkeit im Rahmen der gesetzlichen Krankenversicherung (ebd.).

Huster nennt Beispiele für Zweifelsfälle und Unklarheiten bezogen auf diesen Krankheitsbegriff: So würden beispielsweise alterstypische und damit eigentlich nicht regelwidrige Gebrechen von der gesetzlichen Krankenversicherung in der Regel finanziert, aber es sei fraglich, ab wann „Fettleibigkeit oder eine Einstellung behandlungsbedürftige Krankheiten“ seien (Huster 2017: 43). Auch Bereiche wie die künstliche Befruchtung oder die prädiktive genetische Diagnostik stellten komplexe Grenzbereiche dar (ebd.: 43ff.). Der Rechtsbegriff müsse in Einzelfällen in Verbindung mit „medizinisch-sachverständige[r] Hilfe“ konkretisiert werden. Spickhoff zählt folgende Beispiele auf:

Als Krankheiten sind beispielhaft anerkannt worden: AIDS, auch solange noch keine nachteiligen Folgen feststellbar sind²¹, Alkoholabhängigkeit²², eine Eileiterschwangerschaft²³;

105 Lexikon der AOK, abrufbar unter: https://www.aok-bv.de/lexikon/k/index_00448.html (Unterstreichung im Orig., zuletzt eingesehen am 9.11.2019).

Schlaganfall und Warzen²⁴; letzteres ist bereits umstritten²⁵. Indes begründen Warzen je nach Sachlage Schmerzen und eine Ansteckungsgefahr für andere, was deutlich für die Einordnung als Krankheit spricht. Auch Erschöpfungszustände können eine Krankheit auslösen²⁶, ebenso Süchte²⁷. Der Behandlung einer Krankheit dient weiter die Palliativ-Behandlung, weil und soweit sie – trotz unheilbarer Grunderkrankung – auf die Linderung von Schmerzen und damit auf die – zumindest teilweise – Beseitigung oder Linderung einer körperlichen Störung gerichtet ist²⁸. (Spickhoff 2017: 221)

Man sieht in diesen Beispielen, dass in den rechtlichen Einzelfällen folgende Attribute eine Rolle spielen können, dass eine ›Krankheit‹ angesetzt wird: ›Nachteilige Folgen‹, ›Schmerzen‹, ›Ansteckungsgefahr‹, ›(Un-)Heilbarkeit‹, ›körperliche Störung‹.

Eine weitere rechtliche Fassung des Krankheitsbegriffs findet man im Versicherungsvertragsgesetz in Bezug auf die „Leistungspflicht des Versicherers einer Berufsunfähigkeitsversicherung nach § 172 Abs. 2 VVG“ (ebd.):

Unter Krankheit im Sinne der Berufsunfähigkeitsversicherung wird allgemein jeder körperliche oder geistige Zustand verstanden, der vom normalen Gesundheitszustand so stark und so nachhaltig abweicht, dass er geeignet ist, die berufliche Leistungsfähigkeit oder die berufliche Einsatzmöglichkeit dauerhaft auszuschließen oder zu beeinträchtigen⁵⁸. (Spickhoff 2017: 224 f.)

Zu dieser Definition kommt der „Tatbestand des Ausschlusses der Leistungspflicht des Versicherers im Falle der vorsätzlichen Herbeiführung des Versicherungsfalles durch den Versicherungsnehmer (§ 81 Abs. 1 VVG)“ (ebd.: 226) und spiegelbildlich das Attribut der ›Unverschuldetheit‹ hinzu.

3.3 Zusammenfassung

In den letzten beiden Kapiteln wurden Besonderheiten medizinischer und psychologischer Wissensproduktion, die Bedeutung semiotischer Dimensionen sowie grundlegende zeitgenössische Termini und Konzepte (›Symptom‹, ›Syndrom‹, ›Krankheit‹ und ›Gesundheit‹) innerhalb dieser Wissensbereiche ausführlich beschrieben.

Elementar sowohl für die medizinische als auch psychologische Wissensbildung ist, dass die zu erforschenden Phänomene im „Spannungsfeld von fachwissenschaftlicher Spezialisierung und menschlicher Alltagserfahrung“ (Riecke 2016: 240) und zwischen einer inneren Erlebniswelt und äußeren Wahrnehmungswelt changieren. Unter anderem am Beispiel der ›Depression‹ konnte diese „Doppelnatur“ medizinischer und psychologischer Forschung verdeutlicht (vgl. Walach 2013: 72) und mit verschiedenen Zeichendimensionen

der medizinisch-psychosomatischen Semiotik verbunden werden: Diese unterscheidet beispielsweise 1.) subjektive Symptome (= Sinzeichen aus der Innensicht der betroffenen Person), z. B. das Gefühl der Niedergeschlagenheit oder Müdigkeit, und 2.) von außen von einer Expertin/einem Experten beobachtete Zeichen (fachwissenschaftliche Legizeichen), z. B. Werte eines niedrigen Serotoninspiegels, die von ärztlich-therapeutischer Seite vor dem Hintergrund fachlicher Theorien mit anderen charakteristischen Symptomen zusammengebracht und als ›Symptomcluster‹, ›Störung‹, ›Syndrom‹ oder ›Krankheitsbild‹ gedeutet werden müssen.¹⁰⁶

Für diesen ärztlich-therapeutischen Akt des Diagnostizierens ist nach Thure von Uexküll zudem das Krankheits- bzw. Gesundheitsmodell entscheidend, das bewusst oder unbewusst zugrunde gelegt wird (von Uexküll 1984b: 33.f; vgl. Kap. 3.1). Von Uexküll kritisiert das „Krankheitsmodell des Maschinenschadens“ (ebd.), das in der Medizin seit der Neuzeit Tradition habe. Die Definition von „Krankheit“ in der aktuellen Online-Ausgabe des klinischen Wörterbuchs Pschyrembel bezieht die subjektive Empfindungsseite mit ein, der Fokus ist aber ebenfalls ein somatischer (Stellpflug/Kramer/Pschyrembel Redaktion 2018¹⁰⁷; siehe Kap. 3.2). Medizinhistorisch attestiert Eckart (⁸2017: 318), dass sich das kausalanalytisch-naturwissenschaftliche „medizinische Krankheitskonzept“ zum „Beginn des 21. Jahrhunderts in den westlichen Industrienationen nahezu konkurrenzlos“ durchgesetzt habe. Dieses Konzept wird trotz seiner dominanten Stellung jedoch durch einige andere Konzepte von Krankheit ergänzt (z. B. das psychosomatische Konzept, das Stress-Coping-Konzept, das bio-psycho-soziale Modell oder das nominalistisch-operationale Modell im Rahmen der Klassifizierungsmanuale bei psychischen und Verhaltensstörungen etc.), von denen in Kapitel 3.2. einige vorgestellt wurden. Diese Krankheitskonzepte unterscheiden sich beispielsweise darin, ob sie eine (gleiche) „objektivierbare medizinische Ursache“ als konstitutiv für den ›Krankheits‹- bzw. ›Syndrom‹-Begriff ansetzen¹⁰⁸ oder ob sie sich auf die

106 Zur fachlichen Unterscheidung der Termini *Symptom*, *Syndrom*, *Störung* und *Krankheitsbild* siehe Kapitel 3.1 und 3.2 sowie die Ausführungen im folgenden Absatz und den folgenden Fußnoten dieses Zusammenfassungskapitels.

107 Siehe den Eintrag auf Pschyrembel Online (= Stellpflug/Kramer/Pschyrembel Redaktion 2018) unter: <https://www.pschyrembel.de/Krankheit/KOC8J/doc/> (zuletzt eingesehen am 09.11.2019).

108 Vgl. den Krankheits- und Syndrombegriff im klinischen Wörterbuch „Pschyrembel Online“: **Krankheit:** „[...] Krankheit wird von der Befindlichkeitsstörung ohne objektivierbare medizinische Ursache abgegrenzt“ (Unterstreichung T.S, weitere Hervorhebungen im Orig., Stellpflug/Kramer/Pschyrembel Redaktion 2018, Pschyrembel Online, einsehbar unter: <https://www.pschyrembel.de/Krankheit/KOC8J/doc/>, zuletzt eingesehen am 9.11.2019); **Syndrom:** „Im engeren Sinn ein durch Zusammentreffen verschiedener Symptome gekennzeichnetes Krank-

aktuell vorliegende Symptomatik mit dem Begriff der ›(psychischen) Störung‹¹⁰⁹ als ›Symptombild‹ oder ›Symptomcluster‹ stützen. Die Krankheitskonzepte bzw. -modelle variieren zudem darin, wie viele verschiedene Faktoren (biologische, psychische, soziale) sie in die Hypothesenbildung zur Krankheitsentstehung und -erklärung einbeziehen und ob sie stärker potenziell schädliche, risikoreiche „Stressoren“ oder potenziell gesundheitserhaltende „Ressourcen“ fokussieren (vgl. z. B. das Vulnerabilitäts-Stress-Modell und das Stress-Coping-Konzept, das salutogenetische Anteile aufweist, siehe Kap. 3.2) oder ein ›Ungleichgewicht‹ zwischen diesen Faktoren als risikoreich ansehen (z. B. das Modell der Gratifikationskrise, vgl. Kap. 3.2).

Trotz der Unterschiede gibt es jedoch auch einige Gemeinsamkeiten zwischen den Krankheitskonzepten und -modellen: Die Krankheitsursachen sind in der Regel nicht aktiv persönlicher Natur. Das heißt, dass kranke Personen ihren Zustand in der Regel nicht ‘bewusst’, ‘kontrolliert’, ‘kompetent’, ‘motiviert’ und ‘freiwillig’ herbeigeführt haben. Aktanten der Ursache-Folge-Beziehungen sind stattdessen in den meisten Krankheitsdefinitionen personifizierte biologische, soziale oder psychische Faktoren. Die Attribute, die mit dem Krankheitszustand verbunden werden, sind ‘Anomalie vor dem Hintergrund von fachlichem und gesellschaftlichem Wissen’, ‘Hilfs- bzw. Behandlungsbedürftigkeit’, ‘Unkontrollierbarkeit’, ‘Mangel an selbstregulierenden Faktoren’, ‘(drohende) eigendynamisch auftretende Funktions- und Möglichkeitseinschränkungen’, ‘Unwohlsein’ und ‘Unbewusstheit’:

- „Unfähigkeit eines Systems, seine Probleme mit eigenen Hilfsmitteln zu lösen“ (von Uexküll 1984b: 35);
- „Störung der Lebensvorgänge in Organen“ (Stellpflug/Kramer/Pschyrembel 2018);
- „Krankheit als Folge unzulänglicher menschlicher Ressourcen“ (Vollmoeller 2005: 232);
- „Störung der normalen Körperfunktionen“ (Franke 2012: 248);
- „seelische Konflikte als Ursachen für körperliche Erkrankungen“ (Eckart ⁸2017: 319);
- „Diagnose einer Störung [...], wenn subjektives Leiden oder Beeinträchtigungen in einem oder mehreren Funktionsbereichen oder ein deutlich erhöhtes Risiko besteht,

heitsbild, dessen Symptome alle durch eine gleiche Ursache ausgelöst (z. B. ein Enzymdefekt) werden; im weiteren Sinn sich in die gleiche Krankheitsrichtung entwickelnder Symptomenkomplex, den verschiedene Ursachen auslösen (z. B. Parkinson-Syndrom)“ – Unterstreichung T.S., weitere Hervorhebungen im Orig., Braun/ Pschyrembel Redaktion 2016, Pschyrembel Online, einsehbar unter: <https://www.pschyrembel.de/Syndrom/KOM29/doc/> (zuletzt eingesehen am 9.11.2019). Siehe auch Kap. 3.1 und 3.2.

109 Ausgangspunkt zum Ansetzen einer psychischen Krankheit/Störung sind nach Vollmoeller „in der Regel klinisch gut fass- und operationalisierbare sowie terminologisch unstrittige abnorme Phänomene und Kriterien unter weit gehender Vermeidung ätiopathogenetischer Implikationen“ (Vollmoeller 2005: 230; vgl. auch Saß/Saß-Houben 2005: 145 und Kap. 3.2).

Tod, Schmerz, Behinderung oder einen wichtigen Verlust an Freiheit zu erleiden. [...] die Störung wird als Manifestation einer Dysfunktion im Verhalten, Denken und Fühlen oder in biologischen Abläufen aufgefasst“ (Saß/Saß-Houben 2005: 145f.);

- Die Sozialgerichte definieren Krankheit [...] als einen regelwidrigen Körper- und Geisteszustand, der Behandlungsbedürftigkeit und/oder Arbeitsunfähigkeit zur Folge hat“ (Lexikon der AOK)¹¹⁰.

Risikokonzepte beziehen neben äußeren Belastungsfaktoren die involvierten Personen stärker in die Krankheitsentstehung mit ein, dadurch dass risikoreiche Verhaltensweisen benannt werden, die Personen dann bewusst und freiwillig weiter ausüben oder unterlassen können (wie z. B. Rauchen, Alkoholkonsum, Bewegungsmangel etc.).

Konzepte, die der salutogenetischen Perspektive zugeordnet werden können, wie z. B. ›sense of coherence‹/SOC (Kohärenzgefühl)‹, ›Resilienz‹, ›Ressourcen‹ oder ›Coping‹, schreiben den involvierten Personen schließlich teilweise Kontrollmöglichkeiten und Kompetenzen zu, wie in der Beschreibung des Kohärenzgefühls nach Antonovsky deutlich wird:

Das SOC (Kohärenzgefühl) ist eine globale Orientierung, die ausdrückt, in welchem Ausmaß man ein durchdringendes, andauerndes und dennoch dynamisches Gefühl des Vertrauens hat, daß

1. die Stimuli, die sich im Verlauf des Lebens aus der inneren und äußeren Umgebung ergeben, strukturiert, vorhersehbar und erklärbar sind;
2. einem die Ressourcen zur Verfügung stehen, um den Anforderungen, die diese Stimuli stellen, zu begegnen;
3. diese Anforderungen Herausforderungen sind, die Anstrengung und Engagement lohnen.

(Antonovsky 1997: 36, Kursivsetzung im Original)

Diese Kontroll- und Kompetenzüberzeugungen finden sich auch in inhaltlichen Kategorien von ›Gesundheit‹ von erwachsenen Laien in unterschiedlichen Ländern und Bevölkerungsgruppen wieder, wie in Kapitel 3.2 mit Bezug auf verschiedene Studien dargelegt wurde: Z. B., wenn Gesundheit als „körperliche und/oder geistige Leistungsfähigkeit im Hinblick auf die gute (z. B. optimale) Erfüllung von zentralen Aufgaben und sozialen Rollen (z. B. in der beruflichen Arbeit, im Sport)“ oder als „Widerstandskraft gegenüber schädlichen Einflüssen“ gefasst wird (Faltermaier 2005: 37–38; für weitere Gesundheitskonzepte siehe Kap. 3.2).

¹¹⁰ Abrufbar unter: https://www.aok-bv.de/lexikon/k/index_00448.html (zuletzt eingesehen am 4.11.2019).

Die in den letzten drei Kapiteln entfalteten semiotischen Dimensionen und Zeichenfunktionen sowie Grundkonzepte bzw. Termini des medizinisch-psychologischen Bereichs werden in die Analyse der sprachlichen Mittel und diskursiven Praktiken des Definierens als Orientierungspunkte an verschiedenen Stellen in den Unterkapiteln des Analysekapitels 6.2 einfließen.

4 Untersuchungsmethode: Diskurs(macht) – Wissen – Definition

4.1 Theoretische und methodische Vorüberlegungen zum Zusammenhang von Praktiken bzw. Praxis und Wissen

4.1.1 Das Verhältnis von Praxis und Wissen

Um den diskursiven Prozess der Wissenskonstituierung im Wechselspiel inner- und außerdiskursiver Elemente, reflexiver und vorreflexiver Verfahrensweisen sowie sozialer, konventioneller und individueller Momente zu beschreiben, ist das sozial- und kulturtheoretische Konzept der ›Praxis‹ bzw. ›Praktiken‹ aufschlussreich (vgl. Schäfer/Wrana 2014: 310). Denn Begriffe wie ›Praxis‹ und ›Praktiken‹¹¹¹ stehen für analytische Kategorien an der Schnittstelle von Wissen, dem Sozialen als Struktur, Sprache und Kommunikation sowie Verhalten und Handeln innerhalb eines bestimmten (fach-)kulturellen Bereichs (vgl. Konerding 2009: 96ff., vgl. Schmidt 2012: 11). Sie verdeutlichen die enge Verbindung zwischen „[K]ollektive[n] Lebenspraxen als Gesamtheit von bedürfnisgesteuerten menschlichen Aktions- und Interaktionstypen“ und „Wissen, das ausschließlich durch ein symbolisch vermitteltes Repräsentationsformat bestimmt ist“ (Konerding 2009: 84f.), sprich zwischen prozeduralem und deklarativem Wissen:

Prozedurales Wissen erwirbt man durch die schrittweise Einübung in eine entsprechende Praxis begleitet durch sprachliche Hinweise und Erklärungen zu Funktionsweisen und zu beachtenden Zusammenhängen, durch praktischen Versuch und zugehörigen Irrtum. Dies wird ergänzt durch begleitende Anweisungen und konstruktive Kritik, die der metakognitiven Simulation, Steuerung, Regulation, Optimierung des Verhaltens bei der Selbstkontrolle und Habitualisierung dienen. (Konerding 2009: 84)

Die Aneignung von Fähigkeiten und Alltagswissen ist also „eingebettet in in weiten Teilen nicht reflektierte kollektive Lebenspraxen, d. h. in konkrete Lebenssituationen und zugehörige problemlösungsbestimmte Verfahrensweisen, Verhaltensformen, -routinen und -traditionen“ (Konerding 2009: 85). Das deklarative Wissen entsteht aus „symbolische[n] Modellierungen von prozeduralem Wissen,

111 Diese Arbeit unterscheidet im Anschluss an Konerding (2009: 83) zwischen „Praxis“ zur Bezeichnung der Gesamtheit aller ‚Praktiken‘, letzteres im Sinne von Verhaltens- und Handlungsweisen einer Kultur oder eines bestimmten kulturellen Bereichs.“ Als Plural von Praxis schlägt Konerding „Praxen“ vor.

von praktischem Tun, insbesondere in dessen Regelmäßigkeiten“, wobei es diese repräsentiert, „strukturiert, elaboriert, ergänzt und sichert“ (Konerding 2009: 86).

Am Thema „Entspannung“, das im Burnout-Diskurs große Bedeutung besitzt, lässt sich das „intrikate Verhältnis von deklarativem zu prozeduralem Wissen“ (Konerding 2009: 86) folgendermaßen skizzieren: Menschen kommen von klein auf mit Praktiken der Beruhigung mit dem Ziel der Entspannung in Berührung. Sie werden beispielsweise in den Schlaf gewiegt und bedienen sich später als Eltern selbst dieser Beruhigungspraktik. Reflektiert man gemeinsame Merkmale von Beruhigungspraktiken, so findet sich beinahe immer das Attribut des ‘Gleichmäßigen’ darin (gleichmäßige Bewegungen, Geräusche). Die Reflexion dieser kollektiven Erfahrung mündet in symbolische Repräsentationsformen zu Entspannungstechniken.

Die These dieser Arbeit ist, dass man eine ähnliche Verschränkung zwischen vorreflexiven und reflexiven Handlungs- und Verhaltensweisen auch bei Definitionshandlungen in für Menschen essentiellen Bereichen wie Gesundheit und Krankheit annehmen und diskursiv nachzeichnen kann. Für eine nachvollziehbare Beschreibung dieses intrikatens Verhältnisses in diskursiven Definitionsprozessen bietet sich das Begriffspaar der ›Praxis/Praktik‹ an. Aus diesem Grund werden in den folgenden Kapiteln zunächst Bestimmungsstücke eines linguistischen Praktikbegriffs und die Foucaultsche Theorie diskursiver Praxis entfaltet, um im Anschluss daran diese Ansätze miteinander zu verbinden und drei Untersuchungsebenen diskursiver Praxis daraus abzuleiten.

4.1.2 Der Begriff der ›Praktik‹ in der aktuellen linguistischen Diskussion

Verschiedene Disziplinen der Sozial- und Kulturwissenschaften haben sich mit dem Begriff der ›Praktik‹/›Praxis‹ in den vergangenen Jahren aus kulturwissenschaftlicher (z. B. Hörning/Reuter 2004), soziologischer (im Überblick Schmidt 2012, Hillebrandt 2014), kommunikativ-linguistischer (im Überblick Deppermann/Feilke/Linke 2016) oder diskurs-, wissensanalytischer/-soziologischer und diskurslinguistischer Perspektive (u. a. Fairclough ²2001: 18ff.; 2008: 4–10; Keller 2011: 255ff.; Jäger, Siegfried 2011: 92, 118ff.; Konerding 2009, Müller 2015: 19ff.) auseinandergesetzt. Deppermann, Feilke und Linke (2016), die in ihrem Beitrag zu „Sprachliche[n] und kommunikative[n] Praktiken: Eine Annäherung aus linguistischer Sicht“ prominente Positionen und Bestimmungsstücke beschreibend gegenüberstellen, konstatieren: „Obwohl es zwar zahlreiche Vertreter der Praxis-theorie gibt [...], in deren Arbeiten gewisse Aspekte von Praktiken im Zentrum

stehen, gibt es kein festes praxistheoretisches Theoriegebäude“ (Deppermann/Feilke/Linke 2016: 2f.).¹¹²

Im Folgenden werden Kernpunkte der linguistischen Diskussion und im Anschluss daran Bestimmungsstücke, die für das Praktikverständnis dieser Arbeit zentral sind, dargestellt. Im Anschluss werde ich diese mit dem Konzept (nicht-)diskursiver Praktik bei Foucault verbinden.

Viele der linguistischen, aber auch soziologischen Ansätze eint, dass sie unter Praktiken soziale Phänomene verstehen, die interaktiv (bzw. diskursiv) als kollektive Verfahren zur Befriedigung gesellschaftlicher Bedürfnisse entstehen und durch Rekurrenz zur Routine werden.¹¹³ Sie unterscheiden sich allerdings vor allem darin, wie stark sie den „Modus des Selbstverständlichen“ (Schmidt 2012: 10) oder die „Unbewusstheit und Körperlichkeit sozialer Praxen“¹¹⁴ in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses rücken oder neben diesen unbewussten Anteilen auch ein souveränes Subjekt bzw. die Bewusstheit und „kognitive Kontrollierbarkeit“ (vgl. Müller 2015: 22) insbesondere bei der Aneignung¹¹⁵, Wahl und Realisierung der Praktiken zulassen (vgl. Linke 2010)¹¹⁶. Deppermann/Feilke/Linke (2016: 13) stellen in diesem Zusammenhang fest, dass „bei vielen soziologischen Praktikentheoretikern (s. Reckwitz 2003; Hillebrandt 2014)“ Praktik als „Gegenbegriff zu ‚Handlung‘“ gefasst werde¹¹⁷ und damit „Akteurseigenschaften wie Intentionalität, Verantwortlichkeit, Intersubjektivität oder Verstehen, die in Handlungstheorien für die Sphäre des Sozialen als konstitutiv erachtet werden“ (ebd.: 4), vernachlässigt würden. „Ein strikter Antimentalismus“ führe „zu Aporien und Erklärungslücken, da er nicht plausibel machen könne, welche

112 Das Leibniz-Institut für Deutsche Sprache widmete seine Jahrestagung 2015 dem Thema „Sprachliche und kommunikative Praktiken“ mit dem Ziel, „Reichweite, Ertrag und Anwendungsbereiche des Praktiken-Konzepts für die Linguistik auszuloten und zu einer begrifflichen Schärfung und Systematisierung der für dieses Konzept relevanten Aspekte beizutragen“ (Deppermann/Feilke/Linke 2016: 11).

113 In der Zusammenfassung soziologischer Ansätze vgl. Schmidt (2012: 10f.), in Bezug auf linguistische Theorieansätze vgl. Deppermann/Feilke/Linke (2016: 3ff.).

114 Vgl. Müller (2015: 22) in Bezug auf P. Bourdieus Konzept des ›Habitats‹ (Bourdieu 1987).

115 Zur Aneignung literaler und kommunikativer Praktiken unter anderem im didaktisch-schulischen Umfeld vgl. Feilke (2016: 262ff.); Fiehler/Barden/Elstermann et al. (2004: 103).

116 Linke (2010: 262) begreift „kommunikative Praktiken“ beispielsweise nicht als etwas, dem die Sprachteilnehmenden unterliegen, d. h. ohne kognitive Kontrollmöglichkeiten, sondern trotz oder auch wegen der „Vorgeprägtheit kommunikativer Praktiken“ hätten die „Interaktanten die Möglichkeit, die vorgegebenen Muster mit weiteren kommunikativen Funktionen aufzuladen“.

117 In der soziologischen Forschung wird diese Gegenüberstellung jedoch im Rahmen des Vergleichs klassischer soziologischer Handlungs- und Strukturtheorien mit neueren praxistheoretischen Ansätzen intensiv diskutiert, insbesondere auch im Hinblick auf die Frage, ob das Ansetzen eines ‘practice turn’ gerechtfertigt sei. Vgl. Bongaerts (2007).

Voraussetzungen Akteure mitbringen und welche interpretativen Leistungen sie erbringen müssen, um an Praktiken teilnehmen zu können.“ (ebd.: 18).

Warum, so könnte man sich fragen, gibt es dann diese aktuell zu beobachtende starke Hinwendung in linguistischen Arbeiten zur Analyse von ›Praktiken‹ neben Grundbegriffen handlungstheoretischer Ansätze?

Habscheid sieht in einer praxeologischen Herangehensweise (Habscheid 2016: 127) die Chance, die „Probleme und Grenzen handlungslogisch fundierter pragmatischer Analysen“ (Habscheid 2016: 132ff.) zu erkennen und zu überwinden, ohne auf die Möglichkeiten letzterer verzichten zu müssen. Praxeologische Ansätze führen nach Habscheid beispielsweise dazu, den Begriff der ›Regel‹ und die „empirische Frage“ neu zu reflektieren, „inwieweit individuelles Handeln – als Befolgen von Regeln¹¹⁸ – auf der kognitiven Verarbeitung von Regelrepräsentation beruht (vgl. Sharrock 2012, S. 62.f.)“ (Habscheid 2016: 132). Ein weiteres Problem stellt für Habscheid die „(Nicht-)Berücksichtigung der komplexen *Kulturalität* jeder sozialen Praxis“ in der „handlungslogischen Pragmatik“ dar (ebd.: 133)¹¹⁹, und er fordert die Aufmerksamkeit auf die dynamische Verbindung von musterhafter Routine und subjektiver performativer Gestaltung im Begriff der Praxis zu lenken (ebd.: 134), sich intensiv mit einem „Set alltäglicher Rationalitäten [...] und alltägliche[n] Kompetenzen“ zu beschäftigen (ebd.: 136) und den „methodologischen Individualismus“ von Handlungstheorien um die „interaktionalen, kulturellen Grundlagen“ zur Erreichung sozialer Handlungsziele zu ergänzen (ebd.).

Die Verwendung der Begriffe der ›Praxis‹ und ›Praktik‹ in dieser Arbeit ergibt sich aus ähnlichen Ansatzpunkten, wie sie gerade referiert wurden. Der Praktik-Begriff formiert dabei nicht als Gegenbegriff zu ›Handlung‹. Sprachliche und diskursive Praktiken werden als „Spuren¹²⁰ sozialer Interaktion“ (Müller 2015: 21) gedeutet, wobei folgende Aspekte des Begriffspaares als zentral erachtet werden:

118 Habscheid (2016: 131) bezieht sich auf die Ausführungen von Keller 1974 zum linguistischen Regelbegriff (Keller 1974: 10–24), „im Kontext komplexer Spiele“, die er von „Sprachspielen im Sinne soziokultureller Praxis“ der „(praxistheoretischen) Wittgenstein-Rezeption“ (vgl. Hillebrandt 2014: 37ff.) eingerahmt sieht.

119 Aktuelle linguistische Arbeiten der letzten Jahre weisen ebenfalls auf die Bedeutung sozio-kultureller Einbettungsbedingungen für die Analyse des sprachlichen Zeichengebrauchs hin (vgl. insbesondere Günthner/Linke 2006; Linke 2009; Linke/Feilke 2009: 5; Günthner/König 2016). Eine ähnliche Programmatik beschreiben Felder/Gardt (2015: 15) für die „Handbücher Sprachwissen“: „Kommunikation“ wird in dieser Reihe „als eine in Kulturen konventionalisierte Praxis“ verstanden.

120 Vgl. zum Spurbegriff insbesondere die Sammelbände von Fehrmann/Linz/Eppinger-Jäger 2005 und Krämer/Kogge/Grube 2007. Ich beziehe mich mit L. Jäger (2001; 2010b) auf die Tradition des Spurbegriffs, die den „Semiotizitätsaspekt von Spuren“ betont, wie Müller (2015: 54f.)

Die Arbeit schließt sich **erstens** einer Analysehaltung an, die das „intrikate Verhältnis von prozeduralem und deklarativem Wissen“ (Konerding 2009: 86) und die Einbettung jeder (Sprach-)handlung in (fach-)kulturelle, soziale Bedingungsgefüge (vgl. Deppermann/Feilke/Linke 2016: 9ff. vgl., Konerding 2015b; Felder 2009a) für zentral erachtet. Sie geht mit Müller davon aus, „dass Intentionalität immer umspielt ist von im Sozialen gelagerten kognitiven, volitiven, emotionalen und physischen Verhaltensroutinen“ (Müller 2015: 18). Letztere, die meist als „bewährte Routinen für situierte Handlungsaufgaben“ (Deppermann/Feilke/Linke 2016: 8) entstehen, führen zu Sprachverwendungsregularitäten, ohne dass diese Regularitäten den Sprechenden/Schreibenden bewusst sein müssen¹²¹.

So geraten aus einer phänomenorientierten Analyseperspektive (vgl. Felder/Gardt 2015: 19), wie sie in dieser Arbeit eingenommen wird, analytisch feststellbare diskursive Relationen in den Blick, die mitunter nicht intendiert oder bewusst hergestellt wurden.¹²² Busse spricht in diesem Zusammenhang von „nicht-intendierten“, (nicht) bewussten, teilweise „nur analytisch feststellbaren Kontextualisierungen“ (Busse 2007: 82), die „mit anerkannten Methoden einer tiefensemantischen Analyse“ (ebd. 83) herausgearbeitet werden können. So erhält das ›Verhalten‹/›Erleben‹ einer Person im Burnout-Diskurs beispielsweise erst durch das implizierte ‘gesunde’ ›Verhalten‹/›Erleben‹ und vor dem Hintergrund präsupponierter Bedingungen und Normgrenzen Symptomstatus (vgl. Kap. 3.3).

es in seinem Überblick prägnant formuliert. Spuren, d. h. materielle Abdrücke (in Laut- oder Graphemreihen, etc.) für etwas Vorgängiges, spielen für Jäger eine erkenntnisstiftende Rolle im Rahmen seines Transkriptionsmodells: „Erst in der *Spurenlese*, der Relektüre, in der der Geist der medialen Spur der eigenen mentalen Akte begegnet, in der Transkription des Mentalen in die semiologischen Register des Medialen, kann sich begriffliche Distinktivität einstellen [...]“ (Jäger 2010b: 307). Eine weitere Dimension der ›Spur‹, die für die vorliegende Analyse bedeutsam ist, ist die der ‘Kontextualität’ (vgl. Müller 2015: 54). Spuren verweisen erstens „auf diejenigen [sozialen Praktiken, T.S.], derer es bedarf, um die Spur als Spur zu erkennen“ und zweitens im Rahmen kommunikativer Handlungen auf soziale Praktiken, die das Ereignis, auf das die Spur hindeutet, verursacht haben (ebd.). In der vorliegenden Arbeit werden Spuren sozialer, definitorischer Praktiken im Bereich von Gesundheit und Krankheit insbesondere durch die Analyse polyphoner Strukturen und verstehensrelevanter Normen und Wissensbereiche aufgezeigt werden (siehe Kap. 6.2).

121 Müller spricht in diesem Zusammenhang vom „Unwillkürlichkeitsgedanken“ als einem „Begriffsaspekt von ‚sprachlichem Verhalten‘“ (Müller 2015: 18/19). Diesen Gedanken führt er einige Seiten später im Zusammenhang des Lernens von Handlungsabläufen weiter aus: „Lernen bedeutet Verunwillkürlichung von Handlungsabläufen“ (ebd.: 23).

122 Dieser Umstand wird zudem durch Gardts Hinweis gestützt, dass ein Textproduzent insbesondere bei komplexer schriftlicher Textproduktion unmöglich „das Bedeutungspotential seines Textes vollständig bewusst [zu] kontrollieren“ kann (Gardt 2013: 40).

Zweitens übernimmt diese Arbeit von den praxeologischen Ansätzen die Überzeugung, dass Praktiken nicht nur im medial mündlichen, sondern auch im medial schriftlichen Bereich auf interaktionalen, kulturellen Grundlagen basieren (vgl. Habscheid 2016: 136; Linke 2010: 262; Fiehler/Barden/Elstermann et al. 2004: 100) und dass sich dieses Moment der Interaktion diskursdynamisch in intertextuellen und polyphonen Strukturen (Angermüller/Scholz 2013: 306f.), „transkriptive[n] Bezugnahmeformen“ (Jäger 2012b: 16; vgl. auch Feilke 2016¹²³) innerhalb von „Diskursgemeinschaften“ (Spitzmüller/Warnke 2011: 181) und fachkulturellen Praktiken der Wissenskonstitution (vgl. Konerding 2015b: 72; Felder 2009a) ausdrückt.

Drittens bezieht die Arbeit die Dimensionen der Medialität (Jäger 2015; Spitzmüller/Warnke 2011: 183f.) und Materialität (Deppermann/Feilke/Linke 2016: 5f.; Spitzmüller/Warnke 2011: 166ff.) in ihre Analyse mit ein. Das bedeutet, dass die Analyse an der Textoberfläche ansetzt, und einerseits prüft, inwiefern von den materiellen Strukturen und modalen Ressourcen (z. B. Typo- und Topografie¹²⁴ oder Bildern) „praktische Effekte“ (Deppermann/Feilke/Linke 2016: 4) ausgehen und andererseits, welche „Medialitätserwartungen“ (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011: 184) bestimmte Medien (z. B. die Massenmedien) evozieren. Fragen, die sich daraus ergeben, sind zum Beispiel: Ist die Kategorie der Textdisposition entscheidend dafür, ob ein Textabschnitt als definierend verstanden wird? Inwiefern bedingen die Strukturen des zitierten Materials die Wiederholung und Kommentierung desselben? Können häufige Wiederholungen bestimmter Aussagen oder Textpassagen das Spektrum der möglichen Äußerungsvarianten so einschränken, dass „eine bestimmte Aussage“ eher erscheint als eine „andere an ihrer Stelle“ (vgl. Foucault [1969] 1981: 42)?

Die letzte Frage schließt unmittelbar an die Kernfrage der Foucault'schen Diskursanalyse an: „[W]ie kommt es, daß eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?“ (ebd.). Foucault nähert sich der Beantwortung dieser Frage durch die Analyse der „Beziehungen zwischen Aussagen“ (ebd.: 48) sprich diskursiven Formationsregeln und Praktiken an. Diese werden im folgenden Kapitel beschrieben, um im Anschluss daran die Merkmale der diskursiven Praktiken nach Foucault und die Bestimmungsstücke der linguistischen Praktiken-Diskussion miteinander zu vergleichen und daraus den Praktik-Begriff für die folgende Analyse zu entwickeln.

123 Feilke beschreibt beziehungsweise auf das Gießener Forschungsprojekt „Eristische Literalität“ (einsehbar unter: <http://www.uni-giessen.de/fbz/zmi/projekte/eristischeliteralitaet>, zuletzt eingesehen am 11.11.2019) anschaulich „Praktiken des Referierens“, die im Textmodus des Zitierens Gestalt annehmen, als Teil wissenschaftlicher literaler Praktiken (Feilke 2016: 268ff.).

124 Zur Bedeutung typografischer Elemente vgl. Spitzmüller 2010.

4.1.3 Praxis und (nicht-)diskursive Praktiken, Wissen und Diskursmacht bei Michel Foucault

Foucaults Begriffe von ›Praxis‹ und ›(nicht-)diskursiven Praktiken‹ sind nur vor dem Hintergrund seines Gesamtverständnisses der diskursiven Konstituierung von ›Wissen‹ und dessen Transformation zu erklären. Daher sollen im Folgenden seine Vorstellungen dieser Zusammenhänge dargestellt und Anknüpfungspunkte für die spätere diskurslinguistische Analyse diskursiver Definitionspraxis deutlich gemacht werden. Wissen ist für Foucault:

„[...] keine Summe von Erkenntnissen – denn von diesen muss man stets sagen, ob sie wahr oder falsch, exakt oder ungenau, präzise oder bloße Annäherungen, widersprüchlich oder kohärent sind; keine dieser Unterscheidungen ist für die Beschreibung des Wissens gültig, das aus einer Gesamtheit von Elementen (Gegenständen, Formulierungstypen, Begriffen und theoretischen Entscheidungen) besteht, die aus ein und derselben Positivität heraus im Feld einer einheitlichen diskursiven Formation gebildet sind.“

(Foucault [1968] 2001, Über die Archäologie der Wissenschaften. Antwort auf den Cercle d'épistémologie, S. 921, Unterstreichungen T.S.)

Eine solche „einheitliche diskursive Formation“, oder wie Foucault auch sagt, ein solches „Formationssystem“ zu definieren, „heißt [...], einen Diskurs oder eine Gruppe von Aussagen durch die Regelmäßigkeit einer Praxis zu charakterisieren“ (Foucault [1969] 1981: 108).

Es sind diese Formationsregeln oder „Praktiken“, die in ihrer Gesamtheit einen Diskurs ausmachen und „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault [1969] 1981: 74).

Am Beispiel der Transformation „des Diskurses der Psychopathologie seit dem 19. Jahrhundert“ erläutert Foucault sein Erkenntnisinteresse im Hinblick auf die Formation der Gegenstände eines Diskurses (Foucault ([1969] 1981: 62, Unterstreichungen T.S.):

Die Gegenstände, mit denen die Psychologie seit dieser Zäsur zu tun gehabt hat, sind nun aber sehr zahlreich, zu einem großen Teil sehr neu, jedoch ebenso zerbrechlich, in Veränderungen begriffen und teilweise zu einem schnellen Verschwinden bestimmt: neben motorischer Unruhe, Halluzination und abwegigen Reden [...], konnte man Erscheinungen beobachten, die sich in bis dahin benützten Registern nicht fanden: leichte Verhaltensstörungen, sexuelle Störungen und Verirrungen, [...], Kriminalität. Und in jedem jener Register sind vielfältige Gegenstände genannt, umschrieben, analysiert, gelöscht worden. Kann man die Regel feststellen, der ihr Erscheinen unterworfen war? Kann man in Erfahrung bringen, gemäß welchem nicht-deduktiven System diese Gegenstände sich haben nebeneinander stellen und einander folgen können, um das zerstückelte Feld der Psychopathologie zu bilden [...]?

Foucaults methodische Antwort auf diese Frage in der Archäologie des Wissens lautet, man müsste zunächst die „Oberflächen, wo sie [die Gegenstände] erscheinen¹²⁵, sich abgrenzen¹²⁶, analysiert werden und sich spezifizieren“¹²⁷ ausfindig machen (vgl. Foucault [1969] 1981: 71). Daraufhin – das ist für ihn der entscheidende Punkt – sollte die „Gesamtheit von [...] Beziehungen“ (Foucault [1969] 1981: 67) zwischen diesen Oberflächen in ihrer Regelmäßigkeit und Wiederkehr (Foucault [1969] 1981: 44; vgl. Kelm 2015: 226) aufgezeigt werden, um auf diese Weise die „diskursive Formation“ beschreiben zu können. (Foucault [1969] 1981: 67).¹²⁸

An den verstreuten Beispielen, die Foucault selbst gibt, lässt sich dieses Programm etwa folgendermaßen skizzieren: Dass SEXUALITÄT und etwaige ABWEICHUNGEN zum ersten Mal im 19. Jahrhundert im Kontext psychopathologischer Analyse und Diskussion auftreten, könnte damit zusammenhängen,

daß sie durch die Familie, die umgebende soziale Gruppe, das Arbeitsmilieu, die Glaubensgemeinschaft bestimmt wurden (die alle normativ, gegenüber der Abweichung empfindlich sind, die alle eine Toleranzgrenze und Schwelle haben, [...], die alle eine Bezeichnung und Ablehnung des Wahnsinns haben, die alle, wenn nicht die Verantwortung für die Heilung und die Behandlung, so doch wenigstens die Aufgabe der Erklärung der Medizin übertragen); [...] gerade in dieser Zeit [beginnen] neue Oberflächen des Auftretens wirksam zu werden: die Kunst mit ihrer eigenen Normativität, die Sexualität (ihre Abweichungen werden im Vergleich zu den üblichen Verboten zum ersten Mal für den psychiatrischen Diskurs zum Gegenstand der Orientierung, [...]). In diesen Feldern der ersten Differenzierung, in den Entfernungen, den Diskontinuitäten, den Schwellen, die sich darin manifestieren, findet der psychiatrische Diskurs die Möglichkeit, seinen Bereich abzugrenzen, das zu definieren, worüber er spricht, ihm den Objektstatus zu geben – es also erscheinen zu lassen, es nennbar und beschreibbar zu machen.

(Foucault [1969] 1981: 63) (Unterstreichung T.S.)

125 Foucault bezieht sich hierbei zum Beispiel auf die sozial-historischen Kontexte (vgl. Foucault [1969] 1981: 63; vgl. Kelm 2015: 232) sowie „Toleranzgrenzen und Schwellen, die in bestimmten gesellschaftlichen Konstellationen eine Rolle spielen (Familien, Gruppen, Milieus, Glaubensgemeinschaften)“ (Ruoff 2007: 120).

126 Foucault spricht in diesem Zusammenhang auch von „Instanzen der Abgrenzung“ und bezieht sich auf Instanzen und Disziplinen, die den „Gegenstand diskursiv eingrenzen und ausarbeiten“ (Koller/Lüders 2004: 60; Foucault [1969] 1981: 63/64). Vgl. in diesem Kapitel auf S. 83f. die „Prozeduren der Verknappung“.

127 Foucault schreibt dazu erläuternd, man müsse die „Spezifikationsraster analysieren“, die innerhalb des Diskursbereichs zur Klassifizierung und Neugruppierung der Gegenstände verwendet werden (Foucault [1969] 1981: 64).

128 In ähnlicher Weise beschreibt und fordert Foucault die beziehungssensitive Analyse der diskursiven Formation bzw. Formierung von „Begriffen“, „Äußerungsmodalitäten“ und „Strategien“ (siehe Foucault [1969] 1981: 75–103, im Überblick auch bei Koller/Lüders 2004: 61ff.).

Es geht Foucault also um das Auffinden von Schwellen oder auch Diskontinuitäten durch Kontextanalysen in Aussagen¹²⁹ des Diskurses, die ein „diskursives Ereignis“ konstituieren können und die „Summe der Relationen, in denen Aussagen“ und Ereignisse zueinander stehen (Spitzmüller/Warnke 2011: 70), d. h. um eine „serielle Vernetzung“¹³⁰ (Spitzmüller/Warnke 2011: 126/127) bzw. „ein Bündel von Beziehungen“, das „auf konstante Weise an[ge]wendet [wird]“ (Foucault [1969] 1981: 80). Diese Relationen zwischen Elementen des Diskurses, die in Aussagen erscheinen, manifestieren sich für Foucault zum Beispiel in typischen „Formen der *Abfolge*“ und verschiedenen „*Anordnungen der Äußerungsfolgen*“ (Foucault [1969] 1981: 83f.), z. B. chronologisch, argumentativ oder rhetorisch (vgl. Koller/Lüders 2004: 60). Es geht um den Bezug einer Aussage zu „alle(n) bereits woanders formulierten Aussagen [...], die in einem Diskurs als anerkannte Wahrheit, als exakte Beschreibung, als begründete Überlegung oder notwendige Maßnahme wiederaufgenommen werden“ (Foucault [1969] 1981: 85).

Ein Jahr später in seiner Antrittsvorlesung am Collège de France 1970, die 1972 unter dem Titel „Die Ordnung des Diskurses“ auf deutsch erschienen ist, beschreibt Foucault diese Arten diskursiver Relationen als „Prozeduren“¹³¹, die als Klassifikations-, Anordnungs-, Verteilungsprinzipien wirken“, die den Diskurs dadurch verknappen und in Grenzen halten sollen (Foucault [1970] 1993: 17ff.). Wichtige Prinzipien der Verknappung dieser Ereignishaftigkeit und Zufälligkeit des Diskurses sind nach Foucault:

- 1.) der Kommentar, der zwar erlaube „etwas anderes als den Text selbst zu sagen“ (Foucault 1970/1993: 20), aber den Text dennoch reproduziere als „Spiel der *Identität* in der Form der *Wiederholung* und des *Selben*“ (Foucault [1970] 1993: 22, Kursiv. im Orig.),

129 Foucault gibt in der Archäologie des Wissens eine „Art Minimaldefinition“ für seinen Begriff der Aussage. „Eine Aussage liegt demnach vor, wenn ‚irgendeine Folge von Zeichen, von Figuren, von Graphismen oder Spuren‘ eine Ordnung erkennen lässt. (Foucault [1969] 1981: 123)“ (Ruoff 2007: 73). Spitzmüller/Warnke (2011: 70) weisen darauf hin, dass Foucault mit Aussage (*énoncé*) „nicht konkret produzierte Äußerungen (tokens), sondern alle prinzipiell in einem Diskurs möglichen Aussagen (types) und deren Position im diskursiven System (vgl. dazu Busse 1987: 227–232)“ meine. Die konkrete Äußerung sei bei Foucault die *énonciation* (Foucault [1969] 1981: 148–149).

130 Zum Begriff der ›Serie‹ bei Foucault vgl. Foucault [1970] 1993: 35ff sowie Spitzmüller/Warnke 2011: 71; 126/127.

131 Die Foucault'sche Verwendungsweise des Ausdrucks *Prozeduren* in „Die Ordnung des Diskurses“ lese ich als ‚Realisierungsformen von Praktiken‘. Im Begriff der ›Praktik‹ sind wiederum Aussagen über den Zweck oder die Zwecke der jeweiligen Praktik enthalten. Kontrollpraktiken bedienen sich z. B. verschiedener Prozeduren der Ausschließung oder Verknappung. Bisweilen scheint Foucault *Praktiken* und *Prozeduren* allerdings synonym zu verwenden.

- 2.) „der Autor als Prinzip der Gruppierung von Diskursen, als Einheit und Ursprung ihrer Bedeutungen, als Mittelpunkt ihres Zusammenhalts“ (Foucault [1970] 1993: 20), der jedoch im Vergleich zu früheren Zeiten – im Mittelalter „war die Zuschreibung an einen Autor im Bereich des wissenschaftlichen Diskurses [...] Index der Wahrheit“ (ebd.) – an Glaubwürdigkeit verloren habe, denn die „Funktion der Verknappung“ marginalisiere den Autor „im äußersten Fall auf einen Index des Textes“ (Ruoff 2007: 78) oder Namensgeber für ein Syndrom,
- 3.) die Disziplinen¹³², die sich „durch einen Bereich von Gegenständen, ein Bündel von Methoden, ein Korpus von als wahr angesehenen Sätzen, ein Spiel von Regeln und Definitionen, von Techniken und Instrumenten“ definieren (Foucault [1970] 1993: 22f.) und auf die „Konstruktion neuer Aussagen“ auswirken:

Vom 19. Jahrhundert an war ein Satz nicht mehr medizinisch, [...] und galt als individuelle Einbildung oder volkstümlicher Aberglaube, wenn er zugleich metaphorische, qualitative und substantielle Begriffe enthielt (z. B. die Begriffe der Verstopfung, der erhitzten Flüssigkeiten oder der ausgetrockneten Festkörper); er konnte aber, ja er mußte Begriffe verwenden, die ebenso metaphorisch sind, aber auf anderen Modellen aufbauen, einem funktionellen und physiologischen Modell (so die Begriffe der Reizung, der Entzündung oder der Degeneration der Gewebe).
(Foucault [1970] 1993: 23)

In seiner Antrittsvorlesung am Collège de France stellt Foucault diesen gerade referierten sogenannten diskursinternen Prozeduren weitere an die Seite, die „gewissermaßen von außen“ auf den Diskurs einwirken sollen (Foucault [1970] 1993: 17; 11ff.) und zusammen mit den ersteren den Diskurs kontrollieren, selektieren, organisieren und kanalisieren (ebd: 11).

Foucault beschreibt die Macht äußerer Kräfte auf den Diskurs, z. B. politische, juristische, wissenschaftliche oder pädagogische Institutionen und deren Praktiken. Als ihre „Prozeduren der Ausschließung“ führt er an:

1. das „Verbot, [...] daß man nicht das Recht hat, alles zu sagen, daß man nicht bei jeder Gelegenheit von allem sprechen kann, und schließlich daß nicht jeder beliebige über alles beliebige sprechen kann“ (Foucault [1970] 1993: 11),

132 Nach Ruoff bezieht sich Foucault mit dem Begriff der ›Disziplin‹ auf „Fachrichtungen“ (Ruoff 2007: 222). In diskurslinguistischen Forschungsarbeiten wird seit einiger Zeit der Begriff der ›Fachkultur‹ (Konerding 2009) verwendet. Der Begriff der ›Fachkultur‹ ist komplexer als ›Fachrichtung‹, da er betont, dass ›Fachkulturen‹ als „Teilkulturen“ eingebettet sind in „funktional komplexe(n) kulturelle(n) Systeme menschlicher Gesellschaften“ (Konerding 2015b: 72).

2. die „Entgegensetzung zwischen Vernunft und Wahnsinn“ und damit die Grenzziehung als Form der Ausschließung. Der Wahnsinnige werde beispielsweise vor Gericht nicht gehört und seine Worte würden nicht gesammelt (ebd.: 12)
3. sowie der „Gegensatz zwischen dem Wahren und dem Falschen“ (ebd.: 13) als „wechselseitiges Prinzip der Ausschließung“ (Ruoff 2007: 77); Foucault beschreibt einen „Wille[n] zum Wissen“ und zur „Wahrheit“, der „eine eigene Geschichte“ habe und den zu erkennenden Gegenständen vorgreife, z. B. durch „Ebenen von möglichen beobachtbaren, meßbaren, klassifizierbaren Gegenständen“ oder Ansprüche an „das technische Niveau [...], auf dem allein die Erkenntnisse verifizierbar und nützlich“ erscheinen (Foucault [1970] 1993: 15).

Zuletzt beschreibt er neben den Verknappungsprozeduren des Diskurses und den Ausschließungsprozeduren noch Prozeduren „Der Verknappung der sprechenden Subjekte“ durch Rituale (ebd.: 26f.), Diskursgesellschaften (ebd.: 27f.), Doktrinen (ebd.: 28f.) und Erziehungssysteme (ebd.: 29f.), d. h. Prozeduren, die den Subjekten den Zugang zum Diskurs erleichtern oder erschweren.

Dass Foucault in seiner Antrittsvorlesung ausführlich auf diese externen Mechanismen zu sprechen kommt, wird in der Foucault-Rezeption mehrheitlich als methodische und theoretische Schwerpunktverschiebung in seinem Werk gedeutet:

In den frühen Schriften, vor allem in der Archäologie des Wissens, hatte Foucault versucht, Diskurse als geordnete Systeme aus sich selbst heraus, also nur mit Blick auf die Aussagen bzw. diskursiven Ereignisse zu beschreiben. Ab Anfang der 1970er Jahre wendet er sich der Frage zu, wodurch der ‚begrenzte(n) Kommunikationsraum‘ (Foucault [1969] 1981: 183), der ein Diskurs ist, begrenzt wird und wie er die Diskursakteure in ihren sprachlichen und nichtsprachlichen Handlungen begrenzt. Damit wendet er sich erstmals neben den ›diskursiven Praktiken‹, den Regeln, die dem Diskurs ›inhärent‹ sind, auch den ›nicht-diskursiven Praktiken‹ zu, also den gesellschaftlichen, institutionellen und politischen Regularitäten, die mit dem Diskurs in Wechselwirkung stehen. (Spitzmüller/Warnke 2011: 72)

Die Entwicklung von der „Archäologie des Wissens“ als Werk Foucaults, in dem er diskursive Formationen „aus sich selbst heraus, also nur mit Blick auf die Aussagen zu beschreiben“ (ebd.) versucht habe, hin zur Methode der „Kritik“ und „Genealogie“ (Foucault [1970] 1993: 38ff.; vgl. Koller/Lüders 2004: 63ff.) sowie der „Verschränkung des Diskursiven mit dem Institutionellen“ (Schäfer/Wrana 2014: 309) bzw. der Wissens- mit der Machtanalyse in der Dispositivanalyse (Foucault 1978: 120) wird von den Foucault-Interpreten Dreyfus und Rabinow als Eingeständnis der „Illusion des autonomen Diskurses“ (Dreyfus/Rabinow 1994: 12) gedeutet. Wenn Foucault zu Beginn seiner Antrittsvorlesung „Die Ordnung des Diskurses“

allerdings fragt, was „so gefährlich sei an der Tatsache, daß die Leute sprechen und daß ihre Diskurse endlos weiterwuchern“ (Foucault [1970] 1993: 10), dann scheint er dem Diskurs nach wie vor selbstregulierende Kräfte zuzusprechen. Nach der Wende hin zur Genealogie kommen zu den Wirkungen „anonymer und neutraler Formationsregeln“ jedoch deutlicher als zuvor die „interessiert-strategische[n] Kontrollmechanismen hinzu, die den wuchernden Diskurs in bestimmte Formen bringen“ (Koller/Lüders 2004: 63–64).

Das Verhältnis von Diskurs, Wissen und Macht, das in der „Verschränkung des Diskursiven mit dem Institutionellen“ (Schäfer/Wrana 2014: 309) einen Ausdruck findet, wird in den diskursanalytischen Ansätzen nach Foucault unterschiedlich ausgelegt und diskursanalytisch operationalisiert. S. Jäger setzt auf eine analytische Trennung und stellt in einem zweiten Schritt das „Zusammenspiel diskursiver Praxen (= Sprechen und Denken auf der Grundlage von Wissen), nichtdiskursiver Praxen (= Handeln auf der Grundlage von Wissen) und ‚Sichtbarkeiten‘ bzw. ‚Vergegenständlichungen‘ (von Wissen durch Handeln/Tätigkeit)“ ins Zentrum seiner Dispositivanalyse (vgl. Jäger 2011: 92). Wrana/Langer hingegen lehnen die binäre Trennung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken (Wrana/Langer 2007¹³³) ab und begründen dies damit, dass Foucault diese Unterscheidung selbst relativiert habe (Foucault [1977b]/2003: 396¹³⁴). Denn diese Unterscheidung

133 <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-8.2.253>, zuletzt eingesehen am 11.11.2019. Der Beitrag enthält keine Seitenzahlen.

134 Im Gespräch „Das Spiel des Michel Foucault“ sprechen im Jahr 1977 unter anderem G. Le Gaufey und J.-A. Miller mit Foucault kurz nach dem Erscheinen von „Der Wille zum Wissen“ über den möglichen Unterschied der Begriffe ›*Episteme*‹ und ›*Dispositiv*‹ in seinem Werk und welche Elemente daran diskursiv und nicht-diskursiv seien. G. Le Gaufey fragt, was es „außerhalb der Aussagen in einem Dispositiv anderes als die Institutionen“ gebe (vgl. Foucault ([1977b]/2003), Schriften, Bd. 3: 396). Foucault antwortet darauf zunächst, die „Institution“ sei „jedes mehr oder weniger erzwungene, erworbene Verhalten. Alles, was in einer Gesellschaft als Zwangssystem funktioniert, ohne dass es eine Aussage ist, zusammengefasst, das gesamte nicht diskursive Soziale, ist die Institution.“ (ebd.) Auf den Einwand von J.-A. Miller, ob die Institution jedoch nicht „offensichtlich etwas Diskursives“ sei, antwortet Foucault: „[...] für meine Sache mit dem Dispositiv ist es nicht so sehr wichtig, ob es heißt: Dies da ist diskursiv, dies da ist es nicht.“ Foucault führt weiter aus, er glaube nicht, „dass es von großer Wichtigkeit ist, genau diese Trennung vorzunehmen“ und begründet dies damit, dass sein Problem kein „sprachliches“ sei. Die letzte Äußerung ist wohl dahingehend zu verstehen, dass es Foucault stets vorrangig um die Relationalität zwischen Aussagen/Aussagesystemen und Ereignissen (vgl. Foucault [1969] 1981: 44/45; Kelm 2015: 227), sprich um „die Natur der Verbindung [...] zwischen heterogenen Elementen“ als „Gesamtheit bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierten Entscheidungen etc.“ geht (vgl. ebd. 392 in seiner Definition des Begriffs ‚Dispositiv‘). Die hier vorgenommene Abgrenzung von Sprache geht bei ihm auf einen verkürzten Sprachbegriff als geschlossenes, kontextunabhängiges Zeichensystem zurück (vgl. Busse 1987: 243; Schäfer/Wrana 2007; Spitzmüller/Warnke 2011: 76).

basiere auf einer so bei Foucault nicht eindeutig zu findenden Gleichsetzung der Differenzen diskursiv/nicht-diskursiv und sprachlich/nicht-sprachlich (vgl. Jacob 2017: 155). Dadurch entstehe ein um die Dimension des Handelns verkürzter Begriff sprachlich-diskursiver Formationen bzw. Praktiken:

FOUCAULT [bestimmt, T.S.] die diskursiven Formationen keineswegs als eine Menge von Texten, Textfragmenten oder Äußerungen, er bezeichnet sie vielmehr als „Bündel von Beziehungen“. Der Diskurs ist nicht als eine isolierbare Einheit zu begreifen, sondern als die Funktion der „Herstellung von Beziehungen, die die diskursive Praxis selbst charakterisiert“ (FOUCAULT 1981, S. 70, 126). Unter den homogenen diskursiven Formationen versteht FOUCAULT also weder sprachliche Produkte (Texte) noch sprachliche Elemente (Wörter, Seme, Bedeutungspartikel, rhetorische Figuren oder Ähnliches), sondern die Ähnlichkeit einer diskursiven Praxis der Herstellung von Wahrheit und Bedeutung. Im Zentrum der Diskurstheorie stehen also nicht die Sprache und sprachliche Objekte, sondern sprachliches Handeln. [...] Die Diskursanalyse befasst sich nicht mit der Sprache verstanden als „Sprachsystem“ (SAUSSURE 1967), als immanente Struktur, sondern mit dem Sprechen als sozialem Tun, als konkreter gesellschaftlicher Tätigkeit. [5]

(Wrana/Langer 2007 (Onlinedokument), Unterstreichung T.S.)

Im Zitat von Wrana/Langer zeigt sich, dass für die Bestimmung des Verhältnisses von Sprache, Diskurs und außersprachlicher Wirklichkeit und Praxis entscheidend ist, welcher Sprachbegriff zugrunde gelegt wird. Wrana/Langer deuten dies mit der Gegenüberstellung von ›Sprachsystem‹ und ›sprachlichem Handeln‹ an und betrachten damit zurecht die Foucault'sche Diskursanalyse als eine Analyse, die die „Perspektive der Performanz“ (Linke/Feilke 2009: 5) dominant setzt. Die Kontrastierung von ›Sprachsystem‹ und ›sprachlichem Handeln‹ sollte jedoch noch differenziert werden. Denn wenn Foucault innerhalb seiner diskursiven Methode fordert, Aussagen, die sich an der diskursiven Oberfläche häufig in sprachlichen Zeichen manifestieren, zu „alle(n) bereits woanders formulierten Aussagen [...]“ (Foucault [1969] 1981: 83) in Bezug zu setzen, dann erhält diese Aussage ihre Bedeutung insbesondere durch ihren Stellenwert im (sprachlichen) Diskursgeflecht. Foucault grenzte sich jedoch deshalb von der sprachsystematischen Analyse ab, weil er Sprache und (sprachliche) Bedeutung (vgl. Spitzmüller/Warneke 2011: 76) – beeinflusst vom Strukturalismus Saussure'scher Prägung und der Generativen Grammatik Chomskys – auf ihre Bezeichnungsfunktion im Rahmen eines vom Kontext losgelösten strukturiert geschlossenen Zeichensystems reduziert sah (vgl. Busse 1987: 242). Nach Wrana und Langers Interpretation ist das Aufbrechen dieser Verkürzung des Sprachbegriffs in der Diskursanalyse in Richtung eines *practice turn* bei Foucault angelegt (vgl. Wrana/Langer 2007)¹³⁵.

¹³⁵ <https://dx.doi.org/10.17169/fqs-8.2.253>, zuletzt eingesehen am 11.11.2019. Der Beitrag enthält keine Seitenzahlen.

Der folgende Abschnitt aus der „Archäologie des Wissens“ spricht für diese Auslegung. Foucault schreibt darin, man solle Diskurse nicht mehr:

als Gesamtheit von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte und Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. [...] Dieses *mehr* muß man ans Licht bringen und beschreiben.

(Foucault [1969] 1981: 74) (Kursivierung im Original, Unterstreichung T.S.)

Foucaults Analyse geht von der Zeichenebene aus, er möchte Zeichen aber nicht auf ihre Repräsentationsfunktion und Bedeutung in einem synchron als statisch gedachten System beschränkt sehen, sondern mit der Diskursanalyse beschreiben, welche praktischen Effekte von ihnen ausgehen und wie sich die Beziehungen zwischen den Diskurselementen im Wechselspiel von Diskurs und Gesellschaft dynamisch entwickeln.

Ich plädiere mit Wrana/Langer (2007) vor diesem Hintergrund für die Aufhebung einer streng binären Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken und verwende im Folgenden einen umfassenden Begriff ›*diskursiver Praxis und Praktiken*‹. Diesem Ansatz liegt die Überzeugung zugrunde, dass die diskursexternen Machtprinzipien zwar von außen auf den Diskurs einwirken und sich natürlich auch in nicht-sprachlichen Handlungen ausdrücken, in der überwiegenden Zahl der Fälle aber Spuren im Diskurs hinterlassen¹³⁶, dadurch indexikalisch-diskursiv vermittelt sind und zu diskursiven Praktiken werden. Erst durch die Materialität der (in dieser Arbeit fokussierten sprachlichen) Zeichen erhält man schließlich die „phänomenalen Grundlagen“ zur Analyse von „Kontextualisierungsprozessen in Verständigungshandlungen“ (Müller 2015: 26). Ich beziehe mich dabei zudem auf Feilke, der den Textbezug als „das Definiens für die Unterscheidung literaler von anderen Praktiken“ bestimmt (Feilke 2016: 261) und sehe analog dazu den Bezug auf den Diskurs als „Definiens für die Unterscheidung“ diskursiver von anderen Praktiken, wobei damit nicht bestritten werden soll, dass die diskursiven Praktiken mit kulturellen und sozialen Praktiken im Wechselverhältnis stehen. Gerade diese Verflechtungen, d. h.

136 Insbesondere der Einsatz sprachlicher Mittel zur Stärkung oder Abschwächung des Geltungsanspruchs verweist auf Prozeduren der versuchten Ausschließung (vgl. Deppermann 1997: 11ff.; Busch 2006: 65f., Schnedermann 2016: 238ff.) und Sprachthematisierungen können auf den Umgang von Institutionen mit bestimmten Gegenständen verweisen (vgl. Domasch 2006). Dennoch sind diese ‚diskurseigenen‘ Manifestationen sozialer und gesellschaftlicher Faktoren, wie S. Jäger (2011: 122) zurecht anmerkt, nicht als ‚objektiver‘ Nachweis realer gesellschaftlicher Praxis zu deuten, sondern als Zuschreibungen von bestimmten Diskurspositionen aus.

den Diskurs beeinflussende Normen, (Berufs-)rollenvorstellungen, fachkulturelle Methoden und Paradigmen, etc. sollen durch kontextsensitive, tiefensemantische (vgl. Busse 2007, Spieß 2012) Analysen herausgearbeitet werden. Spieß entwirft ein ähnliches Verfahren einer um den Begriff des ›*Dispositivs*‹ erweiterten Diskursanalyse. Sie integriert außersprachliche, den Diskurs beschränkende und beeinflussende Faktoren in ihre Analyse, indem sie die sprachlichen Phänomene „in Bezug zu und als Ausprägungen von Objektivationen (wie Normen, Institutionen, Architekturen, Gesetzen etc.) und Subjektivationen (wie Subjektrollen, Rollenverhalten)“ untersucht (Spieß 2012: 85). Diesem Analyseprogramm schließt sich diese Arbeit in der Analyse diskursiver Definitionspraxis grundsätzlich an.

Im Folgenden werde ich die Bestimmungsstücke und Verflechtungen sozialkultureller und sprachlich-diskursiver Praktiken zusammenfassen und daraus prospektiv drei Ebenen für die Analyse diskursiver Definierenspraxis im Rahmen diskurspraktischer Wissenskonsstituierung ableiten.

4.1.4 Zusammenfassung und Ausblick: Die Analyse diskursiver Praktiken des Definierens als diskurspraktische Wissenskonsstituierung

Vergleicht man die Bestimmungsstücke der linguistisch-soziologischen Praktiken-Diskussion mit Foucaults Konzeption diskursiver Praxis, so scheinen die Theorien folgende Kernmerkmale gemeinsam zu haben:

- 1.) Sowohl praxeologische Ansätze als auch Foucault schreiben (sprachlichen) Zeichen und Strukturen in ihrer spezifischen Materialität „Formungskapazität“ zu und nehmen eine „phänomenorientierte“ Analyseperspektive ein (vgl. Felder/Gardt 2015: 19; Deppermann/Feilke/Linke 2016: 4; Foucault [1969] 1981: 44).
- 2.) Geregelte Praxis drückt sich für viele Vertreterinnen und Vertreter praxeologischer Theoriebildung und Foucault in der Regelmäßigkeit bzw. Routiniertheit sozialer oder diskursiver Mechanismen aus. Die praxeologisch-linguistische Analyse beschreibt die sprachlich-semiotischen „Modellierungen [...] von praktischem Tun, insbesondere in dessen Regelhaftigkeiten“ (Konerding 2009: 89), wobei die daraus entstehenden Verhaltens- und diskursiven Formationsregeln den (sprach-)handelnden Personen nicht vollständig kognitiv präsent sein müssen oder können (vgl. Foucault [1969] 1981: 83; Busse 1987: 232f.; Habscheid 2016: 132; Müller 2015: 18f.). Die Einzelautorinnen/-autoren und das Moment der Intentionalität und Variationsmöglichkeit (vgl. Linke 2010: 259, 262) werden dadurch nicht aufgehoben, aber relativiert (vgl. Gardt 2013: 41).
- 3.) Aus beiden Theorien ergibt sich eine Analyserichtung, die sich „auf den sprachlichen Zeichengebrauch und seine sozio-kulturellen Einbettungsbedin-

gungen“ (Felder/Gardt 2015: 15) konzentriert und damit die „Sprachverwendungskonstellationen [...] unter (fach-)kultureller, sprachsystematischer und pragmatisch kommunikativer“ (Felder/Gardt 2015: 18) Perspektive beschreibt. Die Untersuchung setzt bei sprachlichen Zeichen an und sucht „in deren Umgebung im engeren Sinne Anzeichen für ihre Umgebung im weiteren Sinne“ (siehe Müllers Ausführungen zum Analysezugang der „Indexikalität“, Müller 2015: 49 und vgl. Kap. 2.2.2 und 2.3). Sie fokussiert damit sowohl das semantisch-perspektivierende Potenzial der Zeichenressourcen „unter Bezugnahme auf ihren „Stellenwert im Textgeflecht“ (Felder 2012: 128) als auch ihre pragmatische Funktion und kontextuelle Einbettung (ebd.: 129) und dies vor dem Hintergrund (fach-)kultureller Routinen bzw. der Partizipation der Autoren/Autorinnen an einer Diskursgemeinschaft (Spitzmüller/Warneke 2011: 181; vgl. Müller 2015: 25f.) und damit verbundenen Erwartungen an typische Textemittenten, Adressaten, Textsorten und textstilistische Komponenten etc. Der „ganze Gebrauchszusammenhang“ (Feilke 2016: 254) ist relevant.

Praktiken sind vor diesem Hintergrund gewohnheitsmäßige Verhaltens- und Handlungsweisen des „Umgangs mit bestimmten Problemen und Gegenständen“ (Feilke 2016.: 265; vgl. Konerding 2009) und semiotischen Ressourcen.

Bezieht man dieses Praktiken-Konzept nun prospektiv auf den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit, einer diskursiven Praxis des Definierens, so erscheinen die folgenden Analysezugänge vielversprechend zu sein:

- Die Arbeit sondiert erstens Praktiken, die sich im Diskurs im Medium Sprache¹³⁷ manifestieren und definitorische Funktionen erfüllen¹³⁸, d. h. routinierte Sprachverwendungskonstellationen, die zur diskursiven Entstehung einer Definition beitragen. Im Fokus stehen zum einen Praktiken der Sachverhaltsklassifizierung, -verknüpfung und -bewertung (vgl. Felder 2012: 118),

137 Die vorliegende Arbeit legt einen Fokus auf die Analyse von Spuren definitorischer Praxis im Medium vertexteter Sprache. Dies geschieht zum einen vor dem Hintergrund, dass die interaktive wissenschaftliche Wissensgenerierung in heutigen Gesellschaften zu großen Teilen auf schriftlichen Bezugnahmeformen basiert. Bei Texten des öffentlichen Diskurses, sofern diese multimodal, z. B. mit Bildern erscheinen, werden diese Zeichenbeziehungen jedoch in die Analyse teilweise mit einbezogen. Zum anderen konzentriert sich die Arbeit auf das Medium Sprache und damit einhergehende intramediale Relationen vor der Analyse intermedialer Verhältnisse. Damit schließe ich mich L. Jäger an, der empfiehlt, zunächst die „Medialität des Mediums Sprache selbst stärker in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken“ [...], „weil sich vielleicht erst von hier aus Aufklärung darüber gewinnen läßt, was die Medialität von Medien ausmacht“ (Jäger 2000: 10)“ (Jäger 2010b: 302).

138 Eine Heuristik definitionskonstitutiver Komponenten und Funktionen erfolgt im nächsten Kapitel (Kap. 4.2).

Begriffs- und Themenentfaltung (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert ⁸2014: 60ff.; Müller 2007: 77ff.; Schmidt-Brücken 2015: 88ff.) und zum anderen intertextuelle Praktiken der Bezugnahme, Transkription¹³⁹ (vgl. Berndt/Tonger-Erk 2013; Foucault [1969] 1981: 85; Feilke 2016; Jäger 2010b; 2012b) sowie Verknappung, Geltungsauszeichnung und Legitimation (vgl. Konerding 2009: 85, Felder 2006a), wobei diese sprachlichen Praktiken ihrerseits in Wechselwirkung mit fachkulturellen (Konerding 2015b), wissensvermittelnden bzw. -transformierenden (Liebert 2002, Konerding 2015b: 72ff.) und (massen-) medialen Praktiken (u. a. Fraas/Klemm 2005; Spieß 2012) stehen.

- Zweiter Ansatzpunkt der Analyse sind Repräsentationen an der hauptsächlich sprachlichen Diskursoberfläche von gewohnheitsmäßigen Verhaltens- und Handlungsweisen des Umgangs mit Phänomenen aus dem Bereich zwischen ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹ in fachlichen und fachexternen Diskursgemeinschaften. Mit anderen Worten geht es hier um die Frage, welche semiotischen sprachlichen Ressourcen wiederholt in spezifischer Weise eingesetzt werden, um Phänomene zwischen den Polen ›gesund‹ und ›krank‹ und ›normal‹/›normentsprechend‹ bzw. ›anormal‹/›abnorm‹¹⁴⁰ zu verorten, voneinander abzugrenzen und damit auch zu definieren.
- Auf der dritten Ebene werden komplexe Typen diskursiver Definierenspraxis zum Phänomen bzw. Begriff ›BURNOUT‹ analysiert, in denen Praktiken der ersten und zweiten Analyseebene zusammenwirken. Hieran schließt sich die Frage an, in welchen Gebrauchskontexten welche Typen in dominanter Weise verwendet werden, mit welchen Funktionen sie einhergehen und welche Aspekte des Phänomens durch die unterschiedlichen Definitionsarten besonders akzentuiert werden.

139 Hier beziehe ich mich auf das „Verfahren transkriptiver Bezugnahme“ von Ludwig Jäger (Jäger 2010b: 301). Jäger beschreibt es als „grundlegendes Verfahren der kulturellen Semiosis“ (ebd.) und verbindet es in Rückgriff auf Wilhelm von Humboldt, für den die „unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache“ in der menschlichen Natur angelegt ist (Humboldt 1907: Gesammelte Schriften, Bd 7.1: 53), mit dem Begriff der ‚Spur‘, d. h. ohne eine „mediale Vermittlung des Mentalen [...] könne, das Denken [...] nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden“. [...] Das Vorgängige, das zu Bezeichnende, wird erst in der Nachträglichkeit der Bezeichnung, gleichsam in einer *transkriptiven* Umschrift, konstituiert“ (Jäger 2010b: 307). Unter transkriptiven Prozeduren versteht Jäger zum Beispiel, „vorgefundene Artefakte zu zitieren, zu paraphrasieren, zu explizieren, zu erläutern oder zu interpretieren [...]“ (vgl. Jäger 2010b: 310ff.).

140 Zur Bedeutung der „Anomalie“ bzw. des erklärungsbedürftigen nicht ‚Normalen‘ im Rahmen medizinischer Semiotik siehe Kap. 3.1 dieser Arbeit.

Im Anschluss an diese ersten Vorüberlegungen werden im folgenden Kapitel die einzelnen heuristischen Perspektiven, mit denen sich diese Arbeit dem Untersuchungsgegenstand einer diskursiven Definierenspraxis nähert, Schritt für Schritt beschrieben.

4.2 Definieren als diskursive Praxis der Wissenskonstituierung – eine Heuristik

4.2.0 Vorbemerkung

In Kapitel 4.2 und seinen Unterkapiteln wird im Detail entwickelt, wie sich diese Arbeit dem Untersuchungsgegenstand der sich im Diskurs manifestierenden Definierenspraxis eines Phänomens¹⁴¹, Wortes, Begriffs/Konzepts¹⁴² im Bereich von Gesundheit und Krankheit von sprachwissenschaftlicher Seite aus annähert. Das Kapitel knüpft dabei an das im vorangegangenen Kapitel entfaltete Konzept wissensgenerierender Praktiken und die in Kap. 2 und 3 referierten Modelle zur diskursiven Konstituierung von Bedeutung und Wissen an. Die Annäherung an

141 Unter einem ›Phänomen‹ wird – ausgehend von der Grundannahme Kants, dass uns nicht die „Dinge an sich“, sondern nur deren Erscheinungen zugänglich sind (vgl. Kant 1787/1966: 28ff. (=B XVI ff); vgl. auch Felder 2009b: 16) mit Rückgriff auf das Zeichenmodell von Peirce und in Anlehnung an Köllers Interpretation desselben ein „Zeichenobjekt“ verstanden. Köller beschreibt das „Zeichenobjekt“ nach Peirce wie folgt: „Das Zeichenobjekt ist für Peirce eine Sachgröße, die mit Hilfe des jeweiligen Zeichens als Teilgröße aus dem Kontinuum der physischen oder der geistigen Welt herausdifferenziert wird und die deshalb als pragmatische Ursache der ganzen Zeichenbildung anzusehen ist“ (Köller 2004: 243). Phänomene werden durch Kapitälchen (z. B. BURNOUT) notiert. Zur Notation im Überblick siehe S. XIII–IX.

142 Die Unterscheidung zwischen *Wort* bzw. *Ausdruck* und *Begriff/Konzept* begründet sich aus der linguistischen Unterscheidung zwischen Form- und Inhaltsseite bzw. „zwischen Gestalt und Wert“ (Bär 2015: 176). Unter ›Begriff‹/›Konzept‹ wird in dieser Arbeit vor dem Hintergrund erkenntnistheoretischer Überlegungen zur Perspektivität (sprachlicher) Zeichen (Köller 2004) eine durch (sprachliche) Zeichen vermittelte Interpretationsperspektive auf ein Phänomen (vgl. das Zeichenmodell von Peirce, Kap. 2.2.2) bzw. einen Phänomenbereich verstanden, die besondere Aspekte an diesem Phänomen hervortreten lässt und das Phänomen auf besondere Weise in bestehendes Wissen/Denkhorizonte einordnet. Die Arbeit verwendet die Ausdrücke *Begriff* und *Konzept* weitgehend synonym. Der Begriffsbegriff betont jedoch stärker die Abhängigkeit der Interpretationsperspektive von sprachlichen, ausdrucksseitigen Objektivierungsformen und reflektiert das Vorgehen der interpretierenden Person dahingehend, dass verschiedene objektsprachliche Ausprägungen einer Interpretationsperspektive *beschreibungssprachlich* möglichst prägnant gefasst, sprich „auf den Begriff“ gebracht werden müssen (vgl. Bär 2015: 178; 183).

das Untersuchungsphänomen Definierenspraxis geschieht induktiv-deduktiv in mehreren aufeinander aufbauenden heuristischen Schritten:

- 1) Erklärungen und Lesarten der Wörter *definieren* und *Definition* im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch (siehe Kap. 4.2.1);
- 2) aus der Sicht von Erwartungen an die Tätigkeit des Definierens, die im fachlichen und öffentlichen Burnout-Diskurs geäußert werden (= Metadiskurs zum Definieren, siehe Kap. 4.2.2);
- 3) aus der Sicht von wissenschaftsgeschichtlichen und -theoretischen Zusammenhängen (siehe Kap. 4.2.3);
- 4) aus der Sicht (fach-)linguistischer und terminologischer Forschung (siehe Kap. 4.2.4);
- 5) aus einer sprachhandlungsorientierten Perspektive (siehe Kap. 4.3.2) und
- 6) aus einer praxeologisch-phänomenorientierten Perspektive (siehe Kap. 4.3.3).

Ein besonderes Augenmerk wird auf die Frage gelegt, welches Verständnis von ›*Definieren*‹/›*Definition*‹ Akteure und Stimmen im Diskurs selbst transportieren und welche Zwecke sie Definitionshandlungen oder -prozessen zuschreiben. Die induktiv herausgearbeiteten diskursiven Erwartungen an das Definieren eines Phänomens oder Begriffs im Bereich von Gesundheit und Krankheit werden schlaglichtartig mit wichtigen Aspekten der wissenschaftstheoretischen und (fach-)linguistisch-terminologischen Diskussion zum Definieren verbundenen und leiten über in den praktischen Analyseteil dieser Arbeit. In diesem wird gefragt, welche sprachlichen Mittel, Teilakte und Praktiken zum Tragen kommen oder eingesetzt werden, um die herausgearbeiteten definitorischen Funktionen zu erfüllen (funktionale Herangehensweise). Stärker phänomenorientiert wird ferner untersucht, welche Sprachgebrauchsformen verschiedener sprachlicher Ebenen und Praktiken definitorische Funktionen in diesem Diskurs übernehmen (semiotische/phänomenorientierte Herangehensweise).¹⁴³

143 Felder (o. Jahresangabe) beschreibt in einem online veröffentlichten Beitrag zum „Form-Funktions-Perspektivenwechsel in der Grammatik“ zwei Analyse-Perspektiven in Anlehnung an Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997: 2). Es sei denkbar, „einerseits von Funktionen“ auszugehen und „nach den sprachlichen Mitteln im Text Ausschau“ zu halten, „mittels derer die Funktionen erfüllt werden können“ (= „sprachhandlungsorientierte und funktionale Zugangsweise“). Andererseits könnten auch die „grammatische[n] Formen im Hinblick auf ihre Funktionalität untersucht werden“ (= „Phänomen-orientierte Herangehensweise“). Felder: http://www.gs.uni-hd.de/md/neuphil/gs/sprache02/projekte/felder_form-funktion-perspektivenwechsel.pdf, S. 4. (zuletzt eingesehen am 11.11.2019).

4.2.1 Erklärungen und Lesarten der Wörter *definieren* und *Definition* im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch

Herbert Freudenberger, der in vielen Texten als *Erstbeschreiber* des ›*BURNOUT-SYNDROMS*‹ bezeichnet wird, definiert ›*BURNOUT*‹ zunächst, indem er einen Wörterbucheintrag des Verbs *to burnout* zitiert (Freudenberger 1974: 159 im QV unter 8.1.5, für eine weitere Analyse siehe Kap. 6.2.2.2 dieser Arbeit). Er nähert sich dem Phänomen oder Begriff, den er mit dem Wort *Burnout* bezeichnet, damit zunächst über eine lexikografische Definition¹⁴⁴ an. Damit zeigt Freudenberger, dass er sich als Fachmann auch alltagssemantischer Wissensbestände und Ausdrücke bedient. Diese enge Verbindung von Fach- und Alltagswortschatz entspricht Beobachtungen der neueren Fachsprachenforschung, die eine weniger scharfe Trennung zwischen sprachlichen Praktiken der Fach- und Alltagssprache annimmt als beispielsweise die klassische Terminologielehre der Wiener Schule (vgl. Müller/Behr/Steffek 2019: 106; vgl. Reinart/Pöckl 2015: 73; vgl. Temmerman 2000: 32 mit Bezug auf Boulanger 1995: 197, vgl. Müller/Mell 2020: 198 und 201f.; siehe auch Kap. 4.2.4). Aus diesem Grund und nach dem Rat Ludwig Wittgensteins, dass man, wenn man den Gebrauch eines Wortes und mit diesem seine Bedeutung verstehen will, die Erklärung derselben nachsehen soll¹⁴⁵, werden zum Einstieg in diese Heuristik Bedeutungserklärungen für das Verb *definieren* aus dem DUDEN-Universalwörterbuch herangezogen:

***def|fi|nie|ren* (sw. V.; hat) [lat. *definire*, eigtl. = *ab-*, *begrenzen*]:**

- a) den Inhalt [eines Begriffes] auseinanderlegen, erklären: ein Wort exakt, ungenau d.; den Begriffsinhalt d.; „Schimmel“ wird im Allgemeinen als „weißes Pferd“ definiert;
- b) bestimmen, festlegen; angeben od. beschreiben, worum es sich handelt: das Drehmoment präzise d.; die Farbe des Kleides ist schwer zu d.; ein zeitlich definierter Impuls;
- c) (d. + sich) seine Stellung bestimmen; sein Selbstverständnis haben: die Ehefrau definierte sich im 19. Jh. häufig durch den Status des Mannes.¹⁴⁶

144 Eine kritische Auseinandersetzung zu Verfahren der „lexikographischen Definition im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch“ findet man bei Wiegand 1989 und in Kapitel 4.2.4.

145 Ich beziehe mich hier auf die Ausführungen Herbert Ernst Wiegands zu „Wortbedeutung und Wortbedeutungserklärungen“ (Wiegand 1999: 424ff.), in denen er von Wittgensteins Werk (interpretation) ausgeht. Die obige Aussage bezieht sich auf die Aussage Wittgensteins: „Die Bedeutung des Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt“. D. h.: willst du den Gebrauch des Wortes ‚Bedeutung‘ verstehen, so sieh nach, was man ‚Erklärung der Bedeutung‘ nennt.“ (Philosophische Untersuchungen (PU), Bemerkung 560, Wittgenstein 1977). Zum Bedeutungsbegriff dieser Arbeit siehe auch Kap. 2.2.1.

146 Abgerufen über die Online-Ressource (über Universitätsbibliothek Heidelberg), <https://woerterbuch.langenscheidt.de.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/ssc/search.html>, Oktober 2015 (Unterstreichungen mit Ausnahme des Betonungsunterstrichs von T.S.). Seit 2015 wurde der Ein-

Die Bedeutungsangaben des Verbs *definieren* im DUDEN verdeutlichen, dass es verschiedene Teil-Praktiken gibt, etwas zu definieren: durch *Auseinanderlegen*, *Beschreiben* (z. B. einzelner Merkmale, wahrgenommener Eindrücke, erhobener Daten) oder *Erklären*, beispielsweise wie etwas funktioniert oder entstanden ist.¹⁴⁷ In jedem Fall können verschiedene Praktiken eingesetzt werden, um dem zu definierenden Ausdruck oder Begriff (dem Definiendum) meist *intramedial*¹⁴⁸ sprachlich gefasste bekannte Einheiten als Definiens durch Gleichsetzung bzw. in der Beziehung der Äquivalenz zuzuordnen.¹⁴⁹ Eine Definition antwortet, wie die zweite Lesart des DUDEN-Eintrags nahelegt, auf Fragen der folgenden Art „Worum handelt es sich bei x/y?“ „Was ist/bedeutet x/y?“ und fokussiert dabei bestimmte Merkmale durch Abstraktion und Abgrenzung von anderen Merkmalen. Der auch durch die Etymologie des Verbs *definieren*¹⁵⁰ akzentuierte Bedeutungsaspekt des ‘Ab- oder Begrenzens’ verdeutlicht, dass Begriffe und Begriffsddefinitionen „Perspektivierungsinstrumente“ sind (vgl. Köller 2004: 323/324).

Die dritte Lesart des DUDEN-Eintrags, in der *definieren* reflexiv als *seine Stellung bestimmen; sein Selbstverständnis haben* erläutert wird, unterstreicht die Verschränkung von Subjekt- und Objektsphäre, die bei jeder Begriffsbildung zu der Frage führt, „inwieweit man die jeweiligen Begriffsbildungen in der Ord-

trag zum Lemma *Definition* überarbeitet. Die Lesarten a) und b) wurden zusammengezogen, die Lesart c) ist gekürzt erhalten geblieben und eine weitere Lesart ist hinzugekommen: „als unfehlbar geltende Entscheidung des Papstes oder eines Konzils über ein Dogma“, abgerufen über die Universitätsbibliothek Heidelberg unter: <https://owb.langenscheidt.com/> (zuletzt eingesehen am 12.11.2019).

147 Vgl. die verschiedenen Arten des Definierens, z. B. in fachlexikografischen Artikeln zum Stichwort *Definition*. Prechtel unterscheidet im „Metzler Lexikon Sprache“: „a) die deskriptive (feststellende) D.“ [...] (b) die stipulative (festsetzende) D. [...] (c) die ostensive (hinweisende) D. [...] durch Aufzählen geeigneter Beispiele [...] (d) die operationale D. durch Bezug auf ein bestimmtes Meß- oder Untersuchungsverfahren“ (Prechtel 2016: 131). Ähnliche Unterscheidungen findet man auch bei Metschl (1999: 97).

148 Vgl. Pawłowski (1980: 14f.) zum Äquivalenzcharakter von Definitionen. Natürlich kann eine solche Zuordnung auch *intermedial* z. B. über Zeigegesten oder ikonische Gesten realisiert werden. Insbesondere für Objektreferenzen und die Vorbereitung von Zweiwortäußerungen im Erstspracherwerb spielen beispielsweise deiktischen Gesten und Kombinationen aus Geste und Wort eine wichtige Rolle (vgl. Iverson/Goldin-Meadow 2005: 367f.; Tomasello 2011: 123ff; Weidinger 2011: 10ff.; Rau 2007: 179).

149 Köller beschreibt den Vorgang der Begriffsbildung bzw. -definition mit den Worten Friedrich Nietzsches: „Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nichtgleichen“ (zitiert nach Köller 2004: 321). Bußmann beschreibt Definition als „Festlegung des Inhalts eines Ausdrucks. Formal gesehen ist jede wissenschaftliche Definition eine Äquivalenz, die dem zu Definierenden (= Definiendum) das definierende Bekannte (= Definiens) zuordnet“ (Bußmann 2002: 148).

150 „Das Wort <definitio> ist die lateinische Übersetzung des griechischen *horismós/ὁρισμός* (Umgrenzung)“ (Nobis 1972: 31).

nungsstruktur der gegebenen Objekte verankern kann oder muss und wie weit in den Differenzierungsbedürfnissen der denkenden [und fühlenden, T.S.] Subjekte“ (Köller 2004: 321). Bei psychischen Krankheiten bzw. Phänomenen ist die Bestimmung dieses Verhältnisses besonders schwierig und relevant. Schwierig, da man zur Objektivierung psychischer Krankheiten innere und äußere Faktoren und die Ähnlichkeit ihres Auftretens bei verschiedenen Personen berücksichtigen muss. Relevant, da die subjektive Dimension bei psychischen Krankheiten immer in Überlegungen der Diagnosestellung und Behandlung eingebunden sein sollte.¹⁵¹ Zudem ist ein enges Wechselverhältnis zwischen subjektiven und medial-diskursiven Gesundheits- und Krankheitstheorien anzunehmen.

Wenn im Diskurs eine einheitliche Definition gefordert wird, geht es allerdings weniger um diese Selbstdefinitionen¹⁵², sondern um Objektivierungsmuster, die intersubjektiv nachvollziehbar gebildet oder durch Konvention gefestigt wurden und dadurch Geltung beanspruchen können (vgl. Köller 2004: 320f.). Dieses verallgemeinernde Moment beim Definieren scheint auch im DUDEN-Eintrag durch, wenn die Verfasser/innen schreiben: ein ‚Schimmel‘ sei *im Allgemeinen ein weißes Pferd*.

Diese Lesarten des Verbs *definieren* werden im folgenden Kapitel mit induktiv erschlossenen „Erwartungen an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs“ verbunden. Erkenntnistheoretische Prämissen und Gütekriterien fachsprachlich-terminologischer Definition werden im folgenden Kapitel, wenn sie sich mit den „Erwartungen an die Tätigkeit des Definierens“ überschneiden, direkt in diesen Kontexten dargelegt und diskutiert. In Kapitel 4.2.3 werden weitere wichtige theoretische Linien zur Tätigkeit des Definierens und zu Definitionen aus wissenschaftsgeschichtlicher und -theoretischer Literatur und in Kap. 4.2.4 aus linguistischer und terminologischer Forschung und Praxis referiert. Diese deduktive Herangehensweise wird mit den induktiv erarbeiteten Erwartungen der Diskursgemeinschaft an die Tätigkeit des Definierens in Texten des Burnout-Diskurses in der Arbeitsdefinition einer diskursiven Praxis des Definierens in Kap. 4.3.4 verbunden. Beide Perspektiven gehen damit in das Analysemodell einer diskursiven Praxis des Definierens (Kap. 7.2) ein.

151 Vgl. zu subjektiven Krankheits- und Gesundheitstheorien und ihrer Bedeutung für die Behandlungspraxis Birkner 2006; Birkner/Vlassenko (2015: 140ff) und Kapitel 3.2.

152 Die Geltung von Selbstdefinitionen wird in Texten des Burnout-Diskurses sogar explizit in Frage gestellt, wenn vor „der Selbstdiagnose Burn-out“ gewarnt wird (FAZ 2013b und vgl. Berger (2012, in FAZ) im QV unter 8.1.6).

4.2.2 Erwartungen an die Tätigkeiten des Definierens im Burnout-Diskurs (Anspruch A–F)

Schon früh findet man in Texten des Fachdiskurses zum Thema „Burnout“ wiederholt Formulierungen, welche eine fehlende bzw. defizitäre Definition des Begriffes bzw. Phänomens ›BURNOUT‹ konstatieren, diese aber für eine zukünftige, erfolgsversprechende Forschungstätigkeit für notwendig erachten (z. B. Meier 1984: 211f.; Enzmann/Kleiber 1989: 58, Schaufeli/Enzmann 1998: 19ff.; Rösing 2003: 64ff.; alle im QV unter 8.1.5). Der Ausdruck bzw. Begriff *Burnout* und mit ihm das in Frage stehende Phänomen werden dadurch zum „Definendum“, dessen „(fachliche) Bedeutung festgelegt werden soll“ (Roelcke ³2010: 62; vgl. auch Roelcke ⁴2020: 74). Des Weiteren zeigt die Beurteilung einer Definition als defizitär, dass die jeweilige Diskursgemeinschaft Erwartungen an den Akt des Definierens, an seine Durchführung und Leistung stellt, was auf ein gemeinsames Wissen über Regeln oder die Kompetenz des Definierens schließen lässt, auch wenn jemand beim Vollzug der Definitionshandlung nicht alle „Regeln(n) vor Augen hat“ (vgl. Keller 1974: 15).

Noch 2011 konstatieren Kaschka/Korczak/Broich in einem Übersichtsbeitrag zum Thema „Burnout“ im Deutschen Ärzteblatt: „Eine allgemeingültige, international konsenterte Definition von Burn-out gibt es derzeit nicht“ (Kaschka/Korczak/Broich 2011: 782, im QV unter 8.1.4).

Neben der Feststellung einer defizitären Definition verdeutlicht das Zitat, was die Autoren von einer Definition des Phänomens und Begriffs ›BURNOUT‹ erwarten würden. Sie soll *allgemeingültig* und *international konsentiert* sein. In Analogie zu anderen klassifizierten Störungen der ICD-10, die von der WHO als allgemeingültige Krankheitsdaten¹⁵³ anerkannt wurden, hieße das, einen internationalen Konsens über Kernsymptome für einen Diagnoseschlüssel zu erzielen.¹⁵⁴ Von Interesse für die vorliegende diskurslinguistische Untersuchung ist, welche sprachlichen Mittel und Praktiken im Diskurs verwendet werden, um

¹⁵³ Zum Begriff der ›Daten‹ im Vergleich zu ›Fakten‹ vgl. Felder (2013: 14) und siehe die Erläuterungen in Kapitel 2.2.1 in Fußnote 57 dieser Arbeit. Dass diese Unterscheidung auch im Bereich von ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹ Relevanz besitzt, sieht man an der Praxis der Gesundheitsberichte, die auf der Basis von Krankheitsdaten der Bevölkerung erstellt werden.

¹⁵⁴ Am 27.5.2019 meldet SPIEGEL ONLINE (= hle/dpa/afp 2019, im QV unter 8.1.6): „WHO definiert Burn-out erstmals als Syndrom“. In der ICD-11, die in Deutschland voraussichtlich ab Januar 2022 gelten soll, wird „Burn-out“ wie in der ICD-10 in die Kategorie „Factors influencing health status or contact with health services“ eingegliedert (siehe https://www.who.int/mental_health/evidence/burn-out/en/, eingesehen am 12.11.2019, im QV unter 8.1.3, WHO 5/2019), aber es wird detaillierter als dreifaktorielles Syndrom definiert (siehe auch WHO 2019b, im QV unter 8.1.3). Auf diese Definition wird in Kap. 6.2.2.2 weiter eingegangen.

Konsens bzw. eine Reduzierung der verschiedenen Formen der Sachverhalts- und Bedeutungsfestsetzungen anzudeuten oder zu erzielen.

Im Folgenden werden Äußerungen im zunächst fachlichen, aber auch öffentlich-medialen Burnout-Diskurs analysiert, die Kritik an der Güte der jeweiligen Definition des ›BURNOUT-SYNDROMS‹ üben (vgl. dazu auch die Analysen der Vermittlungs- und Medientexte in Kap. 6.2.3.1). Anhand dieser Aussagen wird induktiv herausgearbeitet, welche Kriterien definitorischer Praxis im fachlichen, aber auch öffentlichen Diskurs reflektiert und welche Erwartungen an eine (gute) Definition und damit an den Akt des Definierens als regelgeleiteten sozialen Prozess gestellt werden. Des Weiteren lassen sich daraus Hypothesen aufstellen, welche Zwecke dem Akt des Definierens von Diskursakteuren und -stimmen zuerkannt werden und welche sprachlichen Praktiken und Methoden zur diskursiven Entstehung einer Begriffsdefinition im psycho-somatischen Bereich beitragen können. Die Analyse der im Diskurs geäußerten Kriterien für erfolgreiches Definieren wird begleitet von der Frage, welche erkenntnistheoretischen Traditionen in diesen Diskurs hineinwirken und dadurch die Reflexion über die Praxis des Definierens beeinflussen.

Folgende Ansprüche an eine gute Definition bzw. begriffliche Fassung zeichnen sich in definitionskritischen Äußerungen im Burnout-Diskurs ab:

A) Anspruch auf exakte und eindeutige Bestimmung oder Zuordnung

Beispiel 1 aus dem fachinternen Diskursstrang aus dem Handwörterbuch Pädagogische Psychologie:

Der Begriff ‚Burnout‘ wird also sehr unterschiedlich verwendet: Einmal als ein Syndrom, das mehrere sehr heterogene Symptome umfassen kann, zum anderen als eine mentale Störung, als der Endzustand eines Burnout-Prozesses und schließlich als Prozess selbst.

(Barth 2001: 71, Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.2)

Beispiel 2 aus dem fachinternen Diskursstrang aus einer Monografie zum Forschungsstand:

Ein erklärtes Ziel innerhalb des kritisch-rationalistischen Wissenschaftsparadigmas besteht darin, die Bedeutung der zentralen Begriffe eines Forschungsthemas eindeutig und durch explizite Definitionen allgemeinverbindlich – und verständlich festzulegen. Diese allgemeinverbindliche und eindeutige Begriffsfestlegung ist allerdings für den zentralen Begriff „Burnout“ im Burnoutforschungsfeld nicht gelungen. Der Begriff „Burnout“ ändert seine Bedeutung, je nachdem in welchem der vielfach vertretenen theoretischen Kontexte er integriert ist. Auch ist eine fehlende Genauigkeit (Vagheit) hinsichtlich der Bedeutungszuschreibungen innerhalb verschiedener Theorienzusammenhänge zu beklagen.

(Rook 1998: 99, Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.5)

Beispiel 3 aus dem fachexternen Diskursstrang (Psychologie Heute compact, 27/2011)

[...] dem Dauerstress aber mit seinen Folgen der Depression und dem körperlichem (sic!) Folgekrankheiten wird keine ICD-Diagnose gerecht. Ganz versteckt findet sich das Erschöpfungssyndrom (Burnout-Syndrom) im Anhang unter Z 73.0, aber man hat sich in diesem Diagnosemanual nicht bemüht, den Begriff genau zu definieren.

(Benkert 2011: 45, Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.7)

Beispiel 4 aus dem fachexternen Diskursstrang (Apotheken Umschau, März 2013)

Burn-out: Was genau ist das?

Die Antwort auf diese Frage spaltet die Fachwelt. Burn-out beschreibt einen chronischen körperlichen und emotionalen Erschöpfungszustand, so viel steht fest. (Mehr im Kapitel Burn-out-Symptome). Doch das Ausgebranntsein gilt offiziell nicht als eigenständige Krankheit. Und vermutlich dürfte Burn-out auch in naher Zukunft keine eindeutige medizinische Diagnose werden, glauben Fachleute. Denn es ist nicht mit umschriebenen, klar definierbaren Krankheitszeichen verbunden. Experten merken auch an, dass das Ausgebranntsein eine große Nähe zur Depression aufweist.¹⁵⁵

(Apotheken Umschau, 5.3.2013 (= AU 2013, Unterstreichungen T.S., Überschrift im Original in Fettdruck, im QV unter 8.1.7)

Beispiel 5 aus dem Artikel „Modekrankheit“ in der Online-Enzyklopädie Wikipedia

Als **Modekrankheiten** werden Erkrankungen mit häufig unscharf definierten Symptomen verstanden, die wie eine Mode räumlich oder zeitlich begrenzt gehäuft auftreten. [...]

Ein weiteres Beispiel ist Burn-out, was einen Zustand ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit reduzierter Leistungsfähigkeit bezeichnet – selbst aber nicht als Krankheit gilt.¹⁵⁶

Beispiel 6 aus dem Artikel „Wie schreibe ich gute Artikel“ in der Online-Enzyklopädie Wikipedia:

Begriffsdefinition und Einleitung eröffnen den Artikel und leiten zum ersten Abschnitt über. [...] Bei mehrdeutigen Benennungen ist eine Begriffsklärung sinnvoll und der Hinweis auf die Begriffsklärungsseite angebracht, damit Homonyme unterschieden werden. Der erste Satz ordnet den Gegenstand des Artikels möglichst präzise in seinen sachlichen Kontext ein.¹⁵⁷

Aus diesen Beispielen spricht das Ideal, dass die Bedeutung eines Fachausdrucks, der sich auf ein Phänomen des Bereichs psychischer Gesundheit und Krankheit oder auf einen Diagnosebegriff bezieht, exakt, eindeutig, einheitlich

¹⁵⁵ Siehe unter <http://www.apotheken-umschau.de/burnout>, zuletzt eingesehen Februar 2016.

¹⁵⁶ Siehe den Artikel Modekrankheit unter <https://de.wikipedia.org/wiki/Modekrankheit> (zuletzt eingesehen am 16.11.2019, Unterstreichungen bei Links und Fußnoten wurden entfernt, T.S., siehe auch im QV unter 8.1.8).

¹⁵⁷ Online einsehbar unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Wie_schreibe_ich_gute_Artikel#Begriffsdefinition_und_Einleitung (zuletzt eingesehen am 23.6.2019, Unterstreichungen bei Links wurden entfernt, T.S., siehe auch im QV unter 8.1.8).

und verbindlich innerhalb eines Begriffssystems bzw. möglichst kontextunabhängig bestimmbar sein soll (vgl. Felder 2009a: 42/43). Nach Roelcke findet man diesen Anspruch besonders im „Rahmen systemlinguistischer Fachwortschatzkonzeptionen“ (Roelcke ³2010: 69). „Exaktheit“ und „Eindeutigkeit“¹⁵⁸ gelten neben anderen Faktoren als „grundsätzliche Güteeigenschaften fachsprachlicher Lexik“ (Roelcke ⁴2020: 92, Hervorh. im Original entfernt, T.S.; vgl. auch Wüster ³1991: 73ff. für den Bereich der klassischen Terminologielehre). Besonders Rook in Beispiel 2 plädiert für einen kontextunabhängigen festgelegten „Stellplatz“ des Begriffs ›Burnout‹ in einem durch Theorie gestützten „semantischen Teilsystem“ (vgl. Felder 2009a: 43).

Die Zustandsbeschreibung des ersten Beispiels zeigt jedoch durch die Kritik auf, dass Fachwörter in verschiedenen Ko- und Kontexten gebraucht werden,

158 Roelcke referiert und diskutiert die Güteeigenschaften „Exaktheit“ und „Eindeutigkeit“ vor dem Hintergrund verschiedener Fachsprachenmodelle (Roelcke ⁴2020: 92ff.). Unter „Exaktheit“ sei „im Allgemeinen ein möglichst adäquater Bezug fachsprachlicher Ausdrücke zu den Gegenständen, Sachverhalten und Vorgängen des betreffenden menschlichen Tätigkeitsbereichs zu verstehen“ (Roelcke ³2010: 69; vgl. Roelcke ⁴2020: 93). „Eindeutigkeit und Eineindeutigkeit“ von Fachwörtern bestehe „im Unterschied zu deren Exaktheit“ hingegen „nicht im Bezug zu den Gegebenheiten des betreffenden Faches selbst“, sie bezögen sich vielmehr auf „das Verhältnis von fachlichen Ausdrücken und Bedeutungen [...]“. Der älteren, dem systemlinguistischen Inventarmodell verpflichteten Fachsprachenforschung nach wiesen „Fachwörter eines Fachwortschatzsystems jeweils genau eine Bedeutung auf (Monosemie), die selbst wiederum allein von diesem Wort repräsentiert wird (Heteronymie)“ (ebd.: 71). Roelcke geht zudem noch auf die Güteeigenschaft der „Eigentlichkeit“ ein, bei der „die semantische Intension des Zeichens und dessen Extension in einem angemessenen Verhältnis zueinander stehen“ sollen (Roelcke ⁴2020: 93). Bei Roelcke (ebd.: 93ff.) findet man eine Zusammenfassung, wie diese drei Gütekriterien in verschiedenen fachsprachlichen Modellen in durchaus kontroverser Weise aufgefasst wurden (im „systemlinguistische[n] Inventarmodell“, im „pragmalinguistische[n] Kontextmodell“ und im „kognitionslinguistische[n] Funktionsmodell“, ebd.). Die Güteeigenschaften „Exaktheit“ und „Eindeutigkeit“ werden hier zusammen aufgeführt, da sie einerseits eng zusammenhängen und andererseits in den analysierten Belegen des Burnout-Diskurses nicht immer deutlich voneinander getrennt, sondern zusammen gefordert werden. Die Unterscheidung dieser Begriffe soll trotzdem beibehalten werden, da mit ihnen verschiedene Ansprüche an den Akt des Definierens einhergehen. ‘Eindeutigkeit’ soll beispielsweise vor Missverständnissen schützen, sagt aber nichts über das Verhältnis zwischen Sprache und Welt aus. Mit ‘Exaktheit’ hingegen wird zudem das Verhältnis zwischen Fachausdruck und außersprachlicher Wirklichkeit bewertet. Das Gütekriterium der semantischen ‘Eigentlichkeit’ hängt mit dem Kriterium der ‘Exaktheit’ des Fachausdrucks eng zusammen. ‘Eigentlichkeit’ beurteilt die „Relation zwischen Bedeutung und Gegenstand“ (ebd.). Es geht bei den Gütekriterien ‘Exaktheit’ und ‘Eigentlichkeit’ um die Frage, wie exakt und adäquat Ausdruck und Bedeutung den zu definierenden Gegenstand erfassen. Diese Güteeigenschaften werden in Abschnitt „D“ in diesem Kapitel: „Anspruch auf Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum“ noch eingehender beleuchtet.

wodurch „deren systematische Exaktheit [...] jeweils modifiziert und differenziert“ wird (Roelcke ⁴2020: 70). Felder spricht in diesem Zusammenhang von dem „trügerischen Eindruck, dass die speziell definierten Fachbegriffe bereits im isolierten Terminus und nicht erst im Satz *einen* möglichen Sinn erhalten würden“ (Felder 2009a: 43, Hervorh. im Original). Untersuchungen zu verschiedenen wissenschaftlichen Fachsprachen haben gezeigt, dass man in Fachtexten häufig „systematische Vagheit bei kontextueller Exaktheit“ (Roelcke ⁴2020: 95) sowie Synonymie und Polysemie findet (vgl. Roelcke ⁴2020: 97ff.)¹⁵⁹ und dass diese für einen dynamischen, multiperspektivischen fachwissenschaftlichen Austausch stünden (vgl. Temmerman 2000: 14 und 132ff.; vgl. Baumann 1998: 374; vgl. Müller/Mell 2020: 193f.). „[S]ystematische Vagheit“ sowie Polysemie und Synonymie von Fachwörtern seien sogar notwendig „für die Herstellung situativ jeweils unterschiedlicher kontextueller Exaktheit“ und Eindeutigkeit innerhalb einzelner fachlicher Äußerungen (Roelcke ³2010: 70ff.; vgl. Köller 2004: 327). Sie erfüllen spezifische Zwecke in Fachdiskursen:

Polysemy is functional in specialised discourse. It is a consequence of changes over a period of time. The search for more profound understanding and the constant discussion over how to name what one knows and understands and what words mean is in the discourse of a community and is a process in time. Polysemy is the result. Even when there is univocity at one time, polysemy may develop depending on the type of category and how it is understood. (Temmerman 2000: 133)

Eine kognitiv-kommunikative Erklärung für systematische Vagheit und Mehrmehrdedeutigkeit bei kontextueller Exaktheit und Eindeutigkeit kann nach Roelcke (⁴2020: 95ff.) ein kognitionslinguistisches Funktionsmodell geben, das davon ausgeht, dass „auch und gerade fachliche Kognition und Kommunikation assoziativ erfolgen“ (ebd.: 95f.). Die Vagheit bzw. Mehrmehrdedeutigkeit von Fachwörtern ermögliche „kon- und kotextabhängige Variation“ durch assoziierende Bedeutungs- oder Bezeichnungsvariationen, wodurch wiederum an die spezifische Situation angepasste exakte und eindeutige Ausdrucksweisen gefunden werden könnten (ebd.: 96 und 99). Müller/Mell beschreiben zudem am Beispiel der Bioethikdebatte, dass sich durch spezifische Kombinationen alltags- und fach-

159 Dabei wird in unterschiedlichen Publikationen auf die Unterschiede zwischen technischen und anderen Disziplinen hingewiesen. Fraas schreibt zum Beispiel: „So kann man davon ausgehen, daß Fachwortschätze technischer Disziplinen wesentlich strenger organisiert sind als die Lexik der Geisteswissenschaften“ (Fraas 1998: 428f.; vgl. auch Müller/Mell 2020: 202).

sprachlicher Ausdrücke für fast jede typische Kommunikationssituation „eine Art neuer Mikrofachsprache“ herausbilden würde (Müller/Mell 2020: 201).¹⁶⁰

Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll und funktional, dass je nach Kontext mit dem Begriff ›Burnout‹ eher die Bedeutung ‘Prozess’ oder ‘Endzustand’ motiviert wird und dass die Definition für ›Burnout‹ dadurch im ersten Fall genetisch, im zweiten eher beschreibend und im dritten Fall mit Bezug auf ein Klassifikationssystem begriffshierarchisch erfolgt. Beispiel 1 zeigt darüber hinaus, dass auch die Kategorisierungen über Hyperonyme oder nächsthöhere Gattungsbegriffe (genus proximum) als *Syndrom* oder *mentale Störung* unterschiedlich ausfallen. Dennoch wird der Anspruch einer einheitlichen begrifflichen Verwendungsweise sowohl im Fachdiskurs als auch im medial-öffentlichen Diskurs wiederholt erhoben.¹⁶¹ Dies spricht für das Ziel, eine gemeinsame Verständigungsbasis herzustellen und die Wissenskonstituierung zu diesem Gegenstand zu kontrollieren¹⁶², beispielsweise durch Praktiken des (expliziten) Zuordnens zum Zweck der Sachverhalts- und Bedeutungsverknüpfung und -fixierung sowie durch Praktiken der Vereinheitlichung, Variantenreduktion und Konsensualisierung. Nicht nur im wissenschaftlichen, sondern auch im öffentlichen Bereich – wie das dritte und vierte Beispiel aus „Psychologie Heute“ und „Apotheken Umschau“ zeigen – sind dies wesentliche Zwecke von Definitionen. So stehen Äußerungen über die Unübersichtlichkeit des Diskurses rund um das Thema „Burnout“ und die nachdrückliche Forderung nach einer Definition dieses Begriffs in engem Wechselverhältnis.

Mit der Forderung nach Exaktheit und Eindeutigkeit geht der Anspruch einher, den (Diagnose-)Begriff und das Phänomen von anderen benachbarten Begriffen/Phänomenen deutlich abgrenzen zu können, was wiederum die eigenständige Existenz als Begriff und/oder Gegenstand gewährleisten soll.

160 Weitere Ursachen für Mehrdeutigkeit (Polysemie und Synonymie) im fachsprachlichen Bereich sind nach Roelcke (2020: 99) „der steigende Benennungsbedarf innerhalb einzelner Fächer“, „innerfachliche Konzeptions- und Meinungsvielfalt“, „fachsprachliche Interferenzen“, „verschiedene Kommunikationstypen oder Textsorten“ (vgl. hierzu auch Sager 1990: 101) und „semantische Kämpfe“ (vgl. Felder 2006b).

161 Kaschka/Korczak/Broich 2011: 786, Dt. Ärztebl.; Berger/Falkai/Maier 2012: 1366, Dt. Ärztebl., bisher alle Belege im QV unter 8.1.4; Kleinschmidt 2014, DIE ZEIT und Albrecht 2011a, Die ZEIT im QV unter 8.1.6.

162 Definitionen stehen für eine offensichtliche Form des Sich-vor-Augen-Führens von deklarativem Wissen. Wissensbestände können nach Müller „in fachsprachlichen Zusammenhängen durch Definitionen intersubjektiv vereindeutigt und präzisiert werden“ (vgl. Müller 2007: 58). Müller bezieht sich dabei auf Köllers Definition von ›Gegenstandswissen‹: „Als *Gegenstandswissen* lassen sich alle Wissensbestände bezeichnen, die wir uns in Form von Propositionen bzw. deklarativen Sätzen präsent machen können und die mithilfe von Definitionen kontrollierbar sind“ (Köller 2004: 250, Hervorhebung im Original).

B) Anspruch auf Trennschärfe und Deutlichkeit

Beispiel 1 aus dem frühen fachinternen Diskurs in einem Übersichtsartikel:

The diversity of burnout cases, definitions and symptoms has contributed to confusion about the separateness of burnout from other related constructs. If the relationship between burnout and constructs like depression and job satisfaction are too high, then the construct of burnout may be just a new name of an old idea.

(Meier 1984: 211/212, Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.5)

Beispiel 2 aus dem späteren fachinternen Diskurs in einem Übersichtsartikel:

In der jüngeren medialen Berichterstattung scheint der Begriff „Erschöpfung“ omnipräsent zu sein, [...]. Die häufigste Beobachtung aus wissenschaftlicher Perspektive ist aber dabei, dass die Verwendung des Begriffs einer Beliebigkeit unterliegt, die Ihresgleichen sucht. [...] Dieser Artikel soll dazu dienen, die Beschreibung von Erschöpfung im Rahmen verschiedener Syndrome und Krankheiten näher zu beleuchten und damit Gemeinsamkeiten sowie Unterschiede aufzuzeigen, die es erlauben, verschiedene Syndrome voneinander abzugrenzen.¹⁶³

(Dörr/Nater 2013: 69f., PPmP, im QV unter 8.1.4, Unterstreichung T.S.)

Beispiel 3 aus dem medialen Diskurs (SPIEGEL 6/2012):

Trotzdem verfolgt Berger mit Sorge, welch ein Eigenleben der Begriff Burnout jetzt entwickelt. [...] Und all das, obwohl Burnout im medizinischen Sinne gar keine Diagnose ist, sondern allenfalls ein anderes Wort für Depression. Der Volksmund aber interpretiert das völlig anders und versteht darunter eine scheinbar neue und eigenständige Krankheit [...].“

(Blech 2012: 124f., DER SPIEGEL, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

Beispiel 4 aus dem Artikel „Burnout“ in der Online-Enzyklopädie Wikipedia:

Die Symptomatik wird allerdings uneinheitlich beschrieben – Burisch identifizierte mehr als 130 Symptome – und überlappt mit der diverser anderer Störungsbilder (z. B. Depression).¹⁶⁴

Beispiel 5 aus dem medialen Diskurs (SPIEGEL ONLINE, 15.11.2011):

Burnout an und für sich, also das wirklich ausdefinierte Krankheitsbild, gebe es doch gar nicht, sagte Tim Mälzer mehrfach. Ganz klar unterschied nur er zwischen Dingen, wie er sie erlebt hat, und anderen individuellen Zusammenbrüchen mit anderen Gründen.

(Patalong 2011, SPIEGEL ONLINE, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

¹⁶³ Auch Wilms/Borcsa (2009) attestieren Autorinnen und Autoren, die aus fachlicher Perspektive über das Burnout-Phänomen schreiben, „ein großes Bedürfnis [...], sich durch Klärung der Begrifflichkeit auch von etwas abzugrenzen“ im Vorwort zu einem Themenheft zu ›Burnout‹ in der Fachzeitschrift PID (im QV unter 8.1.4).

¹⁶⁴ Der Artikel ist einsehbar unter <https://de.wikipedia.org/wiki/Burn-out> in der Version vom 4.4.2018 (Unterstreichungen bei Links wurden entfernt, T.S., siehe auch im QV unter 8.1.8).

Beispiel 6, DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 08.12.2011:

Die Mindestforderung der wissenschaftlichen Medizin an ein Syndrom, nämlich es spezifisch, von anderen abgrenzbar zu definieren, wurde bislang nicht erfüllt. Bis auf Weiteres bleibt Burn-out deshalb ein schillerndes Phänomen, das sehr häufig gesichtet wird, ohne dass jemand zu sagen weiß, um was genau es sich dabei handeln soll.

(= Pawelzik 2011, DIE ZEIT, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

Beispiel 7, FAZ, 06.10.2010, Nr. 232, S. N1:

Jeder hat ein intuitives Verständnis davon, aber weder die internationale Klassifikation der Krankheiten noch das „Diagnostische und Statistische Handbuch psychischer Störungen“ listen Burnout als eigenständige Erkrankung. Es fehlt auch ein allgemein anerkanntes Instrument, um die Störung von anderen Krankheiten, etwa der Depression und den Angsterkrankungen, abzugrenzen. Trotzdem wird sie laufend diagnostiziert.

(Kaulen 2010, FAZ, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

Alle Beispiele thematisieren die semantische Nähe zwischen dem Konzept ›Burnout‹ und anderen „Zusammenbrüchen“ bzw. medizinisch-psychologischen Konzepten wie ›depression/Depression‹, ›job satisfaction/Arbeitszufriedenheit‹ und die bei Dörr/Nater (2013) im weiteren Kontext zusätzlich besprochenen Konzepte ›Neurasthenie‹ und ›chronic fatigue syndrome‹ (vgl. Dörr/Nater 2013, PPmP, im QV unter 8.1.4). Dabei geht es jeweils auch um die Frage, ob hinter dem Ausdruck *Burnout* ein ‘eigenständiges’, ‘neues’ Konzept/Phänomen steht oder ob er ‘nur’ eine Bezeichnungskonkurrenz zu *Depression*, *chronischer Erschöpfung* oder *Neurasthenie* darstellt.¹⁶⁵ Wenn versucht wird, wie im zweiten Beispiel gefordert, diese pathologischen Phänomene voneinander abzugrenzen, dann geht es auch um die Frage, welchen Platz die Phänomene jeweils zum sog. ›Normalzustand‹ einnehmen. Diese strukturierende Funktion leisten beispielsweise sprachliche Praktiken der Quantifizierung oder Gradierung (vgl. dazu die Analysen in den Kapiteln 6.2.2.1–6.2.3.3), indem sie Eigenschaften oder Auffälligkeiten einen Platz auf einer Skala zuweisen. Das Symptom der ›Erschöpfung‹ wird in den Beschreibungen des Burnout-Syndroms überwiegend durch Adjektive wie *totale*, *anhaltende*, *völlige* oder Phrasen wie *Bedürfnis nach immer mehr Ruhepausen* gesteigert und dadurch von der ‘normalen’ Erschöpfung oder einer Belastungsepisode

¹⁶⁵ Die Frage, ob eine Definition zur Bildung eines neuen Begriffs beitragen bzw. ein neues (empirisches) Phänomen umgrenzen sollte (D. im engeren Sinn) oder ob sie auch ‘nur’ eine alternative, exaktere „Explikation“/ Bezeichnung für einen gegebenen Begriff darstellen kann (D. im weiteren Sinn), findet sich an verschiedenen Stellen in der Literatur über den Begriff der ›Definition‹. (Vgl. die vierstellige Unterscheidung bei Kant in der Kritik der reinen Vernunft (Kant, KrV B 755ff.); auch Groeben/Westermeyer unterscheiden zwischen ›Definition‹ und ›Explikation‹ in ihrer Monografie zu „Kriterien psychologischer Forschung“ (Groeben/Westmeyer 1975: 50ff.).)

durch ›Stress‹ abgegrenzt. Eine weitere Abgrenzung nach oben hin zu einem noch schwerwiegenderen Erschöpfungssyndrom ist durch die nicht mehr weiter zu steigernden Zustandsprädikatoren *völlig* und *total* allerdings kaum möglich.

Welche Bedeutung die Frage der Eigenständigkeit bzw. Spezifik des Gegenstandes und Konzeptes ›BURNOUT‹ besitzt, zeigen darüber hinaus Studien im Fachdiskurs, die überprüfen, inwiefern Messdaten konstruktnaher und konstruktferner Testverfahren mit den Daten von Burnout-Messinstrumenten korrelieren (Büssing/Perrar 1992; Demerouti/Nachreiner 1996, beide im QV unter 8.1.5; Neubach/Schmidt 2000; Reime/Steiner 2001, beide im QV unter 8.1.4). Dieser Anspruch, die zu erforschenden Phänomene voneinander deutlich abzugrenzen, geht einher mit der Forderung nach Wohlungrenztheit.¹⁶⁶

C) Anspruch auf angemessene Umgrenztheit durch die Konzentration auf wesentliche bzw. grundlegende Faktoren

Beispiel 1 aus dem fachinternen Diskursstrang aus einem Kompendium zum Status quo der Burnout-Forschung 1998 von Schaufeli/Enzmann

In most early writings burnout was ‘defined’ by merely summing up its symptoms [...]. Such laundry lists¹⁶⁷ are problematic since they are inevitably selective. Clearly, it is quite impossible to include all symptoms of burnout into one definition! In addition, by listing

166 Diese Kriterien der Eindeutigkeit, Exaktheit, Distinktheit, Wohlungrenztheit und damit auch Klarheit im Moment der Vergegenwärtigung einer Idee oder eines Begriffs haben lange Tradition in der europäischen Erkenntnistheorie. Besonders deutlich formuliert sie Descartes in seinen „Principia philosophiae“ mit der Doppelformel zu „Klarheit und Deutlichkeit“, die auch in seinen Meditationen argumentativ von Bedeutung ist: „Denn zu einer Wahrnehmung, auf die ein sicheres und unzweifelhaftes Urteil gestützt werden kann, ist nicht nur erforderlich, dass sie klar ist, sondern auch, dass sie deutlich ist. Klar nenne ich die Wahrnehmung, die dem aufmerksamen Geist präsent und offenkundig ist, [...]. Deutlich nenne ich aber die Wahrnehmung, die, wenn sie klar ist, von allen anderen so getrennt und präzise ist, dass sie überhaupt nichts anderes enthält als das, was klar ist“ (Principia philosophiae I, art. 45, in der Übersetzung und zitiert nach Descartes 2004: 273). Diese beiden Kriterien seien die Grundvoraussetzungen wahrer Erkenntnis. Dass im Burnout-Diskurs diese erkenntnistheoretischen Kriterien eingefordert werden, spricht für die Annahme, dass Diskurse – hier auf der einen Seite der Diskurs über Erkenntnistheorie und auf der anderen Seite der Diskurs über das Phänomen BURNOUT – symbolisch miteinander vermittelt sind. Die Kriterien der Eindeutigkeit, Exaktheit und Distinktheit spielen auch eine wichtige Rolle in der klassischen Terminologielehre, siehe Kapitel 4.2.4.

167 “laundry list” wird informell im amerikanischen Englisch gebraucht für “a lengthy, inclusive list of data, matters for consideration, etc., often one regarded as unorganized or showing a lack of necessary selectiveness.” American English Dictionary von Collins, siehe: <http://www.collinsdictionary.com/dictionary/american/laundry-list>, (zuletzt eingesehen am 16.11.2019).

symptoms a rather static picture emerges of burnout as a particular negative mental state instead of a process that develops over time. In principle the first drawback can be avoided by selecting the most characteristic core symptoms of burnout as is done in so called state definitions. The second drawback can be avoided by describing the dynamic process of the burnout syndrome, as is done in so called process definitions.

(Schaufeli/Enzmann 1998: 31, im QV unter 8.1.5, Unterstreichung T.S.)

Beispiel 2 aus dem fachinternen/fachexternen Diskursstrang aus einem Übersichts-werk von M. Burisch, das sich an Fachleute und interessierte Laien wendet

Das schwerwiegendste Hindernis für eine fundierte Erforschung des Burnout-Syndroms stellte zweifellos das Fehlen einer handhabbaren Definition dar, die überzeugen könnte (Maslach 1982b). Alle einschlägigen Versuche waren entweder zu umfassend oder zu spezifisch, was anfangs aus der damals überwiegenden Orientierung auf rasche Interventionen zu erklären war.

(Burisch ⁵2014: 14, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

Beispiel 3 aus dem fachexternen Diskursstrang aus der FAZ vom 16.03.2012, Gastbeitrag eines Facharztes

Was die Diagnose-Frage anbelangt: [...] derzeit werden mehr als 130 mögliche Burn-out-Symptome diskutiert, keines davon sei obligat.

(Hillert 2012: 65, FAZ, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

Beispiel 4 aus einer Pressemitteilung des Vorstandsvorsitzenden der „Deutschen Depressionshilfe“

Der Begriff Burnout ist nicht klar definiert und in den maßgeblichen internationalen Klassifikationssystemen gibt es keine Diagnose Burnout. Entsprechend liegen für die bunten psychischen Störungen, die alle unter Burnout zusammengefasst werden, auch keine Behandlungen mit Wirksamkeitsbelegen aus methodisch guten Studien vor.

(Hegerl/Stiftung Deutsche Depressionshilfe 2011: 1, im QV unter 8.1.9, Unterstreichung T.S.)

Beispiel 5 aus dem Artikel „Wie schreibe ich gute Artikel“ in der Online-Enzyklopädie Wikipedia

Begriffsdefinition und Einleitung eröffnen den Artikel und leiten zum ersten Abschnitt über. Sie sollen das Lemma als Bezeichnung klären und den Begriff in seiner Grundbedeutung erläutern.[...].

Unmittelbar darauf sollte eine kurze Einleitung mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Aspekte des Artikelinhalts folgen. Die Einleitung soll einen kurzen Überblick über das Thema ermöglichen und das Lemma in Grundzügen erklären. [...] ¹⁶⁸

Das erste Beispiel von Wilmar Schaufeli und Dirk Enzmann stellt verschiedene Definitionspraktiken/-methoden einander gegenüber und bewertet sie im Hin-

168 Online einsehbar unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Wie_schreibe_ich_gute_Artikel#Begriffsdefinition_und_Einleitung (zuletzt eingesehen am 23.6.2019, im QV unter 8.1.8, Unterstreichungen als Markierung von Links im Original).

blick auf ihre perspektivierenden Wirkungen: Eine mehr oder weniger lange, ungeordnete Aufzählung der Symptome sei unvermeidlich selektiv und dadurch problematisch. In Beispiel 3, dem Gastbeitrag eines Facharztes in der FAZ, wird in diesem Zusammenhang zudem das Problem angesprochen, wie man zu „obligaten“ oder anders ausgedrückt notwendigen und hinreichenden definitorischen Merkmalen gelange. In den Belegen scheinen sich verschiedene Ansichten zu kreuzen, die im Fall der notwendigen und hinreichenden Bedingungen in Beleg 3 auf die strukturalistisch begriffslogisch geprägte Tradition der Merkmalssemantik verweisen (vgl. Busse 2009: 41–49). Die Forderung von Schaufeli/Enzmann (1998: 31, siehe Beispiel 1), dass „state definitions“ die „most characteristic core symptoms“ auswählen und präsentieren sollten, schließt wiederum an Beobachtungen prototypischer Semantiktheorien an (vgl. im Überblick Busse 2009: 49–59).

Matthias Burisch hat sich mit Symptomlisten verschiedener Autorinnen und Autoren in seiner mehrfach aufgelegten Monografie zum Burnout-Syndrom eingehend befasst. Das obige Zitat verdeutlicht, dass eine *handhabbare* Definition nach Burisch auf ein Konzept mittlerer Abstraktion zurückgreifen sollte. Im Hinblick auf das Ziel, über die Definition eine Verständigungsbasis zu schaffen, erscheint es sinnvoll, dass je nach Adressatengruppe unterschiedliche Abstraktionsgrade angewendet werden. Eine vergleichbare Variation zwischen Abstraktion und Konkretisierung hat Andreas Liebert für die Verwendung metaphorischer Modelle in wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Texten festgestellt. Liebert zeichnet durch den Vergleich von Metaphernmodellen in Texten im „Übergangsfeld ‚Fach – Nichtfach‘“ zum Aids-Virus nach, dass die „weniger fachlichen Texte“ an den „abstrakte[n] Schemata (Protometaphern)“ der eher fachlichen Texte ansetzen und je nach Adressat „in eine bestimmte semantische ‚Richtung‘ expliziert“ und dadurch „taxonomisch auf der [...] subordinierten Ebene“ angesiedelt werden (vgl. Liebert 1996: 808f.).

Der nächste Kritikpunkt in Äußerungen von Diskursakteuren und -akteurinnen über begriffliche Fassungen bzw. Definitionen des BURNOUT-SYNDROMS berührt die Frage, welche Größen zueinander darin in Beziehung gesetzt werden und wie adäquat diese Zuordnung ist.

D) Anspruch auf Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum

Beispiel 1 aus dem fachinternen/fachexternen Diskursstrang aus einem Übersichts-werk von Burisch, das sich an Fachleute und interessierte Laien wendet

Bei genauerem Hinsehen erweist sich die Metapher »Burnout« übrigens als nicht allzu treffend, selbst dann, wenn man das Wort mit »Durchbrennen« übersetzte, was korrekter wäre. Durchbrennen können Sicherungen oder Stromleitungen, aber beides geschieht abrupt,

und der Effekt ist sofortiger Stillstand, nicht die oft jahrelange Quälerei des Burnout. [...]. Was dagegen psychologisch-metaphorisch mit Burnout gemeint ist, ist eine lang dauernde zu hohe Energieabgabe für zu geringe Wirkung bei ungenügendem Energienachschub – etwa so, als wenn eine Autobatterie nicht mehr über die Lichtmaschine nachgeladen wird, dennoch aber Höchstleistungen abgeben soll. [...] Die deutsche Redewendung »die Kerze an beiden Enden anzünden« käme der Sache nahe, ist aber umständlich und trifft ebenfalls nicht den Kern der Sache. »Innere Erschöpfung« wäre gar nicht schlecht, klingt aber zu wenig prägnant. Bleiben wir also bei Burnout.

(Burisch ⁵2014: 9–10, im QV unter 8.1.5; Unterstreichungen T.S.)

Beispiel 2 aus dem fachinternen Diskursstrang aus einer Studie der Fachzeitschrift „Psychologie in Erziehung und Unterricht“

Die Vielzahl dieser antezedenten Merkmale wird praktischerweise in der Metapher zusammengefasst: „Ein Mensch muß ‚entflammt‘ gewesen sein, um ausbrennen zu können“ (Pines, Aronson & Kafry, 1981, dt. 1992, S. 13). Die Metapher benutzen seither – zumindest als Subtext – so gut wie alle Autoren, die sich mit dem Anfangszustand des Ausbrennens befassen. Über ein Jahrzehnt danach und später wird die Metapher tradiert, u. a. von Rohner [...], der sie auf Lehrpersonen bezieht: „Ausbrennen kann nur, wer einmal Feuer gefangen hat.“ Aber gerade bei Lehrpersonen haben wir die Beobachtung gemacht, daß diejenigen, die sich für ihren Beruf und für ihre Schüler begeistern können, eben nicht ausbrennen. (...) So besteht erheblicher Zweifel an der Gültigkeit der genannten Metapher.

(Schmitz/Leidl 1999: 302f., PiEU, im QV unter 8.1.4; Unterstreichungen T.S.)

Beispiel 3 aus einer Broschüre der IG-Metall für Betriebsräte zum Thema „Burnout“

Um die Symptomatik zu veranschaulichen, wird gern der Motorsport herangezogen, bei dem es Burnout tatsächlich gibt: Die Räder drehen bei angezogener Bremse durch, der Motor läuft auf Hochtouren und alle Bauteile drohen zu verschleißen.

Der Akku läuft leer [Zwischenüberschrift, Fettdruck entfernt T.S.]

Andere sagen: Jemand fährt auf seinen Felgen oder an seinem Limit, steht ständig unter Strom und fühlt sich gleichzeitig wie gelähmt. Dr. Dagmar Ruhwandl, Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie und Lehrbeauftragte an der Technischen Universität München, greift auf das Beispiel des Akkus zurück: Der Akku ist leer oder lässt sich womöglich nicht mehr aufladen.

Wie auch immer: Jeder Mensch hat begrenzte Kräfte und wenn die bis zum Äußersten ausgereizt sind, ziehen Körper und Seele die Reißleine.

(IG-Metall/Böhm 2011: 6, im QV unter 8.1.9, Unterstreichungen T.S.)

Im fachexternen Diskurs finden sich insgesamt weniger Beispiele, in denen die Adäquatheit verschiedener Metaphern zur definitorischen Beschreibung der Symptome kritisiert oder bewertet wird, aber es finden sich Beispiele, die die Adäquatheit des Hyperonyms *Krankheit/Erkrankung* – mit Bezug auf Stimmen im Fachdiskurs – und Krankheitsbezeichnungen, die „eine angenommene Ursache“ (AU 2011b) im Namen tragen, in Frage stellen:

Beispiel 4 aus FAZ.NET vom 8.3.2010

[...] Im strikten Sinn handelt es sich beim Burnout-Syndrom um keine Krankheit, sondern um einen „Zustand körperlicher, psychischer und geistiger Erschöpfung, der durch normale Erholungszeiten nicht mehr kompensiert werden kann“, wie der Frankfurter Psychoanalytiker Hansjörg Becker erklärt. (= Meck 2010, FAZ, im QV unter 8.1.6, Unterstreichungen T.S.)

Beispiel 5 aus dem fachexternen Diskursstrang aus der FAZ vom 16.3.2012, Gastbeitrag eines Facharztes

Was die Diagnose-Frage anbelangt: Der Psychotherapeut Herbert Freudenberger 'entdeckte' Burn-out 1974 nach sehr langen Arbeitstagen ... an sich selber. Er ging davon aus, dass Burn-out keine Erkrankung, sondern ein aus Überlastungen resultierendes Phänomen eigener Art und die Symptomatik bei jedem anders sei. Eine medizinische Diagnose setzt klare Kriterien voraus; [...] Auch das Postulat einer spezifischen Burn-out-Entwicklung („nur wer entflammt war ...“), lies [sic!] sich empirisch nicht bestätigen. Im Gegenteil: Wer mit viel Spaß und genügend Ellenbogen im Beruf steht, der hat gute Chancen, sich nach Jahren ebenso wohl zu fühlen – und umgekehrt! (Hillert 2012: 65, Unterstreichung T.S.)

Beispiel 6 von www.apotheken-umschau.de vom 02.03.2011 (abgerufen am 24.11.2012)

Sowohl der Begriff „Burnout-Syndrom“ als auch „Erschöpfungsdepression“ sind problematisch, weil man bereits mit der Bezeichnung des Zustandes eine angenommene Ursache in den Vordergrund stellt.

Es ist aber bekannt, dass meist vielfältige Ursachen bei der Entstehung einer Depression berücksichtigt werden müssen und nicht eine Ursache allein in den Vordergrund gestellt werden soll. (= AU 2011b, im QV unter 8.1.7, Unterstreichungen T.S.)

In den Beispielen 1, 2 und 5 wird kritisiert, dass die Metapher ›Burnout‹ und damit einhergehende Bedeutungsaspekte, Interpretationsperspektiven und Verknüpfungen zu anderen Zeichenobjekten bzw. Sachverhalten zu einer Konstruktion führen, die nicht der beobachteten und erlebten ‚Wirklichkeit‘ entspricht bzw. in bestimmten Merkmalen zu wenig Ähnlichkeit mit ihr aufweist und dadurch die Güteeigenschaften der Exaktheit und Eigentlichkeit (vgl. Anspruch A) nicht erfüllt. Kern der Kritik ist, dass durch das ikonisch-metaphorische Zeichen ein Konzept und mit ihm Attribute aufgerufen werden, die zu sinnlichen Eindrücken des Phänomens zu wenig Ähnlichkeit aufweisen oder sogar in Widerspruch dazu stehen (vgl. Kap. 2.2.2). Die Beziehung zwischen Repräsentiertem und Repräsentierendem wird als inadäquat bewertet. Anhand welcher Kriterien die Adäquatheit dieser Relation beurteilt wird, hängt davon ab, „ob man Repräsentationsfunktionen [...] ontologisch oder funktional, statisch oder dynamisch, kausal oder konventionell“ verankert (Köller 2004: 220). Die in den Beispielen vorgetragene Kritik scheint ontologische Maßstäbe anzulegen. Denn es wird die Annahme impliziert, dass es ein „ontologisch autonom[es]“ Objekt gebe, das (inter)subjektiv wahrnehmbar sei und für das die angemessene Übersetzung bzw.

„Transkription“ gefunden werden müsse.¹⁶⁹ Die in den Beispiel 4 und 5 sichtbar werdende Kritik stützt sich hingegen auf Maßstäbe, die im Fach per Konvention gelten, damit von einer *Krankheit* gesprochen werden kann. Wenn diese nicht erfüllt sind, dann wird dieses Hyperonym für den Begriff ›Burnout‹ zurückgewiesen (vgl. dazu Kap. 6.2.2.2; 6.2.3.1 und 7.3). In Beispiel 6 wird kritisiert, dass der zu definierende Ausdruck schon eine Annahme über die Ätiologie des Symptombildes transportiere, die jedoch in ihrer Monokausalität als inadäquat zurückgewiesen wird.

In diesen Beispielen wird nicht nur das durch die Metapher konstituierte Verhältnis zwischen Sprache und Welt reflektiert, sondern auch innersprachliche Beziehungsgefüge werden hinsichtlich ihrer Exaktheit bzw. Adäquatheit beurteilt. Wenn Burisch schreibt, *durchbrennen können Sicherungen und Stromleitungen*, so verweist er auf Kookkurrenzpartner des Verbs *durchbrennen*¹⁷⁰, die als Subjektkomplemente zu den im Diskurs referierten PERSONEN, DIE DURCH- ODER AUSBRENNEN, in einem paradigmatischen Beziehungsgefüge stehen und deren denotative und konnotative Aspekte (‘Plötzlichkeit des Geschehens’) sich auf die ‘neue’ Verwendungsweise ‚unsachgemäß‘ auswirkten. Schmitz und Leidl verweisen mit ihrer Kritik an der metaphorischen Implikation *ein Mensch muss entflammt gewesen sein, um ausbrennen zu können* ebenfalls auf sprachimmanente Kohäsionsstrukturen. Denn zum einen indiziert das Verb *ausbrennen* semantisch-ontologisch, dass etwas ‘begonnen hat zu brennen’. Zum anderen

169 Nach Ludwig Jäger (2012a: 312) beruht diese Annahme auf der Vorstellung, dass ‚Transkription‘ als ein „sekundäres[s] Verfahren oder Verfahrensprodukt“ angesehen wird, das sich auf ein „vorgängige[s] Bezugsobjekt“ bezieht, das „ontologisch selbstständig“ ist und von „allen möglichen Formen der Transkription *unberührt* und durch verschiedene Transkriptionen hindurch mit sich *identisch*“ bleibt. Andreas Gardt führt diese Denktradition auf das „Axiom vom Primat der Dinge“ zurück (Gardt 1999: 465). Der zeichen- und medientheoretische Begriff der Transkription Jägers relativiert „die Idee eines von seiner medialen Realisierungsgestalt unabhängigen, ‚ursprünglichen‘ [...] Einfalls“, Ereignisses oder „Originals“. Diese würden der Transkription zwar vorausgehen. Jedoch erst durch die Transkription erhielten sie den Status von „Skripte[n]/Präskripte[n]“ (Jäger 2012a: 312). In den unter „D) Anspruch auf Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum“ zitierten Diskursausschnitten erscheint das ›Definieren‹ allerdings eher als sekundäres, transkribierendes Verfahren eines ontologisch selbstständigen Phänomens, das empirisch erlebbar und mit geeigneten Methoden nachweisbar sei. Dadurch wird dem Gegenstand auch eine „Bedeutung an sich“ zugeschrieben (vgl. Busse 2009: 66).

170 Eine Abfrage zum Verb *durchbrennen* auf der Kookkurrenzdatenbank „CCDB – V3.3: Eine korpuslinguistische Denk- und Experimentierplattform“ von Cyril Belica (Leibniz-Institut für Deutsche Sprache) ergab, dass *Sicherung(en)* und *durchbrennen* statistisch eine dominante Wortverbindungsstruktur darstellen. Bei dem Verb *ausbrennen* erscheinen Gegenstände wie *Scheunen*, *Pkws* und *Räume* etc. als dominante Kookkurrenzpartner. <http://corpora.ids-mannheim.de/ccdb/>, (abgerufen für die Verben *durchbrennen* und *ausbrennen* am 16.11.2019).

reicht die Verknüpfung der Konzepte ›Feuer/Brennen/Flammen‹ mit ›Psyche‹ im weiteren und ›Motivation/Leidenschaft‹ im engeren Sinn kulturgeschichtlich weit zurück, woraus, wie die Autorinnen kritisch anmerken, ‘unsachgemäße’ Annahmen für die Erforschung dieses psychischen Phänomens entstehen könnten. Im Beispiel der ZEIT wiederum scheint die Bezeichnung *Ausgebranntsein* mit Bedeutungsaspekten wie ‘Dauer’ und ‘höheres Lebensalter’ einherzugehen, was zu metaphorischen Verwendungsweisen des Verbs *ausbrennen* in Texten des 17. Jahrhunderts passen würde (zur historischen Dimension der metaphorischen Verwendung von *ausbrennen* siehe Kap. 6.1.2 dieser Arbeit).

Die referierte Kritik zeigt, dass definitorische Interpretationen stets in Beziehung treten zu vorangegangenen „[S]prachliche[n] Objektivationen von Sachverhalten“ (Köller 1997: 32) und dass Begriffsbestimmungen bzw. Definitionen überzeugender wirken, wenn sie zu letzteren passen und sich verschiedene, das Definiendum repräsentierende Zeichen zu einem „dynamischen Sinnbildungsergebnis“ ergänzen (vgl. Köller 2004: 244).

Dass Burisch trotz seiner Kritik weiterhin für den Ausdruck *Burnout* plädiert, zeigt, dass er eine Lexikalisierung der entlehnten Metapher *Burnout*, die mit der Abschwächung des ‘ursprünglichen’ Sinns einherginge, für möglich hält. Zugleich nimmt er auf dieser Basis einen Sachverhalts- und Bedeutungsfixierungsversuch über den Vergleich mit einer *Autobatterie* vor, die trotz hoher Energieabgabe zu wenig Leistung erbringt und nicht nachgeladen werden kann. Denn in diesem Bild sieht er die ‘realen’ Kräfteverhältnisse des Burnout-Phänomens adäquater, d. h. strukturell ähnlicher, widerspiegelt.

Das Moment einer ‘negativen’ ›Bilanz‹, das im Zitat von Burisch und der IG-Metall durch den Batterie-Vergleich betont wird, erscheint in variiert Form an vielen Stellen im Burnout-Diskurs (vgl. Kap. 6.2.3.1 und 6.2.4.2). Die Häufigkeit der Verwendung dieses Konzepts durch verschiedene Diskursakteurinnen und -akteure erhöht seinen Geltungsanspruch und verleiht ihm intersubjektive Gültigkeit – ein Kriterium, das ebenfalls im Zuge der Bewertung der Definition des Burnout-Phänomens wiederholt gefordert wird.

E) Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, Validität und Intersubjektivität

Beispiel 1 aus dem fachinternen Diskursstrang aus dem Handbuch Betriebliche Gesundheitsförderung

„Mangels einer allgemein verbindlichen Definition benutzen die meisten Autoren die Begriffsbestimmung, die dem von ihnen jeweils verwandten Meßinstrument zugrunde liegt.“
(Gusy/Kleiber 1998: 317, im QV unter 8.1.2; Unterstreichungen T.S.)

Beispiel 2 aus dem fachinternen Diskursstrang aus einem Artikel der Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie

Diese multidimensionale Definition hat zu einer bis heute andauernden Diskussion um die Konstruktvalidität des MBI und die Bedeutsamkeit der einzelnen Dimensionen des Burnout-Syndroms geführt.

(Neubach/Schmidt 2004: 25, ZfAO, im QV unter 8.1.4; Unterstreichungen T.S.)

Beispiel 3 aus dem medialen Diskursstrang aus einem Artikel der FAZ

Anders als die Depression ist der Burnout gar keine anerkannte Krankheit. Schon seine Definition ist unter Ärzten umstritten, häufig wird eine allgemeine Erschöpfung und Antriebslosigkeit dahinter verstanden, oft begründet mit beruflicher Überlastung.

(Astheimer 2014b, FAZ, im QV unter 8.1.6 Unterstreichungen T.S.)

Das letzte Beispiel bemisst die Geltung des Begriffs ›*Burnout*‹ durch den Vergleich mit anderen *anerkannten Krankheiten* wie z. B. der Depression oder Neurasthenie. Die Anerkennung letzterer beruht darauf, dass sie in international anerkannten Manualen (ICD 10 und DSM-5¹⁷¹) klassifiziert sind, in denen sich operationale Definitionen mit expliziten Ein- und Ausschlusskriterien finden, die von einem Forschungsteam erarbeitet und nach Prüfung durch weitere Expertinnen und Experten deklariert wurden (vgl. Saß/Saß-Houben 2005: 137f.). Die Allgemeingültigkeit beruht folglich auf Konvention und wird durch den internationalen Gebrauch und damit durch die Autorität der Manuale in der Behandlungs- und Verschreibungspraxis bekräftigt. Der Bezug auf Klassifizierungsmanuale (siehe Beispiel 3) ist besonders in diagnostischen Debatten relevant. Wenn ein Phänomen oder Begriff wie ›*BURNOUT*‹ in anderen Fachbereichen wie der Arbeits- und Organisationspsychologie erforscht wird, dann ist der Bezug auf die internationalen Klassifizierungsmanuale nicht zwingend erforderlich. Studien dieser Fachbereiche verwenden ein Messinstrument, z. B. den Maslach Burnout Inventory, und akzeptieren damit die operationale Definition, die diesem zugrunde liegt. Aus dieser im Zitat dargelegten Praxis kann

171 Die erste Abkürzung referiert auf die “International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems”. Meist wird die kürzere Form “International Classification of Diseases (ICD)” verwendet. Die aktuelle deutsche Version, die ICD-10-GM ist abrufbar unter: <https://www.dimdi.de/static/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/kode-suche/htmlgm2019/>, Stand Juni 2019. Die ICD-11 wurde im Mai 2019 von der 72. Weltgesundheitsversammlung (WHA72) verabschiedet und soll am 1. Januar 2022 in Kraft treten (<https://www.dimdi.de/dynamic/de/klassifikationen/icd/icd-11/>, Stand Juni 2019). Die zweite Abkürzung bezieht sich auf die aktuelle Fassung des „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-V)“, herausgegeben von der American Psychiatric Association. Die aktuelle deutsche Fassung „Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen – DSM-5“ wurde 2015 von Peter Falkai und Hans-Ulrich Wittchen herausgegeben (siehe im QV unter 8.1.3).

man das Ideal ablesen, dass das Phänomen möglichst objektiv, d. h. unabhängig vom Forschenden, erfasst und definiert werden soll. Dass dieser Weg jedoch ebenfalls keine Garantie für allgemeine Anerkennung bietet, zeigen Diskursbeiträge (siehe Beispiel 2 oben), die die Validität und Reliabilität dieser Messinstrumente in Frage stellen.¹⁷² Die verschiedenen fachlichen Zugänge (Diagnostik und empirische Forschung über Fragebogeninstrumente) stehen teilweise in einem engen Wechselverhältnis, wenn Fragebogeninstrumente wie der Maslach Burnout Inventory auch zu diagnostischen Zwecken eingesetzt werden. Die verschiedenen definitorischen Grundfunktionen, die man in Texten verschiedener psychologischer Fachbereiche findet, werden im Analyseteil der Arbeit ausführlich behandelt werden (siehe Kap. 6.2.2.2 und 6.2.4.2; vgl. auch Kap. 4.3.2 und 4.3.3 dieser Arbeit).

In der vorliegenden Arbeit soll untersucht werden, welche sprachlichen Mittel und Praktiken im Diskurs, z. B. kommentierende Reformulierungen oder Bezüge auf Autoritäten, gruppierende, vereinheitlichende und den Geltungsanspruch verstärkende Wirkungen entfalten. Denn auf diese Weise kann das Spektrum der möglichen Definitionsvarianten reduziert werden, wodurch der Eindruck von Konsens und damit intersubjektiver Gültigkeit entstehen kann.

Schließlich finden sich Textbeispiele im Diskurs, die kritisieren, dass einige Definitionen eine bewertende emotionalisierende Ebene besäßen. Dies könne sich, wie die Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde e.V. (DGPPN) im folgenden Textbeleg (siehe Beispiel 1 unten) beanstandet, auf benachbarte Begriffe wie die ›*Depression*‹ auswirken und zu Stigmatisierungstendenzen führen. Auch Ulrich Hegerl hat als Vorstandsvorsitzender der Stiftung Deutsche Depressionshilfe in Interviews auf diese Gefahr hingewiesen (vgl. dazu z. B. ein Interview im SPIEGEL, = Kramer 2011, im QV unter 8.1.6), und medial wird darüber berichtet, dass im Begriff ›*Burnout*‹ bzw. dem ›*Ausbrennen*‹ „Leistung und Engagement“ nachhallten (FAZ.NET 02.03.2012, = Belz 2012, im QV unter 8.1.6). An diesen Beispielen zeigt sich, dass mit dem Definitionsakt praktische und handlungsorientierende Überlegungen einhergehen. Vor diesem Hintergrund wird für das wissenschaftliche Definieren wie für die wissenschaftliche Textproduktion überhaupt¹⁷³, aber auch für Krankheits-Definitionen in der Öffentlichkeit, eine unpersönliche Ausdrucksweise befürwortet:

172 Z. B. Büssing/Perrar (1992), im QV unter 8.1.5; Demerouti/Nachreiner (1996), im QV unter 8.1.5; Neubach/Schmidt (2000), ZfAO, im QV unter 8.1.4).

173 Zu den Kriterien von Fachsprachlichkeit und Wissenschaftskommunikation siehe Roelcke 2010; Busch-Lauer 2009: 1731ff.; Wolf 2009: 1713ff.

F) Anspruch auf eine neutrale, objektorientierte Sachverhaltskonstitution/ Begriffsbildung

Beispiel 1 aus dem Positionspapier der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde vom 09.03.2012

Bei der Berichterstattung in den Medien wird zum Teil eine Krankheitsdefinition gefördert, die den Begriff Burnout mit einer Erkrankung der Leistungsträger und der „Starken“ gleichsetzt, den Begriff Depression dagegen mit einer Erkrankung der (anlagebedingt) „Schwachen“ verknüpft. Diese Bewertung trifft nicht zu und bringt zudem die Gefahr einer neuen Stigmatisierung depressiv erkrankter Menschen mit sich.¹⁷⁴

(DGPPN 2012, im QV unter 8.1.9, Unterstreichung T.S.)

Beispiel 2 aus der Zeitung DIE ZEIT vom 19.11.2009

Wie groß die Stigmatisierung der Krankheit [Bezug auf Depression, T.S.] noch immer ist, zeigt, dass ihr schon vor über 30 Jahren ein anderer Name verpasst wurde: Burn-out-Syndrom, eine chronische Überlastungsstörung, die weniger dramatisch klingt. Tatsächlich aber sind die Symptome fast deckungsgleich. Mehr als die Hälfte der Burn-out-Patienten sind in Wahrheit depressiv. Nur haftet dem Burn-out-Syndrom nicht der Makel des Versagens an. Im Gegenteil: Die Betroffenen gelten als Helden der Arbeit, die sich durch übermäßigen Einsatz im Job verschlissen haben.

(Bahnsen 2009, DIE ZEIT, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

Zusammenfassend ließen sich aus den Diskursausschnitten empirisch sechs Kriterien herleiten, die für eine ‚gute‘ Definition des Phänomens, Ausdrucks, Begriffs ›BURNOUT‹ von Diskursakteuren und -akteurinnen hauptsächlich im innerfachlichen, aber auch öffentlichen Diskurs gefordert wurden: Anspruch auf Exaktheit und Eindeutigkeit, Trennschärfe und Deutlichkeit, angemessene Umgrenztheit, Adäquatheit zwischen Definiendum und Definiens, intersubjektive Gültigkeit sowie eine emotionsfreie Sachverhaltskonstitution. Diese Kriterien gehen teilweise auch ineinander über. Sie werden nicht nur für Definitionen im Bereich von Gesundheit und Krankheit gefordert, sondern ähneln den Gütemaßstäben wissenschaftlicher Fachwortschätze und Begriffsbildung (vgl. Groeben/Westmeyer 1975: 37; Roelcke ³2010: 55ff.; siehe Kap. 4.2.3–4.2.4). Die Definitionskriterien, die aus dem Diskurs über das „Burnout-Syndrom“ extrahiert wurden¹⁷⁵ (= Metadiskurs zum Definieren), stehen jedoch nicht nur für allgemeine Gütekriterien

¹⁷⁴ Das Positionspapier ist einsehbar unter: <https://idw-online.de/de/news467247> (zuletzt eingesehen am 31.3.2021).

¹⁷⁵ Die Liste der analysierten Kriterien erhebt nicht den Anspruch der Vollständigkeit und ist offen für Erweiterungen. Sie basiert auf Texten des dieser Arbeit zugrunde liegenden Korpus. Dieses besteht aus Beiträgen verschiedener psychologischer und medizinischer Fachrichtungen, populärwissenschaftlicher Literatur und Medientexten von Mitte der 1970er Jahre bis 2017, siehe ausführlich Kap. 5.1.2–5.1.3.

wissenschaftlicher Begriffsbildung und Definition, sondern sie führen zugleich zu diskurs- und bereichsspezifischen Konstellationen – inhaltlich wie formal. So ist es das Ziel dieser Arbeit herauszuarbeiten, welche Praktiken beispielsweise zur Abgrenzung oder Umgrenzung psychosomatischer und sozialer Phänomene eingesetzt werden, welche definitorischen Verknüpfungen in diesem Bereich als adäquat gelten und welchen Instanzen (z. B. Institutionen, Diskursgemeinschaften, Spitzmüller/Warnke 2011: 181) eine legitimierende Wirkung zukommt.

4.2.3 ›Definieren‹ in wissenschaftsgeschichtlichen und -theoretischen Zusammenhängen

Wissenstheoretische Überlegungen zum Definieren berufen sich in den meisten fachwissenschaftlichen Übersichtsartikeln auf die „klassische, sog. aristotelische Definition“ (Roelcke ³2010: 62; vgl. Kniffka/Roelcke 2016: 62f.; Cramer 2011: 13;¹⁷⁶ Nobis 1972). Diese ist bis heute wirkmächtig durch ihre Beschreibung, eine Definition bestehe aus der Angabe des nächsthöheren Gattungsbegriffs (*genus proximum*) und der „spezifizierenden Artkennzeichnung (= *differentia specifica*)“ (Bußmann ³2002: 148; vgl. auch Roelcke ³2010: 62).¹⁷⁷

Nicht immer wird dabei der historische Kontext mit überliefert, in welchem diese Art der Definition aufgestellt und weiterentwickelt wurde. Wiegand (1989: 547)

176 Für Irene Cramer (2011: 15) stellen die platonischen Dialoge, in denen Sokrates mit Gesprächspartnern *Was-ist-Fragen* diskutiert, eine intuitive Vorstufe für das aristotelische Definitionsschema dar. Sie schreibt über den Dialog „Theaitetos“: „Theaitetos verfährt – scheinbar intuitiv – bei seinen Definitionsvorschlägen so, wie Aristoteles das später für Definitionen explizit fordern wird [...]. Ausgehend von dem zu definierenden Wort sucht er nach einem passenden Oberbegriff (*Wahrnehmung, Meinung*) und fügt anschließend in seinem zweiten bzw. dritten Definitionsvorschlag Unterscheidungsmerkmale (*wahr, mit Erklärung*) hinzu.“ Auf die enge Verbindung zwischen *Was-ist-Fragen* und Definitionen verweist auch Köller (2004: 677): Nach ihm mühten sich schon die Gesprächspartner des Sokrates mit diesen „Was-ist-Fragen“, denen sie mit „Wesensdefinitionen in Form von Begriffsdefinitionen“ beizukommen suchten. Zur Analyse dieser Fragen im Burnout-Diskurs siehe Kap. 6.2.2.2 und Kap. 6.2.3.1.

177 Vergleiche bei Aristoteles zu dieser Bestimmung von Definition den Abschnitt in der Topik, Buch I, 8, 103 b 15f. (siehe Aristoteles, hrsg. von Tim Wagner und Christoph Rapp 2004). Diese Definitionsformel blieb nicht unwidersprochen. Greta Stanaitytė beschreibt Leibniz' Kritik an dieser Art des Definierens: „Ihm [Leibniz, T.S.] zufolge ist es nicht immer möglich, eine Bestimmung dieser Angaben innerhalb einer Definition durchzuführen“, denn die Zuordnung, welche Angaben zum nächsthöheren Gattungsbegriff zugehörten und welche das unterscheidende Merkmal darstellten, sei bisweilen schwierig (Stanaitytė 2005: 23). Leibniz habe daraufhin „das Gewicht [...] auf die (Wesens)Merkmale verlagert“. Eine Definition sei „gelingen, wenn sie die wesentlichen Merkmale des Definiendums auflistet“ (Stanaitytė 2005: 23–24 mit Bezug auf Leibniz 1996).

schreibt, die klassische Definitionsauffassung sei nur verständlich im Zusammenhang bestimmter „Ordo“-Lehren und mit weiteren Bedingungen der traditionellen Logik zur Beurteilung der Qualität einer Definition verknüpft.¹⁷⁸ So sollen Definitionen nach Aristoteles zum Beispiel eine Wesensbestimmung leisten (vgl. Dubislaw 1981: 2–7), weder zirkulär noch negativ und „hinreichend klar und scharf“ (Wiegand 1989: 547) und „prägnant, kurz und gleichzeitig präzise“ formuliert sein (Cramer 2011: 84 mit Bezug auf Abelson 1967: 322). Zum Zusammenhang der Ordo-Lehren zitiert Wiegand zudem aus Weinberger/Weinberger (1979: 181):

Die traditionelle Charakteristik der klassischen Definition geht von der bereits überwundenen Vorstellung aus, daß es eine geordnete Gesamthierarchie der Begriffe gibt, in der der einzelne Begriff bei der klassischen Definition dadurch bestimmt wird, daß seine Stelle in dem Gesamtgefüge – nämlich seine Einordnung in eine Gattung und sein artbestimmendes Merkmal – angegeben werden.

Auch die Unterscheidung zwischen einer Real- bzw. Wesens- und Nominaldefinition, die man in vielen fachwissenschaftlichen Hand- und Wörterbüchern sowie in der Fachliteratur zur Terminologie- und Definitionslehre findet, wird auf Aristoteles zurückgeführt (vgl. Nobis 1972: 31; Wirtz¹⁸2014: 355; Bußmann³2002: 148; Precht⁵2016: 131; Metschl 1999: 98).¹⁷⁹ Diese Unterscheidung basiert auf unterschiedlichen Sprachauffassungen im Verhältnis zur außersprachlichen Wirklichkeit und wirkt sich auf die Ansprüche, die implizit oder explizit an den Akt des Definierens bzw. der Begriffsbestimmung gestellt werden, aus. Roelcke schreibt

178 Wiegand überprüft, in wieweit Bedeutungsparaphraseangaben in einsprachigen Wörterbüchern die Bedingungen der klassischen Definition im Sinne der traditionellen Logik erfüllen können (die „wichtigsten“ Bedingungen zitiert er u. a. nach Kutschera/Breitkopf⁴1979: 139ff.). Er kommt zu dem Resümee, nur Bedingung 3, etwas nicht negativ zu definieren, sei erfüllbar. Denn ein Lexikograf könne nicht „das Wesen“ eines Begriffs bestimmen (Bed. 1), Zirkularität könne in der einsprachigen Lexikografie aufgrund der nicht aufzubrechenden semantischen Geschlossenheit nicht grundsätzlich vermieden werden (Bed. 2) und das Kriterium „hinreichend klar und scharf“ könne ebenfalls nicht erreicht werden, da „es sich bei natürlichen Sprachen nicht um vollständig interpretierte Sprachen handelt“ (Wiegand 1989: 547). Vgl. auch Kap. 4.2.2 und 4.2.4 dieser Arbeit.

179 Die Unterscheidung zwischen Wesens- und Nominaldefinition wird auf Aristoteles zurückgeführt (Anal. post., II, 10, 93 b, 30–35). Aristoteles unterscheidet in Bezug auf die Umgrenzung/Definition (horismós/ὁρισμός) zwischen „lógos tou tí esti“ („λόγος τοῦ τί ἐστι“ = Bestimmung des Was-es-ist), „lógos onomatódís“ („λόγος ὀνοματώδης“ = Bestimmung dessen, was der Name bezeichnet) und „lógos diá tí esti“ („λόγος διὰ τί ἐστι“ = Grund, wodurch etwas ist, die später so genannte definitio causalis), vgl. Nobis 1972: 31; siehe die Übersetzung von W. Detel von Anal. post., II, 10, 93 b, 30 bis 94a, 10 (= Aristoteles 2011: 154–157).

hierzu, die Nominaldefinition gehe mit einer „idealistischen“¹⁸⁰ und die Realdefinition mit einer „realistischen“ Sprachauffassung einher:

Unter einer Nominaldefinition ist die sprachliche Festlegung einer (sprachlichen) Bedeutung, unter einer Realdefinition die sprachliche Festlegung eines (übereinzelsprachlichen) Begriffs zu verstehen. (Roelcke ³2010: 61)

Mit dem Ausdruck *Begriff* beziehe man sich im Rahmen einer „alltagsnahe[n] Sprachauffassung“ auf eine „übersprachliche (oder zumindest: übereinzelsprachliche) Vorstellung von Gegenständen der außersprachlichen Wirklichkeit“ (Roelcke ³2010: 61). Bei einer Realdefinition wird demnach mithilfe „sprachlicher Ausdrücke ein Bezug zu Gegenständen der externen Welt hergestellt“ (Mangold 2003: 368). Eine wichtige Funktion des Definierens ist dabei – in Anlehnung an die Situation, dass Personen sich über „neuartige und mehrdeutige Objekte“ unterhalten (ebd.) –, dass „der Partner des Sprechers [...] das beschriebene bzw. benannte Objekt identifizieren“ kann (ebd.), so wie auch der definite Artikel „ein Substantiv bzw. den damit gebildeten Ausdruck [...] als hinreichend identifiziert oder ‚bestimmt‘“ kennzeichnet (DUDEN ⁷2006: 299).

Wenn man Nominaldefinitionen wie Roelcke als „sprachliche Festlegung einer (sprachlichen) Bedeutung“ (Roelcke ³2010: 61) versteht, dann kann man folgende Sprachhandlungen mit Nominaldefinitionen vergleichen: „lexikographische Definitionen“, d. h. zu einem Lemmazeichen verfasste „semantische Kommentare“ in einem (allgemeinen einsprachigen) Bedeutungswörterbuch (vgl. Wiegand 1989: 530ff) oder auch Bedeutungs(paraphrase)angaben zu Wörtern oder Bezugsgegenständen in der alltäglichen Kommunikation in handlungssemantischen Kontexten, z. B. bei möglichen Verständnisstörungen (vgl. Wiegand 1989: 552ff.).

Im Fachdiskurs zum Thema „Burnout“ findet man Beispiele sowohl für Nominal- als auch für Realdefinitionen. Im Text „Staff Burn-Out“ von Freudenberg (1974, im QV unter 8.1.5), der – wie in Kapitel 4.2.1 schon erwähnt – häufig als Gründungstext des Phänomens erscheint, wird *Burnout* zunächst rein nominal definiert und danach mit einem ‘realen’ Phänomen der außersprachlichen Wirklichkeit verglichen:

The dictionary defines the verb “burn-out” as “to fail, wear out, or become exhausted by making excessive demands on energy, strength, or resources.” And that is exactly what happens when a staff member in an alternative institution burns out for whatever reasons and becomes inoperative to all intents and purposes.

(Freudenberg 1974: 159f., Unterstreichung T.S.)

180 Nominaldefinitionen lassen offen, „ob das Definierte in den Bereich des Möglichen fällt“ (Metschl 1999: 98). Dies bedeutet jedoch nicht zwingend, dass diese Definitionen mit einer idealistischen Sprachauffassung einhergehen.

In der weiteren Analyse wird zu zeigen sein, welche Definitionsweisen von Autorinnen und Autoren des Burnout-Diskurses verwendet werden und welche Sprache-Welt-Auffassungen damit einhergehen. Die Definitionslehren, die auf Aristoteles folgten, unterschieden sich schon früh darin, ob sie eine Unterscheidung zwischen Real- und Nominaldefinitionen zugrunde legten oder diese anzweifeln und darin, welche weiteren Differenzierungen sie jeweils vornahmen (Nobis 1972: 32). Die Entwicklung und Diversität der Definitionslehren und -ansätze in Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte seit der Antike und die dabei aufgestellten strengen oder weniger strengen Definitionsprinzipien¹⁸¹ können in diesem Abschnitt nicht einzeln und erschöpfend dargelegt werden (siehe im Überblick Nobis 1972: 31ff.; Gabriel 1972: 35ff.), einige dieser Gütekriterien wurden in Kapitel 4.2.2 im Rahmen der Erwartungen, die von Stimmen im Burnout-Diskurs an die Tätigkeit des Definierens gestellt werden, schon diskutiert. Um einen Eindruck von der Vielfalt der Kategorisierungsbestrebungen in Bezug auf die Tätigkeit des Definierens im wissenschaftstheoretischen Bereich zu erhalten, seien im Folgenden zwei zeitlich weit auseinander liegende Einteilungen zitiert. Nobis (1972) berichtet über die im Mittelalter zur Verfügung stehenden Definitionslehren von Marius Victorinus und Isidor von Sevilla:

Beide Werke kennen 15 Arten von D., [...]. Es sind dies die D., von denen vier mit denen von Aristoteles für eine wissenschaftliche D. zugelassenen Weisen übereinstimmen. Es sind dies die D. substantialis (οὐσιώδης), die notio (ἐννοηματική), D. qualitativa (ποιότης), die descriptio (ὕπογραφική), D. ad verbum (κατὰ λέξιν), D. per differentiam (κατὰ διαφοράν), D. per translationem (κατὰ μεταφοράν), D. per privantiam contrarii (κατ' ἀφαίρεσιν τοῦ ἐναντίου), D. per imaginationem (κατ' ὑποτύπωσιν), D. per analogiam (κατ' ἀναλογίαν), D. per indigentiam pleni ex eodem genere (κατ' ἐλλειπὲς ὁλοκλήρου ὁμοίου γένους), D. per laudem (κατ' ἔπαινον), D. secundum quid (κατὰ τὸ πρὸς τι), D. per totum (κατὰ τὸ ὅλον), D. secundum rei rationem (κατ' αἰτιολογίαν). (Nobis 1972: 32)

Einige dieser Definitionsarten sind aus heutiger Sicht nicht mehr ohne Weiteres verständlich (z. B. die Wesensdefinition (D. substantialis), die das eigentümliche Merkmal eines Gegenstands angibt, oder die „notio“ (‘Vorstellung’), die durch die Angabe eines Kennzeichens eine Vorstellung von etwas vermittelt)¹⁸²,

181 Zum Beispiel wird in der Literatur teilweise gefordert, dass das Definiendum „überall durch das Definiens ersetzbar sein“ sollte (Cramer 2011: 84; Stanaitytė 2005: 33) oder dass Definitionen nur dann Definitionen im engeren Sinn sind, wenn sie zur Bildung eines neuen Begriffs beitragen.

182 Bei Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus Senator, der im 6. Jahrhundert nach Christus eine „Einführung in die geistlichen und weltlichen Wissenschaften (Institutiones divinarum et saecularium litterarum)“ schrieb und die im Olms-Verlag in einer Übersetzung von Andreas Pronay

andere hingegen wirken spontan plausibel bzw. auch heute gebräuchlich, wie zum Beispiel die Definition durch Beschreibung („descriptio“), durch Angabe der Beschaffenheit („qualitativa“), durch Angabe eines anderen bedeutungsähnlichen Ausdrucks („ad verbum“), durch Unterscheidung („per differentiam“), durch Übertragung („per translationem“), durch Negation des Gegenteils („per privantiam contrarii“), durch eine Skizze („per imaginationem“), durch Analogie („per analogiam“) oder durch Angabe der Ursache („secundum rei rationem“). Überschneidungen zu diesen Arten findet man in den verschiedenen Typen von Bedeutungsparaphraseangaben, die Töpel für die lexikografische Arbeit an Bedeutungswörterbüchern zusammengestellt hat (vgl. die Übersicht im folgenden Kapitel 4.2.4 und Töpel 2014: 302f.).

Als zeitgenössische Zusammenstellung von Definitionsarten sei abschließend aus dem Lexikoneintrag von Prechtl des Lexikons „Sprache“ zitiert:

D. werden hinsichtl. ihrer Verwendungsweisen unterschieden: (a) die deskriptive (feststellende) D. rekurriert auf die allgemein akzeptierte Bedeutung; (b) die stipulative (festsetzende) D. stellt eine Vereinbarung hinsichtl. der Verwendungsweise eines Ausdrucks dar; (c) die ostensive (hinweisende) D. legt die Verwendungsweise eines Ausdrucks durch Aufzählen geeigneter Beispiele fest; (d) die operationale D. durch Bezug auf ein bestimmtes Meß- oder Untersuchungsverfahren (z. B. den Begriff der Intelligenz durch den Intelligenztest). (Prechtl ⁵2016: 131)

Die Aufzählung (a) bis (c) bei Prechtl bezieht sich auf verschiedene Arten von Nominaldefinitionen, (d) hingegen bezieht sich auf ein übereinzelsprachliches methodisches Verfahren mit dem Anspruch, Bezug zu den Gegenständen zur Realität der Außenwelt herzustellen.¹⁸³ Operationale Definitionen werden insbesondere in den empirischen Studien des fachlichen Diskurses häufig verfolgt und in Handbüchern zur Theorieentwicklung und empirischen Methodik empfohlen (vgl. Astleitner 2011: 128ff.; Diaz-Bone/Weischer 2015: 83). Weitere noch heute gebräuchliche Definitionsformen listet Cramer (2011) auf.

Dieser Einblick in verschiedene Definitionsarten weist auf eine Formenvielfalt hin, die im Analyseteil dieser Arbeit durch Manifestationen an der Sprachoberfläche zu ermitteln ist. Einen ersten Eindruck sprachlicher Realisierungsformen von Definitionen gibt das folgende Kapitel, indem es den Stand der linguistischen und terminologischen Forschung zum Thema „Definieren/Definition“ darstellt.

vorliegt, finden sich ausführliche Erläuterungen zu den 15 genannten Definitionsarten (Cassiodorus Senator/Pronay 2014: 129–134).

183 Zur Entstehung der operationalen Definition, die auf den Physiker Percy Williams Bridgman zurückgeht, siehe Cramer (2011: 33f.).

4.2.4 ›Definieren‹ als Gegenstand linguistischer und terminologischer Forschung und Praxis

Der folgende Überblick zur Beschäftigung mit dem Thema „Definieren“ in der Fachsprachenlinguistik und Terminologieforschung hat zum Ziel, aufzuzeigen, welche Bereiche der Linguistik sich mit „Definieren“ und „Definitionen“ bisher überwiegend beschäftigt haben, welche (kritischen) Diskurse und Forschungsfragen daraus erwachsen sind, und anknüpfend daran, welchen Beitrag die vorliegende Arbeit zum Forschungsgegenstand des Definierens leistet. Da sowohl die Fachsprachenforschung als auch die Terminologieforschung eine hohe Publikationsdichte aufweist, kann in diesem Überblick keine Vollständigkeit gewährleistet werden, sondern es steht vielmehr das Bemühen im Vordergrund, wichtige Entwicklungs- und Diskussionslinien zu skizzieren.

Die Tätigkeit des Definierens und Definitionsarten werden in der Linguistik traditionell vor allem im Bereich der (Fach-)Lexikologie und -grafie und an der Schnittstelle zur Terminologielehre und -arbeit sowie Terminografie reflektiert und praktiziert. Die Ausdrücke *Fachwort* und *Terminus* werden nach Fraas (1998) mitunter unterschieden, „wobei ein Fachwort den Status eines Terminus erreicht, wenn seine Bedeutung durch eine Definition genau festgelegt ist“ (Fraas 1998: 429). Diese Unterscheidung habe sich in der Fachsprachenforschung jedoch aufgrund mangelnder Praktikabilität nicht etablieren können, und so würden die Benennungen *Terminus* und *Fachwort* selbst in der DIN-Norm 2342 (in der Fassung von 1986) synonym verwendet (vgl. ebd.). Auch Roelcke verwendet diese synonym, wenn er schreibt: „Die spezifische Bedeutung von Fachwörtern bzw. Termini wird in der Regel durch Definitionen bestimmt und festgelegt (Roelcke ⁴2020: 69). In dieser Arbeit werden *Terminus* und *Fachwort* ebenfalls synonym verwendet. Die von Fraas angesprochene Unterscheidung weist jedoch auf unterschiedliche Forschungstraditionen hin, wobei die Terminologieforschung und -erarbeitung stärker dem Pol der „bewußte[n] Terminologieregelung (z. B. Normung von Terminologien auf der Grundlage von Begriffssystemen unter mehr oder weniger strikter Festlegung von Benennungsregeln)“ zuneigt (Galinski/Budin 1999: 2185), wobei es aber auch die „[d]eskriptive Terminologie-Erarbeitung“ gibt, die bestehende Terminologien rekonstruiert (vgl. ebd.). Die Fachsprachenforschung und Fachlexikografie wird stärker dem deskriptiven Pol zugeordnet (vgl. Adamzik 2018: 22 mit Bezug auf Roelcke ³2010: 127; vgl. auch Roelcke ⁴2020: 160 und 168f.). Als Teil Angewandter Linguistik strebt sie jedoch auch eine Verbesserung fachsprachlicher Kommunikation an (vgl. Roelcke ⁴2020: 40), und Wörterbücher als Hilfsmittel haben ursprünglich „eine praktische und damit auch präskriptive Funktion“ (Adamzik 2018: 12).

Einige Kriterien, die als Gütekriterien fachsprachlicher Lexik in der Fachsprachenforschung und Terminologielehre auch in Bezug auf Definitionen von Fachwörtern und Termini untersucht und teilweise kontrovers diskutiert werden, wurden schon in Kapitel 4.2.2 und 4.2.3 im Kontext der Erwartungen an die Tätigkeit des Definierens von Stimmen des Burnout-Diskurses vergleichend und kontrastierend erläutert: wie zum Beispiel Exaktheit, Eindeutigkeit, Eigentlichkeit, Deutlichkeit, Unterscheidbarkeit, Kürze bzw. Konzentration auf wesentliche oder auch notwendige und hinreichende Merkmale und Neutralität.¹⁸⁴

Sichtet man verschiedene terminologische Ansätze und reflektiert dabei besonders die Kritik pragmatischer und soziokognitiver terminologischer Ansätze (z. B. Sager 1990 und Temmerman 2000) an der klassischen präskriptiven Terminologielehre und Terminografie in der Tradition der Wiener Schule (vgl. Wüster ³1991), so wird deutlich, dass diesen Ansätzen unterschiedliche Theorien zum Verhältnis von Sprache, Denken bzw. Kognition und Wirklichkeit und damit verbunden auch unterschiedliche Semantiktheorien zugrunde liegen (vgl. Kap. 2.1.1). Für Eugen Wüster geht die Terminologiearbeit von Begriffen und deren scharfer Abgrenzung aus, wobei das „Reich der Begriffe [...] unabhängig vom Reich der Benennungen (= Termini) angesehen“ wird (Wüster ³1991: 1).¹⁸⁵ Die „sprachtheoretische Grundlage“ der klassischen Terminologielehre mit Bezug auf die Arbeiten Eugen Wüsters besteht demnach:

in einem einfachen systemlinguistischen Inventarmodell bei einer realistischen Sprachauffassung [...]. Den zentralen Ausgangspunkt der Überlegungen stellt dabei [...] die traditionelle Begriffslogik dar: Ein Begriff wird hierbei als so etwas wie eine kognitive Repräsentation von Gegenständen als Einheiten der außersprachlichen Wirklichkeit aufgefasst, die unabhängig von Sprache besteht. Ein solcher übereinzelsprachlicher oder gar außersprachlicher Begriff steht dabei in verschiedenartigen Beziehungen der Über-, Neben- und Gegenordnung zu anderen Begriffen und bildet mit diesen zusammen ein Begriffssystem. (Roelcke ⁴2020: 157; 160)

Für Wüster ist eine „Definition (Begriffsbestimmung) im weiteren Sinne [...] die Beschreibung eines Begriffs durch bekannte Begriffe, und zwar meist mit Hilfe

¹⁸⁴ Vgl. für die Liste von Gütekriterien Roelcke (⁴2020: 92) und Arntz/Picht/Schmitz (⁷2014: 71–75).

¹⁸⁵ Die Definitionen von *Begriff* in der DIN-Norm 2342 (in der Fassung von 1992) und der internationalen Grundsatznorm ISO 1087-1 (2000) orientieren sich nach Arntz/Picht/Mayer (⁶2009: 43f.) an der Theorie Wüsters (vgl. Wüster ³1991: 8). Wüster definiert *Begriff* als „das Gemeinsame, das Menschen an einer Mehrheit von Gegenständen feststellen und als Mittel des gedanklichen Ordners ('Begreifens') und darum auch zur Verständigung verwenden. Der Begriff ist somit ein Denkelement“ (ebd.). Vgl. zur Definition von *Begriff* in der DIN-Norm 2342 in der Fassung von 2011 Arntz/Picht/Schmitz (⁷2014: 40 und 48f.).

von Worten“ (Wüster ³1991: 33). Die bekannten Begriffe werden in den Definitionen nach logischen Möglichkeiten der Neben-, Über- und Unterordnung miteinander verknüpft und ergeben je nach logischer Verknüpfung Inhalts- und Umfangsdefinitionen. Nach Arntz/Picht/Schmitz (⁷2014: 67) sind des Weiteren Teil-Ganzes-Relationen, die Bestandsdefinitionen zugrunde liegen, für die praktische Terminologearbeit von Bedeutung. Die Inhaltsdefinition ähnelt dem aristotelischen Schema:

Sie geht von einem bekannten Oberbegriff aus und nennt die einschränkenden Merkmale¹⁸⁶, die den zu definierenden Begriff kennzeichnen und von den anderen Begriffen derselben Reihe unterscheiden. (Wüster ³1991: 34)

Umfangsdefinitionen bestehen nach Wüster „in der Aufzählung des Begriffsumfangs, d. h. aller Unterbegriffe, die im Begriffssystem auf derselben Stufe stehen“ (ebd.: 35). Bei Bestandsdefinitionen werden „alle auf derselben Hierarchiestufe stehenden Teilbegriffe des Begriffs aufgezählt“ (Arntz/Picht/Schmitz ⁷2014: 67). Die definitorischen sprachlichen Zuordnungen sollen im Bereich der Terminologie eindeutig, einheitlich und möglichst sprachbeständig sein (ebd.: 87 ff.; 93 und 105).

Die nationale und internationale Normung orientiert sich an diesem sprachtheoretischen Hintergrund, da auch dort „die Klärung der Begriffe an erster Stelle“ stehe, wie Arntz/Picht/Schmitz (⁷2014: 48) erläutern: „[E]rst wenn klar ist, worüber man spricht, ist es sinnvoll zu überlegen, wie man den betreffenden Begriff am zweckmäßigsten benennen kann“ (ebd.). Einschränkend wird in der DIN 2342 in der Fassung aus dem Jahr 2011 (zitiert nach Arntz/Picht/Schmitz ⁷2014: 49) jedoch hinzugefügt, dass Begriffe zwar nicht an einzelne Sprachen gebunden, jedoch von dem jeweiligen gesellschaftlichen und/oder kulturellen Hintergrund einer Sprachgemeinschaft beeinflusst seien (ebd.: 49). Diese Aussage erscheint paradox, da kulturelle Werte und gesellschaftliche Überzeugungen in hohem Maße sprachlich ausgetauscht und verhandelt werden (vgl. Günthner/Linke 2006: 19; vgl. dazu auch Kap. 2.2.1).

Die Kritik an dieser Art terminologischer Normung aus der Perspektive neuerer terminologischer Ansätze und empirischer Arbeiten zum Gebrauch von Fachwörtern bzw. Termini (vgl. Sager 1990; Temmerman 2000; Gledhill 2000: 20 ff.; Müller/Behr/Steffek 2019: 106; 108 ff.; zusammenfassend Reinart/Pöckl 2015: 73; Roelcke

186 „Merkmale“ bzw. „Ordnungsmerkmale für Begriffe“ hängen nach Wüster vom jeweiligen Sachgebiet ab. Er unterteilt sie in „Eigenmerkmale (inhärente Merkmale)“, die man am Gegenstand selbst erkennen könne, und „Beziehungsmerkmale (Relationsmerkmale)“, die die Beziehung des Gegenstands zu anderen Gegenständen betreffen (Wüster ³1991: 16 f.).

⁴2020: 94 ff; 160) ähnelt Kritikpunkten, die Wiegand (1989: 543–546) allgemein an Grundannahmen der strukturellen Merkmalssemantik und ihrer Orientierung am klassischen Definitionsschema für Bedeutungsparaphraseangaben in allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern übt. Diese Kritikpunkte seien im Folgenden verbunden und stichpunktartig resümiert:

Merkmalssemantische Konzeptionen gehen nach Wiegand überwiegend davon aus, „daß die lexikalische Semantik unter Rückgriff auf Entitäten begründet werden muß, die nicht einzelsprachlich sind“, und dass die „Bedeutung von minimalsignifikativen Sprachzeichen [...] restfrei zerlegbar“ sei (Wiegand 1989: 544). Die Frage sei dann jedoch, von „welcher Existenzweise diese Entitäten“ seien bzw. aus welcher Perspektive heraus („philosophische, biologische, neurophysiologische, psychologische, logische, kybernetische u. a.“) diese interpretiert würden (ebd.). Die Suche von Lexikografinnen und Lexikografen nach einem „genus proximum“ sei häufig problematisch, da man dabei durchaus auf mehrere genera proxima treffe, denen in der jeweiligen Sprache zudem teilweise „kein lexikalisierte Ausdruck“ entspreche und bei den einschränkenden Merkmalen teilweise die Einhaltung einer bestimmten Reihenfolge notwendig erscheine (vgl. ebd.: 549 f.). Temmerman kritisiert aus einem ähnlichen Duktus heraus insbesondere mit Bezug auf Prinzipien der Terminologielehre der Wiener Schule, dass diese davon ausgehe, dass die übereinzelsprachlichen Konzepte bzw. Begriffe („concepts“) und ihre Eigenschaften („characteristics“) festumrissen („clear-cut“) seien und dass ihr Platz im Begriffssystem durch Vergleich der Begriffsmerkmale („comparison of characteristics“) und die Erkenntnis logischer und ontologischer Beziehungen eindeutig beschrieben werden könne (vgl. Temmerman 2000: 6 ff.). Beobachtungen ihrer Forschung hätten jedoch gezeigt, dass viele Konzepte bzw. Kategorien (insbesondere „activities“ und „collective categories“) nicht festumrissen und eindeutig, sondern unscharf („fuzzy“) bzw. flexibel („flexible“) seien und skalare statt binäre Merkmale sowie unterschiedliche Maße der Kategorienzugehörigkeit zeigten, was für Familienähnlichkeit und eine prototypische Struktur dieser Kategorien spreche (ebd.: 8; 64 f.; 81 ff.; 84 f.; 91 ff.). Sie könnten dadurch nicht über eine im klassischen Sinn intensionale oder extensionale Definition mit notwendigen und hinreichenden Merkmalen beschrieben werden. Auch Roelcke hält dem systemlinguistischen Modell und dessen Idealen der „Exaktheit, Eindeutigkeit und Eigentlichkeit von Fachwörtern“ in einem festen Begriffssystem entgegen, dass „in der Wirklichkeit oft terminologische Vagheit, Mehrdeutigkeit und Bildhaftigkeit“ in der Fachkommunikation und sogar auch „in der Terminologie der Terminologielehre selbst“ anzutreffen seien (Roelcke ⁴2020: 160). Zudem sei die „radikal-realistische Variante der Außersprachlichkeit von Begriffen weder erkenntnistheoretisch noch kognitionspsychologisch hinreichend gesichert“ (ebd.).

Einige terminologische Ansätze seit den 1990er Jahren und empirische Analysen zum Gebrauch von Fachwörtern bzw. Termini gehen demnach davon aus und betonen,

- dass Termini in ihren spezifischen Ko- und Kontexten in den Fachtexten selbst analysiert werden müssen (vgl. Sager 1990: 45; 58f.; vgl. Temmerman 2000: 224; Gledhill 2000: 24; Müller/Mell 2020: 197f.,¹⁸⁷
- dass je nach Konzept bzw. Definiendum, Definitionszweck, Fachkultur und -bereich, Nutzeranforderungen oder Textsorte unterschiedliche Definitionsformen erscheinen bzw. erforderlich sein können (Sager 1990: 42f.; 45; Temmerman 2000: 226; 24 mit Bezug auf Sager 1990: 101);
- dass Termini nicht als „Repräsentationsformate unveränderlicher Begriffe mit klarer Extension zu charakterisieren“ sind, wenn man sie in ihrer „Entwicklungsdynamik“ bzw. „synchrone[n] und diachrone[n] Variation“ untersucht (Müller/Mell 2020: 191; 193f.; vgl. Gledhill 2000: 23ff.; vgl. Temmerman 2000: 133; 139–150; Müller/Behr/Steffek 2019: 105ff.); und dass die „Terminologie-Erarbeitung“ ebenfalls dynamisch erfolgen sollte, z. B. dadurch, dass sie die unterschiedlichen „soziokommunikativen Gegebenheiten in akademischen Fachdiskursen unterscheidet“ (Müller/Mell 2020: 202) oder die historische Entwicklung und Veränderung von Termini beschreibt (vgl. Müller/Mell 2020: 203; Galinski/Budin 1999: 2186; Temmerman 2000: 230);
- dass Synonymie, Polysemie, Homonymie und metaphorischer Sprachgebrauch in Fachtexten nicht nur in Ausnahmefällen vorkommen und für den wissenschaftlichen Austausch funktional sind, um beispielsweise unterschiedliche Gesichtspunkte (aus verschiedenen Fachbereichen) auf zu definierende Sachverhalte, Erkenntniszuwachs oder Interessen zu benennen und in semantischen Kämpfen auszuhandeln (siehe Frawley 1982: 118; Fraas 1998: 432 mit Bezug auf Wiese 1984 zur reichhaltigen Synonymie in der Fachsprache der Medizin; vgl. dazu auch Temmerman 2000: 43–46 in Bezug auf Vokabular der „life sciences“; Felder 2006b zu semantischen Kämpfen in verschiedenen Wissensdomänen; Gledhill (2000: 24f.) zu Metaphern im wissenschaftlichen Schreiben und in medizinischer Terminologie; im Überblick auch Roelcke ⁴2020: 99);

187 Für Adamzik sind deskriptiv erarbeitete Wörterbücher (auch im fachsprachlichen Bereich) „grundsätzlich sekundäre metasprachliche Artefakte“. Die Forderung, man dürfe „nicht (mehr) nur die Fachwörter isoliert oder in kleinen Begriffssystemen“ betrachten und „Verbaldefinitionen für das Wesentliche“ halten, sondern müsse „ihre Verwendung in Texten und Handlungszusammenhängen [...] untersuchen“, stellt für Adamzik einen nur vermeintlichen Paradigmenwechsel dar. Denn diese Forderung übersehe, dass Fachwörter und Definitionen „überhaupt erst aus Fachtexten kommen und selbstverständlich dazu dienen, sich denkerisch bzw. kognitiv mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen“ (Adamzik 2018: 288, Hervorhebung im Original).

- dass die Terminologie nicht prinzipiell zwischen Fach- und Alltagssprache unterscheide (vgl. Temmerman 2000: 32 mit Bezug auf Boulanger 1995: 197; vgl. Müller/Behr/Steffek 2019: 106; vgl. Reinart/Pöckl 2015: 73; vgl. Müller/Mell 2020: 198) und dass die Terminologie nicht nur Inhalts- und Umfangsdefinitionen im oben beschriebenen Sinne, sondern weitere Definitionsformen zulassen solle, mit den Worten Sagers „the full range of definitions currently being used both in lexicography and terminology“ (Sager 1990: 42).

Um unterschiedlichen Formen des Definierens und ihrer Erforschung im Bereich der Linguistik weiter auf den Grund zu gehen, werden im Folgenden weitere Ansichten aus der Lexikografie zur lexikografischen Definition referiert.

Einen Überblick zur „lexikographischen Definition im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch“ findet man bei Wiegand (1989) und Kolde (2001). Gottfried Kolde stellt in seinem Überblick zur „Geschichte der lexikographischen Definition im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch des Deutschen“ dar, welchen Wert Lexikografen seit Adelung Bedeutungsangaben in einsprachigen Wörterbüchern zuerkannt haben. Die von Johann Christoph Adelung angestoßene Tradition, „den Begriff eines jeden Wortes und einer jeden Bedeutung desselben auf das genaueste zu bestimmen“ (Adelung [21793] 1970: VI), sei durch Jacob Grimms Bemerkung vom „geschlepp langweiliger definitionen“ (¹DWB, Bd. 1, 1854: XL) und die im 19. Jahrhundert übliche „Ausrichtung der germanistischen Lexikographie auf die Wortgeschichte“ (Kolde 2001: 283) erst einmal wieder zu Ende gegangen. Kolde spricht auf dieser Grundlage sogar von einem „Fehlen einer kontinuierlich gewachsenen Kultur der lexikographischen Definition“ (Kolde 2001: 281) in allgemeinen einsprachigen deutschen Wörterbüchern bis hinein in die Mitte des 20. Jahrhunderts. Er plädiert auf der Basis des Status quo von 2001 dafür, dass lexikografische Definitionen im Hinblick auf ihre Angemessenheit von fachlicher Seite stärker reflektiert und diskutiert werden müssten. Es wäre beispielsweise zu fragen, wie eng die Definitionen sich an der Lebenswelt und den Bedürfnissen ihrer Rezipienten/Rezipientinnen¹⁸⁸ orientieren sollten oder welche Definitionsweisen für welche zu beschreibenden Lemmata/Begriffe besonders geeignet seien.¹⁸⁹

188 Zum Beispiel Muttersprachler/innen oder Lernende von Deutsch als Fremdsprache.

189 So ließen sich Körperteile besonders einfach über ihre Funktion definieren (Kolde 2001: 286). Die Diskussion, dass verschiedene Phänomene und Konzepte unterschiedliche Definitionsformen erfordern, findet man auch bei Temmerman (2000: 226). Es wird ferner in der fachsprachlichen Literatur darauf hingewiesen, dass in technischen Fächern ein stärkerer Fokus auf Definitionen und Standardisierungsprozessen im klassisch-terminologischen Sinn liege als in den

Hierzu passt die Feststellung Wiegands, dass selbst Wörterbücher desselben Typs – z. B. „sog. Definitionswörterbücher[n]“, die „ein Sprachstadium einer historischen Einzelsprache“ untersuchen – im Detail recht verschieden sein können. In allen Wörterbüchern dieses Typs sei allerdings „eine sog. lexikografische Definition obligatorisch“ und auch in anderen Wörterbuchtypen (z. B. Autoren-, Fach-, Varietäten- und Lernerwörterbüchern) gelte „das Prinzip des semantischen Kommentars“ (Wiegand 1989: 531).

Wiegand sieht die Verwendung des Begriffs ›*Definition*‹ für die lexikografische Arbeit in allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern kritisch. Denn zum einen sei der Begriff der ›*Definition*‹ selbst ein Beispiel für eine „abgegriffene[n] terminologische[n] Münze“, wobei es keine Verständigung darüber gebe, was unter einer lexikografischen Definition genau verstanden werde (Wiegand 1989: 532), zum anderen führe die Verwendung des Ausdrucks *Definition* für „Bedeutungsparaphrasenangaben“ in allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern durch die verzweigte philosophische und wissenschaftstheoretische Prägung des Definitionsbegriffs zu „falschen“ und „irreführenden“ Auffassungen, was Einträge in allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern leisten (sollen) (vgl. Wiegand 1989: 542). Wiegand argumentiert weiter, dass man nur dann von *Definitionen* in allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern sprechen dürfe, wenn im gemeinsprachlichen Gebrauch in dialogischen Situationen auf die Frage „Was ist ein x?“ Worterklärungen folgten, „die selbst das zu erklärende Wort nicht enthalten“, und diese dann „usuell mit *Definitionen*“ bezeichnet würden (ebd.).

Diese Arbeit verwendet den Ausdruck *Definition* jedoch gerade deshalb: 1.) weil das zu erklärende Wort teilweise sogar in Frageform den darauf folgenden Erläuterungen sowohl im fachwissenschaftlichen als auch im öffentlichen Diskursstrang in vielen untersuchten schriftsprachlichen Passagen vorangestellt wird und 2.) weil man in den Texten des fachlichen, aber auch des öffentlichen Diskurses Reflexionen über den Ausdruck *Definition* im Ko- und Kontext zum Ausdruck *Burnout* findet (z. B. Enzmann/Kleiber 1989: 58, Schaufeli/Enzmann 1998: 19ff. im QV unter 8.1.5; Kaschka/Korczak/Broich 2011, Dt. Ärztebl. im QV unter 8.1.4; AU (2013) im QV unter 8.1.7; Blech 1999 in der ZEIT vom 2.12.1999 im QV unter 8.1.6, siehe auch Kap. 4.2.2). Wiegands Hinweis, dass man zwischen wissenschaftlicher und Alltagsdefinition unterscheiden müsse (vgl. Wiegand 1989: 542), wird für diese Arbeit übernommen. In diese Richtung weist auch die Arbeit von Stanaitytė aus dem Jahr 2005 zu „Alltagsdefinitionen und ihre[n] Funktionen“, auf deren Ergebnisse im Laufe dieses Kapitels noch eingegangen wird.

Geistes- und Sozialwissenschaften (vgl. Fraas 1998: 428f.; vgl. Galinski/Budin 1999: 2197–2199; vgl. Müller/Mell 2020: 202).

Im weiteren Verlauf des Handbuchartikels beleuchtet Wiegand (1989) verschiedene fachliche Zugänge und Sichtweisen auf Bedeutungsparaphraseangaben: Er gibt einen kritischen Überblick zum Wechselverhältnis zwischen einsprachiger Lexikografie und Merkmalssemantik (Wiegand 1989: 543ff.) und führt in die handlungssemantische Deutung von Bedeutungsparaphraseangaben als „Teile von quasi-natürlichen, potentiellen Antworten auf antizipierte Fragentypen“ ein. Wiegands kritische Haltung zur merkmalssemantischen Perspektive wurde weiter oben in diesem Kapitel schon skizziert. In diesem Zusammenhang kritisiert er besonders auch das sog. Redundanzverdict: Die „am weitesten reichende Forderung“ von Vertretern der Merkmalssemantik (zum Beispiel Viehweger 1982) sei, „daß sog. lexikographische Definitionen nicht redundant sein sollen“ (Wiegand 1989: 550). Bei Viehweger würden Merkmale als redundant bewertet, wenn sie für die Unterscheidung einer „betreffende[n] Art (genus proximum) von anderen Arten der gleichen Gattung“ nicht relevant wären oder wenn Definitionen über die denotative Bedeutung hinaus „nichtdenotative Abbildkomponenten“ enthielten (Viehweger et al. 1977: 283f.; Wiegand 1989: 551).¹⁹⁰ Nach Wiegand geht es bei dieser Forderung auch um das Verhältnis zwischen „sprachlichem (bes. semantischem) und enzyklopädischem Wissen“, wenn bemängelt wird „daß innerhalb von Bedeutungsparaphrasenangaben häufig im genannten Sinne ‚redundante Merkmale‘ und damit enzyklopädische Merkmale auftreten“. Es gebe aber kein Verfahren, „wie diese von den ‚nichtredundanten‘ strikt getrennt werden können“, und bei bestimmten Einträgen, „z. B. bei Lemmazeichen, deren Bedeutung stark kulturspezifisch ist“, seien enzyklopädische Wissens Elemente „sogar wünschenswert“ (Wiegand 1989: 551). Hinsichtlich der Frage, wie das Verhältnis zwischen sprachlichem und enzyklopädischem Wissen zu bestimmen ist, gibt es auch nach heutigem Forschungsstand keinen Konsens (Busse 1997: 13ff.; Felder 2006b: 26f., vgl. auch Scherner 2000: 191). Wie zu zeigen sein wird, ist bei der Analyse der definitorischen Bestimmungen von ›BURNOUT‹ in diesem Diskurs jedoch nicht der Versuch der Abgrenzung, sondern der Verbindung von sogenanntem „Sprachwissen“ und „außersprachlichem Wissen“ und das Zusammenspiel von (implizitem) prozeduralem und deklarativem Wissen erkenntnistiftend.¹⁹¹ Daran anschließend werden in dieser Arbeit auch die Ausdrücke *Lexikon* und *Wörterbuch* weitgehend synonym verwendet.¹⁹²

190 Am Beispiel eines Wörterbucheintrags zu *Amsel*: „dessen flötender Ruf oft in der Dämmerung ertönt.“

191 Zum Verständnis von prozeduralem und deklarativem Wissen in dieser Arbeit siehe Kap. 4.1.1.

192 Zur Unterscheidung verschiedener Nachschlagewerke vgl. Schierholz (2003: 8ff.).

Wiegand bringt das Redundanzverdict als Beispiel dafür vor, dass die wissenschaftstheoretische Prägung des Definitionsbegriffs zu nicht praktikablen Ansprüchen in der lexikografischen Praxis führe. Aus diesem Grund bewertet er die Verwendung des Ausdrucks *lexikografische Definition*, wie bereits beschrieben, kritisch. Er spricht stattdessen von „Bedeutungsparaphrasenangaben“ und empfiehlt den Bezug auf „Alltagsdialoge über nennlexikalische Ausdrücke als natürliche Bezugspunkte für die einsprachige Lexikographie“ (Wiegand 1989: 553). Dies erläutert er an einem Beispielausschnitt eines Gesprächs zwischen zwei zwölfjährigen Jungen (Wiegand 1989: 554):

„M beschreibt anhand seines Kajaks einen typischen Kajak [...], und zwar bestimmt M diesen für B dadurch näher, daß er eines der lexikalisierten Hyperonyme zu *Kajak* anführt, nämlich *Paddelboot*, so daß B ein bestimmtes Kategorienwissen als Teil des gegenstandskonstituierenden Bedeutungswissens erschließen kann. [...] Dieses Wissen wird zugleich spezifiziert durch den Prädiktor *klein* sowie durch die Charakterisierung „oben hat es ...“ (3).

Mit (3) äußert sich M über Kajaks, spricht damit über etwas Nichtsprachliches, und B erfährt etwas über Kajaks. Aber dadurch, daß M dies in bestimmter Weise tut, nämlich charakterisierend (also so, daß ein Kajak von ähnlichen Gegenständen als etwas Bestimmtes unterschieden werden kann), erfährt B etwas über die Bedeutung *Kajak*.

Bem.: M wendet natürlich nicht das klassische Definitionsverfahren nach *genus proximum* und *differentia specifica* an. Denn der zwölfjährige M kennt dieses Verfahren gar nicht, [...]. Vielmehr sieht man hier, daß allenfalls argumentiert werden kann, daß das klassische Definitionsverfahren einen Versuch darstellt, alltägliche Verfahren (wie sie z. B. bei Casagrande/Hale 1967 untersucht werden) für bestimmte Zwecke zu systematisieren, wobei aber die vorausgesetzten Zusatzannahmen (*ordo universalis*, prinzipielle Unterscheidung von *genus*- und *differentia*-Begriffen u.v. a.m.) sämtlich inakzeptabel sind.

(Wiegand 1989: 554f., kursive Auszeichnungen im Original)

Das Beispiel und Wiegands Analyse wurden in dieser Ausführlichkeit zitiert, da darin folgende Punkte offensichtlich werden, die für die vorliegende Arbeit von großer Bedeutung sind: Der Junge M folgt einem „Verfahrensmuster“, über das er aber nicht im Sinne von „deklarativem Wissen“ bewusst verfügt, sondern sein Verhalten basiert auf „alltägliche[n] Verfahren“ oder anders ausgedrückt auf vor-reflexivem praktischem Wissen. „Definitionen in der Interaktion“ wie in dieser beschriebenen Gesprächssequenz werden in einem aktuellen Forschungsprojekt auch am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache untersucht. In der Projektbeschreibung werden Definitionen folgendermaßen umrissen:

Definitionen dienen Gesprächspartnern dazu, die Bedeutung von Begriffen, Ausdrücken und Konzepten gemeinsam auszuhandeln oder (etwa in Lehr-Lern-Kontexten) mittels defi-

nierender Semantisierungspraktiken unbekannte Begriffe und Konzepte einzuführen und zu erklären. Es handelt sich dabei i. d. R. nicht um lexikonartige Definitionen, die Begriffe abstrahierend und kontextfrei definieren. Stattdessen sind Definitionen häufig an den situativen Kontext gebunden, der für die Gesprächsteilnehmer in der aktuellen [...] Gesprächssituation relevant ist [...].¹⁹³

Menschen erlernen demnach von klein auf definierende Semantisierungspraktiken und unterscheiden dabei kontextuell und intuitiv auch zwischen relevanten und weniger relevanten Merkmalen, um den Gegenstand/Begriff zu charakterisieren oder von bedeutungsähnlichen Vertretern abzugrenzen. Henrike Helmer beschreibt mit einem konversationsanalytischen und interaktionslinguistischen Ansatz, dass Sprecher/innen in Gesprächen mit der Formulierung *x heißt y* zum Beispiel entweder Fach- oder Fremdwörter, die ihren Gesprächspartnern nicht bekannt sind, oder indexikalische, ambige, polyseme oder problematische Ausdrücke erklären. Ihre Analysen deuten darauf hin, dass Definitionen von Fach- und Fremdwörtern, obwohl diese ebenso wie die Definitionen problematischer Ausdrücke jeweils situativ verankert werden, teilweise eher allgemein formuliert werden, so dass die angegebenen Denotationen auch auf andere Situationen übertragbar sind (vgl. Helmer 2020: 278; 294).

Das wiederholte Rezipieren von Bedeutungsparaphrasen im Prozess des Spracherwerbs oder in Lehr-Lern-Situationen und die Verwendung von einsprachigen Wörterbüchern im Schulunterricht können, so ist weiterhin anzunehmen, dieses Praxiswissen zum Definieren befördern. Das Beispiel der beiden Jungen bei Wiegand zeigt, dass Definieren ein basales Bedürfnis in einer Sprachgemeinschaft darstellt. Überträgt man das zitierte Beispiel der Kinder auf die vorliegende Diskursanalyse, so lässt sich Folgendes daran veranschaulichen: Es geht für diese Arbeit ähnlich wie im Projekt „Definitionen in Interaktion“ nicht um die Frage, an welchen Stellen eins zu eins und in vollendeter Form das „klassische Definitionsverfahren“ angewendet wird, sondern welche (nicht reflektierten) Verfahrensmuster bzw. Praktiken mit definitorischer Funktion sich im Diskurs zeigen bzw. welche Ähnlichkeiten sie zu reflektierten Methoden des Definierens und der Angabe von Bedeutungsparaphrasen aufweisen. Die Erkenntnisziele und Desiderate in Bezug auf den Forschungsgegenstand DEFINIEREN aus diskurslinguistischer Sicht wurden in Kapitel 1.1 beschrieben und werden in Kapitel 4.3.4 mit Bezug auf die Heuristik des Definierens noch weiter differenziert.

193 Das Forschungsprojekt „Definitionen in der Interaktion“ wird auf folgender Internetseite beschrieben: <https://www.ids-mannheim.de/definitionen/> (zuletzt eingesehen am 12.7.2021).

Inhaltlich anknüpfend an die Ausführungen Wiegands zur lexikografischen Praxis der Bedeutungsparaphraseangaben/lexikografischen Definitionen im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch, findet man bei Töpel (2014) eine Übersicht über den Stand der Forschung zu lexikografischen Methoden für die Erstellung von Bedeutungsparaphraseangaben und „Typen der Bedeutungsparaphrase“ in Bedeutungswörterbüchern. Töpel konstatiert, dass „bisher keine sprachwissenschaftliche Theorie eine konkrete Methode zum Verfassen von Bedeutungsparaphrasenangaben“ vorgelegt habe (Töpel 2014: 293). Man könne aber „in den konkreten semantischen Paraphrasen bestimmte theoretische Ansätze“ wiedererkennen, wie z. B. die Merkmalssemantik oder den Prototypenansatz (ebd.). Folgende zehn Typen von Bedeutungsparaphraseangaben spielen nach Töpel (2014) mit Bezug auf Schläefer (2009) in „monolingualen, allgemeinsprachigen Wörterbüchern der Gegenwartssprache“ eine Rolle (Töpel 2014: 302f.):

- 1) „Die logische Bedeutungserläuterung“ orientiert sich am „aristotelischen Vorbild“;
- 2) Die „paradigmatische Bedeutungserläuterung“ über „Synonyme (seltener Antonyme)“;
- 3) „Die morpho-semantische Bedeutungserläuterung“ – sie „paraphrasiert, das syntagma-interne Bedeutungsverhältnis der beiden unmittelbaren Konstituenten“ (Schläefer 2009, 95) und kann mit der Wortbildungsbedeutung gleichgesetzt werden, z. B.: *Geburtstagsgeschenk* ‘Geschenk zum Geburtstag’ (Duden online);
- 4) Die „Negations-/Ausschlussparaphrase“, z. B.: *locker* ‘nicht straff [gespannt], nicht starr; nicht fest’ (Duden online);
- 5) Die „Funktionsparaphrase“, die „vorwiegend bei den synsemantischen Wortarten benutzt“ wird. „[S]ie benennt ‚grammatische, semantische oder pragmatische Funktionen‘ (Schläefer 2009, 96), z. B.: *was* ‘bezeichnet in Relativsätzen dasjenige, worüber im Relativsatz etwas ausgesagt ist’ (Duden online).“;
- 6) Die „Einwortparaphrase“ – die Bedeutungserläuterung „besteht [...] lediglich aus einem einzigen Wort“, z. B. *Zündholz* ‘Streichholz“;
- 7) Die „Rektionsparaphrase“ – sie wird „vor allem bei Verben eingesetzt und zeigt in ihrer Struktur bereits die Rektion“;
- 8) Die „metalinguistische Bedeutungserläuterung“, weist Relationsprädikate auf, die eine metalinguistische Aussage über die Funktion des Stichwortes enthalten (Schläefer 2009, 96), z. B.: *Raffel* ‘(landschaftlich salopp abwertend) großer, als hässlich empfundener Mund’ (Duden online);
- 9) Die „taxonomische Bedeutungserläuterung“ nach Schläefer (2009: 95f.), die „stärker in Fachwörterbüchern Verwendung findet, weil sie begriffliche Taxonomien voraussetzt“.
- 10) Die „ostensive Bedeutungserläuterung“ nach Schläefer (2009: 95f.), wenn eine „Abbildung die Funktion der Bedeutungsparaphrase übernimmt“.

Welche Art der Bedeutungsparaphraseangabe gewählt werde, hänge „von einer Vielzahl von Faktoren“ ab (Töpel 2014: 304f.). „Die erste Gruppe der Aspekte“ betreffe das Wörterbuch selbst, beispielsweise die Zielgruppe und Art des Wörterbuchs (ebd.). „Die zweite Gruppe von Einflussfaktoren“ hänge „mit den speziellen Charakteristika des zu beschreibenden Lexems“ zusammen:

Die typische logische Bedeutungserläuterung lässt sich lediglich auf Vertreter der Auto-
semantika anwenden, bei den synsemantischen Wortarten muss auf eine Funktionspara-
phrase zurückgegriffen werden. Auch die Wortart des Lexems bzw. seine grammatischen
Eigenschaften spielen eine Rolle, wenn es um die Wahl eines angemessenen Paraphrasen-
typs geht [...]. (Töpel 2014: 305)

In ähnlicher Weise argumentiert auch Kwary (2011), der eine Typologie von Defi-
nitionsformen in Wörterbüchern für spezielle Fachgebiete vorschlägt, je nachdem
ob sich die Wörterbücher an Experten/Expertinnen oder Laien richten und ob sie
für das Textverstehen oder die Textproduktion genutzt werden sollen.

Diese Faktoren lassen sich auf die Analyse des Burnoutdiskurses übertragen.
So werden die Passagen, in denen das Phänomen oder der Begriff ›*BURNOUT*‹
definiert wird, im praktischen Teil der Arbeit dahingehend analysiert, ob sie je
nach Kommunikationssituation und Publikationstyp (und den damit einherge-
henden Zielgruppen und Textsorten) variieren (vgl. die Kap. 6.2.2.1, 6.2.2.2 und
6.2.3.1 und 6.2.3.2). Des Weiteren ist aus diskurslinguistischer Perspektive zu hin-
terfragen, inwieweit der Bereich, aus dem das zu definierende Phänomen stammt
(also z. B. ›*BURNOUT*‹ als Phänomen des Bereichs PSYCHISCHE GESUNDHEIT UND
KRANKHEIT, vgl. Kap. 3), sich auf die definitorischen Praktiken auswirkt und
inwiefern die Wortart des Neologismus *Burnout* bzw. seine grammatischen Eigen-
schaften für Definitionsbemühungen bedeutsam sind (vgl. Kap. 6.1).

Mit verschiedenen Arten des Definierens im Alltag als „bedeutungsre-
flexive[n] Erläuterungen“ beschäftigt sich Stanaitytė in ihrer Dissertation 2005
(Stanaitytė 2005: 32) anhand von Textmaterialien aus Zeitungen, Zeitschriften
und Broschüren zu unterschiedlichen Themen (Stanaitytė 2005: 13f.). Sie dis-
kutiert zu Beginn ihrer Arbeit in Anlehnung an lexikografische Anforderungen
an Definitionen zwei Kriterien für das Exzerpieren einer erläuternden Textpas-
sage als Alltagsdefinition: erstens die „Bedingung der gegenseitigen Ersetzbar-
keit [bzw. Substituierbarkeit, T.S.] von Definiendum und Definiens“, d. h., dass
Definiens und Definiendum „in jedem vorstellbaren Kontext austauschbar sein
können, ohne dass dadurch eine semantische Veränderung des Satzinhaltes ent-
steht“ (ebd.: 33), und zweitens die „Bedingung des fremden oder unbekannten
Ausdrucks“, d. h. „dass das zu Definierende vom Sprecher bzw. Schreiber beim
Rezipienten als unbekannt angenommen wird“ (ebd.: 33f.). Beide Bedingungen
könnten für die Beschreibung alltäglicher Definitionsverfahren jedoch „nicht
hinzugezogen werden“, da im Alltag einerseits häufig nicht „vollständig“ defi-
niert werde. Andererseits könnten auch „semantische[n] Umdeutungen oder
Interpretationen (z. B. von politischen Schlagwörtern)“, die sich nicht zwangs-
läufig auf unbekannte Ausdrücke beziehen, „zu den alltäglichen Definitionsver-

fahren gezählt“ werden (ebd. 34). Stanaityté legt ihrer Arbeit eine eher weite Konzeption von „Alltagsdefinitionen“ zugrunde. Sie definiert Alltagsdefinitionen als

definitionsähnliche Verfahren im alltäglichen Leben [...], die der Erläuterung einer Wortbedeutung oder der Erklärung einer Sache (oder Aufklärung über eine Sache) dienen. Es sind also Bedeutungsbeschreibungen, die die Identifikation des bezeichneten Bezugsgegenstandes in einer Rede bzw. einem Text ermöglichen. Diese Erläuterungen können sowohl einzelne Wörter, Sätze als auch ganze Textsegmente umfassen.¹⁹⁴ (Stanaityté 2005: 30)

Wie auch schon die Argumentation Wiegands und die Erforschung von „Definitionen in Interaktion“ zeigte, hängt von der Strenge der definitorischen Kriterien ab, ob man bestimmte Strukturen in einem Diskurs oder Gespräch als *Definition* bezeichnet oder nicht. Stanaityté betont des Weiteren mit Bezug auf von Polenz (2000) im Rahmen ihrer Erläuterungen zum Konzept ›Alltagsdefinition‹, dass „Alltagssprache“ „das spontane, direktive, kooperative sprachliche Reagieren auf natürliche und soziale Umwelt, zugunsten eines möglichst breiten, unreflektierten, auf typisierenden Interpretationen beruhenden gesellschaftlichen Konsenses“ regeln würde (von Polenz 2000: 68). Die Auswirkungen dieses unreflektierten gesellschaftlichen Konsenses auf Prozesse des Definierens sind bisher jedoch nicht systematisch an einem Diskurs untersucht worden und dies soll in dieser Arbeit am Beispiel von Texten zum Burnoutsyndrom geleistet werden.

194 Stanaityté beleuchtet im Rahmen ihrer Untersuchung zu „Alltagsdefinitionen und ihre[n] Funktionen“ mehrere Ebenen und stützt sich bei ihrer Analyse der satzsemantischen Struktur von Alltagsdefinitionen zentral auf den satzsemantischen Ansatz von Peter von Polenz (1985, im Literaturverzeichnis unter Polenz 2008). Das linguistische Verständnis von ›Definition‹ ist für Stanaityté entscheidend von lexikografischen Traditionen der Bedeutungserläuterung geprägt. Sie grenzt „Alltagsdefinitionen“ jedoch von „lexikographischen Definitionen“ dadurch ab, dass erstere nicht durch „methodisch geleitete Beschreibungssysteme“ entstünden, sondern als „Erscheinungen im semantischen Diskurs in der natürlichen Sprache“ (ebd.: 27) verstanden werden müssten. Sie untersucht darüber hinaus „Alltagsdefinitionen und ihre Funktionen im Text und in der Textillokutionsstruktur“, „Alltagsdefinitionen und ihre Positionierung in den propositionalen Strukturen des Textes“ und bezieht ihre Erkenntnisse auch auf „Definitionsarten“, bei deren Differenzierung sie sich an der Wissenschaftstheorie und wissenschaftlichen Lexikografie orientiert (vgl. Stanaityté 2005: 172). Stanaitytés Analyseergebnisse werden bei der Formulierung der Forschungsdesiderate dieser Arbeit und der Konzeption der Arbeitsdefinition einer diskursiven Praxis des Definierens berücksichtigt. Es wird dabei dargelegt, in welcher Weise der vorliegende Begriff einer ›diskursiven Praxis des Definierens‹ eine andere Analyseperspektive einnimmt, zum Beispiel dadurch, dass auch „funktionsähnliche[n] sprachliche[n] Mittel“, die Aufgaben des Definierens in der „Fläche“ der Diskursstränge erfüllen, mit einbezogen werden (Kap. 4.3.4). Stanaityté konzentriert sich auf schriftsprachliche Texte öffentlicher Kommunikation (Medientexte, politische Texte, Broschüren, etc.) (siehe Stanaityté 2005: 13f.).

Zum Schluss dieses Überblicks sei noch die korpuslinguistische Erforschung von Fachwortschätzen, Definitionen und kommunikativ-wissenschaftlichen Praktiken angesprochen. Müller/Mell (2020: 198) führen aus, dass der korpuslinguistische Zugang in Arbeiten „zum akademischen Diskurs im Spannungsfeld von Wissen, Sprache und institutionellem Kontext“ aus dem Umfeld der „Didaktik der englischen Wissenschaftssprache“ eine große Rolle spielt:

In diesem Rahmen werden z. B. Termini über Kollokationsprofile bestimmt (Gledhill 2000). Termini werden gleichsam profanisiert und in eine Reihe etwa mit Routineformeln in akademischen Texten gestellt (Hyland 2008). Erhöhte Aufmerksamkeit erhält auch die Frage, welche Rolle Metaphorizität bei der Bildung und beim Gebrauch von Termini spielt. Es ist eher die Regel als die Ausnahme, dass Termini aus anderen Wissensdomänen in Fachdiskurse importiert werden. (Müller/Mell 2020: 198)

Des Weiteren geht es in korpuslinguistischen Arbeiten um die Frage der Annotation von Definitionen in den zu untersuchenden Textkorpora. Die Dissertation aus der Computerlinguistik von Irene M. Cramer verfolgt das Ziel, „Voraussetzungen und Methoden für die automatische Extraktion definitorischer Textsegmente aus Korpora zu untersuchen“ (Cramer 2011: 3). Sie fokussiert ähnlich wie Stanaiyté (2005) Alltagsdefinitionen (Cramer 2011: 3) und formuliert für ihre Annotationsarbeit folgende Definition der Definition:

Eine Definition im Sinn der vorliegenden Arbeit ist eine kurze [hier ergänzt die Autorin per Fußnote: „[i]n der Regel nicht länger als ein Satz“, T.S.] Beschreibung der Bedeutung oder Verwendung einer sprachlichen Einheit. Sie nennt zentrale Bedeutungs- bzw. Verwendungsaspekte dieser Einheit und sollte in Bezug auf Kontexteinbettung, Formulierung und Rezipient informativ und angemessen sein. Für einen Rezipienten ist sie damit ein Hilfsmittel zur Verortung der definierten Einheit in seinem Wortschatz. (Cramer 2011: 6)

Sie greift auf Vorarbeiten zur (halb)automatischen Extraktion von Definitionen zurück und erläutert deren Untersuchungsmethoden und Ausgangsbedingungen, beispielsweise von welchen Definitionsverben, -konstruktionen und Definitionsformen diese ausgehen (z. B. terminologische Definitionen in Fachtexten), wobei „hier häufig eine Beschränkung auf die aristotelische Definition zu beobachten“ sei (Cramer 2011: 97). Die dort genannten „Definitorverben“ (z. B. *bedeuten*, *benennen*, *definieren*, ...) und Definitorkonstruktionen (vgl. Cramer 2011: 62; Westerhout/Monachesi (2007))¹⁹⁵ werden mit den in den analysierten Texten

¹⁹⁵ Cramer nennt mit Rückgriff auf Westerhout/Monachesi (2007) erstens „Definitionen mit dem Definitor sein“, zweitens mit „metasprachlichen Definitorien“ wie „etwa bedeuten, genannt

des Burnout-Diskurses aufgefundenen Definitorverben und -konstruktionen verglichen und gehen dadurch auch in die Übersichtstabellen zu sprachlichen Mitteln des Definierens (siehe Kap. 6.2.2.4 und 6.2.3.3) und in das Modell einer diskursiven Praxis des Definierens ein (vgl. Kap. 7). Darüber hinaus lässt sich die von Cramer durchgeführte Fragebogenstudie mit den in Kapitel 4.2.2 herausgearbeiteten „Erwartungen an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs“ vergleichen. In dieser Umfrage sollten 96 Versuchspersonen intuitiv für verschiedene Textsegmente bewerten, ob es sich ihrer Meinung nach „sicher um eine Definition“, „evtl. um eine Definition“ oder „sicher um keine Definition“ handle. Cramer, die vier Definitionstypen¹⁹⁶ in ihren weiterführenden Annotationsexperimenten berücksichtigt, kommt auf der Basis ihrer aus der Umfrage abgeleiteten Beobachtungen zu dem Schluss:

Die verschiedenen Experimente des Dissertationsprojekts zeigen allerdings, dass es sich bei Definitionen häufig um syntaktisch, semantisch und pragmatisch äußerst komplexe Textsegmente handelt, die nicht nur schwer zu extrahieren, sondern vor allem schwer zu annotieren sind. Ob also ein Textsegment von einem bestimmten Rezipienten als Definition interpretiert und genutzt wird, hängt teilweise stark von individuellen Faktoren ab. (Cramer 2011: iv)

Auch Bender/Müller (2020), die Definitionen in einem Forschungsprojekt als eine heuristische Textpraktik unter anderen in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen untersuchen, diskutieren die verschiedenen Schritte ihres komplexen kollaborativen Annotationsschemas, das sie in ihrer Studie zur Identifikation verschiedener Typen und Varianten heuristischer Textpraktiken anwenden (vgl. Bender/Müller 2020: 15–22): Zum Beispiel ergebe sich bei einer Annotation einer textpragmatischen Kategorie wie der Definition die Frage, „wo ein zu annotierendes Segment beginnt und wo es aufhört“ (Bender/Müller 2020: 20) und wie man gewährleisten könne, dass annotierte Kategorien miteinander vergleichbar

werden“, drittens mit „Satzzeichen als Definitor“ (zum Beispiel Doppelpunkt, vgl. Kap. 6.2.2.1), viertens „Definitionen mit typographischen Merkmalen“ (vgl. Kap. 6.2.2.1 und 6.2.2.2) und fünftens „Definitionen, die Relativ- bzw. Possessivpronomen [sic! Westerhout/Monachesi sprechen nicht von Possessivpronomen, sondern von „demonstrative pronouns“, T.S.] enthalten, mit denen auf ein Definiens in einem vorangegangenen Satz verwiesen wird“ (Cramer (2011: 99) mit Bezug auf Westerhout/Monachesi (2007: 4 ff.), online abrufbar unter: <https://www.semanticscholar.org/paper/Extraction-of-Dutch-definitory-contexts-for-Westerhout-Monachesi/fc8431ac49d63179ab80817e05a8f3de461ce31f?p2df> (zuletzt eingesehen am 21.2.2021)).

196 Sie bezieht sich dabei auf „die aristotelische Definition, die operationale Definition, die wortassoziative Definition und die einfache Synonymendefinition bzw. exemplarische Definition“ (Cramer 2011: 166 ff.).

seien (vgl. ebd.). Aus diesem Grund entscheiden sie sich dafür, „grundsätzlich nur syntaktische Sätze“ zu taggen (ebd.). Bender/Müller verweisen zudem auf die Problematik von Überschneidungen zwischen den zu annotierenden Kategorien und kommen zu dem Schluss, dass es im Hinblick auf die Auswertung besser sei, Mehrfachannotationen zu vermeiden und stattdessen das Kategorienschema so weit zu entwickeln, bis es „eine trennscharfe Annotation mit exklusiven Kategorien“ erlaube (ebd.: 21). Schließlich sei die „Interpretationstiefe im Kategorisierungsprozess“ bei komplexen Annotationen zu bedenken, da es zwischen „sprachpragmatischen und sprachstrukturellen Kategorien probabilistische, nicht aber feste Verbindungen“ gebe (ebd.). Dadurch seien „indirekte Performances heuristischer Textpraktiken“ gegebenenfalls nicht eindeutig erkennbar und würden eine Tiefeninterpretation erfordern. Dies führe jedoch wiederum dazu, dass „Tags auf unterschiedliche Interpretationstiefen“ zugriffen, was die Vergleichbarkeit beeinträchtige, „[s]elbst, wenn im Einzelfall im Sinne eines kollaborativen Annotator-Agreements Übereinstimmung über eine tiefe Interpretation erzielt“ worden sei (ebd.).

Der in diesen Beispielen deutlich gewordenen Komplexität der „Textsegmente“ bei Definitionen soll durch die in dieser Arbeit vorgelegte Heuristik, die induktive und deduktive Analysezugänge kombiniert und die Praxis des Definierens auch über Textgrenzen hinweg diskurslinguistisch in den Blick nimmt, nachgegangen werden. Die in diesem Kapitel dargelegten linguistischen Ansichten zum Forschungsgegenstand ›Definition‹ und die damit zusammenhängenden Praktiken lexikografischer Definition dienen als wichtige Ausgangs- und Orientierungspunkte für die Analyse sprachlicher Mittel des Definierens im Burnout-Diskurs (punktuelle Perspektive, siehe die Kap. 6.2.2–6.2.3). Sie sind Teil der Untersuchungsheuristik, die in Kapitel 4.2. und seinen Unterkapiteln (4.2.1–4.2.4) entfaltet wurde.

4.3 Zusammenfassung: Das Untersuchungsmodell im Überblick

4.3.0 Vorbemerkung

Die folgenden Kapitel bieten eine Zusammenführung der theoretischen und methodischen Grundlagen, die der folgenden diskurslinguistischen Analyse zu wiederkehrenden Zeichenkonstellationen mit definitorischem Potenzial zugrunde liegen. In Kap. 4.3.1 werden demnach in einem kurzen Abriss die Verbindungslinien zwischen den in den letzten Kapiteln dargelegten semiotischen, diskurslinguistischen und praxeologischen Theorien mit Bezug auf den Analysegegenstand aufgezeigt. Daraus ergeben sich zwei Blickwinkel auf das Diskurs-

phänomen „Definieren“: ein sprachhandlungsorientierter (Kap. 4.3.2) und ein praxeologischer (Kap. 4.3.3). Auf der Zusammenführung dieser Perspektiven fußt die Arbeitsdefinition einer diskursiven Praxis des Definierens, die zusammen mit den Desiderata in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand des Definierens im Diskurs in Kap. 4.3.4 dargelegt wird. Die genaue Beschreibung des Analysevorgehens, die eng an diese Kapitel anschließt, erfolgt schließlich in Kap. 6.2.1 im Rahmen des Großkapitels zur Analyse der fachinternen und fachexternen Diskursstränge.

4.3.1 Zusammenfassung theoretischer und methodischer Grundlagen

In Kapitel 2, 3 und 4 wurden Grundannahmen einer zeichengebunden diskursiven Wissenskonstituierung mit Bezug auf die Semiotik von Peirce, die Diskurslinguistik im Anschluss an Foucault und die Analysekatégorie diskurslinguistischer Praktik bzw. Praxis entfaltet. Diese Theorien wurden für die Arbeit miteinander verbunden, weil sie alle von den (sprachlichen) Zeichen selbst ausgehen und ihnen praktische Effekte und damit eine konstitutive Rolle bei der Entstehung von Wissen zusprechen. Des Weiteren eint diese Ansätze zum einen, dass sie sowohl sprach- bzw. diskursintern-systematische als auch sprach-/diskursextern-pragmatische Faktoren in den Sinnbildungsprozess mit einbeziehen und zum anderen, dass sie sich mit dem intrikaten Wechselverhältnis zwischen (vorreflexivem) prozeduralem und (bewusstem) deklarativem (Regel-)Wissen auseinandersetzen (vgl. die Kap. 2.2 und 4.1). Insbesondere die Analysekatégorie der Praktik/Praxis, die in dieser Arbeit für die Diskursanalyse stark gemacht wird, eignet sich gut, um die „im Sozialen gelagerten kognitiven, volitiven, emotionalen und physischen Verhaltensroutinen“ (Müller 2015: 18), die intentionale Handlungen begleiten, differenziert zu beschreiben und in der Analyse mit intentionalen Kriterien zusammenzuführen.

Auf den Untersuchungsgegenstand einer diskursiven Praxis des Definierens bezogen heißt dies, dass Definieren aus sprachhandlungsorientierter und praxeologischer Perspektive untersucht wird. Im Kapitel 4.2, der Heuristik des Definierens, wurden schon einige Funktionen, die Definitionen erfüllen sollen, aus metasprachlichen Äußerungen von Diskursakteurinnen und -akteuren extrahiert, und in den Kapiteln danach wurden wissenschaftstheoretische und linguistische Definitionskriterien dargelegt. Die folgenden Kapitel reflektieren nun den sprachhandlungsorientierten und praxeologischen Blickwinkel genauer und leiten über zum letzten Unterkapitel von Kapitel 4, in dem eine Arbeitsdefinition für die weitere Analyse der diskursiven Praxis des Definierens gegeben wird.

4.3.2 ›Definieren‹ aus sprachhandlungsorientierter Perspektive – repräsentative und deklarative Aspekte

Das Paradigma einer *Definitionshandlung* mit Mitteln der Sprache ist ein Sprechakt, dem sowohl repräsentative als auch deklarative Merkmale zukommen. Repräsentative, da, wie die Beispiele aus dem Burnout-Metadiskurs zum Definieren gezeigt haben (vgl. Kap. 4.2.2), die Propositionen des Definierenden zumindest bei Realdefinitionen danach beurteilt werden, ob sie „der Welt entsprechen“ (Searle 1980: 84). Dieser Anspruch nach sachgemäßem Realitätsbezug führt direkt in die sprachphilosophische Debatte um die Frage, worauf sprachliche Zeichen verweisen, auf „reale Gegenstände und Sachverhalte, [...] mentale Konzepte oder [...] sprachliche Zeichen“ (Bär 2015: 25).¹⁹⁷ Auch wenn man annimmt, dass es eine außersprachliche Realität gibt, so heißt das nicht, dass diese „mit ihren materiellen und geistigen Gegenständen und Sachverhalten in unserer Erkenntnis objektiv gegeben ist“ und dass die Wörter nur „der Bezeichnung dieser Gegenstände“ dienen (Gardt 2002: 111; vgl. Bär 2015: 25). In Definitionen mit sprachlichen Mitteln verweisen Zeichen auf Zeichen und der kommunikative Zweck einer Definitionshandlung besteht darin, dass der Definierende im propositionalen Akt das in Frage stehende Bezugs- oder Redeobjekt prädikativ durch bereits bekannte Zeichen¹⁹⁸ für sich selbst und etwaige Rezipienten (hinreichend genau, wesentlich und systematisch) feststellt oder festsetzt¹⁹⁹, von anderen Sachverhalten/Begriffen differenziert, in bestehendes Wissen einordnet und es dadurch mehr oder weniger genau identifiziert. Metaphern sind dabei möglicherweise aufgrund ihrer ikonischen Kraft zwar ein beliebtes Mittel, aber sie sind vor dem Hintergrund ihres Bezugs zur außersprachlichen Realität auch Gegenstand von Definitionskritik, wie das Beispiel unter Abschnitt D in Kap. 4.2.2 gezeigt hat. Doch könnte diese

¹⁹⁷ Einen differenzierten Überblick zum Repräsentationsproblem (sprachlicher) Zeichen findet man bei Köller (2004: 219ff.) sowie bei Bär (2015: 25ff.); Spitzmüller/Warnke behandeln das Problem der Referenz für die Diskurslinguistik (Spitzmüller/Warnke 2011: 48ff.).

¹⁹⁸ Dabei kann die Gruppe, in der die Zeichen bekannt sind, differieren, beispielsweise Fachgruppen, Berufsgruppen oder die Sprecher/innen der Standardvarietät des Deutschen.

¹⁹⁹ Pawłowski verdeutlicht am Verbenpaar a) *feststellen* und b) *festsetzen* die Unterscheidung zwischen einer Definition, die a) „den Sinn, den dieser Ausdruck in Sprache S besitzt, getreu wiederzugeben“ versucht und b) „wenn der Ausdruck A in der Sprache S vor der Einführung der Definition ungebräuchlich war, oder wenn sie für den Ausdruck A einen neuen Sinn festsetzt, ohne sich um den bereits festgestellten Sinn dieses Ausdrucks zu kümmern“. Für Pawłowski gibt es noch eine dritte „regulierende Definition“, die „zwischen diesen beiden Extremen“ vermittelt (Pawłowski 1980: 18/19). Die Definitionsart b) wird in der Literatur auch als „stipulative Definition“ bezeichnet (Prechtl ⁵2016: 131).

Kritik, dass der metaphorische Ausdruck *Burnout* nicht sachadäquat sei, auch ohne realsemantische Rückgriffe aus gebrauchssemantischer Sicht gedeutet werden? Im Beispiel von Burisch (⁵2014: 9f. im QV unter 8.1.5) zeigt sich ein Konflikt zwischen seiner aktuellen zeichengebundenen Perspektivierungsanstrengung und anderen regelhaften Verweisen bzw. früheren kulturellen Perspektivierungen (vgl. Köller 2004: 219): Burisch versucht, den Zeichenausdruck *Burnout* als „regelhafte[n] Verweis“ (vgl. Bär 2015: 34) für den Verwendungszusammenhang ›Erschöpfung durch anhaltende negative Energiebilanz‹ festzusetzen. Dem steht, wie Burisch behauptet, jedoch ein sich im Zeichen *Burnout* manifestierender regelhafter Verweis auf ›plötzliches Durchbrennen von etwas‹ und dadurch das Konzept ›plötzlicher, gänzlicher Leistungsverlust‹ gegenüber. Wenn von Definitionsakten eine repräsentative Kraft im Searle'schen Sinne verlangt wird, so hieße dies aus pragmasemiotischer Sicht, dass die definitorischen Propositionen danach beurteilt werden, ob sie anderen zeichengebundenen kollektiven Erfahrungen und dem sich in Zeichen manifestierenden „Willen zum Wissen“ (Foucault [1970] 1993: 14f.) entsprechen bzw. daran anschließbar sind. Die definierende Person müsste schließlich – wieder analog zur Argumentation Searles – glauben, dass diese Anschließbarkeit an bestehendes Wissen und damit kollektive Akzeptanz möglich ist. Der ontologische Status des Definiendums, sprich des in Frage stehenden Bezugsobjekts, wäre vor diesem Analysehintergrund eigentlich gleichgültig, da in der Definitionshandlung nur Zeichen auf Zeichen verweisen. Dass der Realitätsbezug dennoch für die Beschreibung definitorischer Praxis im Diskurs Relevanz besitzt, resultiert daraus, dass viele der Definitionen im Diskurs von einem solchen Denkhorizont aus formuliert und in dieser Weise auch sprachlich modalisiert werden (vgl. Köller 1995: 39f; Felder 2006a: 167ff.). Sprachliche Praktiken, welche den Geltungsanspruch einer Definition qualifizieren, sind damit genuiner Bestandteil definitorischer Praxis und daher Gegenstand der vorliegenden Analyse. Des Weiteren würde eine rigorose Absage an den Realitätsbezug in sprachlichen Definitionen dazu führen, dass auch Symptome wie ein stark erhöhter Puls oder Einschlafprobleme, die wir als unmittelbar erfahrbare Reize erleben bzw. die mit den Worten von Peirce Indices darstellen (vgl. Kap. 2.2.2), in den Definitionen gewissermaßen nur als rein sprachliche Produkte erschienen.

Dass Definitionen deklarative Kräfte entfalten können²⁰⁰, wird deutlich, wenn man sich im Bereich von Gesundheit und Krankheit die Rolle der interna-

²⁰⁰ Vgl. auch Felder 2003, der in Anlehnung an Searle definieren den „Deklarativa“ zuordnet (Felder 2003: 70).

tionalen Klassifikationssysteme (ICD, DSM) ansieht. Denn diese Institutionen bewirken, wenn sie ein Beschwerdebild in ihr Klassifikationssystem aufnehmen, dass der noch mögliche „Streit über die Wahrheit einer Behauptung [hier der inhaltlichen Bestimmung eines psychosomatischen Phänomens und der Klassifizierung als Krankheit, T.S.] zu einem Ende kommen kann“ (Searle 1980: 99).²⁰¹ Durch die deklarative Kraft wird „eine endgültige Meinung“ durchgesetzt, die für Peirce ein regulatives Ideal im eigentlich unabschließbaren Sinnbildungsprozess darstellt (vgl. CP 8.148 und Kap. 2.2.2). Die deklarierenden Institutionen bringen den propositionalen Gehalt der jeweiligen Definition mit der Wirklichkeit/dem bestehenden Wissen dahingehend zur Deckung, dass jemand nur dann als ›depressiv‹ gilt und Leistungen der Krankenkasse in Anspruch nehmen kann, wenn er die dort definierten Symptome über einen bestimmten Zeitraum hinweg aufweist (vgl. Searle 1980: 98; Saß/Saß-Houben 2005: 137ff.). Für die in Kapitel 6 erfolgende Analyse ergibt sich daraus die Untersuchungsfrage, an welchen Stellen im Diskurs *Definitions-handlungen* stattfinden und mit welchen sprachlichen Mitteln diese markiert werden. Einige Funktionen des Definierens (Differenzierung des in Frage stehenden Sachverhalts von sachverwandten Gegenständen etc.) können allerdings auch über ein Zusammenspiel verschiedener im Diskurs verteilter Praktiken ‚erfüllt‘ werden. Das folgende Kapitel widmet sich Phänomenen dieser Art aus einer praxeologischen Perspektive.

4.3.3 ›Definieren‹ im Diskurs aus einer praxeologisch-phänomenorientierten Perspektive

Dem deklarativen Akt der Definition eines Krankheitsbildes in einem Klassifikationssystem geht ein „diskursiv-symbolischer“ Interaktionsprozess (Konerding 2009: 90) der Aushandlung und Einigung voraus. Die Deklaration ist das Ergebnis eines Definitionsprozesses innerhalb eines (fach-)kulturellen, sozialen Bedingungsgefüges. Durch die geforderten Kriterien der Allgemeingültigkeit, Exaktheit, Adäquatheit etc., die sich in verschiedenen sprachlichen Modalitätsspielformen widerspiegeln, scheint expliziten Definitionsakten der Stellenwert eines *Anhalts-* oder Kontrollpunkts für den „diskursiven Regress“ (Konerding 2009: 81) innerhalb

201 Searle bezeichnet solche Fälle, in denen Behauptungen deklarative Unterstützung erhalten, auch als „Repräsentativdeklarationen“ (Searle 1980: 99). Des Weiteren führt Searle unter anderem lexikalische Definitionen als Ausnahmebeispiel für Deklarationen an, die keine „außersprachliche Institution“ erfordern, um die Deklaration erfolgreich zu vollziehen (Searle 1980: 98).

einer legitimierenden Argumentation oder eines Diskurses zur Herausbildung deklarativen Wissens zuzukommen. Das Ziel der Aushandlung ist, zumindest im Kontext medizinischer Klassifizierungsbemühungen und Verschreibungspraktiken, ein gemeinsamer Nenner, sprich Konsens. Das heißt jedoch nicht, dass die Gültigkeit von Definitionen und die sich darin zeigenden interessengeleiteten, semiotisch perspektivierten Sachverhalts- und Bedeutungsfestsetzungen bei Themen aus dem Bereich Gesundheit und Krankheit nicht diskursiv ausgehandelt werden (vgl. Felder 2006b; Busch 2006; Felder 2013; Schnedermann 2016 und Kap. 7.3). Wenn in einem Diskurs jedoch Stimmen eine einheitliche Definition fordern bzw. deren Vorhandensein immer wieder negieren, so lässt dies vermuten, dass ein Bedürfnis nach einer gemeinsamen Verständigungsbasis bzw. Identifizierung eines als problematisch wahrgenommenen Phänomens besteht, um für dieses einen gesellschaftlich praktikablen und kontrollierten Umgang zu erzielen. Die Tätigkeit des Definierens erscheint vor diesem Hintergrund als kollektiv-gesellschaftliche „problemlösungsbestimmte Verfahrensweise[n], [...] -routine[n]“ (vgl. Konerding 2009: 85 und Kap. 4.1 dieser Arbeit) zur kontrollierten Identifizierung eines Phänomens.²⁰² Wenn sich in einem Diskurs zudem der Eindruck einstellt, dass sich eine definitorische Konzeptualisierung durchzusetzen scheint, dann ist danach zu fragen und diskursanalytisch transparent zu machen, wodurch dieser Eindruck entsteht (z. B. durch diskursive Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung, siehe Kap. 6.2.4.2), von welcher Qualität dieser vermeintliche definitorische Konsens ist (vgl. Felder 2013: 20 und die zusammenfassenden Kapitel in Kap. 6) und welche meist nicht bewusst verfügbaren sozialen Praktiken und Commonsense-Überzeugungen²⁰³ sich in den Definitionsbemühungen manifestieren bzw. zur Abgrenzung des Definiendums von benachbarten Phänomenen oder Konzepten beitragen (siehe besonders Kap. 6.2.4.1).

Interessant aus dem Blickwinkel einer praxeologisch-phänomenorientierten Perspektive ist folglich, welche Spuren (unwillkürlicher) sozio-kultureller, dis-

202 Dass Definitionen auf ein Bedürfnis nach Orientierung reagieren, wird auch durch die Forschung zu Benutzervoraussetzungen von Wörterbüchern unterstrichen. Wörterbücher seien „Gebrauchsgegenstände“, die „vor allem (aber nicht nur) benutzt werden, wenn sprachbedingte aktuelle Kommunikationsstörungen (Textproduktions- und Textrezeptionsstörungen) oder Unsicherheiten auftreten“ (Wiegand 1989: 552).

203 Mit ›Common Sense‹/›Gemeinsinn‹ wird hier z. B. auf gewohnheitsmäßige Verhaltens- und Handlungsweisen des Umgangs mit Phänomenen aus dem Bereich zwischen ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹, gesellschaftliche Toleranzgrenzen, Skalen, Normen und (Berufs-)Rollenvorstellungen, aber auch fachkulturelle und praktizierte Methoden, Paradigmen etc. referiert.

kursiver Praktiken bzw. Stimuli der Diskurs aufweist, die auf den Prozess des Definierens einwirken bzw. in ihrer Gesamtheit eine diskursive Praxis des Definierens bilden. Mit anderen Worten und auf das Diskursthema bezogen: Welche diskursiven sprachlichen Strukturen korrelieren mit gewohnheitsmäßigen Verhaltens- und Handlungsweisen, um einen Gegenstand wie BURNOUT zwischen den Polen ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹ definitorisch zu verorten?

Im folgenden Kapitel werden die in den letzten Kapiteln aufgeworfenen Fragen und herausgearbeiteten definitorischen Kriterien in einer Arbeitsdefinition und einer diskursiven Praxis des Definierens gebündelt und prospektiv in ein Analyse-Modell überführt.

4.3.4 Arbeitsdefinition einer diskursiven Praxis des Definierens und Forschungsdesiderate

Die Beschreibungsmethode der folgenden Analyse orientiert sich, wie in den letzten Kapiteln dargelegt, an der Analysekategorie der Praktik/Praxis, da diese die Aufmerksamkeit auf die dynamische Verbindung von musterhafter Routine und subjektiver performativer Gestaltung bei der diskursiven Konstituierung von Wissen lenkt. Dem Arbeitsbegriff diskursiver Praxis des Definierens sei daher noch einmal vorausgeschickt, was in der vorliegenden Arbeit mit Rückgriff auf Foucault und soziologische und linguistische Theorien unter einer diskursiven Praktik verstanden wird (vgl. Kap. 4.1 dieser Arbeit):

Diskursive Praktiken sind gewohnheitsmäßige, habituelle²⁰⁴ Verhaltens- und Handlungsweisen²⁰⁵ im Umgang mit Aufgaben, Problemen, Gegenständen²⁰⁶ und semiotischen Ressourcen, die an der Textoberfläche sichtbar werden.

Daran schließt sich folgende **Arbeitsdefinition diskursiver definitorischer Praktiken/Praxis** an:

204 Vgl. die Bedeutungsangabe zu *habituell* auf Duden.online <https://www.duden.de/recht-schreibung/habituell> (zuletzt eingesehen am 8.9.2019).

205 Die Doppelform „Verhaltens- und Handlungsweisen“ verwendet auch Konerding (2009: 86). Zum Begriff des sprachlichen Verhaltens siehe ausführlich Müller (2015: 16ff., zusammenfassend ebd.: 19).

206 vgl. Feilke (2016: 265).

Diskursive definitorische Praktiken werden als Praktiken bestimmt, die einzelne Zwecke oder Aufgaben, die aus den Funktionsansprüchen (eines Fachbereichs) an die Tätigkeit des Definierens erwachsen, mit verfügbaren (sprachlichen) Ressourcen verbinden und in ihrer Gesamtheit dadurch definitorische Wirkung entfalten, d. h. eine diskursive Praxis des Definierens bilden.

In dieser Arbeitsdefinition einer diskursiven Praxis des Definierens werden intentionale und nicht bewusst intendierte Sprachverwendungsregularitäten gleich gewichtet. Das heißt, einerseits werden aus handlungsorientierter Perspektive folgende Anforderungen an eine Definierenshandlung gestellt (vgl. Kap. 4.2.2 und 4.3.2):

Der kommunikative Zweck einer Definierens-*Handlung* besteht im strengen Sinn und insbesondere in Fachtexten darin, dass der Definierende das in Frage stehende Zeichen benennt (= Definiendum)²⁰⁷ und in eine Entsprechungs-, bzw. Äquivalenzbeziehung (= Definitor) zu anderen bereits bekannten Zeichen(ketten) stellt (= Definiens),²⁰⁸ wodurch er das Definiendum für sich selbst und etwaige Rezipienten hinreichend genau, wesentlich bzw. in seiner Typik erfassend und mit dem Anspruch der Adäquatheit und intersubjektiver/allgemein konsentierter Gültigkeit feststellt oder festsetzt, von anderen Sachverhalten/Begriffen/Termini differenziert und in bestehendes Wissen einordnet.

Andererseits, wie an Beispielen in den letzten Kapiteln schon angedeutet wurde und wie in der folgenden Analyse gezeigt werden soll, ist Definieren in diesem Diskurs weit mehr als ein Satz oder Textabschnitt, der eingeführt von einer sprachlichen Formel wie *x ist/bedeutet/bezeichnet y* punktuell, intentional und

207 Nach Peirce könnte man sagen, es wird ein (neuer) Zeichenträger (sign), der im Akt der Interpretation mit einem „Zeichenobjekt“ *x* symbolisch verbunden werden soll, eingeführt; in der satzsemantischen Terminologie von P. von Polenz könnte man sagen, dass ein (neuer) „Bezugsname“ genannt wird, der mit einem „Bezugsobjekt“ *x* verbunden werden soll (von Polenz 2008: 138).

208 Stanaityté (2005) spricht in diesem Zusammenhang mit Bezug auf die satzsemantische Terminologie nach P. von Polenz (1985) davon, dass „das Explizieren einer Bedeutung ein Akt des doppelten Referierens ist: zunächst wird ein Bezug zu einer Referenzstelle hergestellt, worauf dann der zweite Akt des Referierens folgt, indem auf die gleiche Referenzstelle ein weiterer Bezug genommen wird, der sich von dem ersten dadurch unterscheidet, dass er andere Referenzausdrücke zur gleichen Bezugsstelle verwendet“ (Stanaityté 2005: 97). Beim Definieren werden zwei Zeichen direkt aufeinander bezogen. Da Zeichen, wie Bär (2015: 6) mit Bezug auf die Etymologie des Ausdrucks Zeichen ausführt, „nichts anderes als zeigend bzw. zeichenhaft handeln“ heißt, könnte man beim Akt des Definierens davon sprechen, dass das Definiendum-Zeichen und das Definiens-Zeichen in dieselbe Richtung zeigen. (ebd.).

explizit in klassisch-terminologischen bzw. genau gefassten fachsprachlichen Kontexten geäußert wird. Es ist folglich darüber hinaus aus praxeologischer Perspektive zu fragen, welche sprachlichen Formen in der Zusammenschau im transtextuellen Diskursgeflecht definitorische Funktionen übernehmen, auch wenn sie für sich allein genommen keine Definitionshandlungen darstellen. Es wird also des Weiteren gefragt, welche Spuren (unwillkürlicher) sprachlicher und sozio-kultureller Praktiken der Diskurs aufweist, die auf den Prozess des Definierens einwirken bzw. in ihrer Gesamtheit über einen gewissen Zeitraum hinweg definitionsähnliche Effekte stimulieren können.

In der Arbeitsdefinition wurde bewusst nicht zwischen wissenschaftlicher und alltäglicher Definitionstätigkeit unterschieden. Die Arbeit schließt hierbei an empirische Arbeiten der Fachsprachenforschung an, die zwischen Fach- und Alltagswortschatz Verbindungen auch in fachlich geprägten Kontexten gefunden haben (vgl. Kap. 4.2.1 und 4.2.4). Dadurch, dass die definitorischen Praktiken in dieser Arbeit aber kontrastierend in fachlichen und fachexternen Kontexten analysiert werden, können Unterschiede sichtbar gemacht werden, die sich in den dominierenden Typen diskursiver Praxis des Definierens widerspiegeln (vgl. Kap. 7.2). Die Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und alltäglicher Definition ist einerseits wichtig, um bestimmte Kriterien wissenschaftlicher Begriffsbildung herauszustellen und zu schärfen. Sie kann andererseits aber dazu führen, dass die Praxis des Definierens zum einen nur in fachwissenschaftlichen Kommunikationsbereichen untersucht wird und zum anderen, dass mögliche Ähnlichkeiten oder Unterschiede sowie Bedingungsverhältnisse zwischen fachwissenschaftlichen und im Alltag entstehenden Definierenspraktiken, beispielsweise der Bezug auf gemeinsame implizite gesellschaftliche Normvorstellungen, nicht berücksichtigt werden. Dennoch ist mit Rückgriff auf die Untersuchung von Stanaitytė darauf hinzuweisen, dass Alltagsdefinitionen, in einigen Fällen aber auch fachliche Definitionen, gemessen an den oben formulierten strengen Ansprüchen (auf Adäquatheit, Wesentlichkeit etc.) und insbesondere gemessen an Kriterien „korrekte[r] Definitionen“ der traditionellen Logik (Kutschera/Breitkopf⁴1979: 140; vgl. Kap. 4.2.3) und der klassischen Terminologieforschung (vgl. Wüster³1991 und Kap. 4.2.4), eher „definitionsähnliche Verfahren im alltäglichen Leben“ darstellen, „die der Erläuterung einer Wortbedeutung oder der Erklärung einer Sache (oder Aufklärung über eine Sache) dienen“ (Stanaitytė 2005: 30). Die vorliegende Arbeit schließt damit auch an Erkenntnisse empirisch-deskriptiver Analysen zum Gebrauch und zur Definition von Fachwörtern an, die Gütekriterien der strengen klassischen terminologischen Normung in Frage stellen (siehe die Zusammenfassung dieser Kritikpunkte in Kap. 4.2.4). Doch auch wenn die in Kapitel 6 im Folgenden zu untersuchenden definitorischen Textstellen punktuell, das heißt im Rahmen eines Abschnitts, nicht alle

strengen Kriterien erfüllen, so ist die These dieser Arbeit, dass diese Ansprüche (z. B. nach ‘intersubjektiver Gültigkeit’ oder ‘hinreichender genauer Abgrenzung’) im weiteren (trans)textuellen Umfeld über einen Zeitraum hinweg dennoch zum Ausdruck gebracht werden können. Schon Wiegand hatte darauf hingewiesen, dass „definitionsähnliche Verfahren“ in „der alltäglichen Rede“ sich auf „verschiedene Gesprächsschritte verschiedener Gesprächspartner“ verteilen können (Wiegand 1989: 542). Diese Beobachtung wird auf den Diskurs sowohl räumlich als auch zeitlich übertragen.

Vor dem Hintergrund der bisher referierten wissenschaftstheoretischen und linguistischen Perspektiven auf die Tätigkeit des Definierens werden die Erkenntnisziele dieser Forschungsarbeit und Forschungsdesiderate im Folgenden nochmals zusammengefasst:

- Definieren wurde bisher überwiegend als reflektiert-bewusste, zeitlich begrenzte,²⁰⁹ punktuelle Sprachhandlung eines Textautors/einer Textautorin untersucht, in der symbolische Zeichen auf symbolische Zeichen bezogen werden (= symbolischer Fokus). Damit zusammenhängend wurde der Fokus in (korpus)linguistischen Untersuchungen zum Gegenstand ›Definition‹ in schriftlichen Texten überwiegend auf Mehrwort-Cluster und die Satz- oder maximal Textabschnittsebene gerichtet (vgl. Stanaitytė 2005; Cramer 2011; Bender/Müller 2020²¹⁰ und Kap. 4.2.4). Wie ist aber die Beobachtung zu deuten, dass sich bestimmte definitorische Konzeptualisierungen über einen gewissen Zeitraum hinweg in einem Diskurs durchzusetzen scheinen, obwohl es zur gleichen Zeit auch Marker des Dissenses bezüglich der Allgemeingültigkeit dieser Definitionen gibt? Kann man Definieren vor dem Hintergrund dieser Beobachtung zusätzlich zur bewussten Definitionshandlung auch als überindividuellen, transtextuellen chronologischen Prozess begreifen und beschreiben? Welche sozialen und (fach)kulturellen Praktiken und Normen beeinflussen einen solchen sich im Diskurs vollziehenden Definitionsprozess (= indexikalischer Fokus, vgl. Müller 2015: 48ff.)? In welcher Weise ist die intentionale Definitionshandlung „umspielt [...] von im Sozialen gelagerten kognitiven, volitiven, emotionalen und physischen Verhaltensrouti-

209 Müller/Mell (2020: 203) sehen darin ein noch „weitgehend unbeackertes Forschungsfeld“, dass Methoden der sprachhistorischen Forschung zur Fachlexik, die die „historische Dynamik von Fachwortschätzen“ beschreibe, auch auf kürzere Zeiträume von etwa 10 Jahren angewendet werden. Zur diachronen Analyse im Rahmen der deskriptiven Terminologieforschung siehe auch Temmerman (2000: 230).

210 Bender/Müller taggen syntaktische Sätze, um die quantitative Vergleichbarkeit ihrer annotierten Kategorien zu gewährleisten. Sie merken aber an, dass es komplexe definitorische Passagen gebe, die in „Koreferenzketten organisiert“ seien (Bender/Müller 2020: 20).

nen“ (Müller 2015: 18, vgl. Kap. 4.1.2)? Vor diesem Hintergrund untersucht die vorliegende Arbeit Praktiken des Definierens im Burnout-Diskurs in ihren fachkulturellen, sozial-gesellschaftlichen und diskursiven Bedingungen, um daraus Impulse für eine empirisch begründete „Diskurstheorie des Definierens“²¹¹ zu entwickeln (vgl. Schmidt-Hertha/Tippelt 2011: 23).

- Die verzweigte philosophische, wissenschaftstheoretische und linguistische Literatur zum Definitionsbegriff und die aus der klassischen Terminologielehre, Merkmalssemantik und traditionellen Logik stammenden strengen Gütekriterien von Definitionen (z. B. notwendige und hinreichende Merkmale oder die Bedingung der gegenseitigen Ersetzbarkeit von Definiens und Definiendum (vgl. Stanaitytė 2005: 33), im Überblick Cramer (2011: 84) und Kutschera/Breitkopf (⁴1979: 139ff.) vgl. Kap. 4.2.2–4.2.4) haben dazu geführt, dass diese Kriterien in linguistischen Arbeiten insbesondere für Alltagsdefinitionen, aber auch für lexikografische Bedeutungsparaphraseangaben in allgemeinsprachlichen Wörterbüchern und teilweise auch für terminologische Begriffssysteme in überzeugender Weise als zu einschränkend und zu starr zurückgewiesen wurden (vgl. Temmerman 2000: 4–15; Felder 2009a: 43; im Überblick Roelcke ⁴2020: 92–105). Dadurch wurden manche dieser Kriterien für die Praxis des Definierens möglicherweise jedoch zu radikal aussortiert. In der vorliegenden Arbeit wird die These vertreten, dass an Definitionen nicht nur in fachsprachlichen, sondern auch in alltäglichen Kontexten je nach Fachbereich, Kontext und Situation bestimmte funktionale Ansprüche gestellt werden, die über das kontextsensitive „Verständnis sichern“ (vgl. Cramer 2011: 47) bzw. „optimal understanding“ (Temmerman 2000: 121) hinausgehen: Damit sei nicht gesagt, dass eine einzelne fachliche oder fachexterne Definition punktuell betrachtet alle definitorischen Ansprüche erfüllt (vgl. Kap. 4.2.2). Doch diese Kriterien, z. B. der „Anspruch auf angemessene Umgrenztheit und Konzentration auf wesentliche Faktoren“ oder auf „allgemeine Gültigkeit, Validität und Intersubjektivität“, können sich durch Definitionskritik und intertextuelle Bezugnahmepraktiken in einem Diskurs nach und nach durchsetzen. Es scheint nicht nur fachintern, sondern auch fachextern ein prozedurales Wissen vorhanden zu sein, wie man die Aufgabe erfüllt, etwas zu definieren (vgl. Wiegand 1989; Helmer 2020, siehe Kap. 4.2.4). Aus diesem Grund werden in die vorliegende Heuristik einer Praxis des Definierens im Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit die Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens, wie sie von Stimmen im Burnout-Diskurs in fach-

211 Für diese prägnante Formulierung danke ich Prof. Dr. Marcus Müller.

- lichen und fachexternen Texten formuliert werden (= Metadiskurs zum Definieren im Burnout-Diskurs, siehe Kap. 4.2.2), mit einbezogen.
- Die im Burnout-Diskurs aufgefunden definitionsreflexiven Ansprüche sind induktiver Baustein einer Heuristik, die es sich zur Aufgabe macht, für den Fach- und Alltagsbereich psychischer Gesundheit bzw. Krankheit ein 11-Punkte-Modell einer diskursiven Praxis des Definierens zu entwerfen (siehe Kap. 7.2) und aus den Ergebnissen – den dominierenden Typen diskursiver Praxis des Definierens – eine Typologie abzuleiten, die für Anschlussstudien fruchtbar gemacht werden kann. Nach Töpel (2014: 304f.) hängt die Entscheidung, welche Art der Bedeutungsparaphrase gewählt wird, immer auch „mit den speziellen Charakteristika des zu beschreibenden Lexems“ zusammen und nach Kwary (2011) unterscheiden sich Definitionsformen in Wörterbüchern je nach Fachgebiet (vgl. dazu in Bezug auf die deskriptive Terminologieforschung auch Temmerman 2000: 226). Auf die diskursive Praxis des Definierens übertragen heißt das, dass in verschiedenen Fachgebieten und textuellen Erscheinungsweisen unterschiedliche Funktions-Ansprüche an Definitionen gestellt werden können. Das Desiderat dieser Arbeit ist es, ein Analysemodell einer diskursiven Praxis des Definierens zu entwerfen, das an einem thematisch gebundenen Diskurs des Bereichs psychischer Gesundheit und Krankheit und dabei anhand fachlicher als auch fachexterner Texte erprobt wird. Durch die komparative Analyse einerseits von sprachlichen Mitteln und Praktiken mit definitorischer Funktion, die sich punktuell in einzelnen fachlichen und fachexternen Textpassagen zeigen, und andererseits von sprachlichen Stimuli definitorischer Praktiken im weiteren transtextuellen Textgeflecht wird eine mehrdimensionale Typologie diskursiver Praxis des Definierens erarbeitet (siehe Kap. 7.2), die auf andere thematische Diskurse übertragen werden kann.
 - Durch Anschluss-Analysen zu Definierenspraktiken in Diskursen mit einer anderen thematischen Ausrichtung (z. B. Fach- und Vermittlungsdiskurse der Physik, Chemie oder Kunst und Musik) könnte schließlich pro Diskurs herausgearbeitet werden, welche Praktiken spezifisch für das Definieren des jeweiligen Bereichs, hier von Phänomenen aus dem Bereich zwischen psychischer Gesundheit und Krankheit, sind und welche Praktiken themenunabhängig definierende Funktionen erfüllen.

Die bisherige Heuristik sei an folgendem Schaubild zusammengefasst (siehe Abbildung 4). Die ausgefüllten Rechtecke stellen die bisher in dieser Arbeit ausgeführten Schritte der Kapitel 1–4 dar. Die nur umrandeten Rechtecke geben einen Ausblick auf die Analyseschritte der folgenden Kapitel, in denen die Korpora der einzelnen Diskursstränge und die Erscheinungsformen der Texte des Burnout-Diskurses

beschrieben werden (Kap. 5), um im Anschluss daran das diskurslinguistische Analyseverfahren zu erläutern (Kap. 6.2.1) und jeweils auf den fachinternen und fachexternen Diskursstrang anzuwenden (Kap. 6.2.2–6.2.4):

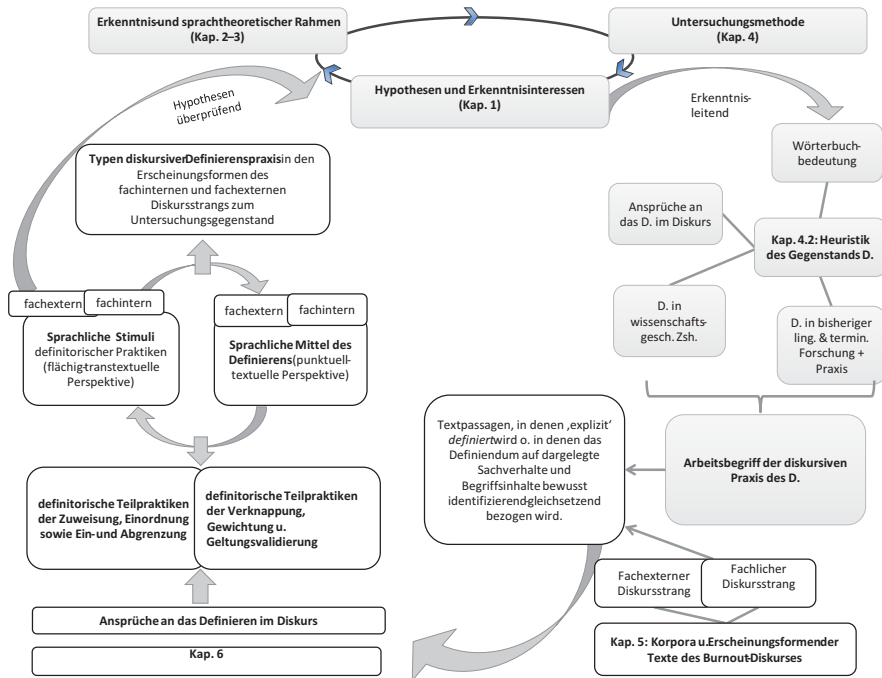


Abb. 4: Heuristik einer diskursiven Praxis des Definierens und Ausblick auf die weitere Analyse in Kap. 5 und 6 dieser Arbeit; (die Abkürzung „D.“ steht für „Definieren“).

5 Korpora und Charakterisierung der Erscheinungsformen der Texte des Burnout-Diskurses

5.1 Begründung der Korpusauswahl und Beschreibung der Diskursstränge

5.1.0 Einleitung in dieses Kapitel

„Wissen über Gesundheit und Krankheit hat gesellschaftlich und diskursiv einen hohen Stellenwert und existiert als sprachlich gebundenes Wissen mit eigenem Geltungsanspruch in massenmedial kommunizierenden Gesellschaften“ (Busch 2015: 369). Schriftliche Texte der Gesundheitsberichterstattung sind in den Massenmedien allgegenwärtig, und sie können damit das Gesundheitserleben einer Gesellschaft maßgeblich beeinflussen. Die vorliegende Arbeit nimmt daher schriftliche Texte (Print- und Online-Texte) als Datengrundlage für die linguistische Diskursanalyse in den Blick.

Um die diachrone Entwicklung der diskursiven Definitionsprozesse zum Phänomen/Begriff ›*BURNOUT*‹ nachzeichnen zu können, wurden schriftliche Texte aus Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern, Fachzeitschriften, Monografien, populärwissenschaftlichen Zeitschriften, Printmedien und von Webseiten öffentlicher Akteure ausgesucht. Der Vorteil von Printtexten im Vergleich zu Texten, die nur online erscheinen, ist, dass sie überdauern und als Zeitzeugen über mehrere Jahrzehnte nachverfolgt werden können.²¹² Vor allem in den Jahren nach der Jahrtausendwende stiegen allerdings die im Internet veröffentlichten Texte zum Phänomen BURNOUT rapide an, sodass diese ebenfalls einen wichtigen wissens- und meinungsbildenden Faktor darstellen. Aus diesem Grund wurden auch Texte aus der deutschen Wikipedia von 2004–2019 und Texte von Webseiten („NetDoktor“ und „Onmeda“), die Informationen zu verschiedenen Krankheits- und Gesundheitsthemen veröffentlichen, für die Analyse heruntergeladen. Zudem wurden auch die Printmedien um Online-Texte desselben Mediums ergänzt (z. B. von ZEIT Online, SPIEGEL Online oder www.apotheken-umschau.de).

Das Ziel der Korpuszusammenstellung war es, aus dem „virtuellen Korpus“ (vgl. Busse/Teubert 1994: 14) eine Auswahl an konkreten Texten zu treffen, die die Heterogenität des wissenschaftlichen und gesellschaftlich-politischen Feldes

212 Mautner prägte den Satz: Gedrucktes ist: „more permanent than most web material“ (Mautner 2008: 32).

zum Thema „Burnout“ sowie dessen zeitliche Entwicklung exemplarisch abbildet. Die Arbeit folgt damit bei der Korpuszusammenstellung dem Verständnis konkreter Textkorpora von Busse/Teubert (1994: 14ff.; vgl. dazu auch Warnke/Spitzmüller (2011: 83). Um der Frage nachzugehen, wie das Phänomen BURNOUT im Diskurs aufkommt, sich verbreitet und diskursiv-definitiv verfestigt, wurden Texte unterschiedlicher Kommunikationszusammenhänge ausgewählt, die BURNOUT zum Thema haben und teilweise untereinander explizite und implizite „semantische Beziehungen aufweisen“ (Busse/Teubert 1994: 14). Mit der Wahl bestimmter zeitlicher Ausschnitte (die Begründung erfolgt in Kap. 5.1.2 und 5.1.3) und Fachdomänen, insbesondere aus dem Bereich der Psychologie und Medizin (vgl. ebenfalls Kap. 5.1.2), wird eine für die Fragestellung der Arbeit multiperspektivische Auswahl an Artikeln den diskurslinguistischen Analysen zugrunde gelegt.²¹³

Die Erstellung der Textkorpora begann semasiologisch über die Suchwörter *Burnout*, *Ausbrennen*, *ausgebrannt*, *Ausgebranntsein* in ihren verschiedenen Schreibweisen²¹⁴. Diese semasiologische Suchstrategie eignet sich für das hiesige Erkenntnisinteresse gut, da die zu untersuchenden Definitionsprozesse an diesen Ausdruck rückgebunden sind. Dennoch wurden auch Texte onomasiologisch erschlossen, um etwaige Veränderungen in der terminologischen Ordnung und implizite Abgrenzungspraktiken oder semantische Kämpfe erkennen zu können. Die onomasiologische Erschließung des Phänomens geschah im Fachdiskurs über Thesauri einschlägiger Datenbanken (siehe Kap. 5.1.2) sowie durch intertextuelle Verweise oder Wiederaufnahmestrukturen in den zu Beginn analysierten Texten. Im fachexternen Korpus wurden des Weiteren Ausgaben der Zeitschrift

213 Mit dem Konzept eines multiperspektivischen konkreten Textkorpus wird der Tatsache begegnet, dass nicht alle überlieferten Texte eines Diskurses, d. h. „das Arsenal an Dokumenten, das der Analyse also prinzipiell zugänglich ist“ (Spitzmüller/Warnke 2011: 83), untersucht werden kann. Die Zusammenstellung erhebt nicht den Anspruch, den Gesamtdiskurs im Sinne eines „imaginären“ oder „virtuellen“ Textkorpus (ebd., mit Bezug auf Busse/Teubert 1994: 14ff.) zum Phänomen BURNOUT repräsentativ abzubilden. Dazu würden neben 69.900.000 Ergebnissen in der Suchmaschine Google zum Suchwort *Burnout* (Stand: 17.11.2019) schließlich auch private Gespräche über dieses Thema und viele weitere Texte gehören. Leitidee bei der Zusammenstellung der Texte war daher die Multiperspektivität in horizontaler (verschiedene Fachbereiche, Akteure), vertikaler (Fach-, Vermittlungs- und alltagsnahe Texte) und diachroner Hinsicht. Die Arbeit untersucht diskursive Praktiken des Definierens in geschriebenen Texten. Texte gesprochener Sprache wurden daher in dieser Arbeit ausgeklammert. Ein Vergleich von Definierenspraktiken in geschriebenen und gesprochenen Texten ist jedoch ein interessantes Forschungsdesiderat für Anschlussstudien.

214 Weitere Schreibweisen im Englischen und Deutschen sind: *Burn-out*, *Burn-Out*, *burned out*, *burnt out*, *Burnout-Syndrom*, *Burn-out-Syndrom*.

„Apotheken Umschau“ und „Psychologie Heute“ seit den 1970er und 1980er Jahren gesichtet (zur genauen Recherche-Aufschlüsselung siehe Kap. 5.1.3).

Das Textkorpus gliedert sich in drei Teilkorpora: Es besteht **erstens** aus Einträgen aus Neologismenwörterbüchern, aus allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern vor und nach 1970 und Treffern zu den Suchwörtern *ausbrennen* und *ausgebrannt* in historischen Textkorpora (DTA 1473–1927 und DWDS-Kernkorpus 1900–1999), um die Entwicklung der Verwendung der Verben *ausbrennen* sowie *to burn out* und der daraus abgeleiteten Nomen *Ausbrennen* und *Ausgebrannt-sein* sowie *Burnout/Burn-out* diachron nachzuvollziehen (= Teil 1a und 1b). Das **zweite** Teilkorpus (= Teil 2a und 2b) bilden innerfachliche und interfachliche (Vermittlungs-)Texte, d. h. dieses Teilkorpus besteht einerseits aus Texten, die von Fachleuten eines spezifischen Fachbereichs wie z. B. der Arbeits- und Organisationspsychologie für Fachleute desselben Bereichs geschrieben worden sind. Andererseits enthält es auch interdisziplinäre Vermittlungstexte, wenn beispielsweise ein/e Psychiater/in einen Informationsbeitrag über ›Burnout‹ in der Zeitschrift „Der Internist“ veröffentlicht oder Fachleute Wissen über einen Gegenstand in Handbüchern oder Fachlexika für die fachliche Lehr-Lern-Situation aufbereiten. Der **dritte** Teil des Korpus (= Teil 3) enthält sogenannte populärwissenschaftliche, jedem öffentlich²¹⁵ zugängliche Vermittlungstexte, in denen „ein Wissensbestand und das zugehörige terminologische Feld zusammenhängend und explizit didaktisiert für eine Zielgruppe dargeboten“ (Jung 1999: 193) werden und Texte des „Typus der öffentlichen Vermittlung im (politischen) Mediendiskurs“ (ebd.: 196), in denen der Fokus nicht nur auf der explizit didaktisierten Wissensvermittlung, sondern auch auf gesellschaftlichen und politischen Ereignissen liegt. Es werden (Vermittlungs-)texte sowohl aus populärwissenschaftlichen Zeitschriften als auch aus klassischen Print-/Onlinemedien und Onlineplattformen (Wikipedia, NetDoktor, Onmeda) untersucht. Folgendes Schaubild (Abbildung 5) bietet eine Übersicht über die untersuchten Teilkorpora. In den folgenden Kapiteln wird die Zusammenstellung der Teilkorpora ausführlich dargelegt.

215 Mit dem Ausdruck *öffentlich* soll verdeutlicht werden, dass die Texte, die in Massenmedien oder Magazinen mit hoher Verkaufsauflage erscheinen, eine breitere und heterogenere Öffentlichkeit ansprechen als die fachinternen Texte, die sich an Fachleute des eigenen Spezial- oder übergeordneten Fachs bzw. Fachleute anderer Disziplinen richten. Des Weiteren soll an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass Fachtexte zwar öffentlich erscheinen, dass der Zugang zu ihnen aber nicht nur durch ihren Fachlichkeitsgrad, sondern auch durch die Organisation ihrer Verbreitung (teurer Anschaffungspreis, meist nur auffindbar über Kenntnisse in bibliografischen Recherchepraktiken, kleinere Auflage) erschwert wird. Foucault fasst solche Prozeduren, die den Subjekten den Zugang zum Diskurs erleichtern oder erschweren, unter der Bezeichnung der „Verknappung der sprechenden Subjekte“ zusammen (Foucault [1970] 1993: 26ff.).

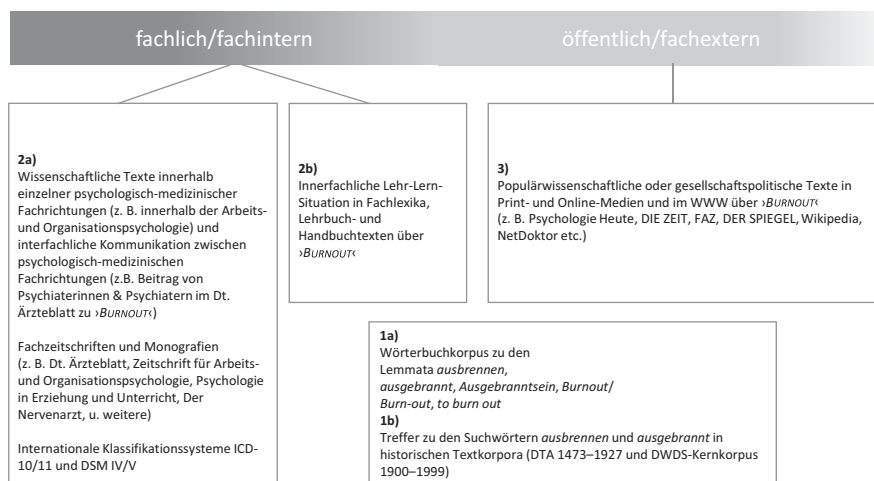


Abb. 5: Übersicht zu den Teilkorpora des Untersuchungskorpus.

5.1.1 Wörterbuch- und Datenbankkorpus zu den Lesarten des Verbs *ausbrennen/to burn out* vor dem 20./21. Jahrhundert

Das Wörterbuch- und Datenbankenkorpus besteht einerseits aus allgemeinen deutschen und englischen Wörterbüchern, Neologismenwörterbüchern und zweisprachigen Wörterbüchern (englisch-deutsch), darunter auch Wörterbücher des 19. Jahrhunderts, und andererseits aus historischen Textkorpora (DTA 1473–1927 und DWDS-Kernkorpus 1900–1999)²¹⁶ und Suchanfragen im Deutschen

²¹⁶ Gesucht wurde erstens im DTA = Deutsches Textarchiv (1473–1927), dessen Textauswahl unter folgender Adresse nachgelesen werden kann: <http://www.deutschestextarchiv.de/doku/textauswahl/>; und zweitens im Kernkorpus des Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache = DWDS-Kernkorpus 1900–1999. Dessen Textauswahl ist unter folgender Adresse dokumentiert: <https://www.dwds.de/d/k-referenz#kern>. Die Suche nach *ausbrennen* ergab im DTA in allen „Textklassen“ 194 Treffer (https://www.dwds.de/r/?q=ausbrennen&corpus=dta&date-start=1473&date-end=1927&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=100, letzter Stand: 7.12.2018) und nach *ausgebrannt* 541 Treffer (https://www.dwds.de/r/?q=ausgebrannt&corpus=dta&date-start=1473&date-end=1927&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=100, letzter Stand: 7.12.2018). Die Suche nach *ausbrennen* im DWDS-Kernkorpus 1900–1999 ergab 50 Treffer, von denen aus urheberrechtlichen Gründen aber nur 38 Treffer angezeigt werden (https://www.dwds.de/r/?q=ausbrennen&corpus=kern&date-start=1900&date-end=1999&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=10, letzter Stand: 7.12.2018). Die Suche nach *ausgebrannt* im DWDS-Kernkorpus 1900–1999

Referenzkorpus des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (DeReKo)²¹⁷ zu den Suchformen *Ausgebranntsein** und den substantivierten Formen *das Ausbrennen/des Ausbrennens/dem Ausbrennen*.²¹⁸ Mithilfe der Wörterbucheinträge und historischen Textkorpora wird der Frage nachgegangen, ob die Ausdrücke (*to burn out / burnt out* und *ausbrennen/ausgebrannt* schon vor dem Beginn des psychologisch-medizinischen Diskurses in ähnlich ‚übertragener‘ Bedeutung im allgemeinen Sprachgebrauch üblich waren (siehe Kap. 6.1.2). Des Weiteren können diese Wörterbücher und insbesondere auch die Neologismenwörterbücher des Englischen und Deutschen neben den Medientexten Indizien dafür liefern, wann die Verwendung der Substantive *Ausgebranntsein*, *Burnout* oder *Burnout-Syndrom* einsetzte und zu welchem Zeitpunkt die Verwendung dieser Bezeichnungen für ein spezifisches psychisches Phänomen als ‘neu’ empfunden wurde.

Folgende Wörterbücher werden untersucht (siehe auch im QV unter 8.1.1):

Allgemeine einsprachige Wörterbücher der deutschen Sprache

- Campe, Joachim Heinrich (1807): Wörterbuch der Deutschen Sprache. 1. Band. Braunschweig: Schulbuchhandlung.²¹⁹
- Adelung, Johann Christoph ([²1793] 1970): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. 1. Theil, von A–E. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig: Breitkopf. Reprografischer Nachdruck mit einer Einführung von Helmut Henne. Hildesheim: Olms.²²⁰
- Heinsius, Theodor (1828–1830): Vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung für die Geschäfts- und Lesewelt. 1. Teilband. Wien: Schade.²²¹

ergab 266 Treffer, von denen 188 Treffer angezeigt werden (https://www.dwds.de/r?q=ausgebrannt&corpus=kern&date-start=1900&date-end=1999&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=10, Stand 7.12.2018).

217 Zur Zusammenstellung des Deutschen Referenzkorpus siehe: <https://www.ids-mannheim.de/digspra/kl/projekte/korpora/>. Die Recherche erfolgt über das Corpus Search, Management and Analysis System Cosmas 2: <https://www.ids-mannheim.de/cosmas2/> (Stand: 30.09.2018).

218 Die Begründung für diese Auswahl der Suchwörter in DeReKo erfolgt in Kap. 6.1.2, S. 226.

219 Teilweise online abrufbar unter: <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10523279.html> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

220 Online abrufbar unter: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=Adelung&mode=Vernetzung&hitlist=&patternlist=&lemid=DA00001 (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

221 Online abrufbar unter: <https://babel.hathitrust.org/cgi/pt?id=hvd.hn4vjr;view=lup;seq=7> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

- Heyse, Johann Christian August (1833): Handwörterbuch der deutschen Sprache. Band 1, A–K. Nachdruck von Georg Olms 1968. Hildesheim: Olms.
- ¹DWB (1854–1960) = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig: Hirzel.²²²
- ² DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Neubearbeitung, hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (vormals Akademie der Wissenschaften der DDR) und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Band 1ff. Leipzig: Hirzel 1960ff.
- Duden (1983; ²1989; ³1996; ⁴2001): Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim u. a.: Bibliographisches Institut/Dudenverlag.
- Wahrig, Gerhard (1966): Das große deutsche Wörterbuch. Gütersloh: Bertelsmann.//Wahrig, Gerhard et al. (1977; 1980; 1986/1987; 1994; 2000): Deutsches Wörterbuch. Gütersloh u. a.: Bertelsmann (in anderen Ausgaben Wiesbaden: Brockhaus und München: Mosaik, siehe im QV unter 8.1.1).

Allgemeine einsprachige Wörterbücher der englischen Sprache

- Oxford English Dictionary Online (²1989, 1992, 1997, 2001–2019): Online-Version des OED mit den vollständigen Daten der 2. Ausgabe von 1989 inklusive der Additions von 1992 und 1997 und vierteljährlicher Updates.²²³
- Cambridge International Dictionary of English (1995). Cambridge: Cambridge University Press.
- Merriam-Webster's Collegiate Dictionary (1975; ¹⁰1993; ¹¹2003; ¹¹2008): America's Best-Selling Dictionary ; New Ways to Find the Words You Need Today. Springfield, Mass.: Merriam-Webster.

Neologismenwörterbücher der deutschen und englischen Sprache

- Berg, Paul C. (1953): A Dictionary of New Words in English. London: George Allen & Unwin Ltd.
- Reifer, Mary (1955): Dictionary of New Words. New York: Philosophical Library.
- Barnhart, Clarence L./Steinmetz, Sol/Barnhart, Robert K. (1973; ²1980; ³1990): The Barnhart Dictionary of New English 1963–1972. Bronxville, N. Y./Berlin u. a.: Barnhart/Langenscheidt.
- Tulloch, Sara (1992): The Oxford Dictionary of New Words. A popular guide to words in the news. Oxford/New York: Oxford University Press.
- Green, Jonathan (1991): New Words – A dictionary of Neologism since 1960. London: Bloomsbury.

²²² Online abrufbar unter: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/>; zuletzt eingesehen am 12.12.2019.

²²³ Online-Ressource: <http://www.oed.com/> (zuletzt eingesehen am 26.11.2019).

- Herberg, Dieter/Kinne, Michael/Steffens, Doris (2004): Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen. Berlin: de Gruyter.
- Quastoff, Uwe (2007): Deutsches Neologismenwörterbuch: neue Wörter und Wortbedeutungen in der Gegenwartssprache. Berlin u. a.: de Gruyter.

Fremdwörter- und etymologische Wörterbücher

- Duden (⁴1982; ⁵1990; ⁶1997; ⁸2005; ¹⁰2010): Fremdwörterbuch. Mannheim u. a.: Bibliographisches Institut/Dudenverlag.
- Duden (⁵2014): Das Herkunftswörterbuch: Etymologie der deutschen Sprache. Redaktionelle Bearbeitung Jörg Riecke, Band 7. Berlin/Mannheim/Zürich: Dudenverlag.

Im fachlichen Korpus befinden sich ebenfalls Fachlexika und Enzyklopädien. Die allgemeinen einsprachigen Wörterbücher allerdings wurden mit einem erweiterten Untersuchungsinteresse zusammengestellt. Denn es geht hier neben der Frage, wie in den Wörterbüchern der jüngeren Zeit *Burnout* definiert wird, darum herauszufinden, welche Lesarten und metaphorischen Verwendungsweisen im allgemeinen Sprachgebrauch für ähnliche Kontexte schon üblich waren (vgl. Kap. 6.1.2 in dieser Arbeit).

5.1.2 Korpuserstellung des fachlichen Diskursstrangs seit 1975

Die Erstellung des Fachdiskurses beruht erstens auf Vorrecherche in Datenbanken (PSYINDEX²²⁴, Pubpsych²²⁵ und PsycINFO²²⁶) mit den Suchwörtern „*burnout*

224 Informationen zur Datenbank aus der Beschreibung der Universitätsbibliothek Heidelberg: „Bibliographische Datenbank zu psychologischer Literatur und Testverfahren aus den deutschsprachigen Ländern sowie psychologisch relevanten audiovisuellen Medien aus allen Gebieten der Psychologie einschließlich psychologisch relevanter Aspekte aus Nachbardisziplinen wie Psychiatrie, Medizin, Erziehungswissenschaft, Soziologie, Sportwissenschaft, Linguistik, Betriebswirtschaft, Kriminologie.“

225 Frei abrufbar unter: <https://pubpsych.zpid.de/pubpsych/> (zuletzt eingesehen am 17.11.2019).

226 Informationen zur Datenbank aus der Beschreibung der Universitätsbibliothek Heidelberg: „PsycINFO verzeichnet Zeitschriftenaufsätze, Bücher, Buchkapitel, Buchbesprechungen, Forschungsberichte, Fallstudien etc. zur Psychologie und verwandten Gebieten wie Psychiatrie, Soziologie, Erziehungswissenschaften, Anthropologie, Pharmakologie, Physiologie, Kriminologie und Linguistik, soweit sie für die Psychologie von Interesse sind. Ausgewertet werden circa 2.000 Zeitschriften. Insgesamt bietet PsycInfo circa 60.000 Neueintragungen pro Jahr mit wöchentlichen Updates an. PsycINFO wird von der American Psychological Association (APA) produziert.“ Zum Berichtszeitraum werden folgende Angaben gemacht: „Zeitschriftenaufsätze ab 1887; Bücher/Buchkapitel ab 1987“.

ODER *burn-out* ODER *ausgebrannt*“ und einer Thesaurus-Auswertung weiterer einschlägiger Suchbegriffe. Um einen Eindruck davon zu erhalten, welche Phänomene/Konzepte von Fachleuten als themenverwandt zu ›BURNOUT‹ angesehen werden, wurden zu Beginn alle akademischen Zeitschriftenartikel in der Datenbank PSYINDEX gesucht, die die Suchwörter *burnout* oder *burn-out* oder *ausgebrannt* im Titel tragen. Bei diesen 392 Artikeln von 1982–2016 wurde ausgewertet, welche Schlagwörter die Fachautorinnen und -autoren zu ihren Beiträgen über ›BURNOUT‹ aus einer Thesaurus-Auswahl der Datenbank Psyn dex vergeben haben.²²⁷ Dabei erwiesen sich vor allem *occupational stress/beruflicher Stress* bei 334, *prevention/Prävention* bei 82, *stress reactions/Stressreaktionen* bei 79 und *working conditions/Arbeitsbedingungen* bei 72 Treffern als sachverwandte Schlagwörter. Des Weiteren kann man bei diesen Schlagwörtern sehen, welche Berufe von Beginn an untersucht wurden: *Lehrer* erscheinen bei 41 Texten und *Lehrermerkmale* bei 19 Texten als sachverwandte Schlagwörter, *Krankenpflegepersonal* bei 29, *Ärzte* bei 17, *Führungskräfte* bei 10 und *Altenpflege* bei 9 Texten.

Parallel wurden verschiedene psychologische, soziologische und medizinische Fachlexika, Handbücher und Lehrwerke konsultiert und jeweils Artikel zum Thema „Burnout“ extrahiert und in das Korpus aufgenommen (siehe den Abschnitt 8.1.2 mit 84 Titeln in der Quellenliste im Anhang). Anhand dieser Anfangsrecherchen in Lexika und Handbüchern, aber auch durch die induktive Durchsicht der Zeitschriftenartikel aus der Datenbank PSYINDEX konnte ein Profil erstellt werden, welche Fächer der Psychologie und Medizin sich vorwiegend mit dem Phänomen/Begriff ›BURNOUT‹ beschäftigen. Ausgehend von diesen Recherchen erwiesen sich vor allem die Arbeits- und Organisationspsychologie sowie Pädagogische Psychologie und kleinere Fächer wie die Medizinische Psychologie und Soziologie, Arbeitsmedizin und verschiedene psychotherapeutische Schulen (z. B. die systemische oder Verhaltenstherapie) und seit den 2000er Jahren auch die Gesundheitspsychologie und Biopsychologie als einschlägig. Die klinische Psychologie/Psychiatrie wird ebenfalls in Lexika als einschlägiges Fach genannt (vgl. Dorsch¹⁶2013: 312 im QV 8.1.2).

Auf dieser Grundlage wurde nach einschlägigen Zeitschriften dieser Fachbereiche gesucht. Das „Deutsche Ärzteblatt“ wurde als auflagenstärkstes Publikationsorgan in Deutschland, das verschiedene medizinische Fachbereiche übergreifend behandelt und auch fachpolitische Entwicklungen abbildet, und „Der Nervenarzt“ als eine der auflagenstärksten deutschsprachigen Fachzeitschriften im Bereich der Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik aufgenommen. Des

²²⁷ Diese Treffer wurden chronologisch aufsteigend im Hinblick auf ihre gemeinsame Verschlagwortung über den Filter „Subject“ ausgewertet (die letzte Recherche in Psyn dex erfolgte im Mai 2017).

Weiteren wurden als Beispiele für eine interfachliche Vermittlungssituation Beiträge aus fachlich weiter entfernten Zeitschriften aufgenommen, wenn Fachleute, die zu ›BURNOUT‹ forschen oder in einem dazu einschlägigen Bereich praktisch tätig sind, Fachleuten anderer Unterdisziplinen (z. B. der inneren oder der Allgemeinmedizin) Ergebnisse einer Studie oder den gegenwärtigen Forschungsstand zu diesem Thema berichten.²²⁸ Zudem wurden Expertinnen und Experten des psychologischen Seminars Heidelberg und Universitätsklinikums Heidelberg danach befragt, welche deutschsprachigen Zeitschriften Renommee in den einzelnen Fachbereichen besitzen.²²⁹ Es wurden überwiegend deutschsprachige Texte in das Fachtextkorpus aufgenommen, da die Anwendungsfächer (wie z. B. die Arbeits- und Organisationspsychologie oder Pädagogische Psychologie) nach einem vom Leibniz-Zentrum für Psychologische Information und Dokumentation (ZPID) veröffentlichten Monitor aus dem Jahr 2016 die „niedrigsten englischsprachigen Anteile“ aufweisen (zum sog. „Sprachenstreit“ siehe Kapitel 5.2, S. 171).

Ausgehend von diesen Recherchen erfolgte eine besonders detaillierte Recherche in den folgenden Fachzeitschriften²³⁰ (siehe im Quellenverzeichnis unter 8.1.4): „Deutsches Ärzteblatt“ (Dt. Ärztebl., 63 Texte)²³¹, „Deutsche medizinische Wochenschrift“ (DMW, 8 Texte), „Der Nervenarzt“ (13 Texte), „Psychologie in Erziehung und Unterricht“ (PiEU, 20 Texte), „Psychotherapie im Dialog“ (PiD, 16 Texte), „Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie“ (PPmP, 19 Texte), „Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie“ (ZfAO, 18 Texte).

Texte aus weiteren deutschsprachigen Fachzeitschriften wie z. B. „Zeitschrift für Arbeitswissenschaft“ oder „Zeitschrift für klinische Psychologie“ und internationalen Zeitschriften wie z. B. „Work and stress“²³² oder „Anxiety

228 Wie zum Beispiel der Beitrag von dem Psychiater H.P. Kapfhammer in der Zeitschrift „Der Internist“ (11/2012: 1276–1288, im QV unter 8.1.5) oder der Beitrag des Autorenteam der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der TU München in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift (2014/139: 2587–2596, = Kissling/Mendel/Förstl 2014, im QV unter 8.1.4).

229 Ich danke Prof. Dr. Ursula Christmann, Prof. Dr. Thomas Fuchs, Prof. Dr. Joachim Funke, apl. Prof. Dr. Alexandra Michel und Prof. Dr. Birgit Spinath.

230 Über Recherche in den Archiven der Zeitschriften mit den Suchwörtern *burnout/burn-out/ausgebrannt/ausbr** sowie teilweise ergänzt durch *occupational stress/beruflicher stress* und *stress reactions* oder manuelle Durchsicht.

231 Beim Ärzteblatt wurden auch Texte der Rubrik „Nachrichten“ und „Leserbriefe“ mit aufgenommen, um das Diskussionspotential rund um das Thema „Burnout“ zu erfassen und im Korpus repräsentiert zu haben.

232 Diese Zeitschrift besitzt für Zeitschriften im psychosozialen Bereich einen hohen Impactfaktor 2.467 (von 2015) (siehe dazu <http://www.tandfonline.com/toc/twst20/current>, zuletzt eingesehen am 15.5.2017).

Stress and Coping“²³³ und einige Monografien und Beiträge in Sammelbänden wurden des Weiteren in das fachliche Korpus aufgenommen, wenn sie beispielsweise ein eigenes Messinstrument oder eine eigene Definition entwickelt haben oder im weiteren fachlichen, aber auch öffentlichen Diskurs häufig bzw. an exponierter²³⁴ Stelle zitiert werden sowie Texte aus dem Bereich der Bio-, Gesundheits- und Sportpsychologie. Auf gleiche Weise wurde auch mit englischsprachigen Artikeln insbesondere der Anfangsphase verfahren. Es wurden die Beiträge aufgenommen, die häufig bzw. an exponierter Stelle im deutschsprachigen Diskurs zitiert werden oder deren Forschungsdesign, konzeptionelle Prägung oder Messinstrument wiederholt aufgegriffen werden.²³⁵ Die in diesem Abschnitt beschriebenen Texte sind im Quellenverzeichnis im Abschnitt 8.1.5 einsehbar (insgesamt 77 Texte).

Schließlich wurden noch die internationalen Diagnose- und Klassifikationssysteme „Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme“ (in den Versionen ICD-10 und ICD-11) und das

233 Diese Zeitschrift besitzt einen Impactfaktor von 1.82 (von 2015/2016), https://www.researchgate.net/journal/1477-2205_Anxiety_stress_and_coping, (zuletzt eingesehen am 15.5.2017).

234 Eine exponierte Stelle im Diskurs stellt beispielsweise die Zitierung in der Einleitung der ersten deutschsprachigen Bibliografie zum Thema „Burnout“ (Kleiber/Enzmann 1990) oder die Erwähnung in einem Übersichtsartikel eines Handbuchs oder eines Reviews im Dt. Ärzteblatt oder in einem HTA-Bericht dar. HTA steht für „Health Technology Assessment“. Diese HTA-Berichte werden vom „Deutschen Institut für Medizinische Dokumentation und Information“ (DIMDI), einer nachgeordneten Behörde des Bundesministeriums für Gesundheit, herausgegeben. Zum Beispiel der HTA-Bericht Nr. 105 zur „Differentialdiagnostik des Burnout-Syndroms“ (= Korczak/Kister/Huber 2010), der wiederum im viel zitierten Beitrag „Modediagnose Burnout“ im Ärzteblatt 46/2011:781–787 methodisch zugrunde gelegt wird. Informationen zu HTA-Berichten unter <https://www.dimdi.de/dynamic/de/weitere-fachdienste/health-technology-assessment/> (zuletzt eingesehen am 3.7.2021).

235 Diese Zweisprachigkeit des Korpus wird in der folgenden Analyse nicht tiefergehend problematisiert. Damit sei nicht gesagt, dass es keine Unterschiede zwischen dem englischsprachigen und deutschsprachigen Burnout-Diskurs bzw. einzelsprachige Perspektivierungen gäbe. Diese könnten in einer kontrastiven Analyse mit einem zweisprachig-ausgewogenen Korpus auf verschiedenen sprachlichen Ebenen untersucht werden. Im Fokus dieser Analyse steht der deutschsprachige Diskurs und wie dieser die englischsprachigen Lehnwörter in den fachlichen und fachexternen Diskursstrang integriert. Die engen Beziehungen zwischen der englischen und deutschen Fachsprache der Psychologie und Psychotherapie, ähnliche metaphorische Verwendungsweisen der Ausdrücke (*to burn(out)* und (*aus)brennen*) sowie die Internationalisierung der naturwissenschaftlich ausgerichteten Fachkommunikation und der Bezug auf international anerkannte Diagnose- und Klassifikationssysteme (ICD, DSM) tragen dazu bei, dass der sprachliche Übergang relativ ‚geräuschlos‘ erscheint. Diese Zusammenhänge werden in den Kapiteln 5.2, 5.3.3.2 und 6.1.2 skizziert.

„Diagnostische und Statistische Manual Psychischer Störungen“ (in den Versionen DSM-4 und DSM-5) in das Fachkorpus integriert (siehe im QV unter 8.1.3).

Das fachliche Korpus wurde auf diese Weise zusammengestellt, um möglichst viele verschiedene Forschungsperspektiven auf das Burnout-Phänomen aufzunehmen. Denn nur auf diese Weise ist die Möglichkeit für verschiedene Arten, wie das Phänomen/der Begriff definiert wird, gegeben.

Im Quellenverzeichnis sind alle Texte zuerst aus den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern (QV 8.1.2), dann aus den Klassifikationssystemen (QV 8.1.3), den einzelnen Fachzeitschriften (QV 8.1.4) und schließlich aus weiteren Fachzeitschriften und Monografien und Sammelbänden (QV 8.1.5) jeweils alphabetisch aufgelistet. Zitate aus diesen Quellen werden (außer bei Auszählungen wie z. B. bei der Keywordanalyse in Kapitel 6.2.4.1 oder bei gesammelten Belegangaben zu sprachlichen Mitteln des Definierens) mit Autorennennung im Fließtext oder in Fußnoten angegeben.

5.1.3 Korpuserstellung des fachexternen Diskursstrangs seit 1975

Die Erstellung des fachexternen Diskursstrangs beginnt mit der Durchsicht der Zeitschriften „Psychologie Heute“ (PH)²³⁶ und „Apotheken Umschau“ (AU)²³⁷ seit 1975. Letztere wurde bis 1990 besonders in den Jahren 1975, 1980 und 1985, ab 1990 jährlich und in den 2000er und 2010er Jahren in ausgewählten Jahrgängen²³⁸ registriert. Durch diese Durchsicht konnten auch Texte, die sachverwandte

236 Im zweiten Quartal 2019 hat „Psychologie Heute“ (PH) eine Druckauflage von 124.137, wie die Zeitung „nach geprüften Zahlen der Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern e. V. (IVW)“ auf ihrer Webseite angibt: <https://www.psychologie-heute.de/service/mediadaten.html> (zuletzt eingesehen am 23.12.2019).

237 Die „Apotheken Umschau“ (AU) ist eines der auflagenstärksten Magazine im Themenbereich Krankheit und Gesundheit in Deutschland. Die verbreitete Auflage (Ausgabe A und B) betrug nach der IVW 2019 im dritten Quartal rund 8,84 Millionen Exemplare. Einsehbar unter: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/797830/umfrage/verbreitete-auflage-der-apotheken-umschau/> (zuletzt eingesehen am 23.12.2019).

238 Und zwar in den Jahren 2000, 2005, 2010 bis 2015 und im Jahr 2017 von Januar bis Mai 2017. Die Auswahl orientiert sich an den quantitativen Auswertungen zum Aufkommen des Ausdrucks *Burnout* im Deutschen Referenzkorpus (DEReKo) des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (siehe auch Abbildung 6 in diesem Kapitel, <http://www.ids-mannheim.de/kl/neoplots/owid/179379.html>, zuletzt eingesehen am 30.4.2021) und aus dem Korpus selbst ermittelten Ereignissen rund um das Thema „Burnout“, wie sie im Laufe dieses Kapitels und in Kap. 5.2 noch ausführlicher beschrieben werden. Des Weiteren wurden Texte beim „Wort & Bild Verlag“, der die „Apotheken Umschau“ herausgibt, angefragt. Auf diese Anfrage erhielt die Verfasserin 10 Texte aus dem Zeitraum 2001–2012 zugeschickt, die ebenfalls in das Korpus eingeflossen sind.

Themen behandeln, wie z. B. das „Helfer-Syndrom“²³⁹, Arbeitssucht,²⁴⁰ Stresserkrankungen bzw. der Zusammenhang von Arbeit, psychisch belastenden Arbeitsbedingungen, Stress und Krankheit²⁴¹, das Konzept der „Gratifikationskrise“²⁴² oder Konzepte, die teilweise als ähnlich etikettiert wurden wie das „Chronische Müdigkeits-Syndrom“²⁴³, aufgenommen und ein diachroner Strang aufgebaut werden. Diese auch bei der Zeitschrift „Psychologie Heute“ entstehende diachrone Übersicht bietet zudem Anhaltspunkte für die Rekonstruktion der gesellschaftlichen und politischen Faktoren, die auf den Burnout-Diskurs einwirken und die in Kapitel 5.2 ausführlich beschrieben werden. Im Folgenden sei an drei Beispielen ausschnittsweise verdeutlicht, inwiefern diese auch bei der weiteren Zusammenstellung des Korpus berücksichtigt wurden.

Erstens entwickelte sich durch das staatlich geförderte „Forschungsprogramm zur Humanisierung des Arbeitslebens“ Anfang der 1970er Jahre eine Diskussion über die Verbesserung von Arbeitsbedingungen und die aufgeworfene

Eine umfassendere digitale Eigen-Recherche im Archiv der Apotheken Umschau im Verlag war nicht möglich.

239 Vgl. z. B. den Beitrag „Unsere kranken Therapeuten“ von Schmidbauer (PH 9/1977: 53–56, = Schmidbauer 1977; PH 2/2009: 62–67, = Schmidbauer 2009, und 6/2005: 64–69, = Speck/Horsch 2005, im QV unter 8.1.7).

240 Vgl. PH 4/2000: 48–53 (= Robinson 2000, im QV unter 8.1.7). Auf der Symptomebene gibt es Überschneidungen und Unterschiede zu Artikeln, die ›Burnout‹-Symptome beschreiben. Arbeitssüchtige gingen auch ins Büro, „wenn es keinen ersichtlichen Grund dafür gibt“ (ebd.: 53).

241 In der AU sind die Themen „Stress“ und „mangelnde Entspannung“ wiederkehrende Themen, vgl. z. B. „Gibt es Stress wirklich“ in AU (1975: 21), „Erkennen Sie Ihren Streßfaktor?“ in AU (1995a: 64–65) oder „Stress? Ohne mich!“ in AU (2005a: 10–16); siehe auch AU (1982: 34); AU (1992: 23); AU (03/2012-A: 10–12, = Wolfrum/Jackus 2012); AU 12/2013-B: 10–16 (= Kandler-Schmitt 2013) und PH 2/2002: 26–27; PH 07/2000: 20–27 (= Ernst 2000); PH 2/2002: 26–27 (= Braun 2002). Auch die Verbindung von (arbeitsbedingtem) psychischem Stress zu somatischen Krankheiten, wie z. B. dem Herzinfarkt, kommt wiederholt vor, z. B. AU (1970) „Am Wochenende droht der Herzinfarkt“ (siehe auch AU (1998: 8–14), AU (2011a) oder PH 12/1980 „Ehrgeizig, überpünktlich, fleißig: Mit Volldampf in den Herzinfarkt“ (= Ernst 1980: 22); siehe auch PH 07/2000 (= Ernst 2000); alle Beiträge im QV unter 8.1.7.

242 Siehe z. B. den Beitrag „Die große Müdigkeit“ in PH 10/2002: 20–29, in dem das Konzept der „Gratifikationskrise“ auf S. 23 erläutert wird (= Krumpholz-Reichel 2002, im QV unter 8.1.7).

243 In PH 4/1992 wird von Hans Finck artikuliert, dass manche zunächst meinten, das Chronische Müdigkeits-Syndrom „wäre eine Art psychophysiologisches Ausgebranntsein, ein ‚Burnoutsyndrom‘, welches nur überdrehte ‚Overachiever‘ (Höchstleister) träfe“ (= Finck 1992: 25, im QV unter 8.1.7); es wurde teilweise ebenfalls als „Modekrankheit“ titulierte (vgl. AU 1995: 40–41); siehe zum CFS auch AU (1974: 10–11); AU (1999: 24–25); AU 10/2010: (= Reinbold 2010: 46–49); alle im QV unter 8.1.7.

Frage, was gute Arbeit ausmache.²⁴⁴ Zweitens begann Anfang der 1970er Jahre der Arbeitsausschuss „AA5 Psychische Belastung“ des „Normenausschusses Ergonomie“ mit der Entwicklung einer „Norm zur psychischen Belastung und Beanspruchung“, auf deren Grundlage 1991 eine internationale Norm entstand, die im Jahr 2000 in das europäische und damit auch in das deutsche Normenwerk übernommen wurde (vgl. Nachreiner 2012: 9; siehe auch Kap. 5.2). Drittens hat das Thema „psychische Gesundheit“ Eingang in Gesetze und Vorgaben des Arbeitsschutzes gefunden, zunächst in der Bildschirmarbeitsverordnung 1996 und 2013 als Zusatz, in der vom Arbeitgeber durchzuführenden Gefährdungsbeurteilung zur „Verbesserung der Sicherheit und des Gesundheitsschutzes der Beschäftigten bei der Arbeit“ (§ 5 Abs. 3 ArbSchG²⁴⁵).

Neben der „Apotheken Umschau“ und der „Psychologie Heute“ wurden des Weiteren Dossiers und Themenhefte weiterer populärwissenschaftlicher Magazine („Gehirn&Geist“, „Focus Gesundheit“, „Geo Wissen“, „Spiegel Wissen“, „Stern“, alle im QV unter 8.1.7), die Internetportale „Wikipedia“, „Netdoktor“ und „Onmeda“ (im QV unter 8.1.8) sowie Medientexte überregionaler Zeitungen/Magazine (Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), DER SPIEGEL, DIE ZEIT, und Süddeutsche Zeitung (SZ), im QV unter 8.1.6) in das fachexterne bzw. öffentliche Textkorpus mit aufgenommen. Die Printmedientexte wurden über die jeweiligen Archive der Zeitungen folgendermaßen recherchiert: Im Zeitraum 1980 bis 2000 wurden alle Texte der FAZ, des SPIEGELS und der ZEIT gelesen, welche die Suchwörter **Burnout** ODER **Burn-out**²⁴⁶ enthalten und die das Phänomen nicht nur erwähnen, sondern mindestens in einem Absatz bzw. einem Satz erläutern. Diese Menge wurde um ausgewählte Texte mit der Suchkombination „(ausgebrannt*

244 In der PH wird dieses Thema mehrfach aufgegriffen: (z. B. PH 2–1975: 9–14; 3–1975: 69–75; 9–1977: 40–46, diese Texte wurden ohne Autorennamen veröffentlicht und finden sich im Quellenverzeichnis im Anhang unter PH (1975a), PH (1975b) und PH (1977), im QV unter 8.1.7).

245 Zum Wortlaut des Gesetzestextes siehe: https://www.gesetze-im-internet.de/arbSchG/_5.html, zuletzt eingesehen am 17.11.2019; siehe als Beispiel für die Berichterstattung über „körperliche und psychische Belastungen bei den Arbeitnehmern an Bildschirmarbeitsplätzen“ den Artikel „Nö, der flimmert nicht“ von Marie-Yvonne Bogacki in einer Ressort-Beilage der Süddeutschen Zeitung vom 15. Juni 1994, S. 913 (= Bogacki 1994).

246 In den verschiedenen Archiven mussten unterschiedliche Trunkierungszeichen gesetzt werden. Im FAZ-Archiv lautete die Suchmatrix: (**Burnout ODER Burnout**) ODER (**Burn-out ODER Burn-out**), in der Süddeutschen Zeitung (*burn-out* ODER burnout**), im SPIEGEL-Archiv wurde mit (*burnout*, burn-out**) gesucht, DIE ZEIT, die im Deutschen Referenzkorpus archiviert ist, wurde über die Rechercheapplikation „Cosmas II“ des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache mit der Suchmatrix (**burn-out* oder burnout*) erschlossen. Da man über Cosmas II nur Ausschnitte aus den gefundenen Texten einsehen kann, wurden die Gesamttexte daraufhin im Archiv der ZEIT nachrecherchiert (Stand 03/2017).

*ODER ausbr**) UND (**stress* ODER *arbeit**)“²⁴⁷ sowie „*sich/sO & ausbrennen*“²⁴⁸ ergänzt. Im ersten Jahrzehnt nach der Jahrtausendwende steigt die Anzahl der Texte, welche die Suchwörter *Burnout/Burn-out* enthalten, so stark, dass ein Weg gefunden werden musste, repräsentative Ausschnitte für eine qualitative Analyse in das Korpus miteinzubeziehen. Im Archiv der FAZ und des SPIEGELS wurden zunächst Texte zwischen 2001–2013/2015²⁴⁹ für die Analyse markiert, die die Suchwörter **Burnout*/*Burn-out** im Titelbereich (und Vorspann) erwähnen (FAZ 99 Texte, SPIEGEL/SPIEGEL ONLINE²⁵⁰ 93 Treffer). Im SPIEGEL und in DER ZEIT wurden vor 2000 ebenfalls Artikel zu den Suchwörtern **Burnout*/*Burn-out** (nicht nur im Titelbereich, sondern im gesamten Text) aufgenommen und in der SZ ergänzend Artikel, die „Burnout“ schwerpunktmäßig zum Thema haben.²⁵¹ Das Archiv der Süddeutschen Zeitung „Librarynet“ wurde des Weiteren für eine Ressort-Recherche in den Zeiträumen 1.1.1992–31.12.2000 und 1.1.2011–31.12.2012 genutzt,²⁵² da in diesem Archiv für den frühen Zeitraum auch die Landkreisausgaben mitberücksichtigt werden können, die interessante Meldungen zu Veranstaltungen vor Ort über „Burnout“ enthalten, und die Ressortverteilung in diesem Archiv gut auswertbar ist. Im Zeitraum 2009–2014 wurden schließlich noch ausgewählte Texte aus der Wochenzeitschrift DIE ZEIT extrahiert, die das Thema „Burnout“ im Artikel umfassend behandeln.²⁵³ Dabei wurden bei allen

247 Ohne das zusätzliche Suchwort *Stress* erhält man zu viele Treffer, die keinerlei Bezug zum untersuchten Gegenstand aufweisen, z. B. *ausgebrannte Unfallfahrzeuge* etc.

248 Vgl. die Recherche dazu im ZEIT-Korpus über das Deutsche Referenzkorpus (DeReKo). Siehe Fußnote 433 und 434 in Kapitel 6.1.2.

249 Aus dem Archiv von DER SPIEGEL/SPIEGEL ONLINE wurden die Treffer bis einschließlich 2013 bei der FAZ/faz.net bis 2015 gesichtet. Zusätzlich wurden einzelne Treffer aus 2016 und 2017 in das Analyse-Korpus aufgenommen (letzte Recherchen am 18.2.2017).

250 Im SPIEGEL wurde vor 2005 noch im Gesamttext gesucht und ab 2005 im Titelbereich.

251 Im SPIEGEL 13 Treffer, in der ZEIT 11 Treffer und in der SZ 11 Treffer.

252 Gesucht wurde mit folgender Suchsyntax: *burn-out* ODER burnout** im Zeitraum 1.1.1992–31.12.2000 in den überregionalen und den Landkreisausgaben der Süddeutschen Zeitung und im Zeitraum 1.1.2011–31.12.2012 in der überregionalen Ausgabe. Die Landkreisausgaben als Quelle wurden bei dieser Recherche aufgrund der Fülle der Ergebnisse nicht mehr berücksichtigt. Die Ressort-Recherche und Auswertung im Archiv der SZ ist in Kapitel 6.2.4.1 beschrieben. Von dieser Recherche wurden nur einzelne Titel, die zitiert werden und das Thema „Burnout“ ausführlicher behandeln, in das Quellenverzeichnis als Einzeltitel übernommen (1992–2000: 11 Titel und 2011–2012: 9 Titel). Kurze Meldungen zu einem Vortrag oder Seminar, die nur für diese Ressort-Recherche genutzt wurden, sind also nicht einzeln im Quellenverzeichnis aufgeführt.

253 2009: 1 Treffer; 2010: 10 Treffer; 2011: 9 Treffer; 2012: 3 Treffer; 2013: 3 Treffer und 2014: 4 Treffer. Aufgrund der Fülle der Texte wurden hier nur noch Texte aufgenommen, die sich mit dem Thema „Burnout“ ausführlich auseinandersetzen. Texte, die das Wort *Burnout* nur am Rande verwenden und sonst über ein anderes Thema sprechen, wurden aussortiert. Damit sei nicht gesagt, dass diese ‚beiläufige‘ Verwendung für die Analyse gänzlich uninteressant ist (diese Texte

Zeitungen und Zeitschriften sowohl Print- als auch Onlinetexte aufgenommen. Presstext-Zitate werden (außer bei Auszählungen wie z. B. für typische Berufsgruppen oder bei gesammelten Belegangaben zu sprachlichen Mitteln des Definierens) mit Autorennennung im Fließtext oder in Fußnoten angegeben.

Die Zugriffspunkte ergaben sich aus einer Zeitverlaufsgrafik des **Online-Wortschatz-Informationssystems Deutsch** (OWID) zum Neologismus *Burn-out* des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (IDS). Die Zeitverlaufsgrafik zeigt, „wie sich in den IDS-Textkorpora („Deutsches Referenzkorpus“ [DeReKo]) das Aufkommen einer neuen Zeichenkette sowie ihr Gebrauch über die Jahre hinweg spiegelt“. Für *Burn-out* zeigt sich ein erster deutlicher Anstieg 2006, ein starker Anstieg in den Jahren 2010, 2011, 2012 und ab 2013 kommt es zu einem Rückgang, 2015 wieder zu einem Zuwachs und erneuten Rückgang.

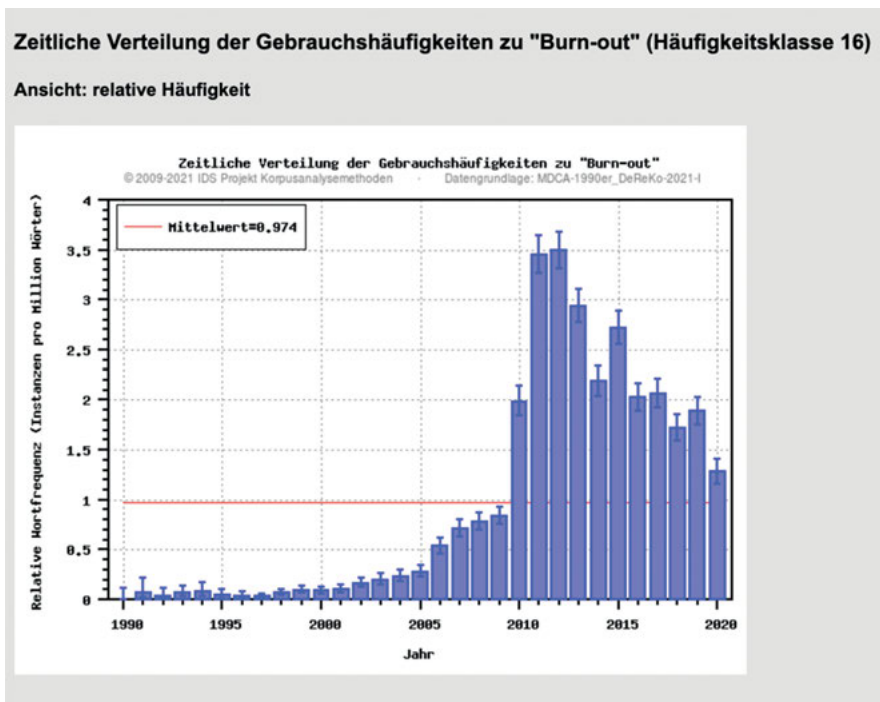


Abb. 6: Zeitverlaufsgrafik zum Neologismus *Burnout* des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (<http://www.ids-mannheim.de/kl/neoplots/owid/179379.html> (zuletzt eingesehen am 30.4.2021)), © Leibniz-Institut für Deutsche Sprache 2009–2021.

sind daher auch Teil des SPIEGEL- und FAZ-Korpus und der in der Fußnote zuvor beschriebenen SZ-Ressort-Recherche).

Des Weiteren kann man der Auswahl von Zugriffspunkten folgende durch Voranalysen ermittelte gesellschaftspolitische Entscheidungen und Ereignisse zum Thema „Burnout“ und angrenzender Themengebiete zugrunde legen:

- Erstens haben prominente Personen wiederholt eine mediale Berichterstattung über das Thema „Burnout“ ausgelöst: So zum Beispiel Sven Hannawald, der sich im April 2004 mit der Begründung, dass er „dem auf ihm lastenden Druck der letzten Zeit nicht mehr gewachsen“²⁵⁴ sei, von den folgenden Trainingseinheiten abmeldete; 2006 wurde berichtet, Jürgen Klinsmann habe seinen Rücktritt damit erklärt, „dass er ‚ausgebrannt‘ sei“²⁵⁵; Ralf Rangnick trat am 22. September 2011 als Trainer des FC Schalke 04 wegen eines „Erschöpfungssyndroms“ zurück, was in der Berichterstattung zu verstärkter Reflexion über den Ausdruck und das Phänomen *BURNOUT* und das *BURNOUT-SYNDROM* geführt hat;²⁵⁶ oder Miriam Meckel, die in ihrem Buch „Brief an mein Leben“ (2010) ihre „Burn-out-Erfahrung“²⁵⁷ beschrieb.
- Zweitens dienen Aktionen von gesellschaftspolitischen Akteuren als Orientierungspunkte, welche darauf zielen, das Thema „Burnout“ bzw. Fragen des Arbeitsschutzes auf die politische Agenda zu bringen, wie zum Beispiel durch Anfragen von (Bundestags-)Fraktionen an die Bundesregierung²⁵⁸ oder durch die Forderung der Berücksichtigung psychischer Belastung im Arbeitsschutzgesetz und die von Gewerkschaften wie der IG-Metall eingebrachte „Anti-Stress-Verordnung“²⁵⁹.

254 Vgl. eine dpa-Meldung in der FAZ, in der berichtet wird: „Sven Hannawald befindet sich zur stationären Behandlung in einer Reha-Klinik“ (= dpa 2004a, FAZ vom 30.04.2004: 43).

255 Siehe dazu Kuhrt (2006), in: ZEIT ONLINE vom 20.07.2006.

256 Vgl. dpa (2011) in ZEIT ONLINE vom 22.09.2011, siehe im QV unter dpa (2011) im Abschnitt der Beiträge der ZEIT und ZEIT ONLINE. Über verschiedene Hochleistungssportler/innen mit „Burnout“ und anderen psychischen Erkrankungen wird auch in der Zeitschrift PH 9/2011 berichtet (= Ustorf 2011: 64–69).

257 Vgl. auch das Interview von Koelbl (2014) im ZEITmagazin Nr. 39/2014, 6. Oktober 2014, „Der Burn-out war ein Totalcrash“ (zuletzt eingesehen am 17.11.2019) und das Buch „Brief an mein Leben“ von Miriam Meckel (in der vierten Auflage aus dem Jahr 2013), siehe im QV unter 8.1.7 Meckel (2013) unter der Rubrik „Weitere populärwissenschaftliche Zeitschriften und Bücher“.

258 Z. B. die Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Jutta Krellmann, Sabine Zimmermann, Dr. Martina Bunge, weiterer Abgeordneter und der Fraktion DIE LINKE zu „Psychische[n] Belastungen in der Arbeitswelt“ (siehe im QV unter 8.1.9 unter der Rubrik „Texte (gesundheits-)politischer Akteure“ Bundesregierung 2012a) oder die Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Beate Müller-Gemmeke, Markus Kurth, Brigitte Pothmer, weiterer Abgeordneter und der Fraktion Bündnis 90/Die GRÜNEN (2012) betreffend der „Aufsichtstätigkeit beim Arbeitsschutz“ insbesondere auch bezogen auf „[P]sychische Gefährdungen am Arbeitsplatz“ (siehe im Quellenverzeichnis Bundesregierung 2012b).

259 Darüber wird z. B. in der FAZ vom 09.01.2013 berichtet (= Schwenn 2013: 11, im QV unter 8.1.6), im manager magazin vom 28.09.2011 (= rei/dpa 2011, im QV unter 8.1.6), in der SZ vom 30.10.2012

- Drittens wird die Berichterstattung zum Phänomen BURNOUT von der Diskussion umrahmt, wo die Grenze zwischen psychischer Gesundheit und Krankheit verlaufe. Diese Frage wurde im Jahr 2013 im Zuge der Einführung der 5. Version des „Diagnostic and statistical manual of mental diseases“ (DSM-5) diskutiert.²⁶⁰

Auf der Basis der Zeitverlaufsgrafik aus OWID und diesen Ereignissen wurde folglich entschieden, welche Jahre im Fokus der Medienanalyse stehen. Das bedeutet nicht, dass in anderen Jahren unbedeutende Beiträge zum Thema „Burnout“ in den Medien erschienen sind, und es wird kein Anspruch auf Vollständigkeit der Zusammenstellung der politischen und gesellschaftlichen Ereignisse zum Thema „Burnout“ erhoben.²⁶¹ Für die Auswahl repräsentativer Ausschnitte spricht jedoch, dass auf diese Weise Verbindungslinien im Korpus hergestellt werden können, welche eine Vergleichbarkeit zwischen den Teilkorpora ermöglichen.

5.2 Fachkulturelle, -politische, sozialpolitische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen des Burnout-Diskurses

Bevor die zu untersuchenden Texte in Kapitel 5.3 aus einem varietätenlinguistischen Blickwinkel heraus fokussiert werden, gibt dieses Kapitel einen Überblick über die fachkulturellen, fachpolitischen und sozialpolitisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, vor denen die Texte über das Phänomen Burnout entstehen. Einige dieser Entwicklungen wurden in Kapitel 5.1 im Zuge der Erläuterung zur Zusammenstellung der Korpora schon erwähnt. Es wird im Folgenden darum gehen, das politische und wirtschaftliche Klima in der Entstehungszeit des Burnout-Diskurses seit Mitte der 1970er Jahre in groben Zügen zu skizzieren und den Gang politisch geförderter Forschungsprogramme und der Forschungsfelder, aus denen die Burnoutforschung zum Teil hervorgegangen ist, zu umreißen.

(Bohsem/Haas 2012) und im Dt. Ärztebl. (siehe Bühring 2014: A-1630, im QV unter 8.1.4).

260 Darüber berichtet zum Beispiel DER SPIEGEL am 12.07.2012 unter dem Titel „Umstrittenes Psychologiewerk: Katalog der Störungen“ (= Hauschild 2012, im QV unter 8.1.6).

261 So könnte man beispielsweise auch die Liste der Prominenten, die über ihre ›Erschöpfung‹ bzw. ihr ›Burnout‹ sprechen, erweitern: 2003 gibt es Berichte darüber, dass der Fußballer Sebastian Deisler wegen eines „Burnout-Syndroms“ in Behandlung sei (siehe im QV SPIEGEL ONLINE 2003a und 2003b), im selben Jahr wird „Burnout“ auch in Bezug auf Harald Schmidts Pause von der Late-Night-Show attestiert (SPIEGEL ONLINE 2003c und 2003d) und Tim Mälzer spricht 2009 über seinen Burnout drei Jahre zuvor (siehe im QV unter 8.1.6 SPIEGEL ONLINE (2009), 22.03.2009).

Will man beschreiben, vor welchem Hintergrund sich der Diskurs zum Thema „Burnout“ entwickelt, so erweist sich einerseits ein Blick auf gesellschaftlich-politische Ereignisse – insbesondere im Bereich wirtschaftlicher Entwicklungen und ihrer Wechselwirkungen mit Arbeitsmarkt, Arbeitspolitik und Wissenschaft – als aufschlussreich, und andererseits geben sachverwandte Forschungsbereiche und die fachliche und fachpolitische Entwicklung der mit diesen Themen befassten medizinisch-psychologischen und -soziologischen Spezialfächer Hinweise auf den historisch-fachkulturellen Hintergrund.²⁶²

Die sozial-, gesellschafts-, politik- und fachgeschichtlichen Entwicklungen der Jahrzehnte 1970–2015 können hier nicht grundständig erörtert werden. Dazu müssten alle gesellschaftlich-kulturellen und fachlichen Dimensionen einzeln in ihrer historischen Entwicklung betrachtet werden. Die folgenden Erläuterungen sollen jedoch dazu dienen, einen Rahmen zu skizzieren, vor dem sich das Thema „Burnout“ ab Mitte der 1970er Jahre entfalten konnte.

Werner Bührer (2002) beschreibt in einem Informationsheft der Bundeszentrale für politische Bildung die wirtschaftliche Entwicklung der 1970er Jahre in der Bundesrepublik folgendermaßen:

Mit den 1970er Jahren endet das deutsche Wirtschaftswunder. Die Binnennachfrage ist gesättigt, neue Produktionsverfahren verringern den Arbeitsaufwand, die Arbeitslosenzahlen steigen und die Einkommen sinken. Durch u. a. Senkung der Staatsverschuldung, steuerliche Entlastung der Unternehmen und Reduzierung der staatlichen Ausgaben für sozialpolitische [sic] Maßnahmen versucht die sozialliberale Koalition der Wirtschaftskrise zu begegnen.²⁶³

Wie im Zitat angedeutet, musste die deutsche Politik seit Anfang der 1970er Jahren auf die erste wirtschaftliche Krise nach dem sog. Wirtschaftswunder reagieren. Die Inflationsrate stieg 1973 bis zur Marke von sieben Prozent und die „Überwindung der Arbeitslosigkeit“ wurde zu einem Dauerproblem seit Mitte der 1970er Jahre (vgl. ebd.). Von dieser Arbeitsmarktkrise war auch der Sektor der psychosozialen Berufe betroffen, der zuvor einen Aufschwung erlebt hatte.²⁶⁴

262 Zur Entwicklung und den Besonderheiten medizinischer und psychologischer Wissensbildung im Allgemeinen siehe Kapitel 3.2 dieser Arbeit.

263 Der Text von Bührer ist abrufbar unter: <http://www.bpb.de/izpb/9748/wirtschaftliche-entwicklung-in-der-bundesrepublik> (zuletzt eingesehen am 17.11.2019).

264 Zunächst war der Arbeitssektor der sog. helfenden Berufe gestiegen. In diese Zeit fallen des Weiteren die Begriffe ›Pflegenotstand‹, ›Reform der Psychiatrie‹ und ›Zunahme der Intensivmedizin‹. Ab Mitte der 1970er Jahre wird allerdings auch für diesen Sektor ein Überangebot an Bewerberinnen und Bewerbern im Vergleich zu offenen Stellen gemeldet (vgl. dazu einen Artikel im SPIEGEL vom 10.03.1975 (siehe im Quellenverzeichnis unter DER SPIEGEL 1975)).

Dieter Kleiber und Dirk Enzmann (1986) beziehen diese Lage sogar in ihre „Überlegungen zum BURNOUT in helfenden Berufen“ mit ein:

Die Entwicklungen des Arbeitsmarktes für die psychosozialen Berufe haben nun ganz handfeste Auswirkungen, die ein Ausbrennen der (Noch-)Arbeitsplatzinhaber fördern können. Naheliegend ist, daß die Konkurrenz untereinander wächst und damit die Konflikt- und Kooperationsfähigkeit innerhalb der psychosozialen Einrichtungen geschwächt wird. [...] Schließlich geht mit der Arbeitslosigkeit ein – vielleicht der – entscheidende Bewältigungsmechanismus von Burnout verloren; der Arbeitsplatzwechsel.

(Kleiber/Enzmann 1986: 57, siehe im QV unter 8.1.5)

Inwiefern das Aufkommen des Burnoutdiskurses durch diese arbeitsmarktpolitischen und wirtschaftlichen Faktoren beeinflusst wurde, ist nicht mit Sicherheit auszumachen. Man kann nur von einer Gleichzeitigkeit dieser Ereignisse sprechen. Das Zitat von Kleiber/Enzmann zeigt allerdings, dass diese Parallelen gezogen wurden und dass Angehörige von psychosozialen Berufen begonnen hatten, verstärkt über die Charakteristika, Probleme und die Zukunft ihres Berufsstands zu reflektieren.²⁶⁵

Wie schon in Kapitel 5.1.3 erwähnt, gewann auch die Forschung rund um das Thema „psychische Belastung und Beanspruchung bei der Arbeit“ in Deutschland seit den 1970er Jahren durch das 1974 begonnene, von den damaligen Bundesministerien für „Arbeit und Sozialordnung“ und „Forschung und Technologie“ geförderte Programm „Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens“ in der wissenschaftlichen und gesellschaftlich-politischen Reflexion an Bedeutung.²⁶⁶ Das Programm hatte sich zum Ziel gesetzt, Möglichkeiten zu untersuchen, wie die „Arbeitsbedingungen stärker als bisher den Bedürfnissen der arbeitenden Menschen angepaßt“²⁶⁷ werden könnten. Dabei wurde unter anderem die Frage diskutiert, in welcher Weise die „Teilnahme an stupiden automatisierten Ferti-

265 In diese Zeit fallen auch die ersten deutschen Übersetzungen von englischsprachigen Publikationen über das Thema „Burnout“, die teilweise dezidiert im sog. Helferbereich angesiedelt waren, z. B. Freudenberger/Richelson (1980a und b); Pines/Aronson/Kafry (1983); Edelwich/Brodsky (1984) (siehe im QV unter 8.1.5); Ein Interview in PH 11/1983 mit Christina Maslach (= Ernst 1983) und eine Übersetzung von Aronson/Pines/Kafry in PH 10/1983, siehe im QV unter 8.1.7.

266 Das staatlich geförderte Forschungsprogramm wurde 1989 zum Programm „Arbeit und Technik“ umgestaltet. Im Magazin PH erscheinen in den 1970er Jahren mehrere Artikel, die dem Thema „Humanisierung der Arbeitswelt“ gewidmet sind (z. B. PH 1975a: 9–14; PH 1975b: 69–75; PH 1977: 40–46, siehe im QV unter 8.1.7). Vgl. den Fachartikel von Hacker (1991 in ZfAO, im QV unter 8.1.4), der sich kritisch mit dem „Belastungs-/Beanspruchungskonzept“ auseinandersetzt. **267** So zitiert in einem Artikel aus DER SPIEGEL, Nr. 19/1974: 57 f. (= DER SPIEGEL (1974) im QV unter 8.1.6). Vgl. auch Salfer/Furmaniak 1981: 237 im Literaturverzeichnis 8.2.

gungsprozessen“²⁶⁸ den Grad psychischer Belastung beeinflusst. Eine verwandte Fragestellung – wie Unterforderung sich auf die Arbeitszufriedenheit und psychische Gesundheit auswirkt – wird in den letzten Jahren unter dem Stichwort *Bore-out* diskutiert.²⁶⁹

Zeitlich parallel zu diesem Humanisierungsprogramm setzte Anfang der 1970er Jahre die Entwicklung einer Norm zur psychischen Belastung und Beanspruchung ein, deren erste Fassung DIN 33405 allerdings erst 1987 veröffentlicht werden konnte, da die im Normenausschuss vertretenen Tarifvertragsparteien, u. a. Vertreter von Arbeitnehmer- und Arbeitgeberseite, „die Relevanz oder auch Brisanz der Norm für den Arbeitsschutz relativ hoch einschätzten“ (Nachreiner 2012: 9). 1991 wurde eine an die deutsche Norm anknüpfende internationale Norm ISO 10075: 1991 publiziert und 2000 wurde sie in das europäische und damit auch wieder in das deutsche Normenwerk als DIN EN ISO 10075-1:2000:11 unter dem Namen „Ergonomische Grundlagen bezüglich psychischer Arbeitsbelastung – Teil 1: Allgemeines und Begriffe“ übernommen (ebd.: 10).²⁷⁰ Parallel zu dieser terminologisch ausgerichteten ersten Norm wurde 1996, so fasst Nachreiner weiter zusammen, eine zweite Norm zur Arbeitsgestaltung, d.i. ISO 10075-2 „Ergonomic principals related to mental workload – Part 2: Design principles“ entwickelt, die 2000 trotz des Widerstands von Arbeitgeberseite in das deutsche Normenwerk übernommen wurde, da die Norm auf europäischer Ebene überwiegend Zustimmung erhalten hatte (ebd.: 11). Im Jahr 2004 wurde schließlich eine dritte Norm zu den „Anforderungen an Messverfahren“ veröffentlicht „DIN EN ISO 10075-3“ (ebd.: 12). Diese Normentwicklung ist für die vorliegende Arbeit auch vor dem Hintergrund interessant, dass eine personelle Verbindung zum Burnoutdiskurs besteht. Friedhelm Nachreiner, der in den Ausschüssen des Normenausschusses Ergonomie auf nationaler und internationaler mitgearbeitet hat,²⁷¹ entwickelte zusammen mit Evangelia Demerouti den Oldenburg Burnout Inventory (OLBI)

268 Vgl. die Anmerkung zuvor.

269 Vgl. dazu den Artikel auf ZEIT ONLINE „Krank vor Langeweile“ vom 26.06.2010, (= Dpa (2010) im Quellen-Abschnitt von DIE ZEIT und ZEIT ONLINE unter 8.1.6) und „Langeweile ist kein schickes Leiden“. Psychotherapeut Wolfgang Merkle über das Bore-Out-Syndrom, den kleinen Bruder des Burn-Out“ vom 25.04.2010 in der FAZ (= Fritzen 2010: 14); siehe auch jol/gms (2007, SPIEGEL ONLINE am 05.11.2007) „Diagnose ‚Boreout‘: Bürostress durch Langeweile.“

270 DIN 33405 wurde damit zurückgezogen (Nachreiner 2012: 10). Zur Entwicklung der Norm im Bereich der psychischen Belastung siehe im Überblick auch Nachreiner (2012: 8ff.) im Literaturverzeichnis 8.2.

271 Vgl. die Publikation „Psychische Belastung und Beanspruchung am Arbeitsplatz. Inklusive DIN EN ISO 10075-1 bis -3.“, die u. a. von Evangelia Demerouti und Friedhelm Nachreiner herausgegeben wurde. Die Mitarbeit von F. Nachreiner bei Normungsaktivitäten ist auch unter folgenden Link auf der Seite der „Gesellschaft für Arbeits-, Wirtschafts- und Organisationspsychologische For-

(Demerouti/Nachreiner 1998)²⁷², eines der ersten Messinstrumente aus dem deutschsprachigen Raum in ‚Konkurrenz‘ zum Maslach Burnout Inventory (MBI).

Im Jahr 1998 wurde in der Bundesrepublik die neunte Fassung des internationalen Diagnoseschlüssels der WHO (ICD-9) durch die revidierte zehnte Fassung (ICD-10) abgelöst.²⁷³ In der ICD-10 erscheint „Burn-out“ das erste Mal als „Zustand der totalen Erschöpfung“ unter dem Code Z73.0 als Zusatzdiagnose.²⁷⁴ Dies könnte als Anzeichen seiner Institutionalisierung interpretiert werden. Andererseits erscheint *Burnout* weder in der vierten noch in der im Jahr 2013 herausgegebenen fünften Fassung des „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders“ (DSM), ein Diagnoseleitfaden, der auch hierzulande eine wichtige Rolle für die Definition und Diagnostik von psychischen Störungen spielt.²⁷⁵ Dass sich das Konzept ›BURNOUT‹ in der Fortbildungs- und ärztlichen Praxis in Deutschland zu einem gewissen Grad allerdings doch etabliert hat, zeigt wiederum ein Übersichtsartikel von 2014 in der Zeitschrift „Deutsche medizinische Wochenschrift“: Dort können Ärzte und Ärztinnen durch das Beantworten von Fragen zum Beitrag „Das Burnout-Syndrom: Prävalenz, Symptome, Differenzialdiagnose und Therapie“ Fortbildungspunkte sammeln (vgl. Kissling/Mendel/Förstl 2014²⁷⁶).

Betrachtet man die Entwicklungen bestimmter Fächer der angewandten medizin-psychologischen Forschung seit den 1970er Jahren, so fällt auf, dass die Stressforschung²⁷⁷, welche dem Phänomen BURNOUT thematisch sehr nahe steht,²⁷⁸ durch das bis heute einflussreiche transaktionale Stressmodell von Richard S. Lazarus und Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern neu belebt wurde (vgl. Lazarus/Launier 1981; Lazarus/Folkman⁹1996; Stier-Jarmer/Oberhauser

schung e.V.“ einsehbar: <http://www.gawo-ev.de/cms2/index.php?page=prof-dr-nachreiner&phpMyAdmin=8b6ed5803bbabc8d5f96599c9c6997ad> (zuletzt eingesehen am 17.11.2019).

272 Im QV unter 8.1.5, Zeitschrift für Arbeitswissenschaft.

273 Vgl. dazu die Angaben auf dem Portal des Deutschen Instituts für medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) unter: <https://www.dimdi.de/dynamic/de/klassifikationen/icd/icd-10-who/historie/versionsverlauf/>, zuletzt eingesehen am 17.11.2019. Vgl. zur Entstehung der ICD-Versionen auch die Informationen der WHO unter: <http://www.who.int/classifications/icd/en/> (zuletzt eingesehen am 17.11.2019).

274 Diese ältere Version der ICD-10 ist einsehbar unter: <https://www.dimdi.de/static/de/klassifikationen/icd/icd-10-who/kode-suche/htmlamtl/> (zuletzt eingesehen am 17.11.2019).

275 Siehe im QV unter Saß u. a. 2003 und Falkai/Wittchen/Döpfner u. a. (2015) im Abschnitt 8.1.3.

276 Siehe im QV unter Abschnitt 8.1.4 bei „Deutsche medizinische Wochenschrift“.

277 Die Stressforschung selbst geht einerseits auf Arbeiten des Mediziners Walter B. Cannon (1914) und andererseits entscheidend auf Hans Selye zurück (siehe Cannon (1914) und Selye (1981, im QV unter 8.1.5 und Selye⁹1988) und vgl. Semmer (1992: 744, im QV unter 8.1.2).

278 Dies zeigt sich u. a. in dem Befund, dass *occupational stress* in der Datenbank PSYINDEX als eines der häufigsten sachverwandten Schlagwörter angegeben wird (vgl. Kap. 5.1.2 dieser Arbeit und im QV 8.1.3).

et al. 2016)²⁷⁹. Die Verbindung von körperlichen und psychosozialen Faktoren wurde zudem in der erstarkenden Fachrichtung der Psychosomatik erforscht²⁸⁰, und mit der Approbationsordnung von 1970 wurden die Fächer „Medizinische Psychologie“ und „Medizinische Soziologie“ als Pflichtfächer im Medizinstudium verankert.²⁸¹

Aus dieser Zeit stammen beispielsweise Studien zum Zusammenhang zwischen Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Stress und dem sog. „Typ-A-Verhalten“, „ein Verhaltensmuster, das durch ehrgeiziges Leistungsstreben, Konkurrenzorientierung, Ungeduld, Zeitdruck, Feindseligkeit, Ärger, Aggressivität und explosive Sprechweise gekennzeichnet“ sei (Schwarzer ³2004: 1). In der aktuellen (populärwissenschaftlichen) Berichterstattung werden diese Annahmen teilweise relativiert (vgl. ebd.; Heitkämper 2017).²⁸² Studien dieser Art fanden damals jedoch auch Verbreitung in der nichtakademischen Öffentlichkeit.²⁸³ Dies ist deshalb interessant, da im Burnout-Diskurs einige dieser Verhaltens- und Persönlichkeitsattribute (z. B. Ehrgeiz und Leistungsstreben) aufgegriffen und mit der Entwicklung von BURNOUT-SYMPTOMEN in Verbindung gebracht werden. Parallel dazu differenzierten sich einzelne angewandte Teildisziplinen weiter aus, wie zum Beispiel die Psychosomatik, Arbeits- und Organisationspsychologie²⁸⁴, die medizinische Soziologie, die medizinische Psychologie sowie die Gesundheitspsychologie. Im

279 Siehe Lazarus/Folkman (⁹1996) und Lazarus/Launier (1981) im Literatur-Verzeichnis unter 8.2 und Stier-Jamer u. a. (2016) im QV unter 8.1.4 unter „Dt. Ärzteblatt“.

280 Der Aufschwung dieser Fachrichtung zeigte sich u. a. daran, dass im April 1950 „die erste klinische Universitätseinrichtung für psychosomatische Medizin in Deutschland“ in Heidelberg unter der Leitung von Alexander Mitscherlich eröffnet wurde (vgl. Freimüller 2019: 201). Zur Entwicklung der Psychosomatik im 20. Jahrhundert siehe die monografisch angelegte Aufsatzsammlung „Auf der Suche nach einer anderen Medizin. Psychosomatik im 20. Jahrhundert“, hrsg. von Alexa Geisthövel und Bettina Hitzer (Geisthövel/Hitzer 2019a) sowie die Einleitung zu diesem Band (Geisthövel/Hitzer 2019b).

281 Siehe in der Approbationsordnung von 1970, 3. Abschnitt § 22, einsehbar unter: https://www.bgb1.de/xaver/bgb1/start.xav?start=%2F%2F*%5B%40attr_id%3D%27bgb170098.pdf%27%5D#_bgb1_%2F%2F*%5B%40attr_id%3D%27bgb170098.pdf%27%5D__1491226457152, (Stand 26.11.2019, im QV unter 8.1.9).

282 Vgl. den Beitrag „Die Herz-Seele-Connection“ von Edith Heitkämper in PH 3/2017: 60 (siehe im QV 8.1.7). Die Übersichtsarbeit von Ladwig/Lukaschek/Baumert (2015) im Dt. Ärztebl. (im QV unter 8.1.4) stellt jüngere Studien vor, die Faktoren wie z. B. „psychomentele Stressbelastung“, „Mobbing“ oder „Überforderung durch Mehrarbeit/Überstunden“ als „Risiko für das spätere Auftreten von einer Koronaren Herzkrankheit (KHK)“ untersuchen (ebd.: 30).

283 Vgl. z. B. Berichte in der AU „Sind Sie Typ A oder eher Typ B?“ (1970b: 1–2); „Am Wochenende droht der Herzinfarkt“ (AU 1970a, siehe im QV unter 8.1.7).

284 Die Anfänge der Arbeits- und Organisationspsychologie als angewandter psychologischer Teildisziplin reichen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurück. Siehe im Überblick dazu Kanning (2007: 27 ff., im QV 8.1.2).

Bereich psychosozialer Berufspraxis kommt es zudem zur Entstehung von Balint- und Supervisionsgruppen.²⁸⁵ Die Entwicklung dieser ›Denk- und Praxisstile‹ bezogen auf den Themenbereich von (psychosozialer) Arbeit, Leistung und (psychischer) Gesundheit sei an der Entwicklung des Fachs der Arbeits- und Organisationspsychologie illustriert: Schwerpunkte der „industriellen Psychotechnik“²⁸⁶ bzw. Arbeitspsychologie waren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts u. a. die Eignungsdiagnostik (auch für militärische Zwecke) und Zeit- und Bewegungsstudien zur Optimierung der Produktionsprozesse „an der Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine“ (Kanning 2007: 30) im Sinne einer „wissenschaftlichen Betriebsführung nach Taylor und der industriellen Psychotechnik“ (Nerdinger ³2014: 22). Der Taylorismus kam jedoch in die Kritik. So stand auch bei der Einsetzung des oben erwähnten staatlichen Forschungsprogramms zur „Humanisierung des Arbeitslebens“ die Auseinandersetzung mit der tayloristisch-fordistischen Organisation von Arbeit im Mittelpunkt. Daran wurde bemängelt, dass durch die einseitigen Optimierungsbestrebungen zwischen Mensch und Maschine (z. B. am Fließband) die Arbeit immer monotoner und soziale Interaktionen zwischen den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und Vorgesetzten zu wenig beachtet würden. Arbeiten, die „das soziale Verhalten in Organisationen“ (Nerdinger ³2014: 22), „Führungsforschung, Arbeitszufriedenheit, Konflikte am Arbeitsplatz“ (Kanning 2007: 31) stärker in den Blick nahmen, kamen schließlich in den 1930er Jahren in den USA im Zuge der sog. Human-Relations-Bewegung auf und erhielten mit der sich in den 1960er Jahren etablierenden Organisationspsychologie eine eigene mit der Arbeitspsychologie eng verbundene Teildisziplin (vgl. Nerdinger ³2014: 22; Kanning 2007: 31.f).²⁸⁷ Das erste deutschsprachige Lehrbuch zur Organisations-

285 Ein Beitrag aus dem SPIEGEL mit dem Titel „Hölzerne Seelen“ (DER SPIEGEL 39/1976: 234–238) behandelt die Praxis der Balint-Gruppen (siehe im QV unter 8.1.6). Aus dem Jahr 1995 gibt es einen Bericht zu einer Studie am Universitätsklinikum Heidelberg zur Evaluation von einem Jahr Stationsteam-Supervision (siehe Werner 1998 im Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4).

286 Der Begriff „Psychotechnik“ geht auf den Psychologen William Stern (1871–1938) zurück, der damit Anspruch auf eine anwendungsorientierte Psychologie erhob, die „mit dem wahren Leben zu tun haben und überdies praktisch nützlich sein“ sollte (Kanning 2007: 29). Die „industrielle Psychotechnik“, eine Bezeichnungsspezifizierung von Walther Moede, bezog sich auf die „Anwendung der Psychologie in Produktionsbetrieben“, die sich insbesondere auch auf Arbeiten des Psychologen Hugo Münsterberg stützte (Nerdinger ³2014: 21). Die Bezeichnung *Psychotechnik* wurde in den 1940er Jahren von der Bezeichnung *Arbeitspsychologie* mehr und mehr abgelöst (vgl. Kanning 2007: 31); (siehe im QV 8.1.2).

287 Die einseitige Darstellung vom inhumanen „Taylorismus“ gegenüber der darauf kritisch reagierenden Human-Relations-Bewegung wird nach neueren Studien jedoch ebenfalls relativiert (Nerdinger ³2014: 22, siehe im QV 8.1.2). Letztere habe auch zu negativen Konsequenzen geführt z. B. in Bezug auf die Festigung autoritärer Strukturen in Unternehmen, und Hugo Münzberg, als

psychologie von Lutz von Rosenstiel, Walter Molt und Bruno Rüttinger erschien nach Nerdinger (³2014: 22) im Jahr 1972. 1985 wurde in der Deutschen Gesellschaft für Psychologie schließlich die Fachgruppe „Arbeits- und Organisationspsychologie“ gegründet (Kanning 2007: 32).

Dieser kurze Abriss zur Geschichte der Arbeits- und Organisationspsychologie zeigt eine frühe Internationalisierung und Rezeption insbesondere angloamerikanischer Fachliteratur im deutschsprachigen Forschungsraum, wobei deutsche Veröffentlichungen, vor allem aus der Konsolidierungsphase des Fachs Psychologie (Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts) von amerikanischer Seite aus rezipiert und zitiert wurden.²⁸⁸

In den 1970er Jahren setzten im Fach Psychologie eine Debatte über die internationale Rolle der deutschsprachigen psychologischen Forschung und der sog. „Sprachenstreit“ ein (vgl. Schui 2004: 4). Dabei geht es bis heute um die Frage, in welchem Umfang Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf Deutsch und/oder Englisch publizieren, wobei es große Unterschiede zwischen den psychologischen Teilfächern bezüglich des englischsprachigen Publikationsanteils gibt. Für die angewandten Fächer (Arbeits- und Organisationspsychologie, Pädagogische Psychologie, Klinische Psychologie und Psychotherapeutische Schulen) kommt Schui im Jahr 2004 zu dem Schluss, dass „Literatur und Lehre primär deutschsprachig“ seien. Im 2016 vom Leibniz-Zentrum für Psychologische Information und Dokumentation (ZPID) veröffentlichten Monitor zum Publikationsjahr 2014 weisen wiederum die „Anwendungsfächer die niedrigsten englischsprachigen Anteile“ auf: die Arbeits- und Organisationspsychologie mit einem englischsprachigen Anteil von 19 %, die Pädagogische Psychologie mit 22,9 % und die Klinische Psychologie mit 33,2 %²⁸⁹. Im Gegensatz dazu kommen die Fächer der Allgemeinen Psychologie und Biopsychologie auf einen englischsprachigen Pub-

einer der Wegbereiter der industriellen Psychotechnik, habe bereits „die Bedeutung der sozialen Beziehungen im beruflichen Alltag für die Arbeitsleistung“ erkannt (ebd.).

288 Vgl. die bibliografische Analyse zur „Rezeptionsgeschichte von Fachliteratur aus der deutschsprachigen Psychologie in der amerikanischen Psychologie (et vice versa)“ am Beispiel von Kongress-Eröffnungsvorträgen von APA- und DGPs-Präsidenten im 20. Jahrhundert (Krampen/Montada/Schui u. a. 2002).

289 Diese 33 % müssen noch einmal aufgespalten werden, da die Klinische Psychologie in der verwendeten Nomenklatur der Studie keine eigenständige Kategorie darstellt. Die Autoren haben sie „aus den Klassifikationen Psychische und Physische Störungen sowie Behandlung und Prävention“ mit logischem ODER zusammengesetzt. Der stärker grundlagenorientierte Forschungsbereich „Psychische und physische Störungen“ hat mit 43,7 % einen deutlich höheren Anteil englischsprachiger Publikationen als der Bereich „Behandlung und Prävention“ mit 19,2 %. (Schui/Krampen 2016: 4). Online abrufbar unter: <http://dx.doi.org/10.23668/psycharchives.4914>, zuletzt eingesehen 13.7.2021.

likationsanteil von fast 90 % und die Sozialpsychologie von 72 % (Schui/Krampen 2016: 4f.). Aufgrund dieser Verteilung wurde das fachliche Korpus vorwiegend aus deutschen Publikationen zusammengestellt, wobei englischsprachige Literatur, wie in Kapitel 5.1.2 erläutert, einbezogen wurde, wenn sie im fachlichen, aber auch öffentlichen Diskurs wiederholt bzw. an exponierter Stelle zitiert wird.

5.3 Erscheinungsformen des fachlichen und öffentlichen Diskursstrangs

5.3.0 Vorbemerkung

Für Foucault stehen hinter diskursiven Formationen soziale und diskursive Regeln und Regelmäßigkeiten des Erscheinens von Gegenständen bzw. „Aussagen“ oder Zeichenfolgen an der Oberfläche des Diskurses.²⁹⁰ Dieser Begriff des diskursiven ›Erscheinens‹ von Zeichenfolgen wird in den folgenden Kapiteln mit dem varietätenlinguistischen Beschreibungskonzept der „Erscheinungsformen der deutschen Sprache“ verbunden (Steger 1988; Felder 2016). Ein besonderes Augenmerk liegt hierbei auf fach- und vermittlungskommunikativen sowie textlinguistischen bzw. -sortenspezifischen Aspekten (vgl. Franke 1997, Liebert 2002).

Die folgenden Unterkapitel haben das Ziel, die Texte der verschiedenen Teilkorpora aus einer varietäten- und soziolinguistischen Perspektive heraus zu charakterisieren. Die im vorangehenden Kapitel beschriebenen fachkulturellen sowie fach- und sozialpolitischen Hintergründe des Burnout-Diskurses (Kap. 5.2) sollen „durch innersprachliche und außersprachliche Bestimmungsmerkmale sprachlicher Variationen“ (Felder 2016: 1) und der varietätenlinguistischen Einordnung verbunden werden. Dafür werden orientiert am „Varietäten-Auge“ von Felder (2016: 128ff.) inner- und außersprachliche Merkmale zusammengeführt mit Perspektive auf: die „kommunikative Reichweite der Ausdrücke“, die „funktionale Reichweite der Semantik/Inhalte“, die „Medialität der Zeichen bzw. Zeichentypen“, die „historischen Zeitstufen“ (Felder 2016: 59), „Raum, Zeit und Ort“, „soziale Gruppierung“ und „Situation“ (Felder 2016: 114ff.; 128).

Die wichtigste Dimension zur Unterscheidung der Texte der verschiedenen Teilkorpora, die in den verschiedenen Teilkorpora in der vorliegenden Arbeit zusammengefasst werden, ist die „funktionale Reichweite der Inhalte“ (Felder

²⁹⁰ Siehe dazu ausführlich Kap. 4.1.3 zu ›Praxis‹ und ›(nicht-)diskursive Praktiken‹ bei Foucault; vgl. Foucault [1969] 1981: 61ff.; Foucault [1970] 1993: 17ff. und zum Begriff der ›Aussage‹ siehe Foucault [1969] 1981: 123.

2016: 90ff.), weshalb diese am ausführlichsten dargelegt und mit „Bedingungen der Verwendungssituation“ (Felder 2016: 90) und textklassen- und textsortenspezifischen Beschreibungsaspekten verbunden wird (vgl. Kap. 5.3.3). Zuvor wird in dieser Arbeit die historisch-topologische Perspektive erläutert (Kap. 5.3.1), da diese direkt an die vorherigen Kapitel zu den gesellschaftspolitischen und fachkulturellen Entstehungsbedingungen und Überlegungen der Korpuszusammenstellung anschließt. In Kap. 5.3.2 werden die Texte zudem hinsichtlich ihrer medialen und konzeptionellen Seite charakterisiert.

Das skizzierte Analysegerüst soll dazu dienen, die Texte der Teilkorpora gewissermaßen ‚von oben‘ ‚vom Standpunkt der Gesamtsprache‘ (Felder 2016: 43) und vom Gesamtkorpus aus zu bestimmen (top down). In den Analysen in Großkapitel 6 wird es schließlich darum gehen, anhand von Spuren auf der Sprachoberfläche herauszuarbeiten, welche sprachlichen und sozio-kulturellen Praktiken in welchen konkreten Gebrauchszusammenhängen vorkommen, die zur diskursiven Entstehung einer Definition des Phänomens/Konzeptes ›BURNOUT‹ beitragen (bottom up).

5.3.1 Raumzeitliche Perspektive

Die Untersuchung startet mit Texten seit Mitte der 1970er Jahre. Für diesen Beginn spricht zum einen, dass Ende der 1960er und im Verlauf der 1970er Jahre Texte erscheinen, die wiederholt und an exponierter Stelle im Burnout-Diskurs von späteren Autorinnen und Autoren aufgegriffen werden²⁹¹, wodurch der Burnout-Diskurs bereits sehr früh eine von den Diskursakteuren selbst produzierte Geschichte erhält (siehe dazu Kap. 6.1.1).²⁹² Zum anderen gibt es Indizien dafür, dass insbeson-

²⁹¹ So wird z. B. „the staff ‘burn out’ phenomenon“ in Bezug auf Mitarbeiter/innen eines Strafvollzugsprogramms von H.B. Bradley in einem Aufsatz mit dem Titel „Community-based Treatment for Young Adult Offenders“ (Bradley 1969: 366, im QV unter 8.1.5) erwähnt; Christina Maslach und Susan Jackson berichten in einem Aufsatz aus dem Jahr 1984, dass es 1977 das erste Mal auf einem Kongress der American Psychological Association (APA) ein Symposium zu „burnout“ gab, an dem „Freudenberger, Pines, Maslach, and others described their ideas and research findings“ (Maslach/Jackson 1984: 137). Karger nennt Freudenberger in seinem Artikel „Burnout as Alienation“ aus dem Jahr 1981 „one of the early writers to identify burnout“ (Karger 1981: 271, im QV unter 8.1.5). Zudem wird auch in späterer Fachliteratur zum Thema „Burnout“ Herbert Freudenbergers Artikel „Staff Burn-Out“ aus dem Jahr 1974 als Begründungstext und Freudenberger als Begründer zitiert („originator of the burnout syndrome“, Schaufeli/Enzmann 1998: 2, siehe im QV 8.1.5).

²⁹² Dies wird noch dadurch verstärkt, dass Überblickstexte in der Darstellung der bisherigen Forschung eine Phaseneinteilung vornehmen. Burisch nennt die frühe Phase mit Fallgeschich-

dere die Verwendung der substantivierten Verben *Burn-out/Burnout/Ausgebrannt-sein/das Ausbrennen* zur Bezeichnung physischer und psychischer Erschöpfung in diesem Zeitraum als neu empfunden wurden (vgl. dazu Kap. 6.1.2).

Sprachgeschichtlich lassen sich die Texte des deutschsprachigen fachlichen als auch öffentlichen Korpus der Sprachstufe des „jüngsten Neuhochdeutschen“ (Bär 2000: 10) zuordnen. Im Folgenden seien linguistische Beobachtungen zu dieser Sprachstufe, die sich in Texten des Untersuchungskorpus widerspiegeln, erläutert. Für die sprachgeschichtliche Einordnung der englischsprachigen Texte sei auf Überblickswerke von Bauer (1994) und Mair (2008) zur Entwicklung der englischen Sprache im 20. Jahrhundert verwiesen. Auf eine gesonderte detaillierte sprachgeschichtliche Analyse des englischen Korpus wird verzichtet, da der Analyseschwerpunkt dieser Arbeit auf deutschsprachigen Texten liegt und einige der Entwicklungstendenzen, die im Folgenden für die Entwicklung im Deutschen genannt werden, auch für den englischen Sprachraum zutreffen.

Als „kulturhistorische Tatsachenkomplexe“, die die Entwicklung der deutschen Gegenwartssprache „nach dem 2. Weltkrieg“ beeinflusst haben, nennt Jochen Bär:

die Entwicklung der Massenmedien einschließlich der neuen Medien, die kommerzielle und kommunikative Globalisierung und die europäische Integration. (Bär 2000: 12f.)

Eine für die vorliegende Arbeit bedeutsame Entwicklung ist zum Beispiel, dass in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Anteil der Fachkommunikation an der Gesamtkommunikation zunimmt, wodurch die Fachsprachen – verstärkt durch die Massenmedien und Neuen Medien – einen größeren Einfluss auf die Gemein- bzw. Alltagssprache²⁹³ erhalten (vgl. Hoffmann 2000: 1994; Bär 2013²⁹⁴). Damit zusammenhängend kommt es zu einem „Zuwachs an Fachwortschatz, zunächst in der fachinternen und interfachlichen, dann aber auch in der fachexternen Kommunikation“ (Hoffmann 2000: 1994).

Im Bereich der fachlichen Terminologisierungskonstatiert Hoffmann für diesen Zeitraum des Weiteren eine „Tendenz zur Internationalisie-

ten und Selbsterfahrungsberichten (darunter Freudenberger 1974) die „feuilletonistische Phase“, mit dem Maslach Burnout Inventory habe dann die „simplistisch-empirische Phase“ eingesetzt (Burisch ⁵2014: 238); siehe im QV 8.1.5.

293 Zur Diskussion der Begriffe ›Alltagssprache‹, ›Umgangssprache‹, ›Gemeinsprache‹ etc. siehe Steger (1991: 58ff.) sowie Felder (2016: 91ff.).

294 „Eine kurze Geschichte der deutschen Sprache“ hat Bär (2013) online frei zugänglich veröffentlicht unter: <http://www.baer-linguistik.de/sprachgeschichte/deutsch03.htm>, zuletzt eingesehen am 26.11.2019.

„rung und Standardisierung (Normung)“ (ebd.: 1995), welche mit den im obigen Zitat von Bär (2000) anklingenden Tatsachenkomplexen der „kommerzielle[n] und kommunikative[n] Globalisierung“ und „europäische[n] Integration“ zusammenfällt. Im Fach Psychologie und in den Texten des Untersuchungskorpus finden sich viele Beispiele für Fachausdrücke, die aus dem Englischen entlehnt wurden, oder es sind sowohl die englischen als auch die deutschen Fachausdrücke nebeneinander gebräuchlich: Die Entlehnung *Burnout* steht in einer Reihe mit Ausdrücken wie *Stress*, *Bias*, *Work-Life-Balance* oder *Coping*. Dabei habe die „Anpassung (Assimilation) fachsprachlicher Lehnwörter an das phonematische, graphematische und morphologische System der entlehnten Sprache“ in den letzten Jahrzehnten abgenommen (Hoffmann 2000: 1994), wobei die im Rechtschreibeduden empfohlene Großschreibung bei den genannten Beispielen²⁹⁵ darauf hinweist, dass diese Fachwörter in diesem Punkt assimiliert wurden.

Mit den Fachwortschätzen, so Hoffmann weiter, hätten auch die Fachtextsorten²⁹⁶ zugenommen und „der enorme Zuwachs der Massenmedien“ habe den Transfer von Fachlexik und -stil in die Gemein- bzw. Alltagssprache „erheblich beschleunigt“ (ebd.: 1996). Ein Prozess, der in den letzten Jahrzehnten auch durch die neuen Medien weiter verstärkt wird. Da die Fächer Psychologie und Medizin existenzielle Lebensbereiche berühren, verwundert es nicht, dass fachsprachliche Begriffe aus diesen Bereichen in „lebenspraktische Begriffe der Alltagssprache“ überführt werden, wie Steger unter anderem am Beispiel des Wortes *Stress* demonstriert (Steger 1991: 99), und dass die Grenzen zwischen Fach- und Alltagssprache an manchen Stellen fließender werden (vgl. Bär 2013). Dieser Prozess spiegelt sich in alltagssemantischen Vorstellungen der Medizin und Psychologie wider, die jeweils in Wechselwirkungen mit den Fach- und Vermittlungssemantiken stehen. Es kommt also wechselseitig zu einer „Überführung von alltagssprachlichen Ausdrücken und Begriffen in die Fachsprache“ und umgekehrt von Fachsemantiken in die Alltagssprache. In der Alltagskommunikation verwendete Ausdrücke wie *Erkältung* (vgl. Steger 1991: 64–73), *Belastung* oder *Ermüdung* und *Erschöpfung* werden insbesondere in der Anwendungspraxis zwischen Laie und Experte verwendet. Im Austausch zwischen Fachleuten werden sie allerdings terminologisiert und damit fachsemantisch gefasst. Umgekehrt

²⁹⁵ Siehe auf der Plattform www.duden.de die Lemmata *Burn-out/Burnout*, *Stress*, *Bias* und *Coping*, zuletzt eingesehen am 26.11.2019.

²⁹⁶ Für die Fachtextsorten konstatiert Hoffmann eine „strengere Formalisierung und z. T. eine starke Unifizierung“. Die Ursachen dafür lägen „in den Vorgaben der Verlage und Zeitschriftenredaktionen, aber auch in den Anforderungen der Information und Dokumentation“ (Hoffmann 2000: 1995).

wird eine beträchtliche Anzahl psychologischer und medizinischer Termini in der Alltagskommunikation verwendet. „Begriffe wie Aggression, Depression, Frustration und Verdrängung“ (Steinig 1981: 422) sind aus alltagsweltlichen Gesprächen nicht mehr wegzudenken.²⁹⁷

In Bezug auf das Stichwort Internationalisierung seien in diesem Kontext noch die Diskussionen um die Wissenschaftssprachen Deutsch und Englisch und Entwicklungstendenzen der Angleichung der Wissenschaftsstile und Textsorten im Laufe des 20. Jahrhunderts erwähnt. Insbesondere die Vorgaben für Original- oder Übersichtsarbeiten in Fachzeitschriften haben internationale Gültigkeit erlangt (vgl. Kap. 5.3.3.2). In der Psychologie und Medizin zeigen sich, wie in Kap. 5.2. dargelegt, deutliche Tendenzen der Hinwendung zur Publikationssprache Englisch. Für die Anwendungsfächer und Fortbildungsbereiche wiederum ergeben Studien, dass nach wie vor viele Artikel auf Deutsch publiziert und auch rezipiert werden (vgl. Baethge 2008; Schui/Krampen 2016).

5.3.2 Perspektive der Medialität und Konzeptionalität

Die Perspektive der Medialität fragt danach, in welcher Weise „jeder Gedanke, der geäußert und damit auch in irgendeiner Weise materialisiert werden muss, von der jeweiligen medialen Erscheinungsform abhängig ist und damit medial geprägt wird“ (Burger/Luginbühl ⁴2014: 3). *Medien* werden in diesem Zusammenhang verstanden als

„Operatoren“ [...], welche die vermittelten Inhalte nicht nur prägen, sondern immer auch „zugleich mit hervorbringen (ebd.).“

(Burger/Luginbühl ⁴2014: 3, Fußnote im Zitat nach „ebd.“ entfernt)

²⁹⁷ Wobei diese Begriffe häufig selbst aus anderen Fachbereichen in die psychologische Terminologie übernommen wurden, wie zum Beispiel *Aggression*. Diese Bezeichnung wurde zunächst im Bereich der internationalen Politik und des Militärs verwendet (vgl. den Eintrag zu *Aggression* im „Deutschen Fremdwörterbuch“ des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache, abrufbar unter: <http://www.owid.de/artikel/405255>, zuletzt eingesehen am 26.11.2019); oder der Ausdruck *Depression*, der zunächst in naturwissenschaftlichen Bereichen und erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts als Fachausdruck der Psychologie/Psychiatrie nachgewiesen wurde (siehe den Eintrag im „Deutschen Fremdwörterbuch“ zu *Depression* (abrufbar unter: <http://www.owid.de/artikel/405956>, zuletzt eingesehen am 26.11.2019). Britt Marie Schuster beschreibt die Verwendung des Ausdrucks *Depression* beim Psychiater Wilhelm Griesinger Mitte des 19. Jahrhunderts, siehe Schuster (2010: 305ff.).

Es geht ferner um die Frage, wie diese „Formen der Vermitteltheit“ wahrgenommen und welche Erwartungen an sie gestellt werden (Spitzmüller/Warnke 2011: 184).

Das Untersuchungskorpus setzt sich aus Printtexten (bei den Pressetexten auch aus Hypertexten von Online-Massenmedien) und Texten, die im Internet veröffentlicht werden, zusammen. Im fachexternen Korpus findet man neben schriftlichen Texten auch Fotografien, seltener auch Zeichnungen und in Fachtexten neben den schriftlichen Texten, Berechnungsformeln, statistische Grafiken und Tabellen.²⁹⁸ Der Analyse-Fokus dieser Arbeit liegt auf Mitteln und Praktiken des Definierens, die sich an der Sprachoberfläche zeigen. Daher wird auf Bilder und Grafiken nicht separat, sondern nur am Rande im Rahmen der Analyse definitorischer Praktiken in den Kapiteln 6.2.4.1 und 6.2.4.2 eingegangen. Die Perspektive der in der Medialität mitzudenkenden Materialität entspricht in Peirce Zeichen-Modell dem Blickwinkel des Zeichenträgers (sign), welcher allerdings wechselseitig mit Zeichenobjekt (object) und Zeicheninterpretant (interpretant) verbunden ist (vgl. Kap. 2.2.2 dieser Arbeit).

Eng verbunden mit dem Kriterium medialer Schriftlichkeit ist die Frage, welche „Kommunikationsformen“ diese Medien ermöglichen (Dürscheid 2011: 94 ff.; Schneider/Stöckl 2011: 22 ff.) und für welche kommunikativen und situativen Anforderungen sie sich – von konzeptioneller Seite der Sprachverwendung aus betrachtet – prototypisch im Sinne einer „zuerst geplante[n] Übermittlungs-situation“ eignen (Felder 2016: 28 mit Bezug auf Söll ³1985).

Die Texte des Untersuchungskorpus sind überwiegend monologisch, in gedruckten Interviews auch dialogisch²⁹⁹ oder in einigen Textabschnitten bisweilen fingiert dialogisch konzipiert³⁰⁰. Sie wirken überwiegend vorbereitet, sind thematisch fixiert, öffentlich³⁰¹, geprägt von örtlicher und zeitlicher Distanz/Diskontinuität und beinahe durchgehend mit vorzeitiger Zeitreferenz. Letzteres hängt auch mit dem Untersuchungsgegenstand zusammen: Dem Begriff der ›Krankheit‹ ist das Attribut der ‘Vorzeitigkeit’ immanent. Auf der Achse „konzeptionelle Schriftlichkeit/Mündlichkeit“ lassen sich die Texte dadurch deutlich dem Pol der konzeptionellen Schriftlichkeit zuordnen.

298 Beiträge gesprochener Sprache (z. B. Videos oder Talk-Shows) sind nicht Teil des Korpus.

299 Die Dialoge, die in der Presse als gedruckte Texte erscheinen, haben die Besonderheit, dass sie zwar ursprünglich auf ein Gespräch (face-to-face oder telefonisch) zurückgehen, dass viele Merkmale des Mündlichen jedoch (wie Versprecher, unnötige Wiederholungen etc.) für den Druck entfernt werden (Burger/Luginbühl ⁴2014: 176 f.).

300 Fingierte Dialoge finden sich wiederholt in ratgebenden Texten oder im Kontext von Fragebögen zum Thema „Burnout“, so z. B. im Beitrag „Total ausgebrannt – und jetzt?“ der AU 12/1997-A: 20; „Sind Sie reif für die Insel? Diese Alarmzeichen sollten sie beachten: Sie sind ständig müde [...]“ (= AU 1997). Vgl. auch PH 1/2016: 25; „Sind Sie Burnout-gefährdet? Bitte beantworten Sie alle Fragen [...]“ (= Nelting 2016, im Quellenverzeichnis unter 8.1.7 im Abschnitt „Psychologie Heute“).

301 Vgl. Anmerkung 215 in Kap. 5.1.0.

5.3.3 Perspektive der kommunikativen Reichweite der Ausdrücke und funktionalen Reichweite der Inhalte in fachinternen und fachexternen Kontexten

5.3.3.0 Vorbemerkung

Ausdrucksseitig haben wir es bei den Texten des Korpus beinahe durchweg mit Standarddekt zu tun, sowohl bei den fachlichen als auch bei den vermittlungsemantischen Texten. Die weitaus größte Differenzierung der Teilkorpora ergibt sich durch die Dimension der funktionalen Reichweite der Inhalte. Dies sei an folgendem Beispiel illustriert:

Zu den Wörtern *belasten* und *Belastung*, die in Kap. 5.3.1 als Übernahmebeispiele aus der Alltags- in die Fachsprache angeführt wurden, findet man im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm u. a. folgende Einträge:

- 1) *sinnlich*, den wagen mit steinen, das schif mit waaren belasten; bäume mit fruchten belastet; [...]
- 2) *figürlich*, ein hohes alter belastet; willkommne aufträge belasten nicht; er ist mit verbrechen belastet; das haus mit schulden belasten; das land mit schweren steuern; ach schon lang hat mir der kummer mein leben belastet.³⁰² Klopstock Mess. 7, 484

Der Eintrag zeigt, dass der sogenannte „figürliche“ Gebrauch seit Jahrhunderten im Sprachgebrauch fest verankert ist und dass der Vorgang bzw. damit einhergehende Endzustand überwiegend negativ konnotiert ist.³⁰³ Zum fachsprachlichen Gebrauch der Normung (DIN EN ISO 10075–1) hingegen weist Nachreiner darauf hin, dass „Belastung wie auch Beanspruchung, [...] als neutral definierte Konzepte zu verstehen sind und daher per se nicht etwas grundsätzlich zu Vermeidendes darstellen, wie das der umgangssprachliche Gebrauch der Begriffe nahelegt“ (Nachreiner 2012: 10). Dieses Beispiel verdeutlicht, dass das Wort *Belastung* im fachsprachlichen Kontext auf Fachzusammenhänge referiert, die nur eingeweihten Fachleuten vertraut sind. Dies schränkt die kommunikative Funktionsreichweite der Semantik ein, ohne dass dies einem Laien auf den ersten Blick bewusst werden muss.

Nachfolgend seien die Texte der Teilkorpora daher hinsichtlich ihrer Wissensvoraussetzungen, Produzenten- und Adressatengruppen sowie ihrer damit

³⁰² Siehe den Eintrag in der Online-Ausgabe des Deutschen Wörterbuchs von Jacob und Wilhelm Grimm, unter: <http://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemma=belasten>, zuletzt eingesehen am 26.11.2019.

³⁰³ Vgl. dazu auch die Einträge zu *belasten* und *Belastung* auf [duden.online](http://www.duden.de/rechtschreibung/belasten) unter: <http://www.duden.de/rechtschreibung/belasten>, <http://www.duden.de/rechtschreibung/Belastung>, zuletzt eingesehen am 26.11.2019.

verbundenen funktional zweckhaften Leistung und Kommunikationsbereiche noch eingehender beurteilt. Damit zusammenhängend werden die besonders einschlägigen Textsorten der Teilkorpora und alle weiteren damit verbundenen situativen und kontextuellen Faktoren eruiert, um eine pragmasemantische Charakterisierung der Erscheinungsformen der Texte zu ermöglichen.

5.3.3.1 Texte in Fachlexika, Handbüchern, Lehrbüchern, gedruckten Fachencyklopädien und Kompendien

Texte sowohl in Fachlexika als auch in Hand- und Lehrbüchern haben die Aufgabe, ihren Leserinnen und Lesern einen komprimierten, systematischen Überblick über Grundbegriffe und Themen eines Fachs zu bieten. Die Adressatengruppen sind Studierende und Wissenschaftler/innen der einschlägigen Fächer, aber auch „praktizierende Fachpersonen“ und bei den Fachlexika auch „interessierte Laien“.³⁰⁴ Zusammenhängend mit diesen Zielgruppen wird auf eine mittlere bis hohe Reichweite des Ausdrucks- und Inhaltssystems geachtet, wobei sich aber auch terminologische Taxonomien hinter den Ausdrücken verbergen. Letztere können in der Regel innerhalb der Werke über Glossare oder Verweise nachvollzogen werden. Durch diese Verweise entsteht ein Netz zwischen den Lexikoneinträgen,³⁰⁵ das Hypertexten ähnelt, die man „nicht-linear durcharbeitet“: Die Verweise laden wie elektronische Verknüpfungen zum „Herumspringen“ ein (Adamzik 2002: 178), und sie können „in beliebiger (bzw. von den Links ermöglichter) Reihenfolge“ gelesen werden (Burger/Luginbühl 2014: 458). Die einzelnen Stichworteinträge folgen allerdings dennoch einem linearen Textaufbau und die Verweise sind sparsamer eingesetzt als in hypertextuellen Beiträgen der Onlineencyklopädie Wikipedia (siehe Kap. 5.3.3.5).

Diese Texte entstammen dem Kommunikationsbereich der fachlich-vermittelnden Kommunikation bzw. Kommunikation im Bildungsbereich. Die Anforderungen an das Medium Lexikon im Besonderen, aber auch an das Handbuch und Lehrbuch, einen breit gefächerten Überblick auf überschaubarem Raum zu ermöglichen, bewirken eine äußerst komprimierte, ökonomische (mit Nominalisierung

304 Vgl. in der Online-Ausgabe von „Dorsch: Lexikon der Psychologie“ die dort angegebenen Adressatengruppen: <https://portal.hogrefe.com/dorsch/de/ueber-den-dorsch/>, zuletzt eingesehen am 28.11.2019; siehe auch Wiese (2000: 715) zum Adressatenkreis des Nachschlagewerks „Psyhyrembel. Klinisches Wörterbuch“.

305 Burkhard Schaefer diskutiert in diesem Zusammenhang die Frage, ob und inwiefern man davon sprechen kann, dass die einzelnen Wörterbuchartikel als „Teiltexte“ eines Textes, nämlich des „fachlichen Sachwörterbuchs“ als Ganzem angesehen werden können (siehe dazu Schaefer 1996: 116ff.).

gen arbeitende) und unpersönliche Schreibweise.³⁰⁶ Diese dem Platz geschuldete Eigenschaft verringert wiederum die Verständlichkeit und inhaltliche Reichweite dieser Texte. Die einzelnen Artikel in den Lehrbüchern und Fachlexika wirken insgesamt stärker standardisiert als in den Handbüchern und Fachencyklopädien, die den Autorinnen und Autoren mehr Freiheiten einräumen.

Lexika und Handbücher dienen häufig zum Einstieg in ein Thema auch unter Fachleuten. Sie werden in der Regel von einer „Vielzahl von Spezialisten“ (Wiese 2000: 715) verfasst und besitzen dadurch Autorität. Das Verhältnis von Produzenten (mit „Autoritätszügen von Seiten der Schreibenden“) und Rezipienten ist „tendenziell asymmetrisch“ (Schuster 2010: 284). Des Weiteren präsentieren insbesondere Lexika und Lehrbücher „in der Regel einen relativ aktuellen Stand“ (Wiese 2000: 715). Um die Entwicklung der Erkenntnis zum Phänomen BURNOUT nachvollziehen zu können, wurden von den untersuchten Fachlexika und Lehrbüchern mehrere Auflagen in das Untersuchungskorpus aufgenommen (vgl. hierzu Kap. 5.1.2 und 6.2.2.1 dieser Arbeit und im QV 8.1.2).

5.3.3.2 Texte in Fachzeitschriften, Fachbüchern und Sammelbänden

Die Texte dieses Abschnitts richten sich alle an Wissenschaftler/innen (darunter teilweise auch Studierende) und (praktizierende) Fachleute des eigenen psychologisch-medizinischen Spezialfachs oder sachverwandter Fächer. Die Textproduzentinnen und -produzenten sind ebenfalls Fachleute, die in fachkulturelle, literale und soziokulturelle Praktiken eingebunden sind. Insbesondere bei den sogenannten „Originalarbeiten“, die in Fachzeitschriften erscheinen und der Publikation von neuen Forschungsergebnissen unter der Berücksichtigung bisheriger Forschung dienen, wird tiefergehendes Fach- und Methodenwissen vorausgesetzt. Dies zeigt sich daran, dass statistische Kennzahlen, Modelle oder Fachtermini ohne Erklärung angeführt werden, was die inhaltliche Reichweite deutlich einschränkt.³⁰⁷ Diese Texte sind in Bezug auf die Gliederung „stark konventionalisiert“ (Busch-Lauer 2001: 51). Sie basieren auf der IMRaD³⁰⁸-Struktur nach anglo-amerikanischem Vorbild (vgl. ebd.: 54; 64), die in vielen Fachzeit-

306 Diese stilistischen Merkmale beschreibt Schuster schon für die Entwicklung psychiatrischer Lehrbücher am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Schuster 2010: 334 ff.). Sie prägt dazu den prägnanten Satz: „Der Kranke verschwindet und wird Träger von Krankheitszeichen“ (ebd.: 335).

307 Beispiele aus dem Korpus sind z. B. Michel/Stegmaier/Meiser/Sonntag (2009) in der ZfAO oder Bermejo/Fritz (1993) in der PPmP (siehe QV 8.1.4).

308 Die Abkürzung steht für *Introduction, Methods, Results and Discussion*.

schriften unter den Hinweisen für Autorinnen und Autoren teilweise per Checkliste vorgeschrieben ist.³⁰⁹

Die Textsorte Originalarbeit hat in der Regel folgenden Aufbau: *Kopf* – deutsche und englische *Zusammenfassung* – deutsche und englische *Schlüsselwörter* – *Einleitung* – *Methodik* – *Ergebnisse* – *Diskussion* – *Schlußfolgerungen* (fakultativ) – *Danksagung* (fakultativ) – *Literaturverzeichnis*. Der *Kopf* des Beitrags besteht aus folgenden Angaben: *Überschrift* (teilweise mit *Untertitel*), *Name des Autors* bzw. *Namen der Autoren*³¹⁰, *Bezeichnung und Ort der Klinik/ des Instituts*, aus dem die Arbeit stammt, einschließlich der Nennung des Leiters der Institution.³¹¹ (Wiese 2000: 710)

Ebenfalls fachsemantisch komplex sind Fachtexte, in denen Messinstrumente in ihrer Entwicklung und Anwendung vorgestellt werden. Denn sie richten sich primär an Forschende und Expertinnen und Experten mit dem Ziel, diese von der Brauchbarkeit des Messverfahrens für Anschlussstudien und für die Diagnostik zu überzeugen, und sie leiten an, wie diese Instrumente anzuwenden sind.

Eine neben den Originalarbeiten ebenfalls häufige Textsorte im fachlichen Zeitschriftenkorpus stellen die Übersichtsarbeiten/Reviews dar, die bisweilen als Leitartikel erscheinen.³¹²

Übersichten sind Sekundärtexte. Sie werden vielfach auf Anforderung der Schriftleitung von renommierten Autoren verfaßt. Übersichtsarbeiten bieten den aktuellen Stand zu einem praxisrelevanten Thema mit dem Ziel der Fortbildung [...]. (Wiese 2000: 712)

Von der Struktur sind sie in ihren Mittelteilen teilweise freier als Originalarbeiten, die meisten weisen aber ebenfalls feste Bestandteile auf: Nach dem (deutschen und englischen) Titel folgt eine deutsche (und englische) Zusammenfassung, Schlüsselwörter, Einleitung, Hauptteil mit themenabhängigen Zwischenüberschriften, Resümee/Ausblick und Literaturverzeichnis. Übersichtsarbeiten aus dem Bereich der Medizin bzw. Psychiatrie und Psychotherapie enthalten häufig, ähnlich zu Lehrbuchartikeln über Krankheiten, Abschnitte zu Definition, Ätiolo-

309 Vgl. zum Beispiel den Leitfaden für Autoren der Zeitschrift „Der Nervenarzt“ unter: http://static.springer.com/sgw/documents/69332/application/pdf/Leitfaden_Originalien.pdf, (zuletzt eingesehen am 28.11.2019).

310 Die Mehrautorenschaft ist ebenfalls charakteristisch für medizinische Originalarbeiten im Vergleich zu Forschungsarbeiten aus dem linguistischen Bereich (vgl. Busch-Lauer 2001: 64).

311 Busch-Lauer arbeitet einige interlinguale Aspekte zwischen deutschen und englischsprachigen/internationalen Originalarbeiten der Medizin heraus (siehe Busch-Lauer 2001, zu „Abstracts“ siehe Busch-Lauer 2007).

312 Beispiele aus dem Korpus: Berger/Schneller/Meier (2012) in „Der Nervenarzt“ oder Kissling/Mendel/Förstl (2014) in der DMW (siehe QV 8.1.4).

gie und Pathogenese, Prävalenz/Epidemiologie, Diagnostik und Differentialdiagnostik, Prävention, Therapie (vgl. dazu Wiese 2000: 713f.). In einigen Texten wird die Übersicht mit konkreten Fallbeispielen und Praxisberichten verbunden.³¹³ Neben dem Ziel der Fortbildung über neue Sachinformationen geben die meisten Übersichtsartikel im abschließenden Textabschnitt Handlungsempfehlungen. Ein Teil der Arbeiten konzentriert sich in diesen Abschnitten auf Vorschläge für konkrete Therapie- und Prophylaxeansätze³¹⁴, wohingegen ein anderer Teil der Arbeiten die Burnout-Forschung und den (fachlichen und öffentlichen) Umgang mit diesem Thema insgesamt (kritisch) beleuchtet und Vorschläge für den zukünftigen Umgang mit diesem Thema unterbreitet.³¹⁵

Neben diesen Textsorten veröffentlichen einige Zeitschriften auch Berichte über einzelne Studien oder Umfragen³¹⁶ und „ratgebende Aufklärungstexte“³¹⁷ über BURNOUT in medizinischen Berufen, die teilweise in Rubriken wie „Themen der Zeit“, „Aktuell“ oder „Arbeitswelt“ erscheinen. Des Weiteren finden sich in einigen Fachzeitschriften wie dem „Deutschen Ärzteblatt“ oder der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ auch Texte, die den Textsorten Nachricht/Meldung³¹⁸, Kurzbeitrag bzw. Bericht über die gesundheitspolitische Lage und Studienergebnisse³¹⁹, Leserbriefe³²⁰ und Buchrezensionen³²¹ zugeordnet werden können.

Die Textsorte *Kasuistik* oder *Fallbeschreibung* schließlich, der „ein spezifischer Stellenwert für den ärztlichen Wissens- und Erfahrungserwerb beigemessen“ wird (Wiese 2000: 711), findet sich in geringerem Ausmaß im Korpus als erwartet. Matthias Burisch fordert sogar einen Zuwachs an Kasuistiken für den

313 Beispiele dazu aus dem Korpus: Weimer/Kraus (2011); Kissling/Mendel/Förstl (2014); siehe im QV unter 8.1.4.

314 Z. B. Bauer/Häfner/Kächele et al. (2003) in PPmP (siehe im QV unter 8.1.4).

315 Z. B. Kaschka/Korcak/Broich (2011) im Dt. Ärztebl. oder Kapfhammer (2012) in der Zeitschrift „Der Internist“ (siehe im QV unter 8.1.4). Ein satirisch-kritischer Beitrag ist der mit „Glosse“ überschriebene Beitrag „Burn-out: Innenansichten“ im Dt. Ärztebl. (= Voß 2014, im QV unter 8.1.4).

316 Zum Beispiel Dieke/Schmidt/Katzer (2002) oder Will (2014) im „Dt. Ärzteblatt“ oder Weiß (2013) in der Zeitschrift PPmP (siehe im QV unter 8.1.4).

317 Die Textsorte „ratgebender Aufklärungstext“ wird in Kapitel 5.3.3.4 eingehend beschrieben. Beispiele aus dem Korpus sind: Madel (2002) im Dt. Ärztebl. oder Bergner (2016) in der DMW (siehe im QV unter 8.1.4).

318 Z. B. Richter-Kuhlmann (2012), dapd (2011) und me/hil/aerzteblatt.de (2018), alle im Dt. Ärztebl., siehe im QV unter 8.1.4.

319 Z. B. Bühring (2001; 2005; 2012); Hillienhof (2012) und Flintrop/Rieser (2014), alle im Dt. Ärztebl. und Bossenmeyer (2012, DMW), alle Belege im QV unter 8.1.4.

320 Siehe im QV in Kap. 8.1.4 die Beiträge, die im Abschnitt „Dt. Ärztebl.“ mit „Leserbrief“ ausgezeichnet sind.

321 Z. B. Tölle (2001); Klinkhammer (2014), beide im Dt. Ärztebl. (im QV unter 8.1.4).

Fortschritt der Burnout-Forschung (Burisch ⁵2014: 239, im QV unter 8.1.5). Dies ist erstaunlich, da die sogenannten Initialtexte von Freudenberg Fallskizzen und (Selbst-)Beobachtungen aus der Praxis enthalten (Freudenberg 1974; Freudenberg/Richelson 1980a/1980b, im QV unter 8.1.5). Diese seien jedoch, wie Burisch in Bezug darauf schreibt, ohne „greifbare Ätiologie“ und übergreifende Erklärungshypothese und dadurch zu „oberflächlich angelegt“ gewesen (Burisch ⁵2014: 239). Ähnliche Komponenten werden auch in den Autorenrichtlinien der Deutschen medizinischen Wochenschrift für die Textsorte *Kasuistik* gefordert. Die Kasuistik soll „neue Erkenntnisse zum klinischen Bild, zur Ätiologie, (Differenzial-)Diagnostik oder Therapie“ einer bekannten Krankheit oder neuen ungewöhnlichen Erkrankung etc. liefern.³²² Drei ‚mustergültige‘ Kasuistiken und einige weniger strenge Fallbeispiele sind dennoch im fachlichen Textkorpus vertreten.³²³

Die Grenzen zwischen fachinternen (intra- und interfachlichen) Texten und Hybridformen, die sich an Expertinnen/Experten, Praktizierende in psychosozialen Berufen (z. B. Krankenpflegepersonal) und relative Laien³²⁴ richten, sind hinsichtlich ihres Fachlichkeitsgrades und damit auch der Reichweite der Inhalte fließend.

5.3.3.3 Fachexterne Texte in der Presse

Die in dieser Arbeit untersuchten schriftlichen Texte des fachexternen öffentlichen Diskursstrangs, die in überregionalen Tages- und Wochenzeitungen und deren Onlineportalen erscheinen (sowohl als Druck- und Onlineangebote), zeigen folgende charakteristische Merkmale von journalistischen Medientexten³²⁵: Die Kommunikatoren bzw. Produzenten der Medientexte sind überwiegend (Wissenschafts-)Journalistinnen und Journalisten, die ihre Texte in periodisch erscheinenden, der Aktualität verpflichteten Organen veröffentlichen und in redaktionelle Abläufe und ressortspezifische (online)journalistische, mas-

³²² Vgl. die Autorenrichtlinie der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“, abrufbar unter: https://www.thieme.de/statics/dokumente/thieme/final/de/dokumente/zw_dmw/DMW_Auto-orenrichtlinien_Kasuistik.pdf, (zuletzt eingesehen am 28.11.2019).

³²³ Z. B. Wilms (2009) in PiD; Weimer/Kraus (2011) in „Der Psychotherapeut“; ein kurzer Fallbericht bei Kissling/Mendl/Förstl (2014) in der DMW; alle Belege im QV unter 8.1.4; Die Grenzen zwischen fachwissenschaftlichen Kasuistiken und kurzen, im fachlichen Sinn unvollständigen Fallbeschreibungen in Monografien und vermittlungsemantischen Fachbüchern sind fließend.

³²⁴ Zum Begriff des relativen Laien vgl. Liebert (1996: 93ff.).

³²⁵ Unter Medientexten werden im Anschluss an Burger/Luginbühl (⁴2014: 93) „alle Arten von TEXTEN“ verstanden, „die in den Massenmedien angeboten werden“. Im Fokus des medialen Diskursstrangs dieser Arbeit stehen gedruckte journalistische Vermittlungstexte in den Massenmedien und Texte der Online-Plattformen dieser Zeitungen und Magazine. Dabei liegen viele Texte seit den 2000er Jahren sowohl gedruckt als auch online vor.

senmediale, literale und soziokulturelle Praktiken und Textsortenroutinen eingebunden sind. Sie treten als Vermittlerinstanz auf, lassen aber auch verschiedene fremde Stimmen von Experten- und Laienseite in ihren Texten (in)direkt³²⁶ zu Wort kommen (insbesondere Experten/Expertinnen aus dem medizinischen, psychologischen/psychotherapeutischen und pädagogischen Bereich und Individuen, die mit BURNOUT in Berührung gekommen sind). Sie kommunizieren an eine Vielzahl von Rezipienten und Rezipientinnen. Diese sind anonym, heterogen und dispers³²⁷, auch wenn es auf der Sprachoberfläche Indizien zumindest für den „intendierten Rezipienten“ (Burger/Luginbühl ⁴2014: 11) gibt, d. h. welche Rezipientengruppe vom „Kommunikator explizit oder implizit anvisiert wird“ (Burger/Luginbühl ⁴2014: 11). Schon die Aufzählung von Berufsgruppen, in denen Personen besonders häufig *ausbrennen* sollen (z. B. Profi-Sportler³²⁸ und die „weißen Berufe“³²⁹), oder die Nennung von Charaktereigenschaften typischer ‚Betroffener‘ („den Zwang jede Aufgabe perfekt zu erledigen“³³⁰) skizzieren im Kontext der Wissensvermittlung und Aufklärung aus der Sicht des Textproduzenten eine Leserschaft, für die dieser Text besondere Relevanz besitzen könnte (Burger/Luginbühl ⁴2014: 11). Weiterführende Beobachtungen, auf welche Weise Textproduzenten sich im medialen Burnout-Diskurs einen „Kreis von intendierten Rezipienten definieren“ (ebd.: 12), werden in Kap. 6.2.4.1 im Lichte einer Praxis des Definierens differenziert werden.

326 In Gastbeiträgen und in Interviews kommen Expertinnen u. Experten direkt zu Wort. In Interviews gibt allerdings der/die Interviewende die Blickwinkel auf das Thema durch seine Fragen vor. Des Weiteren werden Expertenstimmen in Medientexten durch Zitate ‚hörbar‘. Der/die Journalist/-in macht die fremden Denkinhalte wörtlich oder paraphrasiert sichtbar oder deutet sie teilweise nur an, wenn er/sie die „inhaltliche Sachkenntnis“ (Köller 2004: 688) zum Erkennen des Zitats bei der Leserschaft voraussetzt.

327 D. h., dass „zwischen den Individuen, die das Publikum bilden, keine Gemeinsamkeit bestehen“ müssen (Burger ⁴2014/Luginbühl: 8). Man kann jedoch einerseits vermuten, dass eine Gruppe Lesender, die Interesse am Thema „Burnout“ hat, von diesem Thema im privaten oder auch beruflichen Umfeld tangiert ist.

328 Vgl. zahlreiche Berichte schon Ende der 1980er Jahre über ausgebrannte Tennisspielerinnen und später Sportler/innen aus dem Fußball, Handball, Skispringen, etc. (z. B. DER SPIEGEL (1989: 222–224); Tennis: Das Letzte abverlangt; SPIEGEL ONLINE (2004): Sven Hannawald: Kein Comeback in naher Zukunft; Wenzel (2012): Fußballerin mit Burnout. Zurück in die Spur. Auf: FAZ.NET, 02.03.2012; alle Belege im QV unter 8.1.6.

329 So zusammenfassend für Ärzte/Ärztinnen, Krankenpfleger/innen, Altenpfleger/innen, etc. in einem FAZ-Artikel vom 29.02.1992: „Ausgebrannt im Teufelskreis übersteigter Berufsansprüche“ (= Gross 1992: 41).

330 So zum Beispiel in einem Artikel auf FAZ.NET vom 08.03.2010: „Burnout-Syndrom. Erschöpft, ausgebrannt, arbeitsmüde“ (= Meck 2010); im QV unter 8.1.6.

Presstexte, die BURNOUT als Hauptthema oder als wichtiges Nebenthema des Textes behandeln, kann man folgenden Textsorten bzw. Textsortenmischungen zuordnen:³³¹

- Gedruckte und Hypertexte nach dem Muster des Magazinberichts und Features, die insbesondere durch ihren personalisierten szenischen Beginn und Ausstieg (oft in der Form eines Bogenschlagens, vgl. dazu auch Liebert 2002: 269), viele Zitate, Bilder und Grafiken und den Wechsel zwischen deskriptiven/explikativen und narrativen Textpassagen auffallen;³³²
- Meldungen/Berichte/Problemdarstellungen³³³ und Porträts über (prominente) Fälle³³⁴, zur Verbreitung des Burnout-Phänomens in der Bevölkerung/in Branchen auf der Basis von statistischen Erhebungen, Studien oder Umfragen³³⁵, zu weiterführenden Studien und Tagungen/Kongressen³³⁶, Expertenstandpunk-

331 Bei der Einordnung der journalistischen Textsorten orientiert sich diese Arbeit an den Kriterien nach Lüger (²1995: 77–151); Wolff (2006:74–234) und Burger/Luginbühl (⁴2014: 219ff.).

332 Z. B. der Beitrag „Volk der Erschöpften“ im SPIEGEL 4/2011 (= Dettmer/Shafy/Tietz 2011) oder „Verbrannte Seelen“ in der ZEIT vom 2. Dezember 1999 (= Blech 1999); oder „Müde, antriebslos, zynisch“ in der SZ vom 30.10.2012 (= Haas/Wolff 2012); siehe auch Peikert (2017, FAZ.NET); Maeck (2013) und Zeltner (2011) auf SPIEGEL ONLINE – Karriere Spiegel sowie Wöhrle (2011) auf SPIEGEL ONLINE – UniSPIEGEL; Rudzio (2010a, DIE ZEIT), alle Belege im QV unter 8.1.6.

333 In diesen Texten ist die informierende Funktion gegenüber der kommentierend-wertenden dominant, aber die Texte enthalten natürlich auch „implizite Wertungen [...] z. B. durch Selektion, Anordnung und Gewichtung in der Sachverhaltsdarstellung“ (Lüger ²1995: 69).

334 Z. B. Nachrichten/Berichte über das „Burn-out-Syndrom“ bei Sven Hannawald, FAZ 3.5.2004, (= dpa 2004b: 38) oder auf SPIEGEL ONLINE am 8.9.2013 (= Ade 2013) oder SPIEGEL ONLINE (2011a); im QV unter 8.1.6.

335 Z. B. die Nachricht über Ergebnisse des DAK-Gesundheitsreports, demzufolge „die Zahl der Menschen mit Depressionen und Burnout weiterhin steigt“ auf SPIEGEL ONLINE (= Hei/AFP/dpa (2013) und SPIEGEL ONLINE (2011c) und über Burnout-Zahlen in verschiedenen Konzernen auf SPIEGEL ONLINE (= Werle 2012a); siehe auch DER SPIEGEL (2004); Paschen (1995) und Bohsem (2012b) in der SZ und in der FAZ/auf FAZ.NET: AFP/DPA (2010), Dap/Dapd (2012), Schwenn (2012); Mihm (2014); weku (2004), dc./ami (2014), Krohn (2011), Grossarth (2012); alle Belege im QV unter 8.1.6.

336 Z. B. eine Nachricht über eine Studie des Sigmund-Freud-Instituts und der TU Chemnitz in der FAZ (vom 28.3.2012, Nr. 75) unter dem Titel „Soziale Anerkennung verhindert Burn-out“ (= FAZ 2012a: 34); ein Bericht über eine Studie der SRH Hochschule Heidelberg zum Risiko von Führungskräften, psychisch zu erkranken (= FAZ.NET 2015) oder ein Gastbeitrag über eine Studie der Bertelsmann Stiftung gemeinsam mit der „sciencetransfer GmbH in Zürich“ zum Zusammenhang von Führungsstil und Burnout in Unternehmen (= Hollmann/Hannburg 2010, FAZ); Die SZ berichtet am 20.11. 1997 über Diskussionen zum „Burn-out-Syndrom“ auf dem „10. Medizin-Theologie-Symposium der Evangelischen Akademie Tutzing“ (= Pförtner-Hüttner 1997) und am 30.10.2013 über eine TK-Studie zur Stresslage der Nation (= Bruckner 2013); DER SPIEGEL berichtet über einen Kongress (= Frey 2012) und Lehrer-Studien (= Bebbler 2008; Leffers

- ten³³⁷, juristischen Tipps und Gerichtsentscheidungen³³⁸, zu Vorträgen und Lehrwerken³³⁹, Problemen in bestimmten Berufssparten³⁴⁰ und politischen/wirtschaftlichen Reaktionen/Maßnahmen³⁴¹ – gedruckt und online;
- Interviews mit Expertinnen/Experten und Personen, die Erfahrungen mit BURNOUT und/oder Begleitfaktoren schildern, – gedruckt und online;³⁴²
 - Erfahrungsberichte aus der Ich-Perspektive mit BURNOUT³⁴³ und Erfahrungsberichte/Leserbriefe, die die Zuschreibung ‘Burnout’ kritisieren³⁴⁴ – gedruckt und online.

2008); im Beitrag Dpa/svs/tine (2015, FAZ) wird die Studie „Psychische Belastungen und Burnout beim Bildungspersonal“ erwähnt; Hinweis auf eine Tagung in FAZ (2013a); alle Belege im QV unter 8.1.6.

337 Z. B. in DIE ZEIT Nr. 49/2011 (= Albrecht 2011a, im QV unter 8.1.6.)

338 Siehe z. B. die Nachricht über ein Urteil zur Frage, ob die Berufsunfähigkeitsversicherung bei Burnout zahlen muss, in der FAZ vom 3.8.2004, Nr. 178 (= weku 2004: 50), Jur/FAZ (2007) und FAZ (2007a); oder das Urteil im Streit darum, ob eine „Betriebsrätin mit Burnout [...] segeln gehen“ durfte, auf SPIEGEL ONLINE 5.5.2012 (= Leffers 2012); im QV unter 8.1.6.

339 In allen untersuchten Medien findet man kurze Meldungen, die Vorträge zum Thema „Burnout“ ankündigen: z. B. Jff (2011 und 2014, in der FAZ) und FAZ (2011a; 2012c); Die zuordnend-eingrenzende Wirkung von Vortragsankündigungen wird in Kapitel 6.2.4.1 an Belegen der SZ ausführlich beschrieben. In einer Meldung der FAZ wird auf das Lehrbuch von Xaver Baur (siehe im QV unter 8.1.2 unter Groth, (2013)) verwiesen (= FAZ 2013d); Belege im QV unter 8.1.6.

340 Z. B. in der SZ vom 13.1.2000 über die Probleme des Berufsstands der (Alten-)Pfleger/innen. Das „Burnout-Syndrom“ wird als eine Folge „bei vielen Pflegern“ genannt (= Geschuhn 2000, im QV unter 8.1.6).

341 SPIEGEL ONLINE berichtet beispielsweise 2013 über die „Anti-Stress-Verordnung“ und den „Stressreport“, den Ursula von der Leyen (in dieser Zeit Arbeitsministerin) vorstellte (= dpa/dapd/end 2013). Die SZ berichtet am 2.5.2012 über eine Stellungnahme der Bundesregierung auf eine Anfrage der Linken zu psychischen Erkrankungen am Arbeitsplatz (= SZ/AFP 2012: 19) und am 30.10.2012 über die Forderung SPD-regierter Länder nach konkreten Vorgaben für Arbeitgeber, wie sie „dem Burn-out vorbeugen“ sollten (= Bohsem/Haas 2012: 17); die FAZ berichtet am 30.1.2013 darüber, welche Maßnahmen Firmen zur Burnout-Prävention schon ergreifen und welche weiteren Forderungen es an sie zum Schutz der psychischen Gesundheit der Beschäftigten gibt (= Steinau-Steinrück 2013: 19); alle Belege im QV unter 8.1.6.

342 Siehe zum Beispiel in DIE ZEIT, Nr. 30/2006 vom 20.07.2006 (= Kuhrt 2006); oder das Interview im ZEITmagazin Nr. 39/2014 6. Oktober 2014 mit Miriam Meckel (= Koelbl 2014) und im SPIEGEL (= Beyer/Voigt 2010); oder auf Spiegel Online das Interview mit Ulrich Hegerl am 24.11.2011 (= Kramer 2011) und Gottschalk (2012); siehe auch Freund (2013, FAZ); Schmidt (2014, FAZ), Budras (2013, FAZ) und Astheimer (2014a, FAZ); Dettmer/Tietz (2011, SPIEGEL ONLINE), Hinrichs/Meyer (2004, SPIEGEL SPECIAL), alle Belege im QV unter 8.1.6.

343 z. B. auf ZEIT Campus 3/2010 (= Schwabe 2010) und einzelne Fallbeispiele aus der Ich-Perspektive in DIE ZEIT 27/2013 (= Schoener 2013); oder auf SPIEGEL ONLINE am 8.8.2012 (= Abé 2012); oder in der FAS am 13.9.2015 (= Oberhuber 2015: 35); alle Belege im QV unter 8.1.6.

344 Z. B. Brock (2008, FAZ) und ein Leserbrief im SPIEGEL (2010a) zum Interview mit Miriam Meckel im SPIEGEL 10/2010 (= Beyer/Voigt 2010); in DIE ZEIT 18/2012 findet ein ‚Betroffener‘ den

- Fotostrecken³⁴⁵ – online;
- Glossen, kurze Kommentare, Kolumnen und satirische Texte zum Thema „Burnout“ – gedruckt und online;³⁴⁶
- Kommentierende und erörternd-essayistische Texte zum Thema – gedruckt und online;³⁴⁷
- Kritiken/Kommentare und Berichte, die auf Bücher, Medienprodukte, Theaterstücke, Ausstellungen, Musik oder Filme zum Thema bzw. mit Bezug auf das Thema „Burnout“ eingehen – gedruckt und online;³⁴⁸
- Fragebogen zum Thema „Burnout“ mit Anleitung zur Selbstausswertung³⁴⁹ – gedruckt und online.

„Begriff Burn-out“ für seine Geschichte „unpassend“ und spricht von einer „Erschöpfungsdepression“ (= Srikiow 2012).

345 Z. B. auf SPIEGEL ONLINE „Fotostrecke: Was Führungskräfte über das Phänomen Burnout denken“ (= SPIEGEL ONLINE 2012c); oder „Volkskrankheit Burnout: Wie Erschöpfung die Volkswirtschaft schwächt“ (= SPIEGEL ONLINE 2011e); siehe auch SPIEGEL ONLINE (2011b) und (2012 c und d).

346 Zum Beispiel in ZEIT Nr. 28, 2003 vom 03.07.2003 (= Wagner 2003); Als Streiflicht in der SZ vom 11.06.2013 (= SZ 2013: 1); Als Witz in der FAZ am 10.08.2011 (= FAZ 2011b); Satire auf FAZ.NET am 28.01.2017 mit dem Titel „Nach dem Burnout kommt der Freakout“ (= Haupt 2017); als eine frühe kritische Reflexion auf den „neuen Patiententyp“ in der FAZ (= möl. 1989); siehe auch SPIEGEL ONLINE (= Haas 2010; Meyehöfer 2001; SPIEGEL ONLINE 2012a); Oswald (2011, FAZ.NET), Martenstein (2012, ZEITmagazin 14/2012), alle Belege im QV unter 8.1.6.

347 Z. B. zwei Artikel in DER ZEIT Nr. 49/2011, im ersten wird ›Burnout‹ als ein „kulturelles Konstrukt“ bewertet und im zweiten Artikel als „akzeptierte Entschuldigung für Raubbau an den eigenen Kräften“ (= Albrecht 2011b und Pawelzik 2011); ähnlich SPIEGEL ONLINE Glaubitz (2011) und Knust (2012); im QV unter 8.1.6.

348 Siehe z. B. die Besprechung des Buchs „Burnout-Kids“ in der SZ am 11.07.2015 (= Bernd 2015: 50) oder die Fernsehkritik zur Sendung „Hart aber fair“ über das Thema „Burnout“ auf SPIEGEL Online am 15.11.2011 (= Patalong 2011); oder bezogen auf Buchrezensionen z. B. März (2010, DIE ZEIT) zum Buch von Miriam Meckel „Brief an mein Leben“ und Teutsch (2012, FAZ.NET) zu einem Buch von Nina Pauer oder die Besprechung des Romans „Acht Wochen verrückt“ von Eva Lohmann, der in der Rezension als „Burn-out-Roman“ betitelt wird (FAZ, 14.06.2011, = Hirsch 2011: 32) und die Besprechung des Films „Mit Burnout durch den Wald“ (= Mühl 2014, FAZ), des Films „Half Nelson“ (= UniSPIEGEL 2008) und einer Theaterlesung mit Burnout-Bezug (Schülke 2012, FAZ); oder mit Bezug auf eine Ausstellung, siehe Schulze (2012, SPIEGEL ONLINE) und Haas (2012, FAZ); oder mit Bezug auf Popmusik, die zum „Massenleiden ‚Burnout‘“ passe, siehe Rapp (2012, SPIEGEL ONLINE), vgl. auch DER SPIEGEL (2011c) sowie Haas (2011, FAZ.NET) und Müller (2012, FAZ.NET); oder Kommentare zu Pressetexten über „Burnout“ (Malik 2002, unter manager-magazin/SPIEGEL); Steinkopf (2012) und Geyer (2012) in der FAZ/FAZ.NET, alle Belege im QV unter 8.1.6.

349 Z. B. auf FAZ.NET am 24.04.2014 „Belastungs-Test: Droht Ihnen der Burn-out“ (= Weiguny/Nienhaus 2014c); „Burnout-Selbstprüfung: Riecht’s schon brenzlich?“ auf SPIEGEL ONLINE am 13.10.2013 (= Burisch 2013); im QV unter 8.1.6.

Diese Liste der medialen Textsorten ist so unterschiedlich wie die Ziele, die diese Texte primär oder in Kombination verfolgen: über Neuigkeiten oder die individuellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Folgen des Phänomens informieren, den Gegenstand einordnen und bewerten oder Maßnahmen empfehlen.

Wolf-Andreas Liebert formuliert eine ähnliche Beobachtung in Bezug auf den Begriff des populärwissenschaftlichen Textes:

Betrachtet man die Vielfalt der kommunikativen Ziele im Bereich der Vermittlung von Wissenschaft [...], so ist offensichtlich, dass die Texte so unterschiedlich sind, dass sie gar nicht ohne weiteres verglichen werden können. Damit ist aber zu fragen, ob man überhaupt von einer homogenen Textsorte „populärwissenschaftlicher Text“ sprechen kann.³⁵⁰

(Liebert 2002: 105)

Liebert schlägt daher vor schlicht von „Vermittlungstexten“ zu sprechen in der Lesart: „Text, mit dem Wissenschaft hinsichtlich eines bestimmten Ziels vermittelt wird“ (Liebert 2002: 106, im Original kursiv). Darüber hinaus gibt es Texte, in denen auf der Basis des aus der Wissenschaft stammenden Wissens Ratschläge vermittelt werden. Franke schlägt für diese Texte die Textsortenbezeichnung „ratgebender Aufklärungstext“ (Franke 1997: 375) vor, den er u. a. folgendermaßen beschreibt:

Mit der Veröffentlichung ratgebender Beiträge, so wird postuliert, unternehmen die Kommunikatoren in den Medien den Versuch, die breite Öffentlichkeit darüber aufzuklären, was unter bestimmten situativen Bedingungen zu tun möglich oder ratsam ist.

(Franke 1997: 374)

Auf die Kriterien zur (graduellen) Unterscheidung von Texten mit einer dominant ratgebenden Funktion gegenüber Texten mit einer dominant informierend-aufklärenden Funktion, wird im folgenden Kapitel in Bezug auf Texte in populärwissenschaftlichen Zeitungen noch detailliert eingegangen.

In einigen der oben angeführten Textsorten, z. B. in Zeitungsmeldungen über prominente ‚Burnout-Fälle‘ oder Krankschreibungsstatistiken, geht es zudem nicht (primär) darum, Wissenschaft zu vermitteln. Doch auch die Grenzen zwischen Ereignis- und Wissensvermittlung sind fließend, wenn beispielsweise in einer Meldung über die Häufigkeit der Zusatzdiagnose BURNOUT auf Krankschreibungen das Wort *Burnout* hypertextuell verlinkt ist und man dadurch auf eine Seite gelangt, die gleich einem Dossier alle Informationen zum Thema „Burnout“

350 In einer Fußnote verweist Liebert in diesem Zitat noch auf einen Aufsatz von sich (Liebert 1996) und auf eine Tabelle auf Seite 84 seiner Monografie.

(Definition, Hintergrundberichte, etc.) gesammelt darstellt.³⁵¹ Die unterschiedlichen Zielorientierungen der Texte verbinden sich mit den unterschiedlichen oben benannten Textsorten. Zusätzlich basieren diese Textsorten auf journalistischen und vermittlungsemantischen³⁵² Praktiken und „Textsortenroutinen“ (Felder 2012: 120), die es zu berücksichtigen gilt, wenn in Kapitel 6 dieser Arbeit analysiert wird, welche Spuren (unwillkürlicher) sozio-kultureller sowie fach- und berufsspezifischer Praktiken der Diskurs aufweist, die auf den Prozess des Definierens einwirken bzw. zusammen mit anderen Praktiken zu einer diskursiven Praxis des Definierens beitragen. An einem Beispiel sei illustriert, was damit gemeint ist:

Wenn einige Presstexte im Korpus szenisch-narrativ anhand eines konkreten Fallbeispiels in das Thema „Burnout“ einführen, so kann man dahinter eine journalistische Texteröffnungspraktik der Textsorte Magazinbericht/Feature/Reportage oder eine aus Vermittlungs- und Identifizierungsgründen gewählte Personalisierungspraktik vermuten. In der weiteren Analyse soll daraufhin gezeigt werden, dass eine solche Texteröffnungspraktik auch definitorisches Potenzial birgt. Damit soll nicht unterstellt werden, dass der/die Textproduzent/-in bewusst das Ziel verfolgt, mit dieser Texteröffnung etwas zu definieren, sondern es geht um die Frage, inwiefern durch diese Texteröffnungspraktik beispielsweise typische narrative Ablaufmuster erzeugt werden, die den Gegenstand/Begriff ›BURNOUT‹ umgrenzen und dadurch zu einer diskursiven Definitionspraxis von ›BURNOUT‹ beitragen.

5.3.3.4 Vermittlungstexte in populärwissenschaftlichen Zeitschriften und deren Onlinepräsenzen

Im Unterschied zu den Nachrichten- und Vermittlungstexten in der tagesaktuellen Presse publizieren in populärwissenschaftlichen Zeitschriften³⁵³ zum einen auch verstärkt Expertinnen und Experten aus der psychosozialen Praxis³⁵⁴ zum Thema „Burnout“ und zum anderen ist die Zielgruppe der Rezipient/inn/en inhaltlich-thematisch stärker auf Personen, die an „Psychologie und [...] benach-

³⁵¹ Vergleiche dazu im SPIEGEL folgende miteinander verlinkte Seiten: <http://www.spiegel.de/gesundheit/diagnose/gesundheitsreport-dak-psychische-leiden-erreichen-hochststand-a-885593.html> und <http://www.spiegel.de/thema/burn-out-syndrom/> (zuletzt eingesehen am 28.11.2019).

³⁵² Zu Charakteristika von populärwissenschaftlichen/fachexternen Texten/Textsorten siehe ausführlich Becker (2001: 21ff.).

³⁵³ Zeitschriften sind „nicht tagesaktuell, dafür außerordentlich diversifizierter nach Themenbereichen und Adressatengruppen“ (Burger/Luginbühl 2014: 221).

³⁵⁴ Z. B. Beate Schulze, Soziologin und Psychologin, in „Psychologie Heute compact“, Heft 27 (2011) oder Peter Falkai, Professor für Psychiatrie und Psychotherapie, in „G&G“, Dossier 1–2016: 20–22.

barten Wissenschaften“³⁵⁵ Interesse haben, eingegrenzt als in allgemeinen Tages- und Wochenzeitungen. Zeitschriften müssen zudem weniger aktuell sein und können spezielle Themen in einem weiteren Rahmen (z. B. einem Themenheft) ausführen. Ihr höherer Einzelheftpreis, die kleinere Auflage und ein im Vergleich zur Tagespresse tendenziell höherer Fachlichkeitsgrad³⁵⁶ grenzt ihre kommunikative Reichweite ebenfalls weiter ein. Nach Liebert ist für unsere Wahrnehmung dieser Texte außerdem von Belang, dass diese Texte „in einer *explizit* populärwissenschaftlichen Publikation gefunden werden“ (Liebert 2002: 105).

Bei der in dieser Arbeit ebenfalls untersuchten „Apotheken Umschau“ ist eine solche Einschränkung der kommunikativen Reichweite allerdings nicht erkennbar. Man kann zwar annehmen, dass die Zielgruppe an medizinischen und Gesundheitsthemen verstärktes Interesse zeigt, aber es kann kein genuines Interesse an psychologischen/psychiatrischen Themen abgeleitet werden. Des Weiteren besitzt die „Apotheken Umschau“ als kostenloses Kundenmagazin einen enorm hohen Verbreitungsgrad, was vermuten lässt, dass eine hohe kommunikative Reichweite angestrebt wird.

Ähnlich wie im vorherigen Kapitel gibt es nicht das eine feste Muster für Texte zum Thema „Burnout“ in den untersuchten populärwissenschaftlichen Magazinen. Es wurden aber folgende dominante Textsorten bzw. Textsortenmischungen ausfindig gemacht:

- Einige Texte arbeiten ebenfalls mit Praktiken des Magazinberichts bzw. Features, d. h. mit einem Wechsel von typischen personalisierten Fallschilderungen, Fotografien, Sacherläuterungen und Expertenstandpunkten³⁵⁷; In den Texten der „Apotheken Umschau“ zeigen sich die Merkmale von ratgebenden Texten am deutlichsten. Auf diese Merkmale wird im Anschluss an diese Aufzählung ausführlich eingegangen.

355 So z. B. die Selbstbeschreibung der Zeitschrift PH unter https://www.beltz.de/fachmedien/psychologie/zeitschriften/psychologie_heute.html, zuletzt eingesehen am 28.11.2019.

356 In Texten von PH und G&G finden sich Fachausdrücke wie *systemischer Ansatz*, *Ressource*, *Attributionsstil*, die nicht immer erläutert werden. Des Weiteren findet man besonders im Magazin G&G Quellenangaben. Diese Zeitschriften richten sich von ihrem Selbstverständnis her neben interessierten Laien auch an Fachleute insbesondere aus der psychosozialen Praxis. Vgl. https://www.beltz.de/fachmedien/psychologie/zeitschriften/psychologie_heute.html und http://www.spektrumverlag.de/wp-content/uploads/2015/11/2016_GG-Mediadaten.pdf, zuletzt eingesehen am 28.11.2019.

357 Z. B. G&G Dossier, Jan. 2016 (= Falkai 2016 und Keck/Holsboer 2016); PH 1/2016 (= Schönberger 2016: 18–21); PH 9/2011 (= Leggewie 2011); PH 4/2017 (= Kleinschmidt 2017); GEO WISSEN Nr. 48/2011 (= Frömel/Recht 2011: 43–57); G&G 11/2005: 12–19 (= Kraft 2005); AU 12/1997-A (= AU 1997: 20–23); AU 06/2012-B (= AU 2012b: 19); AU 11/2011-B mit Fallschilderungen, Informationskästen und Expertenzitaten zur ›Depression‹ (= Wolfrum 2011), alle Belege im QV unter 8.1.7.

- Daneben gibt es Artikel, die das Thema „Burnout“ und den weitergefassten Themenkomplex rund um Arbeit/Beruf und Stress weniger an persönlichen Fallbeispielen, sondern im Sinne von Problem- oder Forschungs- und Studienberichten durch generalisierte Symptome und Ursachenkomplexe behandeln³⁵⁸ und/oder die Entstehung von ›BURNOUT‹ aus verschiedenen psychologisch-medizinischen Forschungsrichtungen beleuchten (z. B. aus der biopsychologischen, (epi)genetischen, differentiellen oder arbeits- und organisationspsychologischen Perspektive)³⁵⁹. In den Texten der Magazine „Gehirn&Geist“ (G&G) und „Psychologie Heute“ (PH) erfolgt in dieser Textsorte durch den Bezug auf weitere psychologische Studien oder Expertenstimmen meist eine Verknüpfung zu anderen psychologischen/psychiatrischen Konzepten (z. B. ›Depression‹, ›Typ-A-Verhalten‹, ›Attributionsstil‹, ›hardy personality‹, ›Nein-Sagen-Können‹, ›Perfektionismus‹ und ›Idealismus‹ etc.).³⁶⁰ Des Weiteren gibt es Texte, in denen ›Burnout‹ als Nebenthema erscheint zum Beispiel zu ›chronischem Stress‹, ›Arbeitsbelastung‹, ›Konfliktbereitschaft‹, ›steigenden Arbeitszeiten‹, ›Ungehorsam‹ oder ›Entspannung‹ und ›Achtsamkeit‹.³⁶¹

358 Z. B. der erste Artikel über Burnout in der PH 10/1983, ein Vorabdruck aus dem Buch „Ausgebrannt“ (= Aronson/Pines/Kafry 1983), das aus dem Amerikanischen übersetzt wurde, in PH unter Aronson/Pines/Kafry (1983: 21–27); oder ein Beitrag von Matthias Burisch, der eine umfassende Übersicht zu Burnoutsymptomen aus der Monografie von Burisch (1994a) enthält, in PH 9/1994, (= Burisch 1994b: 22–26); oder ein Beitrag von Dagmar Ruhwandl zu Ursachen und Symptomen von Burnout in PH 5/2009 (= Ruhwandl 2009: 18–24); oder ein Beitrag von Beate Schulze, der beschreibt, wie man ›Burnout‹ erkennt und welche Risikokonstellationen es gibt, in PH 5/2009 (= Schulze 2009: 26–29); oder der Beitrag von Ute Eberle in GEO kompakt Nr. 40/2014 (= Eberle 2014: 20–29); alle im QV unter 8.1.7.

359 Vgl. z. B. G&G Dossier 1/2016, das sowohl einen Artikel zu den biologischen Grundlagen von ›BURNOUT‹ (= Reuter 2016: 43–47) als auch zu ›BURNOUT‹ und Präventionsmaßnahmen aus arbeits- und organisationspsychologischer Sicht (= Ducki 2016: 80–85) und einen Artikel zum Einsatz neurobiologischer Erkenntnisse zur spezifischeren Behandlung von „Depression und Burnout“ (Keck/Holsboer 2016) enthält. Nolte beschreibt ausführlich die Potsdamer Studie zur Lehrerbelastung von Uwe Schaarschmidt (= Nolte 2008, in PH 12/2008), alle Belege im QV unter 8.1.7.

360 Die Relevanz dieser Konzepte in Verbindung zur Burnout-Thematik wird beispielsweise in PH 5/2009 diskutiert (= Schulze 2009: 26–29); oder im Beitrag der AU (2011e) „Burnout: Perfektionisten sind gefährdet“; oder im Beitrag „Burnout ist eine Form der Depression“ in PH 12/2011 (= Tenzer 2011b: 30–33); oder in Bezug auf die sog. „Selbstverbrenner“ und deren Idealismus und Perfektionismus im Beitrag von Ute Eberle in GEO kompakt Nr. 40/2014 (= Eberle 2014: 28); alle im QV unter 8.1.7.

361 Z. B. ein Beitrag zu steigenden Arbeitszeiten und psychischen Folgen in PH 11/2000 (= Kerber 2000: 30–35); oder zu hohen Arbeitsbelastungen in AU 10/2010-A (= AU 2010b: 7) und Folgen von Dauerstress (u. a. Burnout) in AU 12/2010-B (Essig 2010: 12); oder zu Entspannungstechniken (AU 05/2015-A: 22–26, = Aust 2015).

- Interviews mit Experten/Expertinnen;³⁶²
- Berichte, Einschätzungen und Informationskästen zu Umfragen, Studien, Statistiken, Forschungsergebnissen und (falschen) Überzeugungen zum Thema „Burnout“ in der Bevölkerung;³⁶³
- (Problem-)Berichte über Burnout bei speziellen Berufs- oder Bevölkerungsgruppen wie z. B. bei Lehrer/innen, Therapeuten/Therapeutinnen, im sportlichen Bereich, bei Personen, die in der Kirche/Seelsorge arbeiten, oder bei Schulkindern/Jugendlichen;³⁶⁴

oder ein Beitrag zu „Ungehorsam – Prophylaxe gegen Burnout“ in PH 11/2011 (= Tenzer 2011a: 26–28); oder in der AU 5/2015 zur „Kunst des Entspannens“ (= Aust 2015: 22–26); alle im QV unter 8.1.7.

362 Z. B. ein Interview mit Christina Maslach in PH 10/1983: 24–25 (= Ernst 1983); ein Interview mit Matthias Burisch in der AU 10/2011-A (= Rotherbl 2011: 34–37); ein Interview mit Ruth Enzler Denzler in PH 5/2009, S. 30–31 (= Binkert 2009); ein Interview mit Hartmut Rosa in PH 1/2013 (= Schönberger 2013); oder das Interview mit Gunther Schmidt in PH 1/2016 (= Schönberger 2016b: 22–24); siehe auch AU 2014; alle im QV unter 8.1.7.

363 Z. B. fasst der Autor Christian Wolf in PH 10/2013 Ergebnisse einer Umfrage von Johannes Hamann et al. zusammen, in der das Verständnis des Begriffs ›Burnout‹ in Psychiatrie und Psychotherapie erfragt wurde (= Wolf 2013: 11, im QV unter 8.1.7). Die Studie, auf die sich der Artikel in PH bezieht, ist ebenfalls im fachlichen Textkorpus dieser Arbeit enthalten, und zwar im Bereich der Zeitschrift „Der Nervenarzt“ unter Hamann/Parchmann/Mendel (2013: 338–843, im QV unter 8.1.4); siehe auch den mit „Faktencheck“ übertitelten Beitrag „Elf Mythen über Burnout“ in G&G 2016 (= Melchers/Plieger 2016: 13–18) oder der Artikel „Hier irrt der Psychosomatiker“ in PH 08/2014, in dem der „Mythos“ „hart arbeiten“ führe zu Burnout berichtet wird, indem dies nur auf negativen übermäßigen Stress bezogen wird (= Paulus 2014: 79); eine Nachricht zu Umfrageergebnissen und Studien findet man zum Beispiel in AU (2011c) „Burnout: Jeder zehnte deutsche Berufstätige gefährdet“ auf www.apotheken-umschau.de vom 10.10.2011 (Stand: 24.11.2012) sowie AU 2010a und AU 2015; oder Heiko Ernst schreibt im Editorial der PH 4/2013 über den „Stressreport Deutschland 2012“ (= Ernst 2013a: 3); siehe im QV unter 8.1.7.

364 Z. B. ein Beitrag von M. Burisch, Matthias „Der leere Lehrer“ in der Hamburger Lehrerzeitung 1/1985 (= Burisch 1985: 8–11); oder „Nicht jede Lehrkraft ist gestreßt“ in PH 12/1997 (= Mrechar 1997: 42); oder „Ausgebrannt im Klassenzimmer“ in PH 4/2000 (= Smolka 2000: 38–43), siehe auch PH 12/2008 (= Nolte 2008); oder der Beitrag „Ein Lehrer kann seine Schüler nicht einfach entlassen, wenn sie ihm nicht passen“ mit dem Interviewpartner Joachim Bauer in PH 1/2004 (= Krumpholz-Reichel: 34–38); oder der Beitrag „Berufsrisiko Psychotherapie: Ist Leid ansteckend?“ in PH 6/2005 (= Speck/Horsch 2005: 64–69); oder ein Beitrag zu Burnout in Pfarren in PH 10/2012 (= Ustorf 2012: 34–37); oder zu „Schulstress bei Jugendlichen“ auf: www.apotheken-umschau.de vom 23.11.2012 (= Schuster 2012); „Stress im Kinderzimmer“ PH 2/2003 (= Sentker 2003: 46–51) oder der Beitrag „Strategie, Taktik, Burnout – Zur Psychologie des Fußballtrainers“ in PH 6/2014 (= Metzger 2014: 70–74); oder der Beitrag zu Burnout/Depression im Hochleistungssport in PH 9/2011 (= Ustorf 2011: 64–69); oder der Beitrag „Unsere erschöpften Kinder“, ein Interview mit Michael Schulte-Markwort in PH 9/2016 (Otto 2016; 12–15); alle im QV unter 8.1.7.

- Vorworte in Zeitschriftenausgaben, in denen „Burnout“ Schwerpunktthema ist;³⁶⁵
- Fragebogen.³⁶⁶

Die Magazine „Psychologie Heute“ sowie „Gehirn&Geist“ unterscheiden sich von der „Apotheken Umschau“ und anderen massenmedialen Beiträgen durch die Komplexität der Behandlung des Gegenstands ›BURNOUT‹ und durch die Verwendung von Fachausdrücken, die nicht immer erläutert werden. Da die Beiträge in den Magazinen überwiegend mindestens zwei Magazinseiten füllen, sind sie von ihrem Umfang her am besten mit Titelgeschichten aus dem SPIEGEL oder ausführlichen Berichten in Zeitungen z. B. aus dem Ressort „Wissen“/„Natur und Wissenschaft“ oder „Beruf und Chance“/„Job und Karriere“ vergleichbar.³⁶⁷ Die Texte in populärwissenschaftlichen Magazinen enthalten häufiger detaillierte Symptomlisten, ausführliche Beschreibungen von Burnout-Stadien, Erläuterungen zu verschiedenen ätiologischen Theorien und (fachliche) Ratschläge zur Prävention und Therapie.

Daher könnte man viele dieser Texte mit Lüger (1995: 71f.) auch als „instruierend-anweisend“ beschreiben oder der von W. Franke beschriebenen Textsorte „ratgebende[r] Aufklärungstext“ zuordnen, die Wilhelm Franke folgendermaßen charakterisiert:

Mit der Veröffentlichung ratgebender Beiträge, so wird postuliert, unternehmen die Kommunikatoren in den Medien den Versuch, die breite Öffentlichkeit darüber aufzuklären, was unter bestimmten situativen Bedingungen zu tun *möglich* oder *ratsam* ist. Als primäres

365 Z. B. die Vorworte von Heiko Ernst „Ach, wir sind des Treibens müde“ in PH 10/2002 (= Ernst 2002b: 3); oder „Ich möchte lieber nicht ...“ in PH 11/2011 (Ernst 2011: 3); siehe auch Ernst (2002a; 2010; 2013a/b; 2014a/b) oder die Vorworte von Ursula Nuber in PH 1/2016, die mit Sätzen beginnen wie: „Wir sind die Ausgebrannten. Unser Selbst ist erschöpft.“ (Nuber 2016a: 3) siehe auch Nuber (2015 a/b/c; 2016b).

366 Auf der Onlinepräsenz der AU (siehe AU 2017c/d und AU 2012-A: 6–7); „Sind Sie ausgebrannt?“ in G&G (2016: 23); Nelting/PH, 01/2016: 25, ein Nachdruck aus Nelting (2014); Test zur Messung der Stressbelastung bzw. Burnoutgefährdung in GEOWISSEN 48/2011: 124–125; alle im QV unter 8.1.7.

367 Z. B. der Beitrag „Das zehrt an den Nerven ‚Burnout‘: Hat die Diagnose Methode, oder ist es Mode?“ in der FAZ vom 6.10.2010: S. N1 (= Kaulen 2010); oder der Beitrag „Völlig ausgebrannt im Klassenzimmer“ in der FAZ vom 21.03.2007: S. N2 (= Lutterotti 2007), jeweils in der Rubrik „Natur und Wissenschaft“; oder ein Artikel in der SZ vom 22.10.2011 mit dem Titel „Die Burn-out-Hysterie“ zur Einordnung von Burnout neben anderen psychiatrischen Diagnosen aus dem Ressort „Wissen“ (= Weber 2011: 24); Beispiele aus dem Ressort: Beruf/Job und Chance/Karriere: FAZ, 19.02.2011: S. C1 „Ausgebrannt am Scharmützelsee“ (= Loll 2011); oder „Müde, antriebslos, zynisch“ in der SZ vom 30.10.2012 (= Haas/Wolff 2012); alle im QV unter 8.1.6.

Ziel von Aufklärung wurde dabei die Herbeiführung einer Änderung im kognitiven System der Adressaten bestimmt. Durch den Transfer von Wissen in den Spielarten des ‚Frage-Antwort-Spiels‘ bzw. der ‚Belehrung‘ sollen auf seiten der Rezipienten die Bedingungen der Möglichkeit geschaffen werden, daß sich jene in entsprechenden Handlungssituationen vernunftgerecht zu entscheiden und autonom zu handeln vermögen.

(Franke 1997: 374, Kursivierung im Orig.)

Für Franke unterscheiden sich ratgebende Aufklärungstexte „nicht in ihren Darbietungsformen von massenmedialen Beiträgen anderen Typs, sondern hinsichtlich dessen, was in ihnen vermittelt“ wird: und zwar nicht (nur) „theoretisches Wissen“³⁶⁸, sondern auch Bestände „an ‚nicht-verbindlichem Handlungswissen‘“ (Franke 1996: 259). Nicht-verbindlich sei dieses Wissen, weil nicht vermittelt werde, „welches Handeln in einer bestimmten Situation erlaubt, verboten oder vorgeschrieben ist“ (Franke 1997: 157), sondern „was im Hinblick auf die Erlangung eines bestimmten Zielzustands erfahrungsgemäß zu tun bzw. zu unterlassen sinnvoll, ratsam oder zweckmäßig ist“ (Franke 1997: 159). Franke ordnet die ratgebenden Aufklärungstexte der „Klasse der assertiven, informationsübermittelnden Textsorten“ zu (Franke 1997: 161). Er wendet sich in seiner Arbeit z. B. gegen Klassifizierungen von Hindelang (1978), Brinker (1985) oder Rolf (1993), die diese Texte den (bedingt) direktiven Textsorten zuordnen.³⁶⁹ Franke begründet seine Klassifizierung damit, dass

entscheidende konstitutive Bedingungen für Aufforderungshandlungen [...] nicht bzw. nicht notwendigerweise gegeben sind, etwa: daß der Kommunikator will, daß der Adressat eine bestimmte Handlung ausführt und daß der Vollzug der Sprechhandlung als Versuch des Kommunikators gilt, Adressaten dazu zu bewegen, die im propositionalen Gehalt spezifizierte Handlung auszuführen.³⁷⁰

(Franke 1997: 164)

368 Franke versteht unter theoretischem Wissen „Wissen über Sachverhalte“ bzw. „Faktenwissen“, das dem „Handlungswissen“ bzw. „prozeduralem Wissen“ gegenübergestellt wird. Vor den Ausführungen zum Verhältnis von Wissen und Praxis in dieser Arbeit wird allerdings bezweifelt, dass man diese Wissensarten so strikt voneinander in der Vermittlungssituation trennen kann. Vgl. Kap. 2.1.1, 2.2.1 und 4.1.1 dieser Arbeit.

369 Götz Hindelang (1987: 378) spricht in Bezug auf „Anleitungen“ von „NICHTBINDENDEN AUFFORDERUNGEN“ (Großschreibung im Orig.) und zu „Ratschlägen“ schreibt Hindelang, dass sie „und ihre sprachlichen Ausdrucksformen innerhalb des Systems der Aufforderungshandlungen beschrieben werden können (ebd.: 447); Eckard Rolf (1993: 257f.) beschreibt Textsorten wie „Rat“ und „Ratgeber“ im Kapitel „Nicht-bindende Textsorten bei Rezipienteninteresse“ und charakterisiert diese als „[N]icht bindende direktive Textsorten“; Brinker (1985: 103f.) ordnet instruierende Texte einer direktiven „Wenn-dann-Relation“ zu (vgl. auch Brinker/Cölfen/Pappert ⁸2014: 111).

370 Fußnote im Original verweist auf weitere Ausführungen zum Aufklärungsbegriff in Kap. 2, Abschnitt 2.1 von Franke 1997.

Das primäre Ziel des Emittenten der Ratgebung in der unidirektionalen Kommunikationssituation der Massenmedien sei es, ein beim Adressaten vorhandenes oder unterstelltes Wissensdefizit diesem bewusst zu machen und zu beseitigen, d. h. ‚aufzuklären‘. Es gehe dabei darum, „durch die unidirektionale Weitergabe von Wissen auf seiten des Rezipienten die Bedingungen der Möglichkeit dafür zu schaffen, daß sich jener *bewußt* und aus eigener Einsicht in entsprechenden Situationen für oder gegen den Vollzug einer bestimmten Handlung entscheidet“ (Franke 1997: 164). Dazu würde darüber hinaus gehören, die „Perspektivität von Wissensbeständen offen[zu]legen“ (Felder 2013: 15ff.).

Auch wenn die Ausführungen von Franke insofern überzeugend sind, dass die Autoren/Autorinnen von Ratgebertexten unidirektional eine prinzipiell anonyme, Leserschaft adressieren und dadurch auch nicht den „effektiven Rezipienten“ auffordern können, ihren Ratgebungen Folge zu leisten, so adressieren sie dennoch eine „intendierte“ Leserschaft,³⁷¹ und es wirkt kontraintuitiv, folgende Textbestandteile aus der „Apotheken Umschau“ als Teile einer rein informierend-darstellenden Textfunktion zu interpretieren:

Die betriebsbedingten Risikofaktoren lassen sich meist kaum verändern. Anders die persönlichen: Hier können Sie einiges tun, um die Erschöpfungsspirale anzuhalten.

- Überprüfen Sie Ihre Erwartungen an sich selbst, und akzeptieren Sie, dass auch Sie nicht perfekt sein können.
- Setzen Sie sich überschaubare, realistische Ziele [...].

(Apotheken Umschau 2005b: 40)

Diese direkte Ansprache der Rezipientinnen und Rezipienten im Modus des Imperativs kann als Indiz dafür verstanden werden, dass der Autor/die Autorin bei der Person, die sich angesprochen fühlen soll, eine spezifische Verhaltens- und Handlungsänderung erzielen möchte oder diese zumindest als geeignete Maßnahme empfiehlt. Die Person wird aufgefordert, die eigenen Erwartungen „zu überprüfen“ und in Bezug auf das Thema das eigene Handeln zu reflektieren. Dadurch wird nicht nur informiert oder aufgeklärt, sondern der Emittent fordert den Adres-

³⁷¹ Burger und Luginbühl (⁴2014) unterscheiden zwischen dem „effektiven“ und dem „intendierten“ Rezipienten: „Jeder, der eine Zeitung liest, eine Sendung hört oder anschaut, ist ein ‚effektiver‘ Rezipient, gleichgültig ob er das Medienprodukt nur zufällig oder ganz bewusst und absichtlich wahrnimmt. Demgegenüber kann man als ‚intendierte Rezipienten‘ jene Rezipientengruppe bezeichnen, die vom Kommunikator explizit oder implizit anvisiert wird. (Ob diese Rezipienten erreicht werden, ob der intendierte zum effektiven Rezipienten wird, hängt dann von vielen, zum größten Teil außerlinguistischen Faktoren ab.) Uns scheint es richtig, mit dem in der Linguistik gängigen Terminus ‚Adressat‘ den vom Sender intendierten Empfänger zu bezeichnen, und nicht primär den ‚effektiven‘ Rezipienten“ (Burger/Luginbühl ⁴2014: 11).

saten auf, die vorgeschlagenen Ratschläge mit dem eigenen Leben abzugleichen und im Fall einer Übereinstimmung diese Ratschläge weiter umzusetzen.³⁷²

Unabhängig davon, ob man den deontischen Gehalt von dieser Art von Texten stärker im illokutionären Gefüge oder – wie Franke – in den spezifischen Strukturen des vermittelten Handlungswissens und dessen Modalitäten wiederfindet, wird in dieser Arbeit im Folgenden von Ratgebertexten gesprochen, wenn in diesen Texten expliziert wird, welche Handlungen, Verhaltensänderungen oder Handlungsabfolgen ausgeführt werden müssen/können/soll(t)en, wenn in einer bestimmten Situation ein spezifischer Zustand (wieder) herbeigeführt, beseitigt, bewahrt oder verhindert werden soll.

Tendenziell indizieren u. a. folgende sprachliche Merkmale im vorliegenden Korpus dominant ratgebende Texte:

- Sprachliche Mittel zur Anzeige deontischer und optionaler Modalität: „Überprüfen Sie Ihre Erwartungen [...]“; „Am Ende einer Bestandsaufnahme kann durchaus die Erkenntnis stehen, daß der aktuelle Beruf [...] gewechselt werden muss“ (AU 05/2005-B: 40 (= AU 2005b); AU 10/1995-B: 12 (= AU 1995d; Unterstreichungen T.S., beide im QV unter 8.1.7). „Erfolgsversprechende Bewältigungsstrategien erfordern [...] eine gründliche und vor allem ehrliche Bestandsaufnahme“ (AU 2005b: 40); „Anti-Stress-Strategie Nr. 1: Lernen Sie den Feind kennen“ (PH 7/2000 = Ernst 2000: 24, Unterstreichung T.S. im QV unter 8.1.7);
- Sprachliche Mittel, die den Leser/die Leserin in das Geschehen des Textes einbeziehen und gleichzeitig allgemeine Gültigkeit indizieren: Agens-Ausdrücke, die zwischen Verallgemeinerung und Singularität und generischen und individuellen Bedeutungskomponenten changieren: z. B. wenn die Geschichte eines Individuums, dessen Eigenname genannt wird oder das mit *ich* spricht, exemplarischen Charakter erhält (z. B. AU 2012b; AU 2017a; Falkai 2016 in G&G); wenn der Adressat zwar direkt angesprochen wird „Hier können Sie einiges tun, um die Erschöpfungsspirale anzuhalten“, aber das Pronomen *Sie* durch das verallgemeinernde Pronomen *man* substituierbar ist (vgl. Franke 1997: 227) oder Phasen mit den Pronomen *uns* und *wir* „Was uns fehlt, ist regelmäßige Entspannung“ oder „Durch geeignetes Stressmanagement können wir [...] unser Gefühl für die eigene Wirksamkeit erhöhen“ (PH 2/2002 = Nuber 2002: 24), wodurch eine Gruppe aus Autor/Autorin und Lesenden konstituiert wird.

³⁷² Auch Greta Stanaitytė weist darauf hin, dass Medientexte, die Themen wie Gesundheit, Ernährung oder Hobbys behandeln, häufig „neben dem darstellenden funktionalen Anteil auch einen evaluativen oder appellierenden annehmen“ (Stanaitytė 2005: 46).

- Tendenziell Elemente eines informelleren Stils: „[S]ie werden in die ‚Normalität‘ zurückkatapultiert“ (Freudenberger/North ⁹2002: 13, im QV unter 8.1.5); „wie ein Hamster im Laufrad“ (PH compact 27/2011: 41);
- Motivierungssignale: „Solange man diese Anzeichen wahrnimmt [...], ist die Burn-out-Gefahr meist schnell gebannt“ (PH 5/2009, = Schulze 2009: 26).³⁷³

Ratgebertexte richten sich einerseits unidirektional an eine anonyme Leserschaft, andererseits adressieren sie eine Gruppe von Lesern/Leserinnen, die sich von dieser Wissensvermittlung angesprochen fühlen (sollen), und damit adressieren sie gewissermaßen auch die einzelne (anonyme, aber typisierte) Leserperson, denn nur diese kann das vermittelte Handlungswissen umsetzen. Diese Mehrfachadressierung findet sich zwar auch in anderen Vermittlungstexten, die weniger auf die Weitergabe von praktischem Handlungswissen fokussieren, aber Ratgebertexte konstruieren gewissermaßen ein individuelles Handlungssubjekt als verantwortliche Person und beziehen den Leser/die Leserin in diese Konstruktion mit ein.

In diesem Zusammenhang ist das folgende syntaktische Muster interessant:

Wer an seiner Arbeit keinen Spaß mehr findet, sich immer schlechter konzentrieren kann, sich ständig müde und erschöpft fühlt, der braucht vielleicht Hilfe von außen.

(AU 12/1997-A: 20, im QV unter 8.1.7)

Dieses an die Struktur von Sprichwörtern erinnernde syntaktische Muster, das in Texten der Apotheken Umschau³⁷⁴, aber auch in Texten mit dominant ratgebender Funktion der Psychologie Heute oder FAZ erscheint,³⁷⁵ bietet dem Leser/der Leserin eine einerseits singuläre, aber zugleich generische Identifizierungs-Schablone, ob er/sie sich zu dieser Gruppe ‚Betroffener‘ zu zählen hat oder nicht.

373 Alle Belege der PH und AU sind im QV einsehbar unter 8.1.7.

374 Vgl. z. B. auch das folgende Beispiel aus AU (2011d): „Gesund leben: Wer auf eine ausgewogene Ernährung und feste Schlafenszeiten achtet, und sich regelmäßig bewegt, stärkt den Körper und das eigene Wohlbefinden“; oder „Wer sich bewegt und den Geist offen hält, ist weniger anfällig für Stress und Krankheiten“ (AU 9/2001: 17); im QV unter 8.1.7.

375 Dabei wird das Muster entweder mit *wer ...*, *der* realisiert oder das *der* wird ausgelassen: In einem Artikel der FAZ vom 26.05.2010 mit dem Titel „Wie lässt sich Burnout verhindern?“ findet sich zum Beispiel die Aussage: „Wer sich nur über seine Arbeit definiert, kann es nur schwer akzeptieren, wenn er oder sie auf einmal nicht mehr ‚funktioniert‘ und körperlich und seelisch an seine Grenzen gekommen ist“ (= Stock 2010: B4, im QV unter 8.1.6, FAZ); In PH findet man die folgenden Beispiele: „Wer gelassener leben will, sollte lernen, die ‚inneren Antreiber‘ in Schach zu halten“ (PH, 2/2002 = Nuber 2002: 20); „Wer im Beruf einem hohen Burnoutrisiko ausgesetzt ist, sollte gelegentlich den Mut zu gut dosiertem Ungehorsam aufbringen“ (PH 11/2011 = Tenzer 2011a: 26) (Unterstreichungen T.S.; im QV unter 8.1.7, PH).

Diese Art der sprachlichen Realisierung des Problems Burnout indiziert die Lesart, dass die Leser/innen, die angesprochen werden sollen, sich mit dem beschriebenen Problemzustand identifizieren bzw. ihr Verhalten und ihre Emotionen mit den beschriebenen Zuständen abgleichen sollen. Im Fall von Texten über ›BURNOUT‹ beinhaltet dies auch, dass die Leser/innen eigene problematische und bis dahin vielleicht nicht reflektierte Verhaltensweisen, Eigenschaften, Rollenbilder etc. erkennen und auf ihre Situation übertragen müssen. Diese Hürde für den Einzelnen wird wiederum abgeschwächt, wenn dieser mit dem Problem nicht allein ist, wie folgender TextEinstieg vermittelt:

„Burnout: Was uns gefährdet.

Was uns schützt

Wie erkennt man, ob eine Erschöpfung ganz normal ist oder ob man bereits am Burnoutsyndrom erkrankt ist? Und liegt es nur an der vielen Arbeit und den hohen Alltagsanforderungen, wenn man ausbrennt?

Das Gefühl kennen viele: Man ist müde schon beim Gedanken an die Arbeit, [...], man hat den Eindruck, man drehe sich im Kreis wie ein Hamster im Laufrad, [...]. Ist das bereits ein Burnout? (Psychologie Heute compact 27/2011 = Schulze 2011: 41, im QV unter 8.1.7)

Durch das inklusive *uns* wird markiert, dass „Burnout“ im Prinzip alle Menschen betreffen kann, und der Leser/die Leserin wird als Teil dieser Gruppe angesprochen. In ähnlicher Weise fungiert hier das Pronomen *man*, das für eine Einzelperson, sofern sie in dieser Situation „stellvertretend für jedermann genommen werden kann“³⁷⁶, steht. Die Fragen zu Beginn des Textes, die in dieser direkten Form in einem Interview an einen Experten/eine Expertin gestellt werden könnten, fingieren einen direkten Beratungsdialo

Diese Varianz von sprachlichen Mitteln zur Erzeugung von Identifizierungsfolien und persönlicher Nähe zeigt sich im fachexternen Korpus insbesondere in Ratgebertexten, in denen nicht-verbindliches Handlungswissen für den ‚Einzelnen‘ als Vertreter einer burnoutgefährdeten Person transportiert wird. Dieser anvisierte Rezipient wird dadurch als Typus ‚definiert‘. Die Grenze zwischen stärker informierenden gegenüber stärker ratgebenden Vermittlungstexten ist fließend. Tendenziell zeigen sich in den Texten der „Apotheken Umschau“ und Ratgeberbüchern (z. B. Freudenberger/Richelson 1980a/1980b; Nelting 2010) am meisten der besprochenen charakteristischen Sprachgebrauchsformen.

³⁷⁶ Siehe die Bedeutungsangabe zum Indefinitpronomen *man* auf Duden online unter: http://www.duden.de/rechtschreibung/man_jemand_irgendeiner_irgendeine (zuletzt eingesehen am 1.12.2019).

5.3.3.5 Onlineplattformen: Wikipedia, NetDoktor, Onmeda

Nachdem in den letzten Unterkapiteln ausführlich verschiedene Erscheinungsformen von fachinternen und -externen Medien zu ›*BURNOUT*‹ beschrieben wurden, die gedruckt oder zumindest meist auch gedruckt vorliegen, widmet sich dieses Unterkapitel Texten, die auf öffentlich zugänglichen Internetplattformen veröffentlicht wurden: Textfassungen zum Gegenstand/Begriff ›*BURNOUT*‹ der Online-Enzyklopädie Wikipedia und Texte der Gesundheitsinformationsplattformen „NetDoktor“ und „Onmeda“ (siehe im QV unter 8.1.8). Diese Texte wurden in das Untersuchungskorpus aufgenommen, da eine „Kantar-Emnid-Befragung“ aus dem Jahr 2017 im Auftrag der Bertelsmann-Stiftung ergeben hat, dass sich Patientinnen und Patienten am häufigsten „Gesundheitsinfos auf Wikipedia und anderen Online-Lexika“ suchen. Die Bertelsmann-Studie „Gesundheitsinfos“ (Haschke/Westrick/Schwenk 2018), in der u. a. Daten aus 36 Tiefeninterviews gewonnen wurden, hat zudem ergeben, „dass kommerzielle Angebote wie apothekenumschau.de (Wort und Bild Verlag) und netdoktor.de (Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck) einen hohen Bekanntheitsgrad“ haben und von den Befragten „überwiegend gute Noten, auch wegen der Art der Ansprache“ erhalten (ebd.: 7). In das Korpus wurden daher neben Artikeln aus der gedruckten Zeitschrift „Apotheken Umschau“ auch Artikel der Onlinepräsenz dieser Zeitschrift mit aufgenommen (siehe Kap. 5.1.3 und 5.3.3.4).

Von der Online-Plattform Wikipedia wurden seit dem ersten Eintrag zum Stichwort *Burnout* am 12. März 2004 bis 2019 in Jahresabschnitte sechzehn Versionen des Eintrags zum Stichwort *Burnout* in das Untersuchungskorpus aufgenommen, um die Entwicklung der Wikipediaeinträge nachvollziehen zu können. Beispielsweise ist für die spätere Analyse einer Praxis des Definierens im Burnout-Diskurs von Interesse, wie der definierende Abschnitt über die Jahre hinweg verändert wird und aus welchen Quellen sich diese Definitionsabschnitte speisen. Die verschiedenen Textversionen zum Stichwort *Burnout* in der Wikipedia sind kollaborativ verfasst und orientieren sich an Schreibpraktiken beispielsweise zu Aufbau und Stil, die in den Statuten der Wikipedia empfohlen werden.³⁷⁷ Die aktuelle Version des Wikipedia-Artikels zu ›*Burnout*‹ umfasst 1.) einen Vorspann, der in den Richtlinien der Wikipedia „Definition und Einleitung“ genannt wird (ebd.) 2.) ein Inhaltsverzeichnis, 3.) den Haupttext mit zehn Unterkapiteln (u. a. zur „Geschichte“, zu „Symptomen“, „Phasen des Burnout-Syndroms“ etc.), 4.) Verweise auf weitere massenmediale Informationsangebote, 5.) Hinweise auf

³⁷⁷ Vgl. die Informationen der Wikipedia unter dem Titel „Wie schreibe ich gute Artikel“: https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Wie_schreibe_ich_gute_Artikel, (zuletzt eingesehen am 17.4.2017).

sachverwandte Artikel in der Wikipedia-Enzyklopädie, 6.) eine Liste ausgewählter Fachliteratur und 7.) einen Fußnotenapparat. In der Fußleiste steht des Weiteren ein Hinweis, dass dieser Artikel „*nicht* der Selbstdiagnose“ diene und „*keine* Arzt-diagnose“ ersetze, eine Katalogisierungsnummer und Anzeige, dass der Artikel über Burn-out in der Wikipedia in die „Kategorie: Psychische Störung“ fällt. Die Binnengliederung im Hauptteil weist Ähnlichkeit zu Überblickstexten in Fach- und populärwissenschaftlichen Zeitschriften und Handbüchern/Lehrbüchern im Untersuchungskorpus auf (Unterkapitel zur Symptomatik, Diagnose bzw. Messung, Prävention etc.). Vergleicht man den Wikipedia-Artikel jedoch darüber hinaus mit gedruckten Artikeln in Lehr- oder Handbüchern oder Enzyklopädien sowie Fachlexika, so lassen sich hinsichtlich Produzent/inn/en, Adressat/inn/en und medialen sowie inhaltlich-formalen Aspekten folgende charakteristische Aspekte ausfindig machen:

- Der Wikipedia-Eintrag zu ›Burnout‹ ist umfangreicher im Vergleich zu vielen der untersuchten Einträge in Fachlexika und Handbüchern oder Enzyklopädien. In letzteren ist dem Thema „Burnout“ teilweise nur ein Abschnitt innerhalb eines anderen Überthemas gewidmet.
- Der Wikipedia-Artikel unterscheidet sich bezogen auf seine hypertextuelle Anordnung in der „Anzahl und Art der Verweise“ (Schmitz 2015: 103) von gedruckten Texten in Fachlexika und Handbüchern. Denn – anders als in letzteren – werden nicht nur andere Fachtermini, sondern auch Ausdrücke wie *englisch*, *Erfolg*, *Häufigkeit* wikipediaintern verlinkt.³⁷⁸ Im Abschnitt „Einzelnachweise“ wird des Weiteren nicht nur auf Fach- bzw. Ratgeberliteratur, sondern auch auf Internetseiten von Universitäten, Landesämtern oder Bundesanstalten und damit auf gesellschaftspolitische Diskursakteure verwiesen. Diese Internetseiten sind ‚nur einen Klick entfernt‘ und laden dadurch stärker zum „Herumspringen“ (Adamzik 2002: 178) ein als die Verweise in gedruckten Werken.
- Die gedruckten Texte sind in einem stark verdichteten, kontinuierlichen Duktus „aus einem Guss“³⁷⁹ meist von im Fach anerkannten Spezialisten geschrieben. Der Wikipediaeintrag hingegen wird von vielen Personen meist unter Pseudonym bearbeitet³⁸⁰, und der Fließtext erweckt stärker den Eindruck

378 Im Wikipedia-Artikel zu „Burn-out“ werden beispielsweise auch Wörter/Mehrworteinheiten wie „englisch“ oder „University of California“ verlinkt.

379 Vgl. die Beobachtung von Schmitz, der den Eintrag zum Stichwort „Sprachwissenschaft“ der gedruckten Brockhaus-Enzyklopädie (1998) mit dem Wikipedia-Artikel „Sprachwissenschaft“ vergleicht (Schmitz 2015: 103f.)

380 Dadurch sind die fachlichen und beruflichen Hintergründe bei vielen schreibenden oder bearbeitenden Personen nicht nachvollziehbar. Im Jahr 2004, in dem der Artikel angelegt und

der Montage von mehr oder weniger deutlich gekennzeichneten Zitaten und Aufzählungen als gedruckte Lexikoneinträge (siehe dazu Kap. 6.2.2.1 und 6.2.3.2). Schmitz vermutet für Texte der Wikipedia insgesamt, dass „die VerfasserInnen [...] nicht“ erwarten, „dass der gesamte Artikel vollständig gelesen wird“ (Schmitz 2015: 105). Die zielgerichtete Rezeption wird ferner durch das Inhaltsverzeichnis, Zwischenüberschriften und typografische Mittel unterstützt (vgl. ebd.). Das Autorenkollektiv kommuniziert an eine Vielzahl von Rezipientinnen und Rezipienten. Zwischen „den Individuen, die das Publikum bilden“, müssen wie bei Presstexten „keine Gemeinsamkeit bestehen“ (Burger ⁴2014/Luginbühl: 8).³⁸¹

- Der Wikipediaeintrag weist eine zu den Fachlexika und Handbuchartikeln vergleichbare Dichte an psychologisch-medizinischen Fachtermini auf (z. B. *Depersonalisierung*, *Selbstwirksamkeitserwartung*). Diese werden in der Regel verlinkt, dennoch verringert dies die inhaltliche Reichweite, da der Text ohne Hin- und Herspringen eher dem fachsemantischen Pol zuzuordnen ist.

Als Ziel ihrer Artikel formuliert die Wikipedia-Enzyklopädie: „Ziel des Enzyklopädieprojektes ist die Zusammenstellung *bekannten* Wissens.“³⁸² Die Grundfunktion des Wikipedia-Eintrags zu „Burn-out“ ist konform zu diesem Anspruch informierend-aufklärend. In der Feinanalyse der Wikipedia-Texte in den Kapiteln 6.2.3.2 und 6.2.4.2 wird ein besonderes Augenmerk auf Praktiken der Quellenauswahl, intertextuellen Bezugnahme und Zusammenstellung gelegt werden, weil diese, wie zu zeigen sein wird, über die Wikipedia-Plattform in besonderem Maße verknappende und unifizierende Wirkung entfalten können.

erweitert wurde, kann bei keinem Benutzer der berufliche Hintergrund eingesehen werden, da einige nur über IP-Adressen ihre Bearbeitungen einstellen oder in ihrem Profil diese Information nicht angeben. Einige Benutzer/innen in der späteren Artikel-Versionengeschichte zu „Burn-out“ veröffentlichen jedoch ihren beruflichen Hintergrund, z. B. Benutzer H.-P.Haack gibt folgende Informationen an: „Hans-Peter Haack (*1940), Neurologe und Psychiater in Leipzig und Heidelberg bis 2005 <https://de.wikipedia.org/wiki/Benutzer:H.-P.Haack> (Profil-Stand: 22.4.2017).

381 In welchem Ausmaß Wikipedia beispielsweise auch von Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen und in der Praxis tätigen Fachleuten genutzt wird, ist bisher zu wenig erforscht. Eine Umfrage im Auftrag von „Goportis“ (= Leibniz-Bibliothekverbund Forschungsinformation) unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der „Fachbereiche Agrar-, Forst-, Ernährungswissenschaften, Humanmedizin/Gesundheitswissenschaften, Tiermedizin/Veterinärmedizin, Umweltschutz, Biomedizin und Pharmazie“ aus dem Jahr 2015 hat ergeben, dass Wikipedia auch im wissenschaftlichen Bereich zum Beispiel zum Einstieg in ein Thema oder zur Sichtung von Quellenverweisen genutzt wird (Dzyk 2015: 8; 33ff.).

382 https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Was_Wikipedia_nicht_ist, (zuletzt eingesehen am 3.12.2019).

Neben Einträgen der Wikipedia zu „Burn-out“ wurden Texte der Webportale von „NetDoktor“ und „Onmeda“ ins Untersuchungskorpus aufgenommen. NetDoktor bezeichnet sich selbst als „Gesundheitsportal“, das „leicht verständliche Informationen zu Krankheiten, Symptomen, Medikamenten, Behandlungsmethoden und Laborwerten“ bereitstellt.³⁸³ Seit August 2019 gehört NetDoktor zur Hubert Burda Media, zuvor war es über mehrere Jahre Teil der Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck.³⁸⁴ Das Portal Onmeda ist Teil der „gofeminin.de GmbH“. Beide Portale finanzieren sich nach eigenen Angaben u. a. über Werbung und Lizenzierungsartikel, die Redaktionen bestehen bei NetDoktor nach Webseitenangaben „aus Mediziner*innen, Biologen und Fachjournalisten“³⁸⁵ und bei Onmeda „aus erfahrenen Fachredakteuren und Medizinjournalisten“³⁸⁶. Die Adressatinnen und Adressaten sind prinzipiell alle an Gesundheitsthemen interessierten Personen.

Die Texte auf NetDoktor und Onmeda zu ›BURNOUT‹ weisen in den Fließtexten weniger Verlinkungen zu anderen Unterseiten der Plattform auf als auf Wikipedia. Es werden aber ebenfalls Stichwörter verlinkt, die zu anderen Unterseiten der Plattformen führen (z. B. Stichwörter wie „Stressauslöser“, „Schlafstörungen“, „Depression“, „Angst“, „Verhaltenstherapie“ etc.). Ein verlinktes Inhaltsverzeichnis zu Beginn ermöglicht das Springen innerhalb der Artikel.³⁸⁷ Der Fachlichkeitsgrad ist gemessen an der Dichte der (erläuterten) Termini niedriger als im Wikipedia-Eintrag. Die NetDoktor- und Onmeda-Seiten weisen jedoch mit eingebundenen Informationsvideos zum Beispiel zum Thema „Was ist Stress?“ und Bildergalerien wie „Burnout – die besten Tipps

383 Siehe unter: <https://www.netdoktor.de/ueber-uns/> (zuletzt eingesehen am 3.12.2019).

384 Diese Informationen sind abrufbar unter: <http://www.netdoktor.de/ueber-uns/>, (eingesehen am 20.4.2017 und zuletzt am 03.12.2019) sowie <https://www.horizont.net/medien/nachrichten/-holtzbrinck-geht-im-Netz-auf-Shoppingtour-70907> und <https://meedia.de/2019/08/05/holtzbrinck-gibt-netdoktor-de-ab-burda-uebernimmt-online-gesundheitsportal/>, zuletzt eingesehen am 03.12.2019.

385 <https://www.netdoktor.de/ueber-uns/> (zuletzt eingesehen am 3.12.2019).

386 <https://www.onmeda.de/ueber-uns-qualitaetsrichtlinien-4209-3.html> (zuletzt eingesehen am 03.12.2019).

387 Es wurden auf NetDoktor und Onmeda die aktuellsten Artikelversionen zu „Burnout“ abgerufen. Einsehbar unter <https://www.netdoktor.de/krankheiten/burnout/> (eine Artikelversion vom 28.6.2018 = Dobmeier/Fux 2018) und https://www.onmeda.de/krankheiten/burnout_syndrom.html (eine Artikelversion vom 6.9.2019 = Nagel 2019), (beide Links zuletzt eingesehen am 3.12.2019). Des Weiteren wurde jeweils eine ältere Artikelversion ins Korpus aufgenommen. Die ältere Artikelversion bei NetDoktor wurde am 15.6.2016 unter <http://www.netdoktor.de/krankheiten/burnout/praevention/> abgerufen (= Dobmeier 2016). Bei Onmeda stammt die ältere Version vom 17. Juli 2018 (= Nagel 2018, zuletzt eingesehen am 26.03.2019).

gegen das Ausbrennen“ (auf NetDoktor, Dobeier/Fux 2018) oder einem Link zu einem Burnout-Test (auf Onmeda, Nagel 2019)³⁸⁸ und interaktiven Formaten wie einem „Symptom-Checker“, „Laborwert-Checker“ oder „Heilpflanzenfinder“ (auf NetDoktor) mehr multimediale Ressourcen als der Wikipedia-Artikel auf. Die Artikel zeigen des Weiteren einige Formulierungen, die typisch für ratgebende Aufklärungstexte sind, wie z. B. „gezielte Entspannung kann man lernen [...] probieren Sie diese einfache Übung“ (Dobmeier/Fux 2018) oder „[B]eleuchten Sie Ihren eigenen Perfektionsdrang“ und „[L]angfristig sollten Menschen mit Burnout versuchen, bessere Strategien zur Stressbewältigung im Alltag zu entwickeln“ (Nagel 2019, zu weiteren Kriterien für ratgebende Aufklärungstexte siehe Kap. 5.3.3.4).

5.4 Zusammenfassung

In Kapitel 5.1 wurde die Erstellung des fachlichen und fachexternen Untersuchungskorpus (Kap. 5.1.2 und 5.1.3) und eines Wörterbuch- und Datenbankkorpus (Kap. 5.1.1), dessen Belege bis ins 15. Jahrhundert zurückgehen, begründet und dargelegt. Das letztgenannte Korpus wird in Kapitel 6.1 einer eingehenden Analyse unterzogen, um herauszufinden, wann man den Beginn des Burnoutdiskurses ansetzen kann (Kap. 6.1.1) und in welcher Weise die Ausdrücke *to burn(out)* und *(aus)brennen* schon vor dem Beginn des Burnoutdiskurses in metaphorischer Weise verwendet wurden (Kap. 6.1.2).

In Kapitel 5.2 wurden fachkulturelle, sozialpolitische und gesellschaftliche Entwicklungen zusammengefasst, die sich bei der Recherche zur Zusammenstellung der Diskurskorpora zum Phänomen/Begriff ›BURNOUT‹ als wichtige Rahmenbedingungen des Diskurses erwiesen haben, wie zum Beispiel die Entwicklung des Fachs der „Arbeits- und Organisationspsychologie“ oder das in den 1970er Jahren bundespolitisch geförderte Programm „Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens“ (siehe Kap. 5.2).

In Kapitel 5.3 wurden schließlich die Texte des fachlichen und fachexternen Diskursstrangs aus einer varietäten- und soziolinguistischen Perspektive und hinsichtlich fach- und vermittlungskommunikativer sowie textlinguistischer bzw. -sortenspezifischer Aspekte charakterisiert. Dadurch wurde ein Analysegerüst „vom Standpunkt der Gesamtsprache“ (Felder 2016: 43) und vom Gesamtkorpus aus geschaffen, das im folgenden Großkapitel 6 genutzt werden

³⁸⁸ Abrufbar unter: https://www.onmeda.de/selbsttests/burnout_test.html (= Onmeda/Jaggi 2019, zuletzt eingesehen am 3.12.2019).

kann, um zu vergleichen, ob sich diese verschiedenen textuellen Erscheinungsformen des fachlichen und öffentlichen Diskursstrangs in der Wahl der sprachlichen Mittel und Praktiken des Definierens ähneln oder voneinander unterscheiden.

6 Untersuchung: Die Macht des Definierens im Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit am Beispiel des Burnout-Diskurses

6.1 Vorlauf und Beginn des Burnout-Diskurses

6.1.1 Wann ‚beginnt‘ ein Diskurs?

Wenn man der Frage nachgehen möchte, wann ein Diskurs ‚beginnt‘, so ist – ausgehend von der dieser Arbeit zugrunde liegenden Definition von Diskurs³⁸⁹ – der Zeitpunkt entscheidend, ab dem man als Analysandin so etwas wie ein „Textnetz“ zu einem bestimmten Thema und intertextuelle semantische Beziehungen innerhalb dieses Netzes oder einen gemeinsamen Kommunikationszusammenhang erkennen und rekonstruieren kann (vgl. Kap. 2.3).

In diesem Kapitel soll gezeigt werden, dass es neben der ab einem bestimmten Zeitpunkt steigenden Trefferzahl von Texten, die das Suchwort *Burnout* enthalten, weitere Elemente auf der diskursiven sprachlichen Oberfläche gibt, die den Beginn dieses Diskurses thematisieren und ihn damit ‚selbst‘ konstituieren, entwickeln lassen und verfestigen.

Durchsucht man Archive von Tages- bzw. Wochenzeitungen/-magazinen, beispielsweise der FAZ, des SPIEGELS und der ZEIT, die bis 1945 zurückgehen, so findet man für den aus dem englischen Sprachraum entlehnten Ausdruck *Burnout/Burn-out* vereinzelte Treffer Anfang und weitere Treffer Ende der 1980er- und Anfang der 1990er-Jahre.³⁹⁰ Damit ist allerdings noch nicht geklärt, ob es

389 Diskurs wurde mit Rückgriff auf Felder (2012: 122) als „Text- und Gesprächsnetz zu einem Thema“ definiert, dessen Texte untereinander nachweisbare semantische Beziehungen aufweisen (vgl. Busse/Teubert 1994: 14). Siehe zur weiteren Begriffsbestimmung von ›Diskurs‹ in dieser Arbeit auch Kap. 2.3 dieser Arbeit.

390 Siehe im QV im Abschnitt 8.1.6 die Artikel „Tennis: Das Letzte abverlangt“ im SPIEGEL 49/1989 (= DER SPIEGEL 1989: 222–224), in dem Steffi Graf als drohendes Beispiel eines „Tennis-Burnouts“ angeführt wird; oder der Beitrag „Nichts als Ruhe“ im SPIEGEL 52/1988, in dem Burnout als eine „mysteriöse Seelenkrankheit“ beschrieben wird (= DER SPIEGEL 1988: 162–164); siehe auch DER SPIEGEL (1990). In der FAZ findet man einen längeren Übersichtsartikel zur Burnout-Thematik auf der Intensivstation schon 1981 (= Stein 1981: 8) und weitere Treffer, einerseits 1989 als Kommentar zum Beitrag im SPIEGEL „Nichts als Ruhe“ (siehe in der FAZ = möl. 1989: 33) und andererseits einen Leserbrief zur Belastung von Altenpflegern (= Seibert 1989: 12). In der ZEIT findet man erste Artikel mit diesen Suchwörtern ebenfalls in den 1980er Jahren, z. B. in einem Artikel, der den Zustand auf Intensiv-Stationen beschreibt (= Plog 1984), oder 1988 im Themenfeld von Management und Führungsstil (= Mayer-List 1988).

frühere Texte gibt, die mit Wortbildungsableitungen des Verbs *ausbrennen* auf ähnliche psychische Befindlichkeiten referieren. Dieser Frage widmet sich das folgende Kapitel (Kap. 6.2). Dennoch ist dieses vermehrte In-Gebrauch-Kommen des neuen entlehnten Ausdrucks, insbesondere in den hier untersuchten Medientexten, aber auch in allgemeinsprachlichen Wörterbüchern und Fachlexika, als Indiz für ein eigenständiges Diskursthema zu werten. Zudem steigt die Verwendungshäufigkeit im Vergleich zum vorherigen Zeitraum merklich an, wie auch die Zeitverlaufsgrafik im Online-Wortschatz-Informationssystem Deutsch (OWID) des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache zum Stichwort *Burnout* aufzeigt.³⁹¹

Neben diesen quantitativen Befunden zur Frequenz der Verwendung des Ausdrucks *Burnout* gibt es weitere sich in Texten manifestierende Zeichenketten, die das ‚Neue‘ dieses Begriffs/Themas anzeigen und seine Begriffsgeschichte mit konstituieren.

Zum einen findet man den Ausdruck *Burnout* in deutsch-, aber auch englischsprachigen Neologismen-Wörterbüchern und zum ersten Mal in Fachlexika³⁹² und allgemeinsprachlichen Wörterbüchern³⁹³ der 1980er und 1990er Jahre. Dies zeigt, dass die Lesart ‘psychisch-physische Erschöpfung in Verbindung mit einer Arbeitstätigkeit’ des Verbs *burn out* und dessen substantivierte Form (*burnout*, *n.*) zunächst im englischen und nach der Entlehnung im deutschen Sprachraum

391 Siehe dazu die Zeitverlaufsgrafik im **Online-Wortschatz-Informationssystem Deutsch** (OWID) zum Neologismus *Burn-out* des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (IDS) unter <http://www.ids-mannheim.de/kl/neoplots/owid/179379.html> (zuletzt eingesehen am 04.12.2019). Diese basiert auf Daten des Deutschen Referenzkorpus und dokumentiert damit das Aufkommen und die Verbreitung von *Burnout* im größten deutschsprachigen maschinenlesbaren Textkorpus. Vgl. auch Kap. 5.1.3 dieser Arbeit, Abb.6.

392 Das Stichwort *Burnout* findet man das erste Mal im Jahr 1993 in der 11. Auflage des „Dorsch Psychologisches Wörterbuch“ im „Ergänzungsteil“ für neu hinzugekommene Stichwörter (= Dorsch ¹¹1993: 887). In der „Enzyklopädie der Psychologie“ findet man z. B. in Band 4 des Themenbereichs „Pädagogische Psychologie“ 1997 einen Eintrag dazu (=Dittman-Kohli/Sowarska/Timmer 1997: 198). Im klinischen Wörterbuch *Psyhyrembel* erscheint das Stichwort erst in der 259. Auflage im Jahr 2002 (= *Psyhyrembel* ²⁵⁹2002: 325). Siehe alle Belege im QV unter Abschnitt 8.1.2.

393 Das Stichwort *Burnout* findet man mit Referenz auf einen psychischen Zustand das erste Mal in der 2. Auflage (1993) des „DUDEN: Das große Wörterbuch der deutschen Sprache“ (Band 2, Bin–Far, = Duden ²1993: 613). In der ersten Auflage dieses Wörterbuchs aus dem Jahr 1976 war *Burnout* ebenfalls schon enthalten, jedoch nur als Terminus der Raumfahrt (= DUDEN 1976, Band 1, A–Ci). Im Rechtschreibduden ist das Stichwort „*Burn-out-Syndrom*“ allerdings erst im Jahr 2000 verzeichnet (DUDEN: Rechtschreibung der deutschen Sprache ²²2000: 253). Beim Verb *ausbrennen* ist die psychische Lesart schon früher belegt. Darauf wird im folgenden Kap. 6.2.2 noch ausführlich eingegangen. Im „Deutschen Wörterbuch“ von Wahrig/Wahrig-Burfeind findet man das Stichwort das erste Mal in der Neubearbeitung von 1994 auf S. 369: „*Burning out*“ „*andauernder Erschöpfungszustand aufgrund körperl., geistiger und seelischer Überanstrengung (durch Beruf, Familie u. a.) [engl., zu burn out ‚verausgaben‘]*.“ Siehe für alle angegebenen Quellen im QV unter Abschnitt 8.1.1.

als neuwertig angesehen wurden: In mehreren (Neologismen-)Wörterbüchern sowohl aus Großbritannien als auch aus den USA findet man einen Eintrag zum Substantiv *burnout/burn-out* mit dieser psychosozialen Bedeutungsangabe. Die meisten dieser Wörterbücher sind Anfang der 1990er Jahre erschienen und dokumentieren neue Wörter im anglo-amerikanischen Wortschatz der 1970er und 1980er Jahre (vgl. New Collegiate Dictionary 1975; Merriam Websters' Collegiate Dictionary 1993; Green 1991; Tulloch 1991; Barnhart/Steinmetz 1990).³⁹⁴

Für das Deutsche findet man im Neologismenwörterbuch für die 1990er Jahre von Herberg/Kinne/Steffens (2004) u. a. folgenden Eintrag (siehe Abbildung 7):

Aufkommen: seit Anfang der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts in Gebrauch

Bedeutung und Verwendung
Grammatik
Weitere Informationen

Herkunft

Burn-out ist ein Lehnwort aus dem Englischen (*burnout*).

💬
zu *to burn out* 'ausbrennen'

Enzyklopädisches

Das Lexem *Burn-out*, seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts im deutschen Allgemeinwortschatz etabliert, und das Lexem *Bore-out* nehmen Bezug auf zwei Extreme in der Arbeitswelt: Das Ausgebranntsein wegen Überarbeitung bzw. wegen Unterforderung.

Abb. 7: Auszug aus der Onlineversion des Neologismen-Wörterbuchs von Herberg/Kinne/Steffens (2004) zum Lemma *Burn-out*, © Leibniz-Institut für Deutsche Sprache.³⁹⁵

³⁹⁴ Im Merriam-Websters Collegiate Dictionary von 1975 erscheint das Substantiv *burnout* nur mit folgender Bedeutungsangabe: "the cessation of operation of a jet or rocket engine; *also*: the point at which burnout occurs". In der 10. Auflage (1993) auf Seite 153 des Merriam Websters Collegiate Dictionary ist beim Substantiv dann die psychische Erschöpfung als Folge von anhaltendem Stress mitaufgenommen und um die Jahresangabe 1940 (wahrscheinlich für die technische Bedeutung) ergänzt. Im „Dictionary of Neologisms“ von Green aus dem Jahr 1991, das den britischen Wortschatz seit 1960 fokussiert, wird die spezielle psychische Lesart für das Verb *to burn out* und das Aufkommen des Substantivs *burn-out* mit einem Beleg von 1981 flankiert (Green 1991: 40). The „Oxford Dictionary of new words“ bezeichnet das Substantiv *burn-out* als "very fashionable" in den späten 1980er Jahren (= Tulloch 1991: 47). Für das in den USA erarbeitete „Barnhart Dictionary of New English“ (1990) setzt der figurative Gebrauch des Substantivs *burnout* im Jahr 1975 ein (= Barnhart/Steinmetz 1990: 71). Siehe für alle angegebenen Quellen im QV unter Abschnitt 8.1.1.

³⁹⁵ Online einsehbar unter: <https://www.owid.de/artikel/179379> (zuletzt eingesehen am 4.12.2019).

Man könnte einwenden, dass die Aufnahme von neuen Wörtern in Wörterbücher selbst von deren Belegfrequenz abhängt und dass dies daher nur ein weiterer Verweis auf die gestiegene Frequenz sei. Mit Rückgriff auf Foucault kann man die Aufnahme in ein Wörterbuch allerdings auch als „diskursives Ereignis“ (vgl. Foucault [1970] 1993: 22f.) deuten. Denn die Aufnahme eines Wortes in ein Wörterbuch geschieht zwar zunächst als Reaktion auf eine im Vergleich zu früheren Zeiträumen gestiegene Frequenz eines Wortes, sie kann aber ihrerseits auch maßgeblich zur Bekanntheit dieses Wortes beitragen: Das Wörterbuch als Produkt gesellschaftlich anerkannter lexikografischer Praxis setzt dieses Wort in Beziehung zum bestehenden Wortschatz, klassifiziert es als neu, etabliert und autorisiert damit zugleich seine Existenz. Das In-Gebrauch-Kommen der Zeichenkette *Burn-out/Burnout* im Deutschen wird durch die Aufnahme in (Neologismen-)Wörterbücher explizit für „Anfang der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts“ aufgezeigt und bestätigt (siehe oben Herberg/Kinne/Steffens 2004).

Es gibt weitere Textpassagen, die die Funktion erfüllen, die Existenz des Phänomens/Begriffs ›BURNOUT‹ zu bestätigen. Das sind solche, in denen die Begriffs- und Entdeckungsgeschichte bzw. „Ersteinführung“ des Begriffs thematisiert wird und ein Rückbezug auf Entdeckerfiguren stattfindet.³⁹⁶ So beispielsweise im Vorwort zu einem Sammelband von Farber 1983 (Beleg 1), im Kapitel „Begriffsgeschichte“ in einem Übersichtsartikel des deutschen Ärzteblatts (Beleg 2), in einem Beitrag in der FAZ aus dem Jahr 1992 (Beleg 3), im SPIEGEL aus dem Jahr 2011 (Beleg 4) oder in der Versionengeschichte von Wikipedia (Beleg 5):

- 1) [...] The concept of burnout was born in the early 1970s, its heritage embedded in the ideas and efforts of Herbert Freudenberger in New York and Christina Maslach and Ayala Pines in California. This volume presents a “state-of-the-art” look at burnout at the end of its first decade – a period in which this concept has made its way into the popular vocabulary and dramatically changed the ways in which human service professionals and the general public have thought about human service work. [...]

(Farber 1983: ix) (Unterstreichung T.S., siehe im QV unter 8.1.5)

396 Liebert beschreibt in seiner Monografie „Wissenstransformationen. Handlungssemantische Analysen von Wissenschafts- und Vermittlungstexten“ eine ähnliche Praktik: Die „Mitteilung der Chronologie einer Entdeckung als personalisierte Entdeckungsgeschichte“ sei ein „beliebtes Verfahren der Vermittlung“ (Liebert 2002: 13). Liebert bezieht sich dabei auch auf den Begriff der „Ersteinführung“, der von Wimmer 1979 im Kontext seiner Referenzsemantik aufgebracht wird (vgl. Wimmer 1979: 168), und schreibt dazu: „Die Grundidee liegt also darin, nicht die gesamte mit den Termini verbundene Theorie einzuführen, sondern die Situation der Referenzfixierung innerhalb einer Sprechergruppe zu rekonstruieren [...]“ (Liebert 2002: 86).

- 2) [...] So, wie wir ihn heute verstehen, tauchte der Begriff Burn-out erstmalig 1974 in den USA auf, wo er von dem Psychoanalytiker Herbert J. Freudenberger (5) und etwa gleichzeitig von Ginsburg popularisiert wurde (4). [...]
(Kaschka/Korczak/Broich 2011) (Unterstreichung T.S., siehe im QV unter 8.1.4)
- 3) [...] Der Begriff burn-out wurde 1974 in den Vereinigten Staaten geprägt, und schon Anfang der achtziger Jahre gab es in Deutschland einen ersten „Boom“ von Burn-out-Veröffentlichungen. Was damals noch als Skurrilität behandelt wurde, ist heute zur Lawine geworden. Mehr als tausend wissenschaftliche Bücher und Artikel wurden bisher darüber veröffentlicht. [...]
(FAZ, 29.02.1992 = Gross: 41) (Unterstreichung T.S., siehe im QV unter 8.1.6)
- 4) [...] Anfang der siebziger Jahre war es der deutsch-amerikanische Psychoanalytiker Herbert Freudenberger, der den Begriff Burnout populär machte. In New York hatte der Seelenklempler beobachtet, dass ehrenamtliche Mitarbeiter von Hilfsorganisationen nach Phasen der Überlastung nicht mehr konnten. [...]
(DER SPIEGEL 4/2011 = Dettmer/Shafy/Tietz 2011: 116) (Unterstreichung T.S., siehe im QV unter 8.1.6)
- 5) [...] Der Begriff Burnout (engl. *Ausbrennen*) bezeichnet einen besonderen Fall berufsbezogener, anhaltender Erschöpfung und wurde 1974 erstmalig von Freudenberger eingeführt. [...] (Wikipedia, 19.4.2004)³⁹⁷ (Unterstreichung T.S., siehe im QV unter 8.1.8)

Diese Rückverweise finden sich, wie die Beispiele zeigen, sowohl im englischsprachigen als auch im deutschsprachigen fachlichen und öffentlichen Diskurs seit den 1980er und 1990er Jahren bis in die Gegenwart.³⁹⁸ Neben dem Bezug auf den Entdeckungszeitraum³⁹⁹ wird häufig auch die Ausbreitung der Verwendung des Begriffs im alltagsweltlichen Kontext betont. Damit wird zudem ein zeitlicher Gegensatz aufgemacht zwischen einem Zeitraum vor und nach der Einführung und Verbreitung des Ausdrucks/Begriffs *Burnout*, was seine Neuigkeit und Erklärungsbedürftigkeit unterstreicht. Auch metasprachliche Zeichen oder Zusätze (typografische Hervorhebungen z. B. durch Anführungszeichen oder

397 Geht man in der „Versionengeschichte“ auf die ersten Einträge zurück, so wurde am 19. April 2004 (ca. einen Monat nach dem ersten Eintrag zum Thema „Burnout“) der Zusatz „1974 erstmalig von Freudenberger eingeführt“ hinzugefügt. Diese Version des Wikipedia-Artikels ist abrufbar unter: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Burn-out&oldid=1112383> (zuletzt eingesehen am 4.12.2019).

398 Weitere Beispiele aus dem fachlichen Diskurs sind u. a.: Schmidbauer 1982: 64; Fisher 1983: 40; Kleiber/Enzman 1990: 10ff.; Demerouti 1999: 1 und 3ff.; Sonneck/Fengler 2009; Barth 2001/2010: 83 (siehe für die angegebenen Quellen im QV unter Abschnitt 8.1.2 und 8.1.5); weitere Beispiele aus dem öffentlichen Diskurs sind u. a.: Die ZEIT Nr. 18/2001 (= Schenk 2001: 61); FAZ Nr. 68/2007 (= Lutterotti 2007: N2); sueddeutsche.de vom 17. Mai 2010 (= Beck 2010, siehe für die letzten angegebenen Belege im QV unter Abschnitt 8.1.6) und AU (2017b) und PH 10/2002 (= Ernst 2002: 3), siehe für die letzten Belege im QV unter 8.1.7).

399 Meist wird Bezug genommen auf einen Text von H. Freudenberger aus dem Jahr 1974, teilweise auch auf Ch. Maslach, A. Pines, S.G. Ginsburg oder H.B. Bradley.

Kursivsetzung,⁴⁰⁰ fokussierende oder Distanz anzeigende Formen wie *sogenannt*, Ausspracheangaben⁴⁰¹, Übersetzungen) sowie kritische Reflexionen über die Verwendung des Ausdrucks *Burnout* können diese Wirkung verstärken. Sowohl in englischsprachigen als auch in deutschsprachigen Texten des fachlichen und öffentlichen Diskursstrangs wird wiederholt die Frage aufgeworfen, ob man es bei diesem Gegenstand/Begriff mit einem 'neuen' Phänomen zu tun habe oder ob dies nur ein neuer Name für ein eigentlich bekanntes, vorher anders benanntes Phänomen sei.

If the relationship between burnout and constructs like depression and job satisfaction are too high, then the construct of burnout may be just a new name of an old idea.

(Meier 1984: 212, Unterstreichung T.S., siehe im QV unter 8.1.5)

Schon im Jahre 1911 beschreibt Siegbert Schneider in einem Artikel (des „Oberpfälzer Schulanzeigers“) die Symptome einer „modernen Lehrer-Krankheit“ mit dem Namen „Neurasthenie“, die den Burnout-Symptomen auffallend ähnelt. Burnout ist zweifelloso schon ein älteres Phänomen, das durch die Benennung und Beachtung durch Wissenschaftler jedoch plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses rückte [...]. Zuvor wurde das Phänomen mit Begriffen wie „Stress“, „Entfremdung“, „Depression“, „Erschöpfung“ oder „Arbeitsunzufriedenheit“ umschrieben.⁴⁰²

(Barth ²2001: 72, Unterstreichung T.S., siehe im QV unter 8.1.2)

Etwa 60 Patienten sind hier, Unternehmer, Manager, Lehrer, Selbstständige, die meisten um die 50. Viele leiden unter Symptomen, für die Ärzte keine physischen Ursachen finden können: Schlaflosigkeit, Herzrasen, Schweißausbrüchen, Magenkrämpfen, Tinnitus. Der Kern ihres

400 Siehe z. B. die Aufzählung in einer Studie von Bermejo/Muthny (1993: 110) in der Fachzeitschrift Psychotherapie Psychosomatik und medizinische Psychologie (PPmP), in der nur *Burnout* in einfachen Führungszeichen erscheint: „Arbeitsbelastung, Überdruß, Streß, „Burnout“ u.ä. sind Schlagwörter, die in den letzten Jahren immer häufiger im Zusammenhang mit helfenden oder Sozialberufen genannt werden“ (Im QV unter 8.1.4 bei PPmP).

401 So zum Beispiel in einem Beitrag aus der SZ aus dem Jahr 1994: „[...] Burnout-Syndrom (neudeutsch: börnaut)“ (= Rheinz 1994, SZ, 31.12.1994, im QV unter 8.1.6).

402 Ein weiteres Beispiel aus dem Fachtextekorpus findet man in der Zeitschrift „Der Internist 11/2012“ (= Kapfhammer 2012: 1276, im QV unter 8.1.5). Letzterer beschreibt bedeutungsähnliche fachliche Konzepte wie folgt: „In einer historischen Perspektive wird leicht erkennbar, dass Burnout keineswegs neuartige Phänomene erfasst. Vielmehr beschrieben schon konzeptuelle Vorläufer wie die Neurasthenie und Psychasthenie im ausgehenden 19. Jahrhundert oder die Erschöpfungsdepression und das chronische Müdigkeitssyndrom im 20. Jahrhundert sehr ähnliche, in den einzelnen historischen Epochen weit verbreitete Befindlichkeiten“ (Kapfhammer 2012: 1276).

Leidens liegt woanders – in einer kranken Seele. Sie sind depressiv, haben Angstzustände oder Panikattacken. Neurasthenie hieß das früher, heute spricht man von Burn-out.⁴⁰³

(DIE ZEIT Nr. 46/2014, = Bund/Rudzio 2014, Unterstreichung T.S., siehe im QV unter 8.1.6)

Implizit geht damit teilweise eine Abwertung der neuen Bezeichnung einher und ihr Nutzen oder auch Existenzrecht wird in Zweifel gezogen. Paradoxerweise verstärkt diese metasprachliche Thematisierung jedoch gleichzeitig die Aufmerksamkeit für das Phänomen, wie folgendes Beispiel zeigt:

Although burnout is a byword to many people, it is viewed as a buzzword by others. According to these critics, burnout is simply old wine in a new bottle – a trendy name for a problem that has been around for a long time. “They used to call it depression, but now it’s known as ‘burnout,’” [sic]. Trumpets one newspaper headline; [...].

(Maslach 1982: 29, Unterstreichung T.S., siehe im QV unter 8.1.5)

Maslach beschreibt, dass kritische Stimmen *Burnout* als “trendy name” für “depression” beschreiben, sie weist aber gleichzeitig darauf hin, dass es die Vokabel *Burnout* auf diese Weise in die “headline” eines Zeitungsartikels geschafft hat und damit in die Welt hinaustrumpet wird.

Aus linguistischer Perspektive ist zunächst – unabhängig von der Frage, ob ›BURNOUT‹ auf der Sachverhalts- und Konzeptebene etwas Neuwertiges gegenüber sachverwandten Phänomenen/Konzepten darstellt – das wiederholte Auftreten dieser metasprachlichen Kritik an verschiedenen Stellen im Diskurs interessant. Denn erstens wird ›Burnout‹ durch diese Reflexionen in ein mehr oder weniger festes Begriffsfeld um Begriffe wie ›Depression‹, ›Neurasthenie‹, ›Erschöpfung‹ etc. und dessen semantische Beziehungen integriert. Zweitens schwingt in der Negierung, *Burnout* beschreibe *kein* neuwertiges Phänomen, eine deontische Ebene bzw. Praktik mit, dass bei einem neuen Begriff Besonderheiten desselben deutlich im semantischen Feld abgegrenzt und damit sichtbar gemacht werden sollten. Diese Forderung nach Trennschärfe und Deutlichkeit findet sich, wie gezeigt wurde, auch in den herausgearbeiteten Erwartungen an die Tätigkeit des Definierens wieder (vgl. Kap. 4.2.2).

Drittens scheint der ‚neue‘ Ausdruck *Burnout* kommunikative Funktionen zu erfüllen, welche die älteren Ausdrücke wie zum Beispiel *Neurasthenie* nicht (mehr) erfüllen können. Denn vergleicht man verschiedene Ausgaben des „Dorsch Psychologischen Wörterbuchs“, so fällt zweierlei auf:

⁴⁰³ Weitere Belege: Der SPIEGEL „Zeit der Exzesse“, 7.12.2009: 152 (= Kurbjuweit/Steingart/Theile 2009: 152); Süddeutsche Zeitung, „Jahrmarkt der Suggestionen und Simulationen“ vom 9.11.1994 (= Köhler 1994: 914); im QV unter 8.1.6.

- Erstens, dass der sowieso schon recht kurze Eintrag zur „Neurasthenie“ der 11. Auflage (1991, siehe Beleg 1) in der 13. Auflage (1998, siehe Beleg 2) nochmals deutlich gekürzt und im Zuge dessen nur noch als Konzept der Neurosenlehre Sigmund Freuds erscheint.
- Zweitens, dass am Ende des Eintrags zum Stichwort „Neurose“ in der 13. Auflage (1998, siehe Beleg 3) der Hinweis aufgenommen wird, dass dieser Terminus in aktuellen Klassifikationswerken „nicht mehr benutzt“ werde; in der 14. Auflage von 2004 (Beleg 4) wird dieser Hinweis dann sogar an den Anfang des Eintrags gestellt:
 - 1) **Neurasthenie** [gr.], „Nervenschwäche“, nervöse Reizbarkeit. Geringe seelische Belastungsfähigkeit, leichte Erschöpfbarkeit. Der Begriff wurde 1879 von dem amerikanischen Arzt G.M. Beard eingeführt. → Neurose (Dorsch ¹¹1991: 443)
 - 2) **Neurasthenie**, psychovegetatives Syndrom; eine der Aktualneurosen bei Freud → Neurose (Dorsch ¹³1998: 572)
 - 3) **Neurose**, [...] Im → ICD-10 und → DSM-IV wird der Oberbegriff Neurose nicht mehr benutzt. Allerdings wird im ICD-10 der Begriff „neurotisch“ gelegentlich verwendet und auch für Oberklassen wie „neurotische Belastungs- und somatoforme Störungen“ benutzt. (Dorsch ¹³1998: 577)
 - 4) **Neurose** (= N.), heute im → DSM-IV nicht mehr verwendeter (da diskriminierender) Begriff, [...] (Dorsch ¹⁴2004: 643)

Mit der Neurosenlehre scheint also auch der Begriff der ›*Neurasthenie*‹ in gewisser Weise nicht mehr ganz zeitgemäß zu sein, und in eben diesem Zeitraum erscheint der Eintrag zu „Burnout“ (erstmals im Ergänzungsteil der erweiterten nachgedruckten 11. Auflage des Dorsch ¹¹1991) und mit ihm weitere Lexikoneinträge beispielsweise zu „Streß am Arbeitsplatz“ (erstmals im Dorsch ¹²1994) oder „Arbeitszufriedenheit“ (erstmals im Dorsch ¹³1998). Aus der Perspektive „temporaler Modalität“ (Köller 1995: 40) wurde die Gültigkeit des Terminus *Neurasthenie* von *Burnout* zumindest teilweise abgelöst.⁴⁰⁴ Gleichzeitig wird gefordert, dass man den Terminus *Burnout* nur verwenden solle, wenn er auf etwas ‚Neues‘ verweise, woraus dann wiederum eine Pflichtimplikation zur weiteren Differen-

404 Vgl. dazu auch die Einschätzung aus dem Lehrbuch zur „Psychotherapie und Psychosomatik“ von Ermann (²2016: 290): „Wenn an Stelle organbezogener Klagen („Organneurose“) Erschöpfung, rasche Ermüdung, Müdigkeit und Konzentrationsstörungen im Vordergrund der Beschwerden stehen, spricht man von Neurasthenie. Dieses typische Krankheitsbild des Beginns des 20. Jahrhunderts wird heute kaum mehr diagnostiziert. Es scheint in den modernen Diagnosen Fatigue-Syndrom und Burn-out-Syndrom aufgegangen zu sein.“ Auch für den Psychiater Allen Frances ist die Diskussion um ›*Burnout*‹ in direktem Bezug zur ›*Neurasthenie*‹ zu sehen (siehe in einem FAZ-Interview, Freund (2013)) und dieser Bezug wird auch bei Hank (2014a) auf FAZ.NET hergestellt; siehe die Zeitungsbelege im QV unter 8.1.6.

zierung dieses Ausdrucks/Begriffs durchscheint (vgl. ebd.). Der neue Ausdruck *Burnout* teilt zwar Symptome wie 'schnelle Erschöpfbarkeit' mit der *Neurasthenie*, aber es scheint ein Bedürfnis gegeben zu haben, die mit dem 'alten' Begriff verbundenen Konnotationen und zugrunde liegenden Theorien und Forschungsmethoden zu verlassen, hier insbesondere die psychoanalytischen Grundannahmen wie zum Beispiel Triebkonflikte. Im Foucault'schen Sinne ist dies ein Indiz, dass sich „der Wille zum Wissen“ im Fach Psychologie/Psychiatrie verändert hat (vgl. Foucault [1970] 1993: 15 und Kap. 4.1.3 dieser Arbeit). *Neurasthenie* und *Burnout* sind damit „Lexeme[n], die einen bestimmten medizinischen [bzw. psychologischen, T.S.] Diskurs zu einer bestimmten Zeit geprägt haben“ bzw. prägen (vgl. Riecke 2016: 246).

Schließlich führen die Verweise auf die schnelle Verbreitung bzw. Popularisierung dieser neuen Bezeichnung für das psychische Phänomen zu weiteren sprachreflexiven Anschlussfragen: Gibt es diskursiv-semiotische oder sprachgeschichtliche Indizien für Faktoren, die die postulierte schnelle Akzeptanz der neuen Bezeichnung in der Sprachgemeinschaft und das Nebeneinander der bedeutungsähnlichen Begriffe beeinflusst haben könnten? Das folgende Kapitel nähert sich diesen Fragen, indem es anhand einer diachronen Durchsicht von allgemeinen deutschen und englischen Wörterbüchern, Neologismenwörterbüchern und Belegen des Deutschen Textarchivs⁴⁰⁵, des DWDS-Kernkorpus des 20. Jahrhunderts⁴⁰⁶ und Recherchen im Deutschen Referenzkorpus⁴⁰⁷ untersucht, in welchen Kontexten und in welcher Weise Ableitungen des Verbs *ausbrennen/to burn out* vor dem sogenannten Beginn des Burnout-Diskurses zur Bezeichnung psychischer Zustände verwendet wurden.

6.1.2 Metaphorische Verwendungsweisen der Ausdrücke (*to burn(out)* und (*aus*)*brennen* im allgemeinen und fachlichen Sprachgebrauch vor Beginn des Burnout-Diskurses Mitte der 1970er Jahre

Um herauszufinden, ob die Ausdrücke (*to burn out/burnt out* und *ausbrennen/ausgebrannt* schon vor dem Beginn des psychologisch-medizinischen Burnout-Diskurses Mitte der 1970er Jahre in ähnlich 'übertragener' Bedeutung im allgemei-

⁴⁰⁵ Die Beschreibung und Textauswahl des Deutschen Textarchivs ist einsehbar unter: <https://dwds.de/d/k-referenz#dta> (Stand: 4.12.2018).

⁴⁰⁶ Die Beschreibung des DWDS-Kernkorpus ist einsehbar unter: <https://dwds.de/d/k-referenz#kern> (Stand: 4.12.2018).

⁴⁰⁷ Zur Beschreibung des Deutschen Referenz-Korpus siehe: <http://www1.ids-mannheim.de/kl/projekte/korpora> (Stand: 4.12.2018).

nen Sprachgebrauch und im fachlichen Kontext üblich waren, lohnt sich ein Blick in historische Textkorpora (DTA 1473–1927 und DWDS-Kernkorpus 1900–1999)⁴⁰⁸, Fachbücher und -zeitschriften⁴⁰⁹ und Wörterbücher, die den allgemeinen Wortschatz und Fachwortschatz vor dieser Zeit beschreiben. Die Durchsicht nimmt vor allem deutschsprachige Quellen in den Blick, da in dieser Arbeit der deutsche Burnout-Diskurs im Untersuchungsfokus steht. Für den englischen Sprachgebrauch wurden verschiedene Wörterbücher konsultiert.⁴¹⁰

Für die englische Sprache dokumentiert beispielsweise das Oxford English Dictionary (OED) das Aufkommen von sprachlichen Verwendungsformen mit Belegen aus der jeweiligen sprachlichen Periode. Zum Verb *to burn (out)* findet man in der aktuellen Online-Version folgende Einträge:

„*c. lit. and fig.* With certain modifying adverbs. to burn out, forth: to burst out in flame (*arch.*). to burn out, also (*quasi-refl. and pass.*) to burn itself out, to be burnt out: to burn until extinguished by want of fuel; spec. (*a*) of an electrical valve, fuse, etc.; (*b*) of a space rocket. Also, to burn oneself out: to exhaust one's strength (by over-exertion) (1937 in Partridge *Dict. Slang s.v.*). [...]“⁴¹¹ (Unterstreichung T.S.)

408 Gesucht wurde 1.) im DTA = Deutsches Textarchiv (1473–1927), dessen Textauswahl unter folgender Adresse nachgelesen werden kann <http://www.deutschestextarchiv.de/doku/textauswahl>, und 2. im Kernkorpus des Digitalen Wörterbuchs der deutschen Sprache = DWDS-Kernkorpus 1900–1999. Dessen Textauswahl ist unter folgender Adresse dokumentiert: <https://www.dwds.de/d/k-referenz#kern> (Stand: 23.2.2018).

409 Da der Fokus der vorliegenden Arbeit nicht auf Formulierungsvarianten von PSYCHISCHEN ERSCHÖPFUNGSZUSTÄNDEN im 19. und frühen 20. Jahrhundert liegt, sondern auf der Entwicklung des ‚modernen‘ Burnout-Diskurses, kann die Durchsicht nach der Verwendung des Ausdrucks *ausgebrannt* und alternativer Formulierungen mit Bezug auf psychische Befindlichkeiten nur in ausgewählten Fachbüchern und -Zeitschriften des 19. Jahrhunderts erfolgen. Einige bedeutende psychiatrische Lehrwerke sind im Korpus des Deutschen Textarchivs enthalten (z. B. von Emil Kraepelin und Wilhelm Griesinger). Berücksichtigt wurden darüber hinaus Quellen, die bei einer Google-Buchsuche von 1800–1930 zum Suchwort *ausgebrannt* einsehbar sind und die eine übertragene psychische Lesart aufweisen. Die Belege z. B. aus der „Allgemeine[n] Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin“ oder Monografien wie der „Gesundheitslehre für Geistigbeschäftigte“ von Joseph-Henri Reveillé-Parise (1840) werden mit den Belegen aus dem DTA und dem DWDS-Kernkorpus im Folgenden zusammen aufgeführt. Sie sind über Fußnoten und im Quellenverzeichnis jedoch einzeln vermerkt.

410 Siehe dazu die in Kap. 5.1.1 aufgeführten englischsprachigen Wörterbücher.

411 Das Oxford English Dictionary Online ist über die Universitätsbibliothek Heidelberg einsehbar: <https://www.oed.com/view/Entry/25028?rskey=sTN97b&result=1&isAdvanced=false> (zuletzt eingesehen am 26.11.2019).

Als Beleg für die „quasi-reflexive“ Verwendung des Verbs wird u. a. folgender Beleg aus Shakespeares Richard II. angegeben:

1597 [His rash fierce blaze of riot cannot last / For] violent fires soon burn out themselves.
William Shakespeare, Richard II, ii. i. 34 [Unterstreichung T.S.]

In der Übersetzung von Christoph Martin Wieland lauten diese Verse folgendermaßen, wobei jeweils der Satz zuvor und danach hier mit zitiert seien, um die Stelle kontextuell besser einordnen zu können:

Mich dünkt, ich bin ein neubegeisterter Prophet, und sterbend weissage ich so von ihm. Seine rasche, ausgelassene, unbezähmte Jugendhize, kan nicht von langer Dauer seyn; ein heftiges Feuer brennt sich bald selbst aus. Sanfte Regen dauren lange, plötzliche Stürme gehen bald vorüber; der wird bald müde, der anfangs die Sporen zu stark gebraucht; und wer allzugierig ißt, hat am baldesten genug.⁴¹² [Unterstreichung T.S.]

In dieser Szene bewertet John of Gaunt das Verhalten von Richard dem II. als „rasch“ bzw. übereilt (*rash*) und als „unbezähmt“ bzw. zu stark und gewaltsam-aufrührerisch (*fierce blaze of riot*) und prophezeit, dass „heftiges Feuer“ (*violent fires*) schnell „sich selbst“ ausbrennt. Der bei Shakespeare aufgerufene Kontext zeigt, dass die Verwendung von Wörtern aus dem Begriffsfeld rund um ›Feuer‹ (*blaze; fires; to burn itself out*) zur Beurteilung von menschlichen Charakter- und/oder Verhaltensweisen im Sprachgebrauch dieser Zeit schon verankert war. Schlägt man bei den Verben *to burn* bzw. *brennen* im OED und Grimm’schen Wörterbuch (¹DWB) nach und sieht auf die Bedeutungsbeschreibungen des Basisverbs ohne Präfix-Ableitungen (mit *aus-*, *ver-* oder *durch-*), so ist in beiden Sprachen der figurative Gebrauch für ‘emotionale, leidenschaftliche Angelegenheiten’ seit Jahrhunderten verbürgt:

Beispiele aus dem ¹DWB⁴¹³ und OED⁴¹⁴, [Unterstreichungen T.S.]:

OED: c1385 Chaucer „Legend Good Women“ 1747

Desyr That in his herte brende as any fer.

⁴¹² Die Übersetzung von Wieland aus der ersten Szene des zweiten Auszugs ist online einsehbar unter: <https://gutenberg.spiegel.de/buch/leben-und-tod-konigs-richard-des-zweyten-2176/9> (zuletzt eingesehen am 10.12.2019).

⁴¹³ Der Eintrag zu *brennen* ist abrufbar unter: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GB11198#XGB11198 (zuletzt eingesehen am 10.12.2019).

⁴¹⁴ Ebenfalls recherchiert über die Online-Version des OED, einsehbar über die Universitätsbibliothek Heidelberg: <https://www.oed.com/view/Entry/25028?rskey=sTN97b&result=1&i-sAdvanced=false> (zuletzt eingesehen am 14.7.2021).

OED: 1611 „Bible (King James)“ Gen. xlv. 18

Let not thine anger burne against thy seruant.

OED: 1720 J. Ozell et al. tr. R. A. de Vertot „Hist. Revol. Rom. Republic“ I. v. 297:

Virginius burnt with Impatience to revenge himself of Appius.

¹**DWB: Günther 509** (= Ch. Günther, zu Joh. Christ. Ernestis doctorwürde, 1716)

kommt alle, deren fleisz zu guten künsten brennt.

¹**DWB: Gotter 2, 227** (= Friedrich Wilhelm Gotter, Merope, 2. Aufzug, 3. Auftritt, 1773)

ich brannte, meine jugendkraft in waffen zu üben.

¹**DWB: Bürger 13**^{*} (= Gottfried August Bürger, Leonore, 1773)

o mutter, mutter, was mich brennt, das lindert mir kein sacrament.

Im letzten Beispiel (aus der Ballade „Lenore“ von Bürger, 1773) *brennt* der Verlust des Geliebten und das brennende Gefühl ist zugleich der Verlust des Glaubens und Lenores Untergang. Weitere Belege zeigen außerdem die enge Verbindung zwischen körperlichen und seelischen Symptomen im Verb *brennen*:

¹**DWB: fastn. 775, 16**⁴¹⁵

die minn mich ser hat erzund

inniklich in meins herzen grund,

das mügt ir erkennen

bei der varb, die mich thut prennen.

[Unterstreichungen T.S.]

OED: 1697 Dryden tr. Virgil „Georgics“ iii, in tr. Virgil Wks. 106

With two fair Eyes his Mistress burns his Breast.

[Unterstreichungen T.S.]

In Belegen der seit Jahrhunderten nachweisbaren Kookkurrenz „brennender Schmerz“ aus dem Deutschen Textarchiv (DTA) zeigen sich ebensolche semantischen Verbindungslinien zwischen körperlichen, seelischen und religiösen Krankheits-, Therapie- und Heilungsvorstellungen (Unterstreichungen T.S.):

DTA: Ideler, Karl Wilhelm: Der religiöse Wahnsinn, erläutert durch Krankengeschichten. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Wirren der Gegenwart. Halle (Saale), 1847.

⁴¹⁵ Das Zitat ist auch einsehbar unter: https://archive.org/stream/fastnachtspiele07schegoog/fastnachtspiele07schegoog_djvu.txt (zuletzt eingesehen am 7.12.2018).

Nicht nur empfand sie dabei einen brennenden Schmerz in den Geschwüren, sondern sie fühlte auch zugleich die ewige Höllenpein, durch welche Gott ihr ankündigte, sie solle die Menschen zur Buße und Besserung auffordern, damit sie nicht auf immer in den Feuerpfuhl geriethen.

Auch in den Belegen aus dem DTA und DWDS zu den Formen *ausbrennen* und *ausgebrannt*⁴¹⁶ findet man viele Beispiele aus Gebrauchsliteratur, Belletristik, Zeitungen und Wissenschaft⁴¹⁷, in denen durch Vergleiche und Metaphorik eine übertragene Bedeutungsebene ins Spiel kommt und Verbindungslinien zwischen natürlich-elementaren, körperlichen, seelischen und religiösen Erscheinungen gezogen werden. Britt-Marie Schuster merkt in Bezug auf die Textsorte Krankengeschichten in frühen psychiatrischen Fachzeitschriften des 19. Jahrhunderts an: „Alle mit Feuer assoziierbaren Begriffe wie *lodern*, *entbrennen*, aber auch *glimmen* und verlöschen sind für die Versprachlichung psychischer Abweichungen verwendbar“ (Schuster 2009: 379). Des Weiteren schreibt Schuster, dass *ausgebrannt* innerhalb der sich im 19. Jahrhundert herausbildenden psychiatrischen Schreibpraxis eine „lange tradierte Bezeichnung für das Endstadium einer Depression“ sei (Schuster 2010: 13; 2009: 380).⁴¹⁸

416 Dies Suche nach *ausbrennen* ergab im DTA in allen „Textklassen“ 194 Treffer (https://www.dwds.de/r?q=ausbrennen&corpus=dta&date-start=1473&date-end=1927&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=100, Recherche-Stand: 7.12.2018) und nach *ausgebrannt* 541 Treffer (https://www.dwds.de/r?q=ausgebrannt&corpus=dta&date-start=1473&date-end=1927&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=100, Recherche-Stand: 7.12.2018). Die Suche nach *ausbrennen* im DWDS-Kernkorpus 1900–1999 ergab 50 Treffer, von denen aus urheberrechtlichen Gründen aber nur 38 Treffer angezeigt werden (https://www.dwds.de/r?q=ausbrennen&corpus=kern&date-start=1900&date-end=1999&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=10, Recherche-Stand: 7.12.2018). Die Suche nach *ausgebrannt* im DWDS-Kernkorpus 1900–1999 ergab 266 Treffer, von denen 188 Treffer angezeigt werden (https://www.dwds.de/r?q=ausgebrannt&corpus=kern&date-start=1900&date-end=1999&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=10, Recherche-Stand: 7.12.2018). Siehe im QV unter 8.1.1.

417 Im Deutschen Textarchiv unter der Rubrik „Wissenschaft“ sind viele Werke naturwissenschaftlicher Fächer (z. B. Geologie, Chemie, Physiologie) enthalten, die den Ausdruck *ausgebrannt* in seiner ‚wörtlichen‘ Bedeutung verwenden. Es finden sich jedoch einzelne Belege mit Verwendung von Formen des Verbstamms *ausbrenn** in übertragener psychischer Bedeutung in Werken der Theologie, Philosophie und Volkswirtschaft. Obwohl das DTA auch frühe psychiatrische Lehrwerke enthält (z. B. von Wilhelm Griesinger und Emil Kraepelin) ergibt die Suche nach dem Verbstamm *ausbrennen* oder *ausgebrannt* aus dem psychiatrischen Fachbereich im DTA keine Treffer.

418 In folgenden Nachschlagewerken des ausgehenden 19. Jahrhunderts findet man keinen ‚eigenen‘ Eintrag zu *ausgebrannt*, was dafür spricht, dass das Partizip *ausgebrannt* eher in Be-

Innerhalb der Belege zeigen sich semantische Unterschiede, je nachdem, ob das Verb *ausbrennen* intransitiv oder transitiv verwendet wird. Mit dem intransitiven Verb wird ein Transformations- bzw. Reduktionsprozess beschrieben, ohne dass ein Auslöser für diesen Prozess explizit angegeben werden muss. Dieser durch das intransitive Verb beschriebene Vorgang, dass etwas vorher in einer bestimmten Qualität vorhanden war und dann durch das Feuer reduziert bzw. vernichtet wird, wird auf verschiedene lebensweltliche und psychische Umstände übertragen. Das Rahmenkonzept, das hinter den folgenden Beispielen steht, lässt sich als ›Verlust, Reduzierung, Aufhören von x‹ formulieren:

A) Beispiele für ›x verliert Kräfte/Stoffe, die am Leben erhalten, bzw. hat diese verloren‹ (Unterstreichungen T.S.):

- 1) **DTA: Steinbach, Georg: LeichPredigt Bey der Christlichen Begrebnüs. Liegnitz, 1603.**
Aber ehe wir hinaus kamen/ war er mitlerzeit sanfft vnd seliglich eingeschlaffen/ vnd ohn alles zucken der Glieder wie ein ausgebrantes Licht ausgegangen/ Im 50. Jahr seines Ehestandes/ im 52. Jahr seines Predigampts/ vnd im 77. Jahr seines alters.
- 2) **DTA: Güntherus, Wolfgang: König Davids Sterbekunst Oder Christliche Leichpredigt. Görlitz, 1634.**
Das Liecht seines lebens bald außgebrennet/ biß auff ein klein strümplein.
- 3) **DTA: Lohenstein, Daniel Casper von: Großmüthiger Feldherr Arminius oder Herrmann. Bd. 1. Leipzig, 1689.**
Wie eilends pflegt das Tacht des Lebens auszubrennen!
- 4) **DTA: Arnim, Achim von; Brentano, Clemens: Des Knaben Wunderhorn. Bd. 2. Heidelberg, 1808.**

schreibungen bestimmter Stadien anderer Krankheitsbilder (wie z. B. Depression) verwendet wurde und weniger eine eigene Krankheitsentität darstellte. Schuster beschreibt für psychiatrische Krankengeschichten, die im 19. Jahrhundert in damals entstehenden Fachzeitschriften veröffentlicht wurden, die „terminologische Prägung *ausgebrannter Defekt* für das Endstadium einer Depression“ (Schuster 2009: 380; vgl. auch Schuster 2010: 13; 312; 414). Im „Deutschen Krankheits-Namenbuch“ (1899) von Max Höfler findet man einen Eintrag zu „Melancholie“, in dem allerdings nicht von *ausgebrannten* Zuständen gesprochen wird. Im Rahmen mittelalterlicher Vorstellungen von der „Melancholie“ wird nur Blut, das „erswarzet [verbrannt]“ ist, erwähnt und aus mittelalterlichen Medizinschulen wird von „schwarzgallige[r] Bluthefe“, die „gleich als Asche aller vier Feuchten“ in den Neben-Nieren und der Milz aufzufinden sei, berichtet (Höfler 1899: 409). Schließlich gibt es bei Höfler noch einen Eintrag zu „*verbrannte Melancholey*“, mit der man sich damals allerdings auf Veränderungen der Hautpigmentierung durch oxidiertes „Bilirubin“ bei „Lebersyphilis“ bezog (Höfler 1899: 410). Im „Wörterbuch der klinischen Kunstausdrücke“ von Otto Dornblüth findet man Einträge zu den Stichwörtern *Depression*, *Abspannung*, *Verstimmtheit*, *Melancholie*, wobei jedoch *ausgebrannt* in diesen Einträgen ebenfalls nicht verwendet wird.

Kein Fünkchen mehr in der Asche ist, Mein Kerzchen ist längst ausgebrannt, Adi, Adi mein Engellsschätzchen, Jezt reis' ich nach Engelland.

Zum dritten Beispiel findet man etwa hundert Jahre später bei Adelung sogar einen metasprachlichen Verweis, dass die Metapher des „Lebens Docht“ bzw. Tacht/Tocht (in oberdeutscher Mundart nach Adelung), „eine schon sehr abgenutzte Figur [sei], das Leben zu benennen“⁴¹⁹ und mit ihr wohl auch die Metapher des ausbrennenden Dochts/der ausbrennenden Kerze für das Sterben bzw. den Verlust der Lebenskräfte.⁴²⁰

Schuster führt anhand von Beispielen aus Krankengeschichten des frühen Psychatriediskurses in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus, dass es in dieser Zeit die Vorstellung „einer beeinflussbaren Lebenskraft [gab], die bspw. durch heftige Leidenschaften geschwächt werden kann und in der Folge Krankheiten ausbildet“ (Schuster 2010: 195). Bei dieser Vorstellung überkreuzten sich „medizinische und philosophische Denkmodelle (so die Schellingsche Naturphilosophie)“ und der „Magnetismus (der gerade in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts populäre Mesmerismus)“ (ebd.).

B) »x verliert Empfindungen wie Mut, Spannkraft, Motivation, Leidenschaft, Glauben ..., weitere Qualitäten, Fähigkeiten ... bzw. hat diese verloren« (Unterstreichungen T.S.):

1) DTA: Abschatz, Hans Assmann von: Poetische Übersetzungen und Gedichte. Leipzig, 1704.

Laß deiner Flammen heilge Glutt Manch ausgebranntes Hertz entstecken/ Erhebe den entsunknen Mutt/ Und lehre/ was die Tugend nützt/ Die/ wenn die Laster todt/ im Tode lebend macht.

2) DTA: Brockes, Barthold Heinrich: Physikalische und moralische Gedanken über die drey Reiche der Natur. Bd. 9. Hamburg u. a., 1748.

Kaum aber war die Quelle weg, war alles plötzlich ausgebrannt, Und die Veränderung nicht glaublich, es schwand mit der erloschnen Glut Begierde, Flüchtigkeit und, Brunst, und, sammt den Kräften, Wut und Muth, Die Nerven, welche diese Brunst zu sehr, zu heftig ausgespannt, Die zogen sich im Augenblick, beraubt von ihren vor'gen Flammen, Geschwächt, erkältet, ganz erschöpft, und recht als wie gelähmt, zusammen.

3) DTA: Jean Paul: Dritte Abteilung Briefe. In: Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. 3, Bd. 3. Berlin, 1959.

⁴¹⁹ Siehe im Grammatisch-kritischen Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, Band 1 ²1793 von Johann Christoph Adelung, S. 1507, online einsehbar unter: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=Adelung&mode=Vernetzung&lemid=DD00708#XDD00708 (zuletzt eingesehen am 12.12.2019, siehe im QV unter 8.1.1).

⁴²⁰ Siehe dazu auch folgenden Beleg im DTA: Gotter, Friedrich Wilhelm: Die Erbschleicher. Leipzig, 1789: „Der Alte ist ja so fertig, als ein ausgebranntes Docht.“

Solche Schmerzen wie du in Hof in mir sahest, finden keinen Weg mehr in die alte Seele, die ausgebrant und durchgearbeitet ist.⁴²¹

- 4) **DTA: Laube, Heinrich: Das junge Europa. Bd. 3. Mannheim, 1837.**

Obwohl ich sonst stumpf und gleichgültig geworden, die Sonnenstrahlen, mein eigentlich Gottesleben, zündeten doch eine kleine Flacke in meiner ausgebrannten Seele.

- 5) **Hohnbaum, Dr. (1845): Ueber den Wechsel zwischen Heiterkeit und Traurigkeit beim Irren. In: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, 2/1845, S. 260⁴²²**

In diesem aufgeregten Zustand verblieb die Kranke 8 Monate, worauf er allmählich in ein vollkommenes stadium melancholicum überging. Eine solche vollkommen abgeschlossene Umkehrung des ganzen Charakter- und Gemüthszustandes ist mir nie vorgekommen. Ihr jetziger Gemüthszustand war einer ausgebrannten, verkohlten Brandstätte zu vergleichen. Mit freudenleerem, traurigem Blicke schlich sie im Haus umher, [...].

- 6) **DTA: Falke, Jakob von: Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Bd. 1. Leipzig, 1858.**

[...] wir müssen uns hineinversetzen in die Zeit der Galanterie und der irrenden Ritter, in die Zeit, da die Ritterschaft, arm an poetischen Großthaten, die ausgebrannte Phantasie und die erloschene Ehrbegierde an den Heldenbildern der Amadis aus Gallia und der Lancelot vom See wieder zu erhitzen suchte, in die Zeit, da die Ritter Romane lasen, aber nicht mit ihren Thaten machten oder erlebten.

- 7) **DTA: Frapan, Ilse [i. e. Ilse Akunian]: Flügel auf! Novellen. Berlin, 1895.**

Lieber Gott, so kleine herrenlose Kohlen sind immer da, auch in dem allerausgebrannten Herzen.

- 8) **DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Simons, Oliver (Hg.), Deutsche Autobiographien 1690–1930, Berlin: Directmedia Publ. 2004 [1927], S. 50398**

Das Jugendfeuer, mit dem ich jede Art der Arbeit und Beanspruchung auf mich nahm, wenn sie nur im Dienst der vielgeliebten Wissenschaft stand, war ausgebrannt.

⁴²¹ Jean Paul verwendet das Partizip *ausgebrannt* recht häufig in Briefen, um seine innere Verfassung oder die anderer Menschen zu beschreiben, wie mehrere Textstellen im DTA belegen. Siehe unter: https://www.dwds.de/r?q=ausgebrannt&corpus=dt&date-start=1473&date-end=1927&genre=Belletristik&format=full&sort=date_asc&limit=100 (zuletzt eingesehen am 12.12.2019). Ähnlich in Bezug auf die „Melancholie“ in einem Werk von 1840, „Gesundheitslehre für Geistigbeschäftigte“ von Joseph-Henri Reveillé-Parise, das den „geistigen Zustand“ von Personen, die mit dem Kopf arbeiten, also z. B. von Gelehrten, Schriftstellern oder Staatsdienern, untersucht: „Das Feuer ihrer Seele ist ausgebrannt und es bleibt ihnen nichts als die kalte Wirklichkeit, [...]“, S. 220. Einsehbar unter: https://books.google.de/books?id=46o_AAAAcAAJ&pg=PA220&dq=ausgebrannt+melancholie&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwigqKHf-2Z3fAhUGUBUIHYRPFYQ6AEIKDAA#v=onepage&q=ausgebrannt%20melancholie&f=false (zuletzt eingesehen am 12.12.2019), siehe im QV unter 8.1.7. Vgl. dazu auch den Topos der „sitzende[n] Lebensart“ im Zusammenhang mit psychischen Krankheiten in psychiatrischen Texten des 19. Jahrhunderts (Schuster 2010: 184 ff.).

⁴²² Einsehbar unter: https://books.google.de/books?id=9cUAAAAAYAAJ&pg=PA260&dq=ausgebrannt+psychiatr&hl=de&sa=X&ei=dT5qVleBO4j1OMX-gegE&redir_esc=y#v=onepage&q=ausgebrannt%20psychiatr&f=false, zuletzt eingesehen am 12.12.2019, siehe im QV unter 8.1.4.

- 9) DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Dwinger, Edwin Erich: *Die letzten Reiter*, Jena: Eugen Diederichs 1935, S. 55
Ich bin eben müde, bin eben völlig ausgebrannt ...
- 10) DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Horster, Hans-Ulrich [d.i. Rhein, Eduard]: *Ein Herz spielt falsch*, Köln: Lingen 1991 [1950], S. 290
Ihm ist, als sei er völlig ausgebrannt, als säße hier nur noch eine leere Menschenhülle in dem tiefen Ledersessel.
- 11) DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971 [1951], S. 319
Der Inhalt des Schocks wird gegenüber seinem Reizwert real gleichgültig, wie er es in der Beschwörung der Dichter ideell war; möglich sogar, daß das von Poe und Baudelaire ausgekostete Grauen von Diktatoren verwirklicht, seine Sensationsqualität verliert, ausbrennt.
- 12) DWDS-Kernkorpus (1900–1999): DER SPIEGEL, „Das ist ein dummes Gefühl“, 19.10.1981: 24 (siehe auch im QV unter 8.1.6, = Der SPIEGEL 1981)
Trotz aller Mißerfolge im Verteidigungsressort erscheint Apel den Freidemokraten keineswegs ausgebrannt.⁴²³
- 13) DWDS-Kernkorpus (1900–1999): DER SPIEGEL, „Es kann jede Frau treffen, zu jeder Zeit“, 17.11.1986: 109 (siehe auch im QV unter 8.1.6, = S., Sigrun 1986)
Nach den Minuten der Todesangst, Anspannung und Selbstbeherrschung fühle ich mich erschöpft und leer, ausgebrannt vor Haß und Ekel.

In den meisten Beispielen ist der Prozess des Ausbrennens schon abgeschlossen, was durch das Partizip Perfekt in prädikativer oder attributiver Verwendung (*war ... ausgebrannt*; *bin/ist/fühle mich ... ausgebrannt*, *ausgebranntes Herz*, *ausgebrannte Phantasie*) angezeigt wird. Gängige vom metaphorischen Ausbrennen affizierte Gegenstände sind schon in den Belegen des 18. Jahrhunderts *Herz* und *Seele*, in weiteren Belegen aber auch *Begierde*, *Mut*, *Wut*, *Phantasie*, *Jugendfeuer*, *Gemütszustand* usw. Auslösende Faktoren sind teilweise (siehe z. B. Beleg 13) zwar aus dem Kontext erschließbar, aber im Valenzrahmen keine notwendigen Ergänzungen. Die Kontexte vermitteln alle den Eindruck, dass das, was ausbrennt, eine positive Wertigkeit besitzt. Der Vorgang des Ausbrennens wird vor diesem Hintergrund als negative Zustandsveränderung konstituiert. Dies zeigen vor allem auch Beispiele, in denen angedeutet wird, dass man sich Kräften zuwendet, die die erloschenen Qualitäten wieder ‚entfachen‘ könnten (z. B. Glauben (1, 4 und 7), Tugend (1), Orientierung an Vorbildern (6)).

Dass diese Verwendung im Partizip Perfekt und dem Verb *sein* zur Bezeichnung psychischer Erschöpfung Mitte des 20. Jahrhunderts fest im allgemeinen

423 Ähnlich auch eine Einschätzung im SPIEGEL zu Hans-Dietrich Genschers Entschluss, nicht mehr für den Parteivorsitz der FDP zu kandidieren. In diesem Artikel liest man: „Der Mann sei fertig, ausgebrannt nach zehn Jahren Doppelbelastung als Außenminister und Parteivorsitzender, heißt es im Kanzleramt.“ (Der Spiegel, 04.06.1984: 15, siehe im QV unter 8.1.6).

Wortschatz verankert war, zeigen auch die Einträge in der ersten Auflage des WAHRIGs aus dem Jahr 1966 („Das große deutsche Wörterbuch“)⁴²⁴ oder des DUDENs aus dem Jahr 1976 („Das große Wörterbuch der deutschen Sprache“)⁴²⁵. Beide geben im Wörterbucheintrag zum Verb *ausbrennen* die Verwendung „*hat seine seelischen Kräfte völlig verbraucht*“ (WAHRIG) bzw. „*seelisch und körperlich völlig erschöpft*“ (DUDEN) an, und der DUDEN ergänzt „meist im 2. Part. ausgebrannt“. In letzterem findet sich auch noch folgender Verweis auf den Sprachgebrauch im Sport: „(Sport) *physisch nicht mehr in der Lage, seine sportliche Höchstleistung zu erbringen*: dieser Läufer ist a.:“ (Unterstreichungen T.S.).

Sieht man sich hingegen Belege mit dem transitiven Verb *ausbrennen* an, so fällt auf, dass die Sachverhalte, die im übertragenen Sinn ausgebrannt werden (sollen), teilweise eine negative Wertigkeit besitzen. Sehr verbreitet in moralischen und religiösen Kontexten ist das Konzept, dass durch das Ausbrennen der Gegenstand eine ›Reinigung/Läuterung‹ erfährt. Hier scheinen verschiedene Praktiken und Vorstellungswelten mit hineinzuspielen: zum einen beispielsweise die schon in ahd. Zeit belegte chirurgische Praxis, eine Wunde auszubrennen⁴²⁶ und dadurch zu reinigen, zum anderen die Feuerprobe, mit der man die Reinheit von Gold überprüfte (Röhrich 1991, Bd. 1, S. 441), und die auch in christliche Vorstellungen vom „Feuer der Anfechtung“ als Prüfung der Echtheit des Glaubens Eingang fand (Unterstreichungen T.S.):⁴²⁷

1) **DTA. Neuer Lust- und Lehrreicher Schau-Platz. Nürnberg, 1685.**

Wofern man aber heutiges Tages allen Dieben Nasen/ Ohren/ und Hände abschneiden/ oder ihnen gewisse Merck-Mahle auszubrennen sollte/ so würden ihrer in einem gemeinen Wesen offters mehr als Tugendhafte Leute gefunden werden.

2) **DTA: Spener, Philipp Jakob: Theologische Bedencken. Bd. 2. Halle (Saale), 1701.**

Ach laß dieses feuer der anfechtung dazu gesegnet werden/ daß dadurch meines glaubens gold rechtschaffen geläutert/ von den schlacken und aller unreinigkeit gesäubert/ und insgesamt alles/ was von liebe dieser welt bey mir übrig seyn möchte/ ausgebrant werde.

3) **DTA: Lutz, Samuel: Ein Wohlriechender Straus Von schönen und gesunden Himmels-Blumen. Basel, 1736.**

Wie will GOTT diesen köstlichen Balsam in sie giessen, wann das Geschirr nicht von erst wohl geschwenckt ist durch das Thränen-Wasser, der Unrath aus Leib und Seel ausge-

⁴²⁴ Wahrig (1966: Spalte 499).

⁴²⁵ DUDEN (1976: 241).

⁴²⁶ Vgl. den Eintrag zu „brennisen“ im Wörterbuch (= Band 2) von „Die Frühgeschichte der mittelalterlichen medizinischen Fachsprache im Deutschen“ von Riecke (2004, Band 2, S. 545).

⁴²⁷ Röhrich (1991: 441) schreibt hierzu: „Den Anlaß zur Bildung gibt die Stelle in den Sprüchen Salomonis 17,3, die im Luthertext lautet: ‚Wie das Feuer Silber und der Ofen Gold, also prüft der Herr die Herzen‘; Röhrich gibt als ähnliche Stellen z. B. noch Sacharja 13,9 und 1. Petrus 1, 7 an.

brannt durch den Feuer-Eifer der Heiligkeit Gottes gegen der Sünd; wie will man ihm aber thun, wann GOTT nicht will und seine Flamme das Hertz nicht durchwandlet.⁴²⁸

Das Konzept der ›Reinigung‹ oder sogar ›Vernichtung‹ wird über das Verb *ausbrennen* in weiteren Kontexten von Politik, Geschichte, Ästhetik bis hin zu radikalen, menschenverachtenden Ideologien aufgerufen. Beispiele aus dem nationalsozialistischen „Völkischen Beobachter“, der als Quelle im DWDS-Korpus (1900–1999) durchsuchbar ist, zeigen, dass *ausbrennen* in dieser Verwendungsweise gängiger Bestandteil nationalsozialistischer Vernichtungs-Metaphorik war (Unterstreichungen T.S.):

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Völkischer Beobachter (Ausgabe A / Norddeutsche Ausgabe), 15.06.1934

Ich habe den Befehl gegeben, die Hauptschuldigen an diesem Verrat zu erschießen, und ich gab weiter den Befehl, die Geschwüre unserer inneren Brunnenvergiftung und der Vergiftung des Auslandes auszubrennen bis auf das rohe Fleisch.

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Völkischer Beobachter (Berliner Ausgabe), 02.03.1935

Er hat strikten Befehl, die Ruhe und Ordnung in Tirol wiederherzustellen und mit drakonischen Mitteln jeden weiteren Widerstand auszubrennen.

Diese übertragene Redeweise vom *auszubrennenden Geschwür* bezogen auf generische Weltanschauungen bzw. als negativ erkannte Sachverhalte findet man auch in folgender autobiografischer Notiz von 1914 (Unterstreichungen T.S.):

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Bloss, Wilhelm: Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten, Bd. 1. In: Simons, Oliver (Hg.) Deutsche Autobiographien 1690–1930, Berlin: Directmedia Publ. 2004 [1914], S. 9720

Als ich dort ankam, sah ich gleich, daß die Aussaat des Hasses aus der »Kölnischen Zeitung«, die Sozialdemokratie, diese »Eiterbeule am deutschen Volkskörper«, müsse ausgebrannt werden, auf fruchtbaren Boden gefallen war.

428 Weitere Beispiele bei Dannhauer, Johann Conrad: Catechismus-Milch. Bd. 9. Straßburg, 1672, S. 279; Arnold, Gottfried: Unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historie. Bd. 2 (T. 3/4). Frankfurt (Main), 1700, S. 291. Online einsehbar unter: https://dwds.de/r?q=ausbrennen&corpus=dta&date-start=1473&date-end=1927&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=100 (zuletzt eingesehen am 04.12.2018).

Man findet ähnliche Formulierungen eines ‚läuternden‘ Ausbrennens aber auch in ästhetischen und weiteren lebensweltlichen Zusammenhängen (Unterstreichungen T.S.):

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Vossische Zeitung (Sonntags-Ausgabe), 06.03.1921

Den Epilog macht der Künstler, der seinen Untergang ekstatisch genießt, der sein Zeitliches in wilden Leben ausbrennt, um die innere Form zu verewigen.⁴²⁹

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Tucholsky, Kurt: Sechzig Fotografien. In: Kurt Tucholsky, Werke – Briefe – Materialien, Berlin: Directmedia Publ. 2000 [1924]

Aber es ist Pflicht jedes einzelnen, diesen Wahnsinn bei sich auszubrennen, im eignen Hause und nicht bei den andern.

Die transitive Verbform wird neben den gerade beschriebenen Beispielen aber auch in Zusammenhängen verwendet, in denen positive Kräfte ausgebrannt und damit ‘zu einem Ende gebracht werden’. Hierbei ist besonders interessant, welche Sachverhalte die semantisch aktive Rolle in den folgenden Belegen aus Belletristik und philosophischer Literatur einnehmen. Hier findet man neben dem KRIEG, der um die Weltkriegsjahre in einigen Beispielen erscheint und dort insbesondere auf das ausgebrannte Hab und Gut referiert, nun auch die ARBEIT als möglichen Auslöser des figurativen Ausbrennens (Unterstreichungen T.S.):

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Neutsch, Erik: Spur der Steine, Halle: Mitteldeutscher Verl. 1964 [1964], S. 267

Unsere Familien hat der Krieg ausgebrannt ...

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung Bd. 2, Berlin: Aufbau-Verl. 1955, S. 493

Weil einen die Arbeit ausgebrannt hat und man weder für die Anmut noch den Frieden des Glücks Zeit und Beispiel hat.

Des Weiteren finden sich Belege, in denen Erinnerungsstücke oder geistesgeschichtliche Bewegungen als auslösende Faktoren erscheinen (Unterstreichungen T.S.):

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Langgässer, Elisabeth: Das unauslöschliche Siegel, Hamburg: Claassen 1959 [1946], S. 570

Dieses Bildchen, ganz winzig, aber unendlich scharf, schien sich wie mit photographischen Säuren seiner Erinnerung eingeätzt und ihn, ohne daß er es wußte, beständig begleitet zu haben; es hatte den Hintergrund seines Daseins ganz und gar ausgebrannt, ihn zerstört und

⁴²⁹ Weiterer Beleg siehe DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Rubiner, Ludwig: Die Anonymen. In: Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, Berlin: Directmedia Publ. 2000 [1912], S. 143/351.

war wie ein flüssiges Feuer den Rändern entlanggelaufen ...

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): DER SPIEGEL, 10.03.1980

Heute ist dieser Typ verschwunden; der Bolschewismus hat ihn ausgebrannt.

Interessant ist schließlich folgender Beleg von 1911, der die Beziehung zwischen zwei Menschen als *ausgebrannt* bezeichnet und mit einem elektrischen „Kurzschluss“ vergleicht. Die Elektrizitätslehre hat nach Schuster seit „ihrer Konstitution als Disziplin [...] großen Einfluss auf andere Disziplinen, so auf die Theologie und Philosophie“ und auf die sich etablierende Psychiatrie im 19. Jahrhundert: „Energie gehört damit zu den Initialmetaphern, wobei die Elektrizität (auch Energieerhaltungs- und Entropiesatz werden verwendet) die damit verbundenen metaphorischen Modelle vorgibt“ (Schuster 2010: 203). Des Weiteren lässt sich schon für das 19. Jahrhundert nach Schuster nachweisen, „dass *Kraft* und *Energie* austauschbar gebraucht werden“ (ebd.). Dieser Vergleich steht in Verbindung zu Belegen des jüngeren Burnout-Diskurses der letzten Jahrzehnte, in denen ›Burnout‹ häufig mit einer leeren Batterie verglichen wird, wobei das folgende Beispiel durch den „Kurzschluss“ ein ‘plötzliches’ Ausbrennen inszeniert.⁴³⁰

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Meisel-Hess, Grete: Die Intellektuellen. In: Deutsche Literatur von Frauen, Berlin: Directmedia Publ. 2001 [1911], S. 48560

Evas Ehe bestand in äußerer Ordnung, aber Olga merkte bald, daß es hier so war, wie bei einer elektrischen Anlage, in der der Strom fehlt, – tot, ausgebrannt, durch irgendeinen schlimmen Kurzschluß vernichtet, – ein komplizierter Apparat ohne die treibende Kraft, um deretwillen er errichtet wurde.

Die reflexive Form „sich ausbrennen“ schließlich wird in den untersuchten deutschen Wörterbüchern (siehe Kap. 5.1.1 zum Wörterbuchkorpus) nicht aufgeführt und auch in den Belegen des DTA und DWDS finden sich kaum Beispiele. Englische Wörterbücher (z. B. in den aktuellen Online-Ausgaben des OED und Cambridge Dictionary⁴³¹ sowie des Oxford Dictionary of new words von 1991⁴³²)

430 Obgleich man anmerken muss, dass im Beispiel von 1911 von einem „Kurzschluss“ gesprochen wird, was eher einem plötzlichen Durchbrennen als einer langsamen Entleerung einer Batterie entspricht. Doch auch das Konzept des Ausbrennen als ›plötzliches Ereignis‹ bzw. Durchbrennen findet sich im jüngeren Burnout-Diskurs wieder: „Ihr altes Leben zerbrach, als sie in der Mittagspause eine Glühbirne kaufen wollte“ (SPIEGEL 4/2011: Das Volk der Erschöpften = Dettmer/Shafy/Tietz 2011: 115, im QV unter 8.1.6).

431 <https://dictionary.cambridge.org/dictionary/english/burn-yourself-out> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019, siehe im QV unter 8.1.1).

432 Die Verwendung als Substantiv *burn-out* wird in diesem Neologismenwörterbuch verbucht und zwar als Substantiv, das auf die reflexive Verbphrase zurückgehe: “A noun formed on the

belegen hingegen eine reflexive Verwendung, wie auch das Beispiel von Shakespeare zu Beginn dieses Kapitels zeigt. Dennoch wird der Prozess des Ausbrennens auch in deutschsprachigen Beispielen auf die Person oder Sache, die im übertragenen Sinn ausbrennt, durch sinnverwandte Verben im Kontext oder das Pronomen *selbst* rückbezogen (Unterstreichungen T.S.):

DTA: Klingemann, Ernst August Friedrich: Nachtwachen. Penig, 1805.

In solchen und dergleichen Fragmenten habe ich mich abgearbeitet, und mich ordentlich methodisch auszuschreiben gesucht, wie mancher Dichter, der seine Gefühle so lange auf dem Papiere von sich giebt, bis sie zuletzt alle abgegangen sind, und der Kerl selbst ganz ausgebrannt und nüchtern dasteht.

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Tucholsky, Kurt: Sechzig Fotografien. In: Kurt Tucholsky, Werke – Briefe – Materialien, Berlin: Directmedia Publ. 2000 [1924]

Aber es ist Pflicht jedes einzelnen, diesen Wahnsinn bei sich auszubrennen, im eigenen Hause und nicht bei den andern.

DWDS-Kernkorpus (1900–1999): Horkheimer, Max u. Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung, Amsterdam: Querido 1947 [1944], S. 14

Rücksichtslos gegen sich selbst hat die Aufklärung noch den letzten Rest ihres eigenen Selbstbewußtseins ausgebrannt.

Sucht man im Deutschen Referenzkorpus des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache im Archiv W im Korpus der ZEIT (1953–2018), so findet man auch einige wenige Belege für die reflexive Verbverwendung *sich ausbrennen* (Unterstreichungen T.S.):⁴³³

DIE ZEIT, 24.11.1961, S. 49; Der Totengräber des Amateursports (= Natan 1961)

Gordon Pirie war ein großer Läufer, der sich zehn Jahre lang „ausgebrannt“ hatte. Wie alle Sportsleute, die Schlagzeilen in der Presse gemacht haben, nahm er sich selbst zu ernst und

verbal phrase *burn oneself out*, meaning ‘to use up all one’s physical or emotional resources’; the noun *burn-out* already existed in the more literal sense of the complete destruction of something by fire, as well as in two technical senses” (Tulloch 1991: 47, siehe im QV unter 8.1.1).

433 Gesucht wurde im ZEIT-Korpus mit folgender Suchsyntax: *sich /sO &ausbrennen*, das heißt *sich* und verschiedene Flexionsformen des Verbs *ausbrennen* sollen in einem Satz zusammen vorkommen. Die Suche ergab 89 Treffer, abzüglich doppelter Belege haben 56 Belege einen semantischen Bezug zu psychischem Erleben. Doch nur drei Belege (siehe oben) entsprechen wirklich der reflexiven Verbverwendung *sich ausbrennen*. Die anderen Belege verwenden das Verb *ausbrennen* in einem Satz mit einem weiteren reflexiven Verbgefüge wie z. B. die meisten halten sich für ausgebrannt, fühlen sich ausgebrannt oder sich wird zwar innerhalb des Satzes, aber in einem anderen Nebensatz verwendet, z. B. putscht sich auf [...], findet sich aber nur zu oft leer, ausgebrannt (Recherche-Stand: 7.12.2018).

den Sport zu wichtig und begriff nicht, daß es heute viel wichtigere Dinge gibt als einen Meilenlauf.

DIE ZEIT, 3.6.1966, S. 23; Die Anatomie eines Mordes (= Federspiel 1966)

Capotes langes Schweigen nach „Breakfast at Tiffany's“ (er schrieb Reportagen, Interviews und Filmdrehbücher) überbrückt passiv-schöpferisch jene Krise, die er bei Kollegen beobachtet hatte: „Die Sache ist die, daß die ungefähr gleichaltrigen amerikanischen Kollegen sich mit dem ausbrennen, mit dem sie einst begonnen haben. Sie haben keine zweite Chance. Aber ich gab mir selber eine zweite Chance. [...]“

Die Zeit, 17.12.1993, S. 60; Na? Warum lacht ihr wieder? (= Fitzel 1993)

Als entschiedener Antimilitarist schrieb er eine begeisternd-satirische Flugschrift über den kommenden Luftmilitarismus in dem Glauben, daß man den durch die Vermehrung seiner Schrecken abschaffen könnte. Mit Leidenschaft kümmerte er sich um sein letztes Projekt, die Erfindung des Perpetuum mobiles, das „perpeh“, wie er es zärtlich nannte. Wenn man den Briefen an Ernst Rowohlt glaubt (in dessen Verlag 1910 darüber ein schmales Büchlein erschien), betrieb er diese Verrücktheit, diese technische Unmöglichkeit wie immer mit aller Ernsthaftigkeit und Überzeugung. Man erkennt die Idee, die sich dahinter verbirgt; ein Objekt, eine Maschine zu schaffen, die vollkommen, rein und in sich geschlossen ist – die sich niemals verausgabt. Und gleichzeitig erhält man den Eindruck, daß Scheerbart sich mehr und mehr verausgabt – ausbrennt. Seine Briefe werden kürzer, hastiger, immer neue Projekte werden in Angriff genommen.

Bei der Durchsicht dieser Belege in der ZEIT fällt des Weiteren auf, dass die Mehrworteinheit *sich ausgebrannt fühlen* in dieser Zeitung zwar seit den 1980er Jahren verwendet wird, aber seit den 1990ern ansteigt.⁴³⁴ In den Belegen der DTA und DWDS-Korpus findet man nur einen solchen Beleg. Bemerkenswerter als die Anzahl dieser Belege ist dabei, dass diese Mehrworteinheit überwiegend in Berufskontexten benutzt wird, die auch in Texten zum *Burnout-Syndrom* aufgerufen werden: kreative (Belege 1 und 2), medizinisch-soziale (Belege 3 und 4), pädagogische (Belege 5 und 6) gesellschaftlich-politische (7) und generell Berufe, in denen es um Hochleistung und/oder ein Leben in der Öffentlichkeit geht, wie beispielsweise im Sport bei Fußballtrainern (8) oder der Musik-/Schauspielbranche (9) (zur weiteren Auswertung typischer ‚Betroffenen-Gruppen‘ siehe auch Kap. 6.2.4.1). Es gibt zuletzt auch

434 Die Belege aus dem definierten ZEIT-Korpus in DeReKo zeigen folgende Verwendungshäufigkeit der Mehrworteinheit *sich ausgebrannt fühlen* nach Jahrzehnt in absoluten Häufigkeiten (diese wurde im Korpus mit folgender Suchsyntax *sich /sO &ausbrennen /sO &fühlen* recherchiert: 1980er: 4 Treffer (eine Dublette), 1990er: 3 Treffer, 2000er: 11 Treffer, 2010–2018: 13 (eine Dublette) Treffer und in relativen Häufigkeiten (normiert an der jeweiligen Korpusgröße je Vergleichszeitraum) in den 1980er Jahren 0.0728 pMW, in den 1990er Jahren 0.0608 pMW, in den 2000er Jahren 0.1660 pMW und von 2010–2018 0.2059 pMW (Recherche-Stand 07.12.2018). Zur Methode der Berechnung der relativen Häufigkeiten vgl. Perkuhn/Keibel/Kupietz (2012: 79).

Belege, die das Gefühl des Ausgebranntseins als gesamtgesellschaftliches Phänomen beschreiben (10, 11) (Unterstreichungen T.S., alle Belege im QV unter 8.1.6):⁴³⁵

- 1) **DIE ZEIT, 4.7.1980, Graham Greenes Fluchtwege** (= Leonhardt 1980)
Er glaubte nicht, daß er danach noch einen Roman schreiben werde. Dies war wohl der letzte. Er hieß „Ein ausgebrannter Fall“ („A Burnt-Out Case“, 1961), und ausgebrannt war eben nicht nur der Leprakranke im dereinst belgischen Kongo, sondern auch sein Autor fühlte sich so, am Ende.
- 2) **DIE ZEIT, 10.4.1987, Mann in der Revolte** (= Rossum 1987)
Noch nicht dreißig Jahre alt, veröffentlicht er 1942 seinen Roman „Der Fremde“. Einige Monate später folgt sein philosophischer Essay über den „Mythos vom Sisyphos“, in dem er seine Theorie des Absurden formuliert. Fünf Jahre danach erscheint der unter großen Mühen geschriebene Roman „Die Pest“. Und nachdem 1951 sein umfangreicher Essay „Der Mensch in der Revolte“ vollendet ist, fühlt sich Camus literarisch völlig ausgebrannt.⁴³⁶
- 3) **DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 27.6.2002; Raus aus dem Altersgefängnis!** (= Tenbrock/Uchatius 2002)
Natürlich nicht alle. Natürlich schmerzen manchem Maurer mit 40 die Knochen, fühlt sich mancher Krankenpfleger mit 50 ausgebrannt, ist ein Müllwerker froh, wenn er keine Tonnen mehr heben muss. Aber mit jeder Maschine, die noch einen stupiden Arbeitsschritt ersetzt, werden sie weniger. In den USA macht körperlich schwere Arbeit nur noch fünf bis zehn Prozent aller Jobs aus.
- 4) **DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 1.2.2007, Guter Arzt, kranker Arzt** (= Viciano 2007)
Seine persönlichen Grenzen überschritt er, als er im Laufe seiner Facharztausbildung auf die Intensivstation kam. Dort musste er mal früh, mal spät, mal nachts arbeiten. Hatte er Spätdienst, verbrachte er den Vormittag im Labor. Zwei Mitarbeiter hatten seine Forschergruppe verlassen, und die Ergebnisse ließen auf sich warten. »Da wurde der Druck immer größer«, sagt der junge Arzt. Er habe nicht mehr schlafen, nicht mehr strukturiert denken, nicht mehr Sachen nacheinander erledigen können. Und er fühlte sich körperlich und psychisch ausgebrannt.

435 Belege aus dem SPIEGEL-Korpus zur Suchsyntax *sich /sO & ausbrennen /sO & fühlen* im Deutschen Referenzkorpus (DeReKo) zeigen ebenfalls einen leichten Anstieg dieser Mehrwortereinheit über die Jahrzehnte sowohl in absoluten als auch in relativen Häufigkeiten (in DeReKo wurden die Jahrgänge 1947 bis 2018 durchsucht): 1980er Jahre: 3 Treffer (plus ein Treffer in anderer Verwendung) 0.0911 pMW; 1990er Jahre: 5 Treffer (plus ein Treffer in anderer Verwendung) 0.1201 pMW; 2000er Jahre: 20 Treffer (plus 2 Dubletten) 0.1270 pMW; 2010–2018: 31 Treffer (plus eine Dublette), in diesem Zeitraum fallen aber 7 Treffer auf verschiedene Besprechungen des Films „Fühlen Sie sich manchmal ausgebrannt und leer?“, 0.1660 pMW. Bemerkenswert ist allerdings auch in den SPIEGEL-Treffern, dass diese Mehrwortereinheit wieder insbesondere im Kontext von Pflege- und pädagogischen Berufen erscheint, als Zeitphänomen u. a. der New Economy bzw. IT-Wirtschaft beschrieben wird und auch Beispiele aus dem Sport oder kreativen Medien- und Kunstbereich enthält.

436 Weitere Belege: DIE ZEIT, 29.9.1989, „Der alte Mann, die Frauen und der Gott“ (= Leonhardt 1989: 76) ebenfalls über Graham Greene; DIE ZEIT, 7.1.2016, „Alma spielt“ über Erschöpfung bei Musikwunderkindern (= Heuser 2016: 13).

- 5) **DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 01.5.1992, Lehrer: Der Ruin eines Berufs** (= Etzold 1992)
Kollektive Erschöpfung als Folge andauernder Überforderung angesichts der Widersprüche, mit denen sie fertig werden müssen – ein derart kompliziertes Krankheitsbild kann in der Öffentlichkeit kaum auf Verständnis stoßen. Daß Lehrer sich ausgelaugt und ausgebrannt fühlen, daß sie öfter krank feiern, häufiger „kuren“ und sich früher pensionieren lassen, ja daß bei Lehrerinnen angeblich gar die Schwangerschaften länger dauern als bei anderen Frauen, liefert nur – im Verein mit den vielen Ferien und der vermeintlich kürzeren Arbeitszeit – weitere Indizien für die Unterstellungen von Wehleidigkeit.
- 6) **DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 10.4.2001; Pädagogisch spät berufen** (= Schmidt 2001)
Nicht nur die schlechte Bezahlung dürfte manchem Lehrerkandidaten wehtun, der Beruf hat noch andere Kehrseiten: Das öffentliche Ansehen von Lehrern ist mies, sie werden häufig krank, und jeder Dritte in diesem Job fühlt sich überfordert oder ausgebrannt.⁴³⁷
- 7) **DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 13.7.2006; Löws Aufstieg** (= Dehne 2006)
Jürgen Klinsmann indessen sagte, er werde längere Zeit benötigen, um sich zu erholen. Auch das sei ein Grund gewesen, das Bundestraineramt nicht fortzuführen. Er fühle sich ausgebrannt und habe keine Energie mehr, um die Arbeit in dieser Intensität fortzusetzen. Im nächsten halben Jahr würde er Urlaub machen und kein Angebot aus einem sportlichen Bereich annehmen.⁴³⁸
- 8) **DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 9.6.2005; »Es ist gefährlich aufzuwachen«** (= Lebert/Mohaupt 2005)
Schneider: Ich kann Ihnen erzählen, warum ich Schauspielerin geworden bin. Es war Mitte der achtziger Jahre: Ich war ausgebrannt von der Zeit in Las Vegas, und auch das Musikmachen mit meiner Band fühlte sich nicht mehr so gut an. [...]
- 9) **DIE ZEIT, 26.3.1993, S. 13; Die graue Revolution** (= Borgeest/Perina 1993)
Auch die Westdeutschen gehen, mehr oder weniger freiwillig, immer früher in Rente – derzeit mit durchschnittlich 59,4 Jahren die Arbeiter, mit 61,4 Jahren die Angestellten. Viele sind gesundheitlich ruiniert, fühlen sich verschlissen, ausgebrannt, für diese Art von Berufsleben nicht mehr geschaffen.

437 Weitere Belege zu *sich ausgebrannt fühlen* im Kontext pädagogischer Berufe: DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 18.10.2007: Von wegen freie Nachmittage (= Hasse 2007); DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 6.3.2008, Lehrer: Der Beruf im Überblick (= Ebtsch 2008: 76); DIE ZEIT, 9.7.2015, Nachmittags kommt Tante Sonja (= Fokken 2015: 59); Weitere Belege zur Thematisierung von ›Burnout‹ im Kontext pädagogischer Berufe: DIE ZEIT 23/1996 (= Gsteiger 1996); DIE ZEIT Nr. 51/1998 (= Etzold 1998); DIE ZEIT 25/1999 und 49/1999 (= Etzold 1999a/b); DIE ZEIT 45/2011 (= Spiewak 2011); in DIE ZEIT 12/1996 (= Kanders) wird eine Umfrage zitiert, dass sich die Belastung bei der Mehrheit der Lehrer/innen in Grenzen halte.

438 Weiterer Belege für sich ausgebrannt fühlen bei Fußballtrainern: DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 28.2.2008, Ausgebrannte Helden (= Willmann 2008: 39). In diesem Artikel der ZEIT geht es auch um „Fußballtrainer“; DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 25.7.2013: „Ich mag diese totale Zuspitzung“ (= Gilbert/Kammertöns 2013).

10) DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 6.1.2011; Im Namen des Herrn (= Berbner 2011)

Glaubt man Manfred Dahm, war die Zeit für diesen Beratungsansatz überfällig: »Viele Leute fühlen sich ausgebrannt und leer. Daran ändert auch das dritte Handy und der vierte Urlaub nichts.« Die Wirtschaftskrise war für ihn nur ein Symptom für das mangelnde Miteinander im westlichen Wirtschaftssystem, allerdings eines, das die Notwendigkeit neuer Umgangsformen im Arbeitsalltag offenlege. [...].⁴³⁹

Aufgrund der gesichteten und beschriebenen Belege scheint es, als ob die Rede-weise sowohl vom reflexiven Handeln (*sich ausbrennen; etwas bei sich selbst ausbrennen*) als auch der direkte Rückbezug auf die Person (*ich bin/er bzw. sie ist ausgebrannt/sich ausgebrannt fühlen*) ohne Zwischenentitäten (wie *Seele* oder *Herz*, die gewissermaßen *pars pro toto* ausbrennen) Mitte/Ende des 20. Jahrhunderts verstärkt in Gebrauch kommt. Auch Formulierungen mit dem Substantiv *Burnout/Burnout-Syndrom* beziehen sich auf die ganze Person und nicht nur auf einen Teil (*sie leidet an Burnout, er hat ein Burnout-Syndrom, *seine Seele hat ein Burnout-Syndrom*). Um diesen Eindruck zu erhärten, müsste ein noch weitaus umfangreicheres historisches Korpus aufgebaut werden. Das vorliegende Kapitel kann vor dem Hintergrund der Kernfragestellungen dieser Arbeit jedoch nur einen Überblick über den Sprachgebrauch vor dem Beginn des ‚eigentlichen‘ Burnout-Diskurses geben. Dennoch kann man an diese beschriebene Tendenz anknüpfen, denn die Auffächerung der Gefühlslage und die Verantwortung der Person für den eigenen Prozess des Ausbrennens sind dann auch konstante Subthemen im *Burnout*-Diskurs. Des Weiteren würde dies auch zu dem „Trend“ passen, den Herberg/Kinne/Steffens et al. (2004) für einige Neologismen der 1990er Jahre festgestellt haben: Mit neuen Wörtern wie *Wellness* oder *Work-Life-Balance* würde der „eigenen Befindlichkeit erhöhte Aufmerksamkeit“ geschenkt werden.⁴⁴⁰

Überaus deutlich zeigt die untersuchte Beleglage des Weiteren, dass die substantivierten Formen *das Ausbrennen* und *Ausgebranntsein* erst Ende des 20. Jahrhunderts in Gebrauch kommen. Sie dienen mitunter als Übersetzung für die in den 1980er und 1990er Jahren noch neuen Bezeichnungen *Burn(-)out(-Syndrom)* (Unterstreichungen T.S.):

⁴³⁹ Weitere Belege für *sich ausgebrannt fühlen* bezogen auf größere Bevölkerungsgruppen (mit kritischem Unterton): DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 8.12.2011: Gefühlte Epidemie (= Pawelzik 2011); DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 12.7.2012: Coach oder Couch (= Grefe 2012).

⁴⁴⁰ Vergleiche den Eintrag unter „Weitere Informationen“/„Sprachreflexives“ in der Online-Version des Wörterbuchs „Neuer Wortschatz: Neologismen der 90er Jahre im Deutschen“ unter: <http://www.owid.de/artikel/401042> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

DIE ZEIT, 13.12.1991, S. 11; Das Gymnasium; Hauptschule der Nation (= Scholz 1991)

[...] Lehrerkonferenzen, in denen es um pädagogische Diskussionen gehen müßte, werden zu frustrierenden Ritualen, die in den meisten Fällen von den Direktoren „im Stile eines Frontalunterrichts“ geleitet werden, die sie „zur Selbstdarstellung mißbrauchen“, wie die Erziehungswissenschaftler Georg E. Becker und Gernot Gonschorek herausgefunden haben, die über das „Burnout-Syndrom“ (Ausgebranntsein) bei Lehrern geforscht haben.⁴⁴¹

Der SPIEGEL, 8/2016, Alles ist dunkelgrau, S. 126 (= Schmitter 2016)

Auf einen Schlag bekannt wurde er 2010 mit einem Essay über die „Müdigkeitsgesellschaft“, in dem er das weitverbreitete Gefühl der Überforderung und des Ausgebranntseins mit dem politischen Paradigmenwechsel seit 1989 zusammenbrachte: [...].⁴⁴²

Im Deutschen Referenzkorpus im Archiv W⁴⁴³ zeigt sich folgende Verteilung für das Suchwort *Ausgebranntsein**: 1980er: 2 Treffer (0.0181 pMW), 1990er: 87 Treffer (0.0648 pMW), 2000er: 126 Treffer (0.0349 pMW) und 2010-heute: 228 Treffer (0.0511 pMW).⁴⁴⁴ Für die substantivierte Form *das Ausbrennen/des Ausbrennens/dem Ausbrennen*⁴⁴⁵ findet man im Archiv W bis in die 1990er Jahre keine Treffer im übertragenen Sinn. In den 1990er Jahren 26 Treffer, in den 2000er Jahren 59 Treffer und 2010–2018 71 Treffer. Vergleicht man diese Zahlen mit Zahlen zum Neologismus *Burn(-)out(-)Syndrom*⁴⁴⁶ im Archiv W vom DEREKO, so sieht man allerdings, dass jene Bezeichnungen sich im Vergleich zu letzterer weniger stark durchgesetzt haben: 1980er: 16 Treffer; 1990er: 521 Treffer; 2000er: 5.350 Treffer, 2010-heute: 15.736 Treffer (Stand: 26.3.2018).

⁴⁴¹ Die hier zitierte Fachpublikation ist Becker/Gonschorek (1991), im QV unter 8.1.5.

⁴⁴² Weitere Belege siehe zum Beispiel: Der SPIEGEL, 26.12.1988, Nichts als Ruhe, S. 162; Der SPIEGEL, 29.12.1998, Wie ein Samurai, S. 87; Die ZEIT (Online-Ausgabe), 6.10.2011, Ausgebrannt (= Heinrich 2011); siehe alle Belege im QV unter 8.1.6.

⁴⁴³ Gesucht wurde im Archiv „W-öffentlich – alle öffentlichen Korpora des Archivs W“. Dieses umfasste zum Recherche-Zeitpunkt 80.499.090 Wörter (Stand: 25.03.2018). Einsehbar im eingeloggten Zustand unter: <https://cosmas2.ids-mannheim.de/cosmas2-web/faces/investigation/queryString.xhtml>, (Stand: 25.3.2018). Das Archiv setzt sich zusammen aus verschiedenen Tages- und Wochenzeitungen, Magazinen, Wikipediaseiten usw.

⁴⁴⁴ Letzter Recherche-Stand für die Trefferzahlen und relativen Häufigkeiten 12.12.2019.

⁴⁴⁵ Gesucht wurde nach *das* / + w2 *Ausbrennen**, *des* / + w2 *Ausbrennens**, *dem* / + w2 *Ausbrennen**, also mit dem Artikel und im Abstand von maximal zwei Wörtern *Ausbrennen* mit Beachtung des Großbuchstabens am Anfang (Letzter Recherche-Stand: 30.9.2018).

⁴⁴⁶ Als Suchausdruck wurde *Burn + out** eingegeben mit Beachtung der Großschreibung am Anfang. So sind die verschiedenen Schreibweisen *Burnout* und *Burn-out* und verschiedene Kompositabildungen, bei denen *Burnout*/*Burn-out* Erstglied ist, abgedeckt. Wenn man auch Kleinschreibung und Komposita, bei denen *Burnout* das Zweitglied bildet zulässt, ergeben sich weitere Treffer (Letzter Recherche-Stand: 30.9.2018).

Unabhängig von den Gebrauchshäufigkeiten fällt auf, dass die substantivierten Formen alle etwa zur gleichen Zeit im Sprachgebrauch aufkommen und dass auch im englischsprachigen Raum das Nomen als neuwertig in diesem Zusammenhang empfunden wurde, wie die Neologismenwörterbücher belegen.⁴⁴⁷ Betrachtet man mit Köller (2004) diesen Befund aus pragmatisch-instruktionssemantischer Sicht, so liegt die Vermutung nahe, dass dieser metaphorische Erschöpfungsprozess bzw. -zustand mit den substantivierten Formen als abgrenzbare Entität objektiviert werden sollte. Es gab wohl das Bedürfnis, dieses psychische subjektive Gefühl als etwas zu versprachlichen, das „eigenständig existiert und was sich im physischen und geistigen Raum als eigenständige Größe auch isolieren“ (Köller 2004: 349) und von anderen vergleichbaren Entitäten bzw. negativ konnotierten Diagnosen wie z. B. der *Depression* oder älteren Termini wie der *Neurasthenie* differenzieren lässt. Das Oxford Dictionary of New Words vermutet nämlich, dass die Bezeichnung *Burnout* ein Ersatzausdruck für *Depression* oder *Nervenzusammenbruch* sei: *Burnout* habe „the more old fashioned terms *depression* (imprecise except as a clinical term) and *nervous breakdown* (for cases of complete *burn-out*)“ abgelöst (Tulloch 1992: 47). Auch in folgendem Beleg im SPIEGEL (1) wird *Burnout* dem Ausdruck *Depression* gegenübergestellt, und zwar als ›Selbstzuschreibung‹ gegenüber einer weniger beliebten ›Fremdzuschreibung‹, die man durch die substantivische Form nunmehr haben kann (im Vergleich zu *ich bin ausgebrannt*) und dadurch auch behandeln und überstehen kann, wie Beleg 2 verdeutlicht (Unterstreichungen T.S.):

(1) DER SPIEGEL, 06.02.2012: 122; Schwermut ohne Scham

Solche Sätze haben sich im deutschsprachigen Raum zur Auffassung verdichtet, *Burnout* sei eine eigene Krankheit, und zwar der Leistungsträger; jener, die sich für ihre Firma aufopfern. Der Münchner Psychiater Werner Kissling hat Hunderte Manager und Führungskräfte gesprochen, die sich erschöpft fühlen. „Dass er Depressionen habe, sagt keiner von ihnen“, so Kissling. „Aber Burnout haben sie gern. Das tragen viele von ihnen wie ein stolzes Abzeichen vor sich her.“

(2) Süddeutsche Zeitung, 02.04.2012: 23; Schunkeln zum Abschied

[...] Nach SZ-Informationen hat es Anbahnungsgespräche mit Ralf Rangnick gegeben, der nach überstandenen Burnout-Syndrom ab Juli wieder arbeiten wird. Rangnick, 53, könnte das sein, was Leverkusen bisher vergebens suchte, ein sogenannter Konzepttrainer mit Autorität. Beide Seiten, so ist zu hören, können sich eine Zusammenarbeit vorstellen.

⁴⁴⁷ Vgl. Green 1991: 40; Tulloch 1991: 47; (Barnhart/Steinmetz 1990: 71).

Die Substantivierung bietet zusätzlich die Möglichkeit für komprimierende Ausdrucksweisen (vgl. von Polenz ³2008: 24ff.). Über Komposita wie *Burnout-Syndrom*, *Burnout-Falle*, *Burnout-Beauftragte(r)*, *Burnout-Prävention* wird eine Menge an Inhalten komprimiert transportiert, die das Phänomen in Bereichen wie der Arbeitsmedizin oder betrieblichen Gesundheitsvorsorge und deren Praktiken verorten.

Ein Indiz dafür, dass sich die psychische Lesart des Substantivs *Burnout* mit der Zeit im allgemeinen Wortschatz etabliert hat, sind schließlich Belege, in denen die psychische Lesart der Metapher ›*Burnout*‹ auf weitere Zielbereiche übertragen wird: z. B. in den Titeln „WWF warnt: „Erde steht vor Burn-Out““ (dpa 2016 auf FAZ.NET) oder „Nach der Bürgerschaftswahl. Burnout in Bremen“ (Altenbockum 2015, FAZ, im QV unter 8.1.6).⁴⁴⁸

6.1.3 Zusammenfassung

Auf der Grundlage der dargelegten metaphorischen Verwendungsformen ausgehend von den Verben *ausbrennen/to burn out* kann man vermuten, dass das entlehnte Wort *Burnout/Burn-out/Burnout-Syndrom* deshalb eine recht schnelle Verbreitung im deutschen Sprachgebrauch nehmen konnte, da die dahinter stehende Metaphorik einerseits nicht neu war (siehe Kap. 6.1.2), durch weitere Konzepte aus dem Bereich der noch jüngeren Arbeits- und Organisationspsychologie und durch politische Bemühungen zum Schutz der psychischen Gesundheit möglicherweise gestützt wurde (vgl. 5.2) und darüber hinaus der entlehnte Ausdruck dennoch Möglichkeiten für neue Konnotationen gegenüber bestehenden Begriffen wie der ›*Neurasthenie*‹ oder ›*Depression*‹ eröffnete (vgl. Kap. 6.1.1).

Des Weiteren zeigen sich bei der Entlehnung von *Burnout* einige sprachgeschichtliche Tendenzen der „deutschen Gegenwartssprache“ (Riecke 2016: 245f.) bzw. des „jüngsten Neuhochdeutschen“ (Bär 2000: 10), die in Kap. 5.3.1. schon angesprochen wurden: In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kommt es zu einer „Verbreitung englischer Wörter“ in den Fachsprachen durch „die Vormachtstellung der USA in den Bereichen Wissenschaft und Technik“ (Riecke 2014: 88), die sich insbesondere auch im Fach Psychologie bemerkbar macht, wie in Kap. 5.2 und 5.3.1 beschrieben wurde. Zudem erhalten Ausdrücke aus der Fachsprache generell zunehmend größeren Einfluss auf die Alltagssprache, diese wirkt aber auch in die Fächer zurück. *Burnout* ist ein Paradebeispiel für einen solchen wechselseitigen Transfer: Eigentlich war das Wort zuvor in der angloamerikanischen Alltagssprache gebräuchlich, dann ver-

⁴⁴⁸ Ähnliche Belege: FAZ (2007b); Meiritz (2011, SPIEGEL ONLINE); Boecker (1993, DIE ZEIT), alle Belege im QV unter 8.1.6.

wendeten Fachleute wie Freudenberger den Ausdruck zur Beschreibung der Folgen ehrenamtlicher Arbeit in den sogenannten „free clinics“ in den USA und schrieben darüber Fachartikeln, und von dort wirkte er auf den Alltagssprachlichen Diskurs zurück.⁴⁴⁹ Im deutschen Sprachraum ist die Vorstellung des metaphorischen Ausbrennens, wie dargelegt wurde, ebenfalls schon lange Zeit im alltäglichen Sprachgebrauch angelegt. Entlehnt wird dann schließlich mit *Burn(-)out/Burnout-Syndrom* ein im Bereich der psychotherapeutisch-klinischen Praxis und Arbeits- und Organisationspsychologie verwendetes Konzept,⁴⁵⁰ das sich jedoch ebenfalls schnell im alltäglichen deutschen Sprachgebrauch weiterverbreitet. Schließlich zeigt sich bei der Entlehnung des Wortes *Burnout* auch die für das jüngste Neuhochdeutsche postulierte „kommunikative Globalisierung“ (Bär 2000:12), wobei einige aus dem Englischen stammende Wörter zur Beschäftigung mit Konzepten wie ›(gesunder) Lebensstil oder ein ›(gesundes) Verhältnis zur Arbeit‹ in den 1990er Jahren entlehnt wurden wie zum Beispiel *Work-Life-Balance*⁴⁵¹, *Workaholiker*⁴⁵², *Coaching*⁴⁵³, TCM⁴⁵⁴ oder Bezeichnungen rund um den Bereich (*Medical*) *Wellness*⁴⁵⁵ und *Fitness*.

Wie in Kapitel 6.1.1 dargelegt, thematisiert der Diskurs an vielen verschiedenen Stellen die Einführung, Verwendung und Begriffsgeschichte von ›*Burnout*‹, wodurch er den Beginn der Beschäftigung mit diesem Thema auf Mitte der 1970er Jahre verlegt. Im Diskurs wird zudem die Frage aufgeworfen, was neu an diesem

449 Vgl. dazu die Analyse in Kap. 6.2.2.2 dieser Arbeit, wie Freudenberger (= Freudenberger 1974, im QV unter 8.1.5) über Fragen ›BURNOUT‹ als Thema auffächert und die Praktik Freudenbergers, den Gegenstand BURNOUT durch die Angabe der lexikalischen Bedeutung des Verbs *to burn out* zu bestimmen.

450 Die Autoren der ersten Fachpublikationen im englischsprachigen Raum stammen aus diesen Fachbereichen. Diese Fächer-Zuordnung erhärtet sich dann auch im deutschsprachigen Diskurs, wenn man vergleicht, aus welchen Fachbereichen die Autorinnen und Autoren, die über das Thema „Burnout“ schreiben, stammen oder in welchen Übersichts- und Lehrwerken welcher Unterfächer innerhalb des medizinisch-psychologischen Spektrums der Begriff verwendet wird (vgl. Kap. 6.2.4.1. dieser Arbeit).

451 Vgl. den Wörterbucheintrag in OWID: <http://www.owid.de/artikel/401042> (zul. eingesehen am 12.12.2019).

452 Vgl. den Wörterbucheintrag in OWID: <http://www.owid.de/artikel/404196> (zul. eingesehen am 12.12.2019).

453 Die Trefferzahlen im Archiv W des Deutschen Referenzkorpus zeigen einen sprunghaften Anstieg der Verwendung des Wortes *Coaching* in den 1990er Jahren. Bei den deutlich geringeren Treffern in den Jahrzehnten zuvor dominiert zudem die Bedeutung der ‘sportlichen Betreuung’, wohingegen in den 1990er Jahren das *Coaching* in Unternehmens- und beruflichen Kontexten aufkommt.

454 Vgl. den Wörterbucheintrag in OWID: <http://www.owid.de/artikel/404057> (zul. eingesehen am 12.12.2019).

455 Vgl. den Wörterbucheintrag in OWID: <http://www.owid.de/artikel/116622> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

Begriff/Phänomen sei und wodurch er sich von sachverwandten Begriffen unterscheide. Es wird damit im Diskurs ein Spezifizierungs- und Abgrenzungsbedürfnis formuliert, das mit dem Wunsch einhergeht, die Begriffsbildung in diesem Bereich zu vereinheitlichen und zu kontrollieren⁴⁵⁶. Ähnlich wie ein Gesprächsthema dadurch aufkommen kann, dass die am Gespräch beteiligten Personen einen Gesprächsinhalt als „spezifikationsbedürftig“ ansehen⁴⁵⁷, so kann ein im Diskurs verbalisiertes Präzisierungsbedürfnis den Anfangspunkt für Definitionsbemühungen darstellen. Diese diskursiven Bemühungen sollen in den folgenden Kapiteln einer genauen Analyse unterzogen werden.

6.2 Definieren als zentrale Diskurspraxis im Burnout-Diskurs

6.2.1 Beschreibung des Analyseverfahrens und die Analyseperspektive der ›Unifizierung‹

Im ersten Schritt geht die Analyse je Diskursstrang (fachintern und fachextern) und textuellen Erscheinungsformen (vgl. Kap. 5.3) von Textstellen aus, in denen entweder von den Autoren/Autorinnen explizit definiert wird (z. B. dadurch, dass der Abschnitt mit *Definition* überschrieben ist) oder die den Ausdruck *Burnout* auf dargelegte Sachverhalte und Begriffsinhalte bewusst gleichsetzend beziehen, d. h. den Begriff und Sachverhalt ›BURNOUT‹ punktuell⁴⁵⁸ im Rahmen eines Abschnitts reflektierend erklären, „bestimmen, festlegen; angeben oder beschreiben, worum es sich [dabei, T.S.] handelt“⁴⁵⁹. Der kommunikative Zweck einer Definitionshandlung besteht im strengen Sinn und insbesondere in Fachtexten darin, dass der Definierende das in Frage stehende (neue) Zeichen benennt (= Definiendum) und (intendiert) in eine Entsprechungs-, bzw. Äquivalenzbeziehung (= Definitior) zu anderen bereits bekannten Zeichen oder Zeichenketten stellt (= Definiens), wodurch er das Definiendum für sich selbst und etwaige Rezipienten (hinreichend genau, wesentlich bzw. in seiner Typik erfassend und mit dem Anspruch der Adäquatheit

⁴⁵⁶ Vgl. Köller 2004: 250, der Definitionen im Kontext seiner Ausführungen zur Entstehung von „Gegenstandswissen“ die Funktion des Kontrollierens zuspricht.

⁴⁵⁷ Vgl. zum Thema-Begriff dieser Arbeit Kap. 2.3. Dieses Verständnis von ›Thema‹ lehnt sich an Konerding (2007: 110) an, welcher sich wiederum auf Ochs-Keenan/Schieffelin (1976) beruft.

⁴⁵⁸ Das Adjektivpaar *punktuell* – *flächig*, das ich im Laufe der nächsten Kapitel zur Analyse der definitorischen Praktiken heranziehe, geht zurück auf Gardt, der im Rahmen seines Entwurfs eines Textsemantischen Analyserasters „punktuelle“ und „flächige Formen der Bedeutungskonstitution“ in einem Text unterscheidet (Gardt 2012: 64); siehe auch Kap. 2.3 dieser Arbeit.

⁴⁵⁹ Siehe die Bedeutungsangabe zum Verb *definieren* auf Duden online unter: <https://www.duden.de/rechtschreibung/definieren> (Recherche-Stand: 4.6.2018).

und intersubjektiven Gültigkeit) feststellt oder festsetzt (und von anderen Sachverhalten/Begriffen/Termini differenziert und in bestehendes Wissen einordnet)⁴⁶⁰ (vgl. Kap. 4.3.4). Diese Abschnitte können im Diskurs typo- und topografisch herausgehoben erscheinen. An diesen Punkten definitorischer Verdichtung wird analysiert, welche sprachlichen Mittel sich auf der Wort-, Satz- und Textabschnittsebene zeigen, die den Gegenstand BURNOUT definieren. Es wird ferner darum gehen, inwiefern sich diese Mittel auf die in Kapitel 4 herausgearbeiteten Ansprüche an Definitionsprozesse und damit verbundene Verfahrensformen bzw. definitorische Teilpraktiken (wie z.B. klassifizieren, ein- und zuordnen, spezifizieren, differenzieren) beziehen lassen (Kap. 6.2.2.4 und 6.2.3.3). Der sprachliche Zeichengebrauch an diesen Stellen definitorischer Verdichtung wird aus sprachsystematischer und pragmatisch-praxeologischer Perspektive (vgl. Kap. 4.3.2 und 4.3.3) analysiert.

Im zweiten Schritt werden die gefundenen sprachlichen Mittel im Hinblick auf ihr indexikalisch-definitorisches Potenzial auch in der Fläche der Diskursstränge über verschiedene Einzeltexte hinweg mit besonderem Fokus auf ihre fach- und sozio-kulturellen Einbettungsbedingungen (vgl. Felder/Gardt 2015: 15) über die untersuchten Jahrzehnte gesichtet. Es wird dabei mit dem Beschreibungsinstrumentarium der Praktiken geprüft, vor welchen fach- und bereichskulturellen sowie sozial-kulturellen Rahmenbedingungen diese expliziten Definitionsbemühungen stattfinden und in welcher Weise diese Handlungs- und Verhaltensroutinen definitionsähnliche Effekte stimulieren können (Kap. 6.2.4.0 bis 6.2.4.3). Es geht zum einen darum herauszuarbeiten, welche Spuren (unwillkürlicher) sozio-kultureller Praktiken und Normen der Diskurs punktuell und in der Fläche aufweist, die auf den Prozess des Definierens und die Wissenskonstituierung und -strukturierung einwirken. Zum anderen soll aus einer praxeologischen Perspektive gefragt werden, welche „funktionsähnlichen sprachlichen Mittel“⁴⁶¹ bzw. sprachlichen Stimuli Aufgaben des Definierens ebenfalls erfüllen können und welche Bandbreite sich im Diskurs diesbezüglich aufzeigen lässt. Definieren wird so als diskursive Prozedur, die sich sowohl punktuell als auch flächig über die Diskursstränge und die Zeit hinweg in reflektierten und nicht-reflektierten Teilpraktiken vollzieht,

460 Die in Klammern stehenden Kriterien, die auf Stimmen im Burnout-Diskurs zum Definitionsbegriff beruhen (vgl. Kap. 4.2.4), werden bei der Auswahl der zu exzerpierenden Textstellen nicht absolut gewichtet. In einem zweiten Schritt wird jedoch untersucht, ob diese ‚strengerer‘ Definitions-kriterien sich in diskursiv-semiotischen Strukturen manifestieren, die nicht punktuell im Rahmen einer expliziten Definitionshandlung, sondern eher verdeckt in der Fläche des Diskurses auftreten.

461 Online veröffentlichtes Manuskript von Felder: https://www.gs.uni-heidelberg.de/md/neu-phil/gs/sprache02/projekte/felder_form-funktion-perspektivenwechsel.pdf, S. 4 (zuletzt eingesehen am 12.12.2019, im Literaturverzeichnis unter Felder (ohne Jahresangabe)).

analysiert.⁴⁶² Dabei geht die Arbeit davon aus, dass der Übergang von reflektierter zu nicht vollständig reflektierter Sprachverwendung fließend ist.

Die Analyse erfolgt demnach in folgenden Schritten:

- 1) Es werden Textstellen definitorischer Verdichtung (siehe oben) in den verschiedenen textuellen Erscheinungsformen des Diskurses sondiert und analysiert, welche sprachlichen Zeichen⁴⁶³ (lexikalische und grammatische)⁴⁶⁴ in diesen Passagen definitorische Aufgaben (Kap. 4.2.2) erfüllen.
- 2) Auf dieser Basis werden Hypothesen für diskursive Teilpraktiken⁴⁶⁵ formuliert, die als prozedural-performative Handlungs- und Verhaltensroutinen zur diskursiven Entstehung einer Definition beitragen.
- 3) Ausgehend von diesen Hypothesen wird schließlich der Diskurs in seiner Breite nach weiteren Spuren dieser definitorischen Praktiken untersucht. Die Analyse ergibt folgende Teilpraktiken, die in den Kapiteln 6.2.4.1 und 6.2.4.2 dargelegt werden: Praktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung als Mittel definitorischer Sachverhaltsfestsetzung/-stellung (Kap. 6.2.4.1); Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvali-

462 Hier wird, wie zu Beginn des Kapitels bereits erwähnt, das Konzept der punktuellen und flächigen „Bedeutung in Texten“ von Gardt auf den Diskurs übertragen (Gardt 2009: 1202 und Gardt 2012: 64). Vgl. auch Kap. 2.3 dieser Arbeit.

463 Die vorliegende Arbeit legt einen Fokus auf die Analyse von Spuren definitorischer Praxis im Medium vertexteter Sprache. Dies geschieht zum einen vor dem Hintergrund, dass die interaktive wissenschaftliche Wissensgenerierung in heutigen Gesellschaften zu großen Teilen auf schriftlichen Bezugnahmeformen basiert. Bei Texten des öffentlichen Diskurses, sofern diese multimodal, z. B. mit Bildern erscheinen, werden diese Zeichenbeziehungen anhand von Einzelbeispielen in die Analyse mit einbezogen (vgl. Felder/Mattfeldt 2015). Zum anderen konzentriert sich die Arbeit auf das Medium Sprache und damit einhergehende intramediale Relationen vor der Analyse intermedialer Verhältnisse. Damit schließe ich mich L. Jäger an, der empfiehlt, zunächst die „Medialität des Mediums Sprache selbst stärker in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken“ [...], „weil sich vielleicht erst von hier aus Aufklärung darüber gewinnen lässt, was die Medialität von Medien ausmacht“ (Jäger 2000, S. 10)“ (Jäger 2010b: 302).

464 Zur Unterscheidung von lexikalischen und grammatischen Zeichen siehe Köller (2004: 313ff.).

465 Vgl. die Arbeitsdefinition diskursiver Praktik, die in Kap. 4.3.4 dargelegt wurde. Der Kern des Begriffs der ›Praktik‹ ist prozedural-performativ. Denn er führt eine Beschreibungsebene ein, die Prozesse benennt, von denen praktische Effekte ausgehen. In diesen Prozessen verbindet sich die Zweck- oder Aufgabenebene mit den semiotischen Ressourcen. Der Begriff ›Praxis‹ bezeichnet im Vergleich zu ›Praktik‹ die Gesamtheit aller Praktiken (Konerding 2009: 83; vgl. Kap. 4.1.1 dieser Arbeit). Wenn in diesem und den folgenden Kapiteln von *definitorischen Teilpraktiken* die Rede ist, so soll damit des Weiteren verdeutlicht werden, dass mit diesen Praktiken verschiedene *Teilaufgaben* erfüllt werden können, die mit den Erwartungen an die Tätigkeit des Definieren korrespondieren (vgl. dazu Kap. 4.2.2 dieser Arbeit, z. B. die Erwartung und die daraus erwachsenden Teilaufgaben, dass ein Gegenstand möglichst eindeutig, trennscharf und allgemeinverbindlich festgesetzt werden soll).

dierung als Mittel definitorischer Wissensgenerierung (Kap. 6.2.4.2);⁴⁶⁶ In diesem Analyseschritt wird außerdem die Frage fokussiert, in welcher Hinsicht (fach)kulturelle und soziale Rahmenbedingungen und Praktiken, also z. B. disziplinen-eigene Methoden und Vorgehensweisen und gewohnheitsmäßige gesellschaftliche Umgangsformen mit Phänomenen aus dem Bereich zwischen ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹, in die diskursive Praxis des Definierens hineinwirken. Sobald sich Spuren solcher sozialen oder fachkulturellen Überzeugungen an den Textoberflächen im Diskurs auffinden lassen, werden sie hier nicht als außerhalb des Diskurses liegende Praktiken, sondern als integraler Bestandteil diskursiver Praktiken verstanden.⁴⁶⁷

- 4) Zuletzt werden die definitorischen Teilpraktiken, die sich punktuell und in der Fläche der jeweiligen Diskursstränge in unterschiedlicher Ausformung manifestieren, in ein Modell diskursiver Definierungspraxis integriert und bezogen auf die jeweils gesondert untersuchten Diskursstränge zu Typen diskursiver Definitionspraxis zum Phänomen bzw. Begriff des ›*BURNOUT-SYNDROMS*‹ verdichtet (siehe Kap. 7.2). Am Diskursthema orientiert schließt sich hieran die Frage an, welche Aspekte des Phänomens durch die unterschiedlichen Definitionstypen akzentuiert werden und welche (Krankheits-/Gesundheits)-Konzepte und -Attribute dadurch dominant erscheinen.

Die Blickrichtung der Analyse und der damit verbundenen Schritte kann man auch mit dem Konzept der ›Unifizierung‹ umschreiben. Damit ist gemeint, dass sich die Analyse in den folgenden Kapiteln auf sprachliche Mittel und Praktiken im Diskurs konzentriert, die statt einer agonalen, eine vereinheitlichende, sprich unifizierende Dimension transportieren und damit den Definitionsprozess unterstützen. Das heißt, es geht darum, sprachliche Mittel und Praktiken herauszuarbeiten, die dazu führen, dass bestimmte Konzepte in einem Diskurs Dominanz erhalten und als ‚konsensuale‘ Zentren erscheinen.⁴⁶⁸ Es sind Mittel und Prakti-

⁴⁶⁶ Zum Konzept der ›Verknappung‹ vgl. Foucault ([1970] 1993: 17ff.) und Kap. 4.1.3 dieser Arbeit.

⁴⁶⁷ Siehe die Argumentation dieser Arbeit in Kap. 4.1.3 zum Verhältnis von Sprache, Diskurs und außersprachlicher Wirklichkeit und zur binären Begrifflichkeit diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken ausgehend von Foucault ([1977b] 2003), Schriften, Bd. 3: 396.

⁴⁶⁸ Die Bezeichnung „konsensuale Zentren“, die Felder (2015: 115) den „agonale[n] Zentren“, d. h. den „konfligierende[n] Geltungsansprüche[n] von Wahrheitsaussagen“, gegenüberstellt passt hier insofern, dass die untersuchten Praktiken dazu führen, dass die konfligierenden Konzepte im Diskurs weniger sichtbar werden und dadurch der Eindruck von Übereinstimmung entsteht. Es ist damit jedoch nicht gemeint, dass dieser Konsens von den beteiligten Sprecherinnen und Sprechern immer intendiert erzeugt wird. Es geht darum, zu zeigen, dass sich fachlicher und gesellschaftlicher ‚Konsens‘ im Diskurs auch durch nicht (gänzlich) intendierte Verhaltensroutinen abzeichnen kann.

ken, die die Verfestigung bzw. einheitliche Fassung eines Begriffs im Diskurs mit bewirken, sei es durch Verknappungspraktiken und die Reduzierung konfligierender Konzepte (vgl. Kap. 6.2.4.2) oder durch konstant wiederkehrende Einordnungspraktiken (vgl. Kap. 6.2.4.1). Im Ko- und Kontext der Definitionen findet man jedoch auch sprachliche Mittel der Agonalität (vgl. zum Konzept der ›Agonalität‹ Felder 2012; 136; 2015: 108ff.; Mattfeldt 2018: 52ff.). Auf das Verhältnis zwischen unifizierenden und agonalen Dimensionen im Burnout-Diskurs wird in Kap. 7.3 eingegangen.

6.2.2 Sprachliche Mittel des Definierens im fachinternen Diskursstrang als sich punktuell zeigende Praktiken mit definitorischer Funktion

6.2.2.1 In Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern

In Kap. 5.3.3.1 wurden die Texte der Fachlexika und Hand- und Lehrbücher im Hinblick auf ihre kommunikativen Entstehungsbedingungen und grundlegenden variationslinguistischen Charakteristika ausführlich beschrieben. Die Kurzfassung dazu lautet: Diese Texte wenden sich an (werdende) Fachexpertinnen und -experten verschiedener Unterdisziplinen (z. B. Arbeits- und Organisationspsychologie) einer Dachdisziplin (z. B. der Psychologie). Es sind medial und konzeptionell schriftliche Texte, verfasst in der Standardvarietät des Neuhochdeutschen und sie haben einen mittleren Fachlichkeitsgrad.⁴⁶⁹ Die hauptsächliche Textfunktion ist informativ, das in Frage stehende Lemma soll beschrieben bzw. definiert werden. Mit diesen Voraussetzungen hängt zusammen, dass man in diesem Diskursstrang viele Textstellen findet, in denen explizit definiert wird; explizit deshalb, weil Definitionen genuiner Bestandteil des Erscheinungsformats sind, wie zum Beispiel in Fachlexika und teilweise in Hand- und Lehrbüchern, oder der Textabschnitt mit *Definition* überschrieben ist. Die folgende Analyse der sprachlichen Mittel, die in diesen Definitionen erscheinen, geht von sieben Beispielen aus, auf die sich die Analyse rückbezieht. Darüber hinaus werden weitere Beispiele an den jeweiligen Stellen der Untersuchung direkt (für den besseren Lesefluss teilweise in Fußnoten) zitiert, um die Analyseschritte transparent zu machen und die interpretativen Schlüsse zu plausibilisieren. In den folgenden Beispielen werden Stellen definitorischer Verdichtung aus den Texten exzerpiert.

⁴⁶⁹ Für einen mittleren Fachlichkeitsgrad spricht, dass einerseits, wie für ein Fachlexikon zu erwarten, Termini in den Einträgen vorkommen, dass diese aber andererseits in demselben Eintrag oder in der derselben Publikation expliziert werden. Vgl. dazu auch Kap. 5.3.3.1.

Betrachtet man die folgenden Beispiele, insbesondere 2–6, so fällt auf, dass sie sich dahingehend ähneln, dass sie ›Burnout‹ als einen dreidimensionalen Begriff beschreiben und sich dabei jeweils paraphrasierend auf die gleiche Quelle (die Definition von Maslach/Jackson) beziehen. Das dominante Vertextungsmuster dieser Beispiele ist die Zustandsbeschreibung, teilweise kombiniert mit explikativen Passagen, die Ursache-Folge-Beziehungen (hypothetisch) angeben:⁴⁷⁰ Die (dreidimensionale) Symptomkonstellation wird in komprimierter Ausdrucksweise im Nominalstil dargestellt, die transformativen Prozesse, die zu diesem Zustand geführt haben, werden als Erklärung für die Zustände mehr oder weniger explizit angeführt. Die Beispiel 1 und 7 stellen im Vergleich zu 2–6 eigenständigere Definitionsversionen dar. Alle Belegbeispiele werden nun zunächst in einem Block mit kurzen einführenden Kommentaren dargestellt, um im Anschluss die sprachlichen Mittel des Definierens vergleichend zu analysieren.

Das erste Beispiel stammt von Schmidbauer (1991: 41). Es ist ein frühes Beispiel für einen Eintrag in einem „Lexikon der Grundbegriffe“ für das Fach Psychologie, das Schmidbauer herausgegeben hat. Es erläutert den zu definierenden Gegenstand „Burnout/Ausgebrannt“ anhand einer generischen Aussage über „Berufstätige“, denen dieses Attribut unter denen im Konditionalsatz folgenden Bedingungen zugeschrieben wird. Durch die Apposition („vor allem in den sozialen Arbeitsbereichen“) wird die Gruppe von Berufstätigen noch weiter eingeschränkt. Der Vorgang wird unter den beschriebenen Bedingungen als sich wiederholend habituell und generalisierbarer Prozess beschrieben:

1) Beispiel 1 Schmidbauer, Psychologie – Lexikon der Grundbegriffe (1991): 41 (im QV unter 8.1.2)

Burnout ‚Ausgebrannt‘ sind Berufstätige, vor allem in den sozialen Arbeitsbereichen (→ Helfersyndrom), wenn sie in dauernden Gefühlen der Überforderung und einem unbefriedigten Verhältnis von Leistung und Erfolg leben. Je unrealistischer die Erwartungen an die Tätigkeit und je ungünstiger die institutionellen Bedingungen, desto schneller macht sich der Burnout bemerkbar. Die subjektive Anstrengung steigt, aber die Qualität der Leistung sinkt. Zumindest teilweise Entlastung ermöglicht Supervision.⁴⁷¹

470 Die analytische Zuordnung zu Mustern der definitorischen Entfaltung orientiert sich an linguistischen Publikationen zur „thematischen Entfaltung“ und Vertextungsmustern, die in Kapitel 6.2.2.3 ausführlich dargelegt werden.

471 Ähnliche Beispiele, die ›Burnout‹ in sozialen Berufen verorten und mit Diskrepanz-Erfahrungen beschrieben werden, findet man z.B. auch bei Grulke/Larbig (2001: 562) und Dittmann-Kohli et.al. (1997: 198); beide Belege im QV unter 8.1.2.

Das zweite Beispiel ist der erste Eintrag zum Begriff ›Burnout‹ im „Dorsch – Lexikon der Psychologie“, ein Fachwörterbuch, das seit den 1920er Jahren regelmäßig in Neuauflage erscheint:⁴⁷²

2) Dorsch, Psychologisches Wörterbuch (1991): 887 (im QV unter 8.1.2)

Burnout [engl.], Ausbrennen. Syndrom, das bei professionellen Helfern als Folge von Überlastung auftritt, u. a. gekennzeichnet durch emotionale Erschöpfung, Dehumanisierung (zynisch abwertende Haltung gegenüber dem Hilfesuchenden) und das Gefühl, der beruflichen Aufgabe nicht mehr gewachsen zu sein. Es gibt einen standardisierten Fragebogen zur Erfassung des Syndroms: Maslach Burnout Inventory (MBI). Maslach 1982.⁴⁷³

Beispiel 3 entstammt einem Fachwörterbuch eines Spezialfachs der angewandten Psychologie. Der Text in der 2. Auflage (2001) und 4. Auflage (2010) ist unverändert. Die Autorin Annemarie Barth bespricht im Artikel „Burnout bei Lehrern“ im „Handwörterbuch Pädagogische Psychologie“ mehrere Burnout-Konzepte im Unterkapitel „Begriff und Konzeptionen“, aber das folgende Zitat ist im Lehrbuch grau hinterlegt, und durch fette Schriftstärke sind einzelne Phrasen vom restlichen Text abgesetzt. Sie präsentiert die Definition nach Maslach (1982) in deskriptiv-explikativer Themenentfaltung:

3) Barth (2001/2010): Handwörterbuch Pädagogische Psychologie: 70 (Die Definition ist im Original grau hinterlegt, Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.2)

Das Burnout-Syndrom: drei Dimensionen

Maslach (1982) versteht Burnout als ein Syndrom, das aus emotionaler Erschöpfung, Dehumanisierung und verminderter Leistungsfähigkeit bei der Arbeit zusammengesetzt ist.

Emotionale Erschöpfung. Damit ist gemeint, dass man sich emotional überfordert und von den Kontakten mit den anderen Menschen ganz ausgelaugt fühlt. Wenn die emotionalen Reserven einer Person erschöpft sind, kann sie anderen nichts mehr geben.

⁴⁷² Zur Geschichte des Wörterbuchs siehe: <https://dorsch.hogrefe.com/ueber-den-dorsch> (zuletzt eingesehen: 14.7.2021).

⁴⁷³ Diese Definition ist im Dorsch bis zum Jahr 2013 über vier Auflagen hinweg kaum verändert worden. Im Jahr 1998 erfolgte ein weiterer bibliografischer Verweis (neben Maslach 1982 auf Burisch 1989). Im Jahr 2004 wurde das Burnout-Phänomen innerhalb des Lexikons mit dem Chronic-Fatigue-Syndrom verknüpft: („Zuweilen wird das B. mit → CFS (Chronic-Fatigue-Syndrom) in Zusammenhang gebracht. Burisch 1989, Maslach 1982“). In der Ausgabe des Jahrs 2009 wird erstmals „Dr. Peter Day, Univ. Tübingen“ als Autor des Eintrags genannt. Im Jahr 2013, in der 16. Auflage des Wörterbuchs, wurde der Eintrag zu „Burnout“ schließlich von Matthias Burisch grundlegend erneuert und erweitert. Die Zeichenzahl des neuen Eintrags hat sich im Vergleich zum Eintrag von 2004 etwa um den Faktor Sieben erhöht.

Dehumanisierung. Sie bezieht sich auf nicht-mit-fühlende und herzlose Reaktionen gegenüber den Personen, mit denen man zusammenarbeitet und um die man sich kümmern soll. Die Menschen werden immer weniger als Personen (→ Personenzentrierte Unterrichtung und Erziehung), sondern vielmehr als Objekte gesehen. Es entsteht eine negative, zynische Einstellung gegenüber den Hilfesuchenden, die oft dazu führt, dass man der Meinung ist, diese seien selber schuld an ihren Problemen und Schwierigkeiten und würden sie sogar verdienen.

Gefühl verminderter Leistungsfähigkeit bei der Arbeit. Dieses Gefühl bezieht sich darauf, dass man sich immer weniger kompetent und erfolgreich fühlt. Die Betroffenen beginnen, sich selber negativ zu bewerten, sie sind unzufrieden mit ihren beruflichen Leistungen, ihr Selbstwertgefühl (→ Selbstkonzept) insgesamt leidet. Nur wenn alle drei Dimensionen betroffen sind, wird von „Burnout“ gesprochen.

Weitere Beispiele aus diesem Diskursstrang, die zwar mehrere Definitionen bzw. Beschreibungskonzepte erwähnen und/oder Kritik an der zur „Diagnose“ gewordenen Definition ›Burnout‹ üben, dennoch aber wie im 3. Beleg von Barth die Definition von Maslach (und Jackson) deutlich hervorheben (z. B. typografisch oder topografisch zu Beginn des Kapitels oder durch eine vergleichsweise ausführliche Zitierweise) findet man z. B. auch bei Krapp/Weideman (⁴2001: 326); Weber (³2011: 426), Groth (2013); Kunter/Pohlmann (2015: 274); Gerrig/Zimbardo (²⁰2015)⁴⁷⁴ (alle im QV unter 8.1.2) und siehe auch Beleg 5 und 6. In Kap. 6.2.4.2 wird der verknappenden Wirkung dieser typografischen Gestaltungspraktiken noch weiter nachgegangen. Es deutet sich hier schon ein Konflikt zwischen einer als repräsentativ vs. deklarativ verstandenen ›Definition‹ an, der im folgenden Kapitel 6.2.2.2 bei der Analyse der Texte in Fachzeitschriften und Monografien noch deutlicher zu Tage tritt und dort an vergleichenden Beispielen erläutert wird (zum Zusammenhang repräsentativer und deklarativer Merkmale von Definitionshandlungen mit Bezug auf Searle (1980: 84; 88ff.) vgl. Kap. 4.3.2 dieser Arbeit).

Das vierte Beispiel zeigt den Eintrag zu ›Burnout‹ im Klinischen Wörterbuch Psyhyrembel. Den diskursiven Stellenwert dieses Wörterbuchs, der über das Fach der Medizin hinausgeht, kann man daran ablesen, dass etwas für die breitere Öffentlichkeit als anerkanntes medizinisches Phänomen gilt, wenn es in diesem Wörterbuch enthalten ist⁴⁷⁵, und dass diese Definition im Wikipedia-Beitrag zu ›Burnout‹ sieben Jahre lang als Grundlage für den ersten Definitionsabschnitt dient (vgl. Kap. 6.2.3.2 dieser Arbeit). Wie in den Ausgaben des psychologischen

⁴⁷⁴ Die gerade genannten Quellen befinden sich im QV unter 8.1.2.

⁴⁷⁵ Vgl. einen Verweis auf das klinische Wörterbuch Psyhyrembel in einem Artikel der ZEIT vom 2. Dezember 1999 (= Blech 1999, im QV unter 8.1.6), in welchem dem Konzept ›Burnout‹ mit Misstrauen begegnet wird, denn in „Nachschlagewerken wie dem Psyhyrembel taucht der Begriff erst gar nicht auf.“ *Burnout* wurde erst in der 259. Auflage (2002) in den Psyhyrembel als Stichwort aufgenommen.

Wörterbuchs Dorsch bis zum Jahr 2013 (siehe Bsp. 2) erscheint hier eine Definition aus drei Symptomen, die auf die Autorinnen Ch. Maslach und S. E. Jackson (1981) zurückgeht.⁴⁷⁶ Die Quelle wird hier allerdings nicht genannt.

4) Psyhyrembel, Klinisches Wörterbuch (2612007): 295 (Unterstreichung T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.2):

Burn|out-Syn|drom (↑; engl. out aus; Syndrom*) n;

Burned-out-Syndrom, auch Ausbrennen; Zustand emotionaler Erschöpfung, reduzierter Leistungsfähigkeit u. evtl. Depersonalisierung inf. Diskrepanz zw. Erwartung u. Realität; Endzustand eines Prozesses von idealist. Begeisterung über Desillusionierung, Frustration u. Apathie; Häufigkeit: geschätzte Prävalenz ca. 10 % der Arbeitnehmer mit entspr. Berufen (20–30% aller Arbeitnehmer sind gefährdet); Sympt.: psychosomati. Erkr., Depression od. Aggressivität, erhöhte Suchtgefahr; Ther.: im fortgeschrittenen Stadium Psychotherapie; bei gleichzeitiger Depression Antidepressiva

Beispiel 5 ist ein Auszug aus dem Teilband „Organisationspsychologie – Grundlagen und Personalpsychologie der „Enzyklopädie der Psychologie“. In diesem Beispiel hinterfragen die Autoren, ob ›Burnout‹ ein eigenständiges Konzept gegenüber anderen „Maßen beeinträchtigten Befindens“ und „Stresssymptomen“ (Zapf/Semmer 2004: 1072) darstellt und führen die folgende Begriffsbestimmung auf Maslach zurück:

5) Zapf/Semmer (2004: 1072) (Fettdruck im Original, Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.2):

7.2.1 Burnout: Ein spezielles Konstrukt?

Auf ein Konzept soll hier noch kurz eingegangen werden, weil es als ein sehr spezifisches Konstrukt diskutiert wird, das sich a) von anderen Maßen beeinträchtigten Befindens unterscheidet und b) auf spezifische Aspekte der Arbeit zurückzuführen sei – das Konzept des ‚Burnout‘, des ‚Ausgebrannt-Seins‘ (Büssing & Perrar 1992; Büssing & Schmitt, 1998, Maslach, 2000; Schaufeli & Buunk, 1996, Schaufeli & Enzmann, 1998, Schaufeli, Maslach & Marek, 1993). Nach dem besonders verbreiteten Konzept von Maslach besteht Burnout aus drei Komponenten: *Emotionale Erschöpfung* bezieht sich auf das Gefühl, ausgelaugt und erschöpft zu sein, *Depersonalisation* beinhaltet, dass man sich von den Menschen, mit denen man berufsmäßig zu tun hat – Patienten, Klienten, Schüler etc. – innerlich distanziert und sie wie Objekte behandelt, und schließlich drückt sich das Gefühl, den gestellten Ansprüchen nicht mehr zu genügen, in einem *Gefühl reduzierten Leistungsvermögens* aus. [Kursivsetzungen im Original]

476 Im Korpus der Fachlexika, Hand- und Lehrbücher gibt es weitere Beispiele, die ›Burnout‹ fast ausschließlich nur mit Bezug auf Quellen, an denen Ch. Maslach beteiligt ist, beschreiben und diese Dreifaktoren-Symptomstruktur repetieren, so Zimbardo (1992: 477); Nowak (2010: 69); Kirchner (2011: 293ff.); Gerrig (2015: 500). Alle Quellen im QV unter 8.1.2. Siehe zu diesen Verknappungspraktiken auch Kap. 6.2.4.2 dieser Arbeit.

In Beispiel 6 behandelt der Autor Niclas Schaper ›Burnout‹ im Rahmen der Kapitel „Wirkungen der Arbeit“ und „Spezifische Auswirkungen von Stress“ im Lehrbuch zur Arbeits- und Organisationspsychologie (Nerdinger/Blickle/Schaper ³2014). Schaper nennt zwar nicht nur *eine* Definition, aber folgende in Beleg 6 wird farblich abgesetzt, mit „Definition“ überschrieben in einem Kasten abgedruckt. Eine Seite später (Schaper ³2014: 532) werden die drei Hauptsymptome nach Maslach/Jackson (1984) in einem Schaubild in ein „Modell der Burn-out-Entstehung“ nach Cordes/Dougherty (1993) eingeordnet und über Pfeile mit verschiedenen Stressorenquellen und weiteren „Einstellungs- und Verhaltenssymptomen von Burn-out“ verbunden und dadurch in eine Bedingungs-Reihenfolge gebracht („Persönliche Stressoren“ und „Arbeits- und Organisationsstressoren“ führen zu → „Emotionaler Erschöpfung“, auf diese folgt → „Depersonalisation“ und auf diese → das „Gefühl, persönlich nichts mehr zu erreichen bzw. zu leisten“, alle drei Hauptsymptome führen zu → den weiteren Symptomen):

6) Schaper, Lehrbuch (³2014: 531f.) (im QV unter 8.1.2):

Eine der bekanntesten Definitionen nach Maslach und Jackson (1984) ist die folgende:

Definition [Die Definition ist im Lehrbuch eingerahmt und durch die Schriftfarbe vom restlichen Text abgesetzt, Kommentar T.S.]

Burn-out bezeichnet einen besonderen Zustand berufsbezogener chronischer Erschöpfung insbesondere in Sozial- und Pflegeberufen. Es wird meist als ein Syndrom aus emotionaler Erschöpfung, Depersonalisierung und reduzierter Leistungsfähigkeit beschrieben. Emotionale Erschöpfung ist durch hohe interpersonelle Anforderungen und die Beanspruchung emotionaler Ressourcen gekennzeichnet. Die Betroffenen fühlen sich durch den Kontakt mit anderen Menschen emotional überanstrengt und ausgelaugt. Depersonalisation beinhaltet negative, gefühllose und zynische Einstellungen gegenüber Klienten, Kunden oder Patienten; ein Zustand, in dem die Betroffenen gefühllose und abgestumpfte Reaktionen gegenüber ihren Klienten zeigen. Persönliche Leistungseinbußen beschreibt die Tendenz, die eigene Arbeit negativ zu bewerten und ein Gefühl mangelnden bzw. schwachen beruflichen Selbstwertes zu entwickeln. [...]

Beispiel 7 schließlich zeigt in Auszügen den deutlich überarbeiteten Eintrag im Psychologischen Wörterbuch Dorsch aus dem Jahr 2013 (16. Auflage), der von M. Burisch verfasst wurde. Hier ist bemerkenswert, dass als Definiensausdruck das seltener verwendete Wort *Krise(n)*⁴⁷⁷ statt *Syndrom*, *Zustand* oder *Begriff/Konzept*

⁴⁷⁷ Dittmann-Kohli/Sowarska/Timmer (1997: 198, im QV unter 8.1.2) verwenden allerdings ebenfalls schon sechzehn Jahre zuvor das Hyperonym *Krise*. Sie definieren ›Burnout‹ in Band 4 der Serie „Pädagogische Psychologie“ der „Enzyklopädie der Psychologie“ wie folgt: „Burnout ist eine in neuerer Zeit oft beschriebene Motivationskrise, die zunächst vor allem bei Pflegepersonal beobachtet wurde und auch schon im jüngeren Erwachsenenalter auftreten kann. Burnout

wie in den anderen Beispielen verwendet wird, dass für einen Lexikoneintrag viele Distanzierungsmarker gesetzt werden und dass die Definition im zweiten Abschnitt argumentativ weitergeführt wird:

7) Dorsch/Burisch (¹⁶2013: 312f.) (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.2):

(= B.) [engl. *burn* brennen, *out* aus], [AO, GES, KLI, PÄD], ist der Oberbegriff für bestimmte Typen persönlicher Krisen (Krise), die mit eher unauffälligen Frühsymptomen beginnen und in völliger Arbeitsunfähigkeit oder im Suizid enden können. Diverse Phasenmodelle unterscheiden rein intuitiv zw. drei und zwölf Entwicklungsstadien. Wegen des Prozesscharakters von B. sind Prävalenzraten (Prävalenzrate) nicht sinnvoll anzugeben. In großen repräsentativen Bevölkerungsstichproben Deutschlands bezeichneten sich 10,5% (2007) bzw. 7,7% (2011) als «ausgebrannt». [...]

Die Symptomatik wird nicht einheitlich beschrieben – Burisch (2010) trug mehr als 130 Symptome zus. – und überlappt mit der diverser anderer Störungsbilder (z. B. Depression). Als Kernsymptome gelten emotionale Erschöpfung, Unzufriedenheit mit der eigenen Leistung, Depersonalisation (Depersonalisations-Syndrom), (treffender: Dehumanisierung) und Überdruß. Dies aber wohl v.a., weil so die Skalen des Maslach Burnout Inventory (MBI) (Maslach et al. 1996; 22 Items) bzw. des Tedium Measure (Aronson et al. 1983; 21 Items) benannt sind, zweier amerikanischer Fragebögen, für deren dt. Übersetzungen u. a. Normen fehlen. Als Alternativen kommen v.a. die Burnout-Screening-Skalen I und II (BOSS) (Hagemann & Geuenich 2009; je 30 Items) und das Hamburger Burnout-Inventar (HBI; zugänglich über www.burnout-institut.eu/Burnout-Test.8.0.html; 40 Items) infrage. Die unscharfe Abgrenzung trägt dazu bei, dass B. in der ICD-10 (International Classification of Diseases (ICD)) nur als (nicht kassenfähige) Zusatzdiagnose Z73.0 auftaucht, was sich in der ICD-11 kaum ändern wird. U. a. aus diesem Grunde wird dem Begriff B. von manchen Psychiatern neuerdings die Existenzberechtigung abgesprochen. Eine Definition dreier niederländischer Spitzenverbände von Medizinern und Psychologen (zugänglich z. B. über www.burnout-institut.eu/Burnout-Service.33.0.html; niederländische Def. von B.), deren Trennschärfe die der üblichen ICD-Def. mind. erreicht, ist in Deutschland noch weitgehend unbekannt. Immerhin empfahl die Dt. Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde im März 2012, von Z73.0 vermehrt Gebrauch zu machen.

[...] [Es folgen noch zwei Absätze zu Ansätzen der Ätiologie und Therapie sowie die Autorenangabe Matthias Burisch und Literaturempfehlungen, T.S.]

Wie oben schon angeführt, ist das dominante Vertextungsmuster der meisten Beispiele die Zustandsbeschreibung ergänzt durch explikative Passagen, die die Entstehung von Burnout beispielsweise über konditionale Satzgefüge erläutern. Innerhalb dieser Beschreibungen werden die Definitionen mit syntaktischen Mustern wie

ist mit Zuständen wie Depression, Unempfindlichkeit gegenüber den Patienten, Apathie und Arbeitsunlust verbunden und scheint eine Reaktion auf die erlebte Diskrepanz zwischen tatsächlichen Arbeitsbedingungen und den ursprünglichen Idealen zu sein. Gerade bei sehr ‚menschenfreundlichen‘ Leuten tritt Burnout auf (Schaufeli, 1990).“

x bezeichnet y, x versteht y als z, x besteht aus y, x ist der Oberbegriff für y lexikalisch eingeleitet. Dem Bezugsgegenstand (BURNOUT) und Ausdruck *Burnout*⁴⁷⁸ werden in der Beziehung der Äquivalenz Merkmalsbeschreibungen zugeordnet.⁴⁷⁹ In den darauf folgenden Sätzen oder Absätzen folgen ähnliche zuordnend-präzifizierende Satzmuster, die BURNOUT sowie SYMPTOMEN VON BURNOUT (*emotionale Erschöpfung, Depersonalisierung, reduzierte Leistungsfähigkeit*) Eigenschaften zuschreiben: *x beschreibt y; x wird beschrieben als; x bezieht sich auf, x ist gekennzeichnet durch; x beinhaltet/beschreibt y*. Diese Zuordnungspraktik entspricht formal dem klassischen Definitionsschema nach dem Muster *genus proximum* und *differentia specifica*: Es werden Hyperonyme bzw. Definiens-Nomina höherer Abstraktion angegeben (*Zustand, Syndrom, Tendenz, Konzept, Krise*), die über mehrgliedrige Attribut-Phrasen und/oder Relativsätze spezifiziert bzw. charakterisiert werden: *Zustand berufsbezogener chronischer Erschöpfung, Syndrom aus emotionaler Erschöpfung, ...; ein Zustand, in dem ..., Syndrom, das aus ... zusammengesetzt ist*. Inwiefern es sich bei diesen Angaben jedoch wirklich um *nächst*höhere Gattungsbegriffe (mit Bezug auf ein festes Begriffssystem) handelt und inwiefern sich die in den Belegen angeführten spezifizierenden Merkmale für ›*Burnout*‹ klar und deutlich von anderen sachverwandten Begriffen derselben Hierarchiestufe innerhalb eines Begriffssystems unterscheiden, wird in den Belegen nicht expliziert. Denn es erfolgt keine genaue Zuordnung zu einem Klassifikationssystem wie der ICD oder dem DSM: Es wird darauf verwiesen, dass das Konzept ›*Burnout*‹ in der ICD-10 nur als Zusatzdiagnose ohne scharfe Abgrenzung zu anderen ICD-Konzepten auftauche (vgl. Beleg 7 oben). Die Einordnung in eine organisationspsychologische Systematisierung von „Stresssymptomen“ wird kritisch diskutiert (vgl. Beleg 5 oben, Zapf/Semmer (2004: 1072f.).

Betrachtet man die Definiensausdrücke höherer Abstraktion genauer, so scheint insbesondere das Wort *Syndrom* in den Definitionen 2, 3, 4 und 6 eine für die weitere Definition gliedernde Funktion zu übernehmen und eine Aussage über die Eigenart des Gegenstands zu treffen. Denn ›*Syndrome*‹ beruhen in der Medizin auf der Zusammenstellung „von Krankheitssymptomen, deren Kombination für ein Krankheitsbild typisch ist“⁴⁸⁰ (vgl. Kap. 3.1 dieser Arbeit zur medizinischen Semio-

⁴⁷⁸ Das entlehnte Wort *Burnout*/*Burn-out* wird in die bestehende Terminologie eingeordnet.

⁴⁷⁹ In den Fachlexika wird *Burnout* zunächst übersetzt und dann durch typografische Konvention innerhalb der Textsorte Wörterbuchartikel (Doppelpunkt, Punkt, direkter Anschluss der Erläuterung ohne Verb) mit den erläuternden Folgezeichen in Beziehung gesetzt. Durch die vorherrschende Textfunktion von Wörterbuchartikeln, Begriffen/Sachverhalten eine Bedeutung/Erklärung zuzuordnen, kann hier ebenfalls eine Äquivalenzbeziehung unterstellt werden.

⁴⁸⁰ Vgl. die Bedeutungsangabe für *Syndrom* auf der Webseite von „Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart“ (DWDS), abrufbar unter: <https://dwds.de/>

tik). Dass die Eigenschaft der ‘Typizität’ von großer Bedeutung ist, zeigt Beispiel sieben. Burisch vollzieht zwar eine Abkehr vom Begriff *Syndrom*, aber die ‘Typizität’, die dem Begriff *Syndrom* inhärent ist, wird auch für den neuen Oberbegriff *Krise* wieder mit hineingeholt (*bestimmte Typen persönlicher Krisen*). Wie solch ein Typus einer persönlichen Krise aussehen soll, wird allerdings nicht erläutert.

Die Spezifizierung beginnt im 6. Beispiel oben mit dem bewertenden Adjektiv eines *besonderen* Zustands, womit direkt eine Abgrenzung zu normalen alltäglichen Erschöpfungszuständen markiert wird, in Beispiel 3 wird das *Syndrom* über einen anschließenden Relativsatz näher bestimmt. In allen Beispielen werden in äußerst sprachökonomischer komprimierter⁴⁸¹, bei den Lexikoneinträgen sogar teilweise in elliptischer Form, weitere extensionale Bestimmungsmerkmale (*berufsbezogen, chronisch, in Sozial- und Pflegeberufen, bei professionellen Helfern, bei der Arbeit, in völliger Arbeitsunfähigkeit ... enden*) angeführt, die den Anwendungsbereich des Begriffs auf (psychosoziale) Berufe oder beanspruchende Tätigkeiten festlegen. Folgt man weiter zunächst einmal der Analyse von Beispiel 6, so fallen in den folgenden Sätzen sprachliche Mittel auf, die das *Syndrom* durch Angaben zu seiner Dauer bzw. Frequenz und Intensität weiter eingrenzen sowie durch (implizite) gradierende Zusatzinformationen zu anderen Zuständen und (implizit aufgerufenen) Erwartungsnormen in Beziehung setzen: Ein Adjektiv wie *chronisch* verweist darauf, dass der Zustand andauert bzw. immer wiederkehrt und sich dadurch von ‘normaler’ ‘reversibler’ Erschöpfung unterscheidet. Auch in Beispiel 1 werden die *Gefühle der Überforderung* durch das Adjektiv *dauernde* temporal gedehnt.⁴⁸² Es sind keine unmarkiert normalen, sondern *hohe* *interpersonelle*

wb/Syndrom, (zuletzt eingesehen am 12.12.2019). Zur Geschichte des Syndrom-Begriffs bzw. der Syndromenlehre vgl. Schuster (2010: 308, Fußnote 14).

481 Die Textstellen sind im Sinne von P. von Polenz’ Satzsemantik „komprimiert“, da die Zahl der zu verstehenden Inhaltsteile größer als die Zahl der Ausdruckseinheiten ist (vgl. von Polenz³2008: 25ff.). Dies wird insbesondere ersichtlich, wenn man die hypotaktischen Strukturen der Attribut- und Nominalkomplexe auflöst. Für die Nominalphrase *Syndrom aus emotionaler Erschöpfung, Dehumanisierung ...* könnte man folgende explizite Umformulierungen vorschlagen: ‘Man kann das Syndrom [= Zeichen, die typischerweise zusammen auftreten/sich körperlich, im Fühlen oder im Verhalten zusammen zeigen] daran erkennen, dass die Emotionen [der Personen, die in Sozial- und Pflegeberufen arbeiten] erschöpft sind und die Personen [die in Sozial- und Pflegeberufen arbeiten] depersonalisiert wurden/sich depersonalisiert haben, d. h. dass sie sich von den Personen, die sie versorgen [sollen], und ihrem eigenen Fühlen entfremdet haben.’ Man erkennt beim Umformulieren außerdem, dass einige semantische Informationen darüber, wer oder was durch wen oder was beeinflusst wird, unbestimmt bleiben.

482 Vgl. dazu auch Dorsch (¹⁴2004: 157) und (¹⁵2009: 163): *Burnout* wird dort mit dem „CFS (Chronic-Fatigue-Syndrom) in Zusammenhang gebracht“; vgl. Dorsch (¹⁷2014: 312): „durch chronische Fehlbeanspruchung in Dauerstress-Situationen“; Krapp/Weidemann (²⁰⁰¹: 326): „durch lang anhaltende berufliche Belastung“; Sonneck/Fengler (²2009: 104): „Emotionale Erschöpfung“.

Anforderungen, denen die ‚Betroffenen‘ ausgesetzt sind; die *Leistungsfähigkeit*, die für sich genommen kein Symptom wäre, erscheint als symptomwürdig, weil sie *reduziert, vermindert* ist (Bsp. 3; 4; 5; 6) bzw. die Personen sich *immer weniger kompetent und erfolgreich fühlen* und *Leistungseinbußen* verbunden mit *mangelndem* bzw. *schwachem Selbstwertgefühl* zeigen (Bsp. 3; 6).⁴⁸³ Im von Burisch überarbeiteten Lexikoneintrag im Dorsch in Beispiel 7 wird davon gesprochen, dass *Burnout* zu *völliger Arbeitsunfähigkeit* führen könne, bei Gusy/Kleiber (1998: 315, im QV unter 8.1.2) wird das Symptom *extreme Müdigkeit* angeführt. Durch diese sprachlichen Mittel der Graduierung werden die beschriebenen körperlichen, psychischen Anzeichen und Verhaltensweisen zu „Signalen“ für etwas, „die nach einer Erklärung schreien“ (Sebeok 1984: 42; vgl. von Uexküll 1984b: 32).⁴⁸⁴ Ein ähnliches Beziehungsgefüge erzeugen Wörter wie *überanstrengt, überfordert, Überlastung, Überforderung* (Bsp. 1, 2, 3, 6).⁴⁸⁵ Denn sie zeigen an, dass die Anstrengung/ Belastung in irgendeiner Art und Weise über Standardwerte von Anstrengung/ Belastung, die man bei der Arbeit mit Menschen haben sollte, hinausgeht. An dieser Stelle kommen verschiedene sozial-kulturelle Praktiken als Referenzwerte ins Spiel (z. B.: Unter welchen Bedingungen eine Handlungs- und Verhaltensweise bei speziellen Anforderungen als ‚normal‘ angesehen wird), die durch wiederkehrende Zeichenkombinationen über verschiedenen Texte des Diskurses hinweg aufgerufen werden und den Gegenstand bzw. den Begriff ›BURNOUT‹ zwischen den Polen ›gesund‹ und ›krank‹ verorten. Sie werden in Kapitel 6.2.4.1 im Rahmen der Spurensuche von Praktiken der Ein- und Abgrenzung sowie Ein- und Zuordnung in der Breite des Diskurses näher erläutert werden.

Es stechen zudem Negationsmittel ins Auge. Diese dienen interessanterweise in den angeführten Beispielen kaum dazu, den Begriff ›Burnout‹ als Gesamtkonzept ex negativo zu definieren, dadurch das aufgezählt wird, was ›Burnout‹ *nicht* ist (nur in Beispiel 7 wird z. B. davon gesprochen, dass Burnout eine „nicht kassenfähige“

fung bezieht sich auf chronische Müdigkeit von früh bis spät, Tag und Nacht“; siehe alle angeführten Belege im QV unter 8.1.2.

483 Weitere Beispiele: „verminderter Leistungsfähigkeit“ (Krapp/Weidemann ⁴2001: 326); „reduziertem Leistungsvermögen, hohe emotionale Anforderungen“ (Zapf/Semmer 2004: 1072); „reduzierte persönliche Leistungszufriedenheit und Leistungseinbuße, Reduzierung der Arbeit auf das Allernötigste, Leistungsunzufriedenheit“ (Sonneck/Fengler ²2009: 104); „dem Gefühl, immer weniger zu leisten“ (Kirchler ³2011: 294), „Konzentrationsprobleme, verlangsamtes Denken“ (Deister ⁴2009: 271) etc.; im QV unter 8.1.2.

484 Vgl. dazu die Termini *Zeichen, Signal, Symptom* in der medizinischen Semiotik Kap. 3.1 dieser Arbeit.

485 Weitere Beispiele: „Überbeanspruchung“ (Semmer 1992: 749); „Übermüdung“ (Richter/Hacker 1998: 144); „durch berufliche Überforderung, gelegentlich auch Unterforderung, entstandene[n] Streßreaktion“ (Sonneck/Fengler ²2009: 104), etc.; alle Belege im QV unter 8.1.2.

Diagnose sei, oder man findet einzelne Belege des Satzmusters *Burnout ist nicht/kein(e) x, sondern ...*) in den Lexika, Hand- und Lehrbüchern.⁴⁸⁶ Die Negationsmittel dienen in der Regel vielmehr dazu, einzelne Symptome des Sachverhalts/Begriffs ›BURNOUT‹ zu spezifizieren. Dadurch erfüllen die Negationsmittel eine ähnliche Funktion wie die sprachlichen Mittel der Graduierung. Sie grenzen das Verhalten bzw. Erleben, das Personen mit ›Burnout‹ zeigen, von ‘normalem’ ›Verhalten/Erleben‹ ab und umgrenzen den Begriff ›Burnout‹ dadurch weiter. So beispielsweise, wenn das Symptom ›Depersonalisierung‹ wiederholt über privative, mit Negationsaffixen/-suffixen versehene Adjektive beschrieben wird (*gefühllos, herzlos, nicht-mitfühlende*, Bsp. 3, 6, *unmenschlich* (Gerrig/Zimbardo²⁰2015: 500)), und zwar im Zusammenhang mit dem Verhalten, das die ‚Betroffenen‘ ihren „Klienten, Kunden oder Patienten“ gegenüber zeigen.⁴⁸⁷ Dieses Symptom lässt sich nur vor dem Hintergrund einer anthropologischen und/oder berufskulturellen Norm verstehen, dass Personen, die in Sozial- und Pflegeberufen arbeiten, Mitgefühl zeigen sollten. Es steht dem Konzept der eigentlich ‘üblichen’ ›teilnehmenden Fürsorge‹ für eine auf Hilfe angewiesene Person gegenüber.⁴⁸⁸ Die ‚Betroffenen‘ haben sich oder wurden von den Personen, um die sie sich kümmern sollen, wegbewegt, wie das Wort *De-personalisierung/De-humanisierung* durch das Affix *de-*⁴⁸⁹ und die Markierung mit der Endung *-ierung*⁴⁹⁰ andeutet. Diese berufskulturellen und anthropo-

486 So schreibt Barth (⁴2010) im Handwörterbuch Pädagogische Psychologie: „Burnout tritt nicht als Folge vereinzelter traumatischer Erlebnisse auf, sondern als schleichende seelische Auszehrung“ (Barth ⁴2010: 83, Unterstreichung T.S.). Ein weiterer Beleg, in dem ein Negationselement mit dem substitutiven mehrteiligen Konnektor *nicht nur, sondern auch* verbunden wird, definiert ›Burnout‹ als Gesamtkonzept zwar nicht negativ, grenzt es über diese Konstruktion aber vom sachverwandten Begriff ›Stress‹ ab: „Neben der Gemeinsamkeit zwischen Burnout und Streß bestehen also auch deutliche Unterschiede insofern, als mit dem Grad der persönlichen Erfüllung und der Depersonalisation nicht nur unmittelbare Folgen von Arbeitsbeanspruchungen benannt sind, sondern auch Beziehungen zwischen den Motiven und Wertbereichen der Arbeitenden und ihrer Arbeitstätigkeit (Enzmann 1994)“ (Richter/Hacker 1998: 144f., Unterstreichungen T.S.).

487 Weitere Beispiele: „gefühlssarme ... Reaktion“ (Richter/Hacker 1998: 144), „negative Haltungen sowie zynische und dehumanisierende Reaktionen“ (Gusy/Kleiber 1998: 317); „Gefühllosigkeit“ (Wegge 2004: 729); Dieses Wortbildungsmuster findet sich außerdem in der Beschreibung weiterer Merkmale des Burnout-Zustands: „Erfolg- und Machtlosigkeit“ (Sonneck/Fengler²2009: 104); alle Belege im QV unter 8.1.2.

488 Nach Leisi (1961: 43) zeichnen sich privative Adjektive dadurch aus, dass sie die „Abwesenheit von Dingen oder Eigenschaften im Gegensatz zum Normalen“ bezeichnen.

489 Lat. ‘weg – von’.

490 Substantive auf *-ierung* sind aus Verben auf *-ieren* gebildet. Vgl. den Eintrag auf Duden online zu *-ieren*: „drückt in Bildungen mit Adjektiven – seltener mit Substantiven – aus, dass eine Person oder Sache in einen bestimmten Zustand gebracht, zu etwas gemacht wird“. Online einsehbar unter: https://www.duden.de/rechtschreibung/_ieren (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

logischen Normen, die als Referenzwerte hinter den Definitionen stehen, werden ebenfalls in Kap. 6.2.4.1 eingehender analysiert.

Betrachtet man Tempus und Modus der finiten Verben in den vorliegenden Definitionen, so stehen diese überwiegend im Präsens Indikativ. Das Präsens ist nach Weinrich zum „besprechenden Tempus-Register“ zu zählen (Weinrich ³2005: 198f.). Im Indikativ wird „ein fester Geltungsanspruch erhoben“ (ebd.: 199), die Grundinformation und im Fall der Definitionen damit auch die aufgestellten Äquivalenzbeziehungen werden dadurch hinsichtlich ihres Geltungsanspruchs nicht metainformativ eingeschränkt (Köller 2004: 448f.). Dieser Modus stützt den Anspruch allgemeiner Gültigkeit und Validität, der von Definitionen erwartet wird (vgl. Kap. 4.2.2).

In der Definition von Schaper (³2014) (siehe Beleg 6 oben) findet sich im zweiten Satz der Definition allerdings ein konkreter Hinweis, dass die dargelegten Aussagen auf einer Mehrheitsmeinung beruhen (*Es wird meist als ein Syndrom ...*). Damit wird die Geltung des Folgenden einerseits eingeschränkt, indem gesagt wird, dies sei die Ansicht der *meisten* Fachleute, aber nicht aller. Andererseits wird die Geltung der Definition durch diesen gewissermaßen intertextuellen Bezug auf mehrheitliche konsensuale Stimmen⁴⁹¹ im fachlichen Diskurs aber auch gestützt.⁴⁹² In der Definition im Dorsch aus dem Jahr 1993 findet sich kein Hinweis auf der Sprachoberfläche, der die Gültigkeit der Definition einschränkt, im Gegenteil, sie wird durch den Verweis *es gibt einen standardisierten Fragebogen* als Teil statistisch-validierter Forschung ausgegeben; im Pschyrembel hingegen wird das Symptom *Depersonalisierung* über das abgekürzte Adverb *evtl.* als genuiner Bestandteil der Definition in Frage gestellt. Deutlich abgesetzt von den anderen Belegen ist Beispiel 7, der Wörterbucheintrag von Burisch in der 16. Auflage im Dorsch aus dem Jahr 2013. Die Allgemeingültigkeit bisheriger Burnout-Definitionen wird über verschiedene Mittel in Frage gestellt: So werden verschiedene Ansprüche, die von (natur)wissenschaftlicher Warte aus an Definitionen gestellt werden, verneint: Die Phaseneinteilung sei „rein intuitiv“, die Beschreibung der Symptomatik „nicht einheitlich“, „Normen fehlen“ bei den Skalen, die Burnout messen und „die unscharfe Abgrenzung“ trage dazu bei, „dass B. in der ICD-10 (International Classification of Diseases (ICD)) nur als (nicht kassenfähige) Zusatzdiagnose Z73.0“ auftauche. Burisch verwendet hier ein Sprachhandlungsmuster, das Busch (2006: 61) als gängiges Muster des semantischen Kampfs im Wissensbereich Medizin herausgearbeitet hat: Mit Bezug auf die im Diskurs formulierten wissenschaftlichen Kriterien des Definierens (vgl. 4.2.3) wirft

⁴⁹¹ Vgl. dazu die Analyse polyphoner Strukturen bei Angermüller/Scholz (2013: 306.f.) sowie Kap. 4.1.2 dieser Arbeit.

⁴⁹² Vgl. das Konzept der „transkriptive[n] Bezugnahmeformen“ bei Jäger (2012b: 16) sowie Kap. 4.1.2 dieser Arbeit.

Burisch den Autoren/Autorinnen dieser Definitionen „[M]ethodologische Fehler“ vor uns spricht ihren Definitionen damit die „Wissenschaftlichkeit“ ab (vgl. Busch 2006: 61). Auf weitere sprachliche Mittel, die definitorische Ansprüche konterkarieren und dadurch den Geltungsanspruch einschränken und auf semantische Kämpfe hinweisen, wird in Kap. 7.3 eingegangen.

Weitere Sprachmittel, welche die Geltung der vermittelten Grundinformation verallgemeinern und damit stützen, sind die Gattungs- und Sammelbezeichnungen (*professionelle Helfer, Hilfesuchende, Erwerbstätige mit Burnout-Syndrom, Betroffene, Klienten, Kunden, Patienten, ...*) oder auch das unpersönliche Pronomen *man* (in Beispiel 2 und 4). In diesen Definitionen agieren nicht Individuen miteinander, sondern Personen- bzw. Risikogruppen und bei diesen Personengruppen werden bei gleichen äußeren Rahmenbedingungen (*bei der Arbeit, in Sozial- und Pflegeberufen, Arbeitnehmer mit entsprechenden Berufen, ...*) die besagten Symptome als ‘typisch’ konstatiert. Der beschriebene Zustand/Prozess wird so als verallgemeinerbares individuelles Erlebnis und damit als medizinisch-psychologisches „Legizeichen“ konstituiert (vgl. Kap. 2.2.2 und Peirce CP 8.335⁴⁹³). Durch die Angabe von typischen ‚Betroffenen‘-Gruppen und deren charakteristischen Merkmalen wird das Phänomen/Konzept zudem weiter kategorisiert und spezifiziert. In den Lexika-, Hand- und Lehrbüchern werden beispielsweise folgende Personengruppen auch durch sprachliche Marker (wie *besonders, oft, vor allem ...*) als besonders ‚betroffen‘ hervorgehoben: „Es [Burn-out] wird oft von Menschen erlebt, die in Berufen arbeiten, die ein hohes Maß an sehr intensivem persönlichen Kontakt mit Patienten/-innen, Klienten/-innen oder der Öffentlichkeit erfordern“ (Gerrig/Zimbardo²⁰2015: 500); „Der Begriff Burnout [...] bezeichnet ein Syndrom, von dem vor allem Angehörige von Sozialberufen betroffen sind“ (Schüpbach/Kause: 2009: 505); „Burnout-Effekte werden häufig bei Personen beobachtet, die besonders engagiert ihre Arbeit verrichten“ (Kirchler³2011: 294).

Weitere Validierungsverfahren, welche die Definition dadurch stützen, dass sie auf impliziten Regeln beruhen, die im medizinisch-gesundheitlichen Bereich die Geltung eines Sachverhalts stützen können, werden in den Kap. 6.2.4.2 behandelt.

Zusammenfassend kann man daher folgern, dass die Definitionen in den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern „Realdefinitionen“ darstellen (vgl. Kap. 4.2.3). Damit ist gemeint, dass sich diese Definitionen nicht darauf beschränken, eine Bedeutungs-erklärung innerhalb eines terminologischen Systems für den Begriff/das Konzept ›Burnout‹ zu geben, sondern die Definitionen sollen dazu dienen, repräsentatives

493 Vgl. dazu folgendes Zitat von Peirce: „I define an Index as a sign determined by its dynamic object by virtue of being in a real relation to it. Such is a Proper Name (a legisign); such is the occurrence of a symptom of a disease. (The symptom itself is a legisign, a general type of a definite character. The occurrence in a particular case is a sinsign.)“ (CP 8.335, Unterstreichung T.S.).

Wissen über den außersprachlichen Sachverhalt BURNOUT unter der Bezeichnung *Burnout* zu verbreiten.⁴⁹⁴ Diese Definitionen werden vor einem ontologischen Denkhorizont formuliert, der von den Definitionen eine Aussage über einen Sachverhalt im „Reich der Wirklichkeit“ erwartet (vgl. Felder 2006a: 167). Das bestätigen auch die in den obigen Beispielen beschriebenen Skepsis-Signale gerade dadurch, dass dort im Hinblick auf eine unterstellte unmittelbar gegebene Beobachtungsebene in Zweifel gezogen wird, ob das Symptom *Depersonalisierung* ‚wirklich‘ oder nur „evtl.“ dazugehört (Pschyrembel²⁶¹2007 = Bsp. 4) und ob man mit dem neuen Begriff/Konzept ›*Burnout*‹ auf Sachverhalte referiert, die in anderen „Maßen beeinträchtigten Befindens“ noch nicht konzeptualisiert sind (Zapf/Semmer 2004 = Bsp. 5). Die ausdrucksseitigen Objektivierungsformen und deren etwaige Einflüsse auf die Konstituierung des Begriffs werden hingegen nicht reflektiert.⁴⁹⁵

Fachkulturell vertreten diese Textsorten das Ideal größtmöglicher Neutralität und Unabhängigkeit von der Subjektivität des Verfassers/der Verfasserin, was auch im unpersönlichen und komprimiert gehaltenen Formulierungsstil zum Ausdruck kommt.

Man findet in diesen untersuchten Stellen demnach von der Morphem- bis hin zur Textebene zahlreiche sprachliche Mittel, die das Ziel von Definitionen, einen Gegenstand allgemeingültig bzw. kollektiv akzeptiert einzugrenzen und festzusetzen, in der Zusammenschau bewirken. Einige dieser Mittel, wie z. B. die sprachlichen Mittel der Graduierung, entfalten diese eingrenzende Wirkung insbesondere bei Gegenständen, die nicht absolut, sondern nur graduell definiert werden können. Sachverhalte der Medizin fallen genuin in diesen Bereich (vgl. Kap. 3.2 dieser Arbeit). Alle, die mit klinischen Phänomenen zu tun haben, treffen nach Fleck ([1927] 1983) „auf einen gewaltigen Reichtum und Individualität dieser Phänomene, die die Vielheit ohne klare, abgegrenzte Einheiten begleiten, voller Übergangs- und Grenzzustände.“

Im Folgenden werden nun im Vergleich die sprachlichen Mittel des Definierens, die sich in den Textsorten der Fachzeitschriften und Sammelbände zeigen, analysiert (Kap. 6.2.2.2). Auf dieser Basis erfolgt eine tabellarische Zusammenführung der sprachlichen Mittel des Definierens im fachlichen Diskursstrang in Kapitel 6.2.2.4.

⁴⁹⁴ Zum Konzept der ›Wissensqualität‹ und dem Aspekt des repräsentativen Wissens vgl. Zifonun/Hoffmann/Strecker (1997: 618f.) sowie Felder (2006a: 169).

⁴⁹⁵ So wird in keiner dieser Definitionen die Metapher des Brennens/Ausbrennens und damit einhergehende Bedeutungsaspekte (z. B. dass diese Prozessverben kein Agens benötigen) reflektiert. Vgl. Bär (2015: 178; 183) und Kap. 4.2.0 dieser Arbeit zur Unterscheidung von *Begriff* und *Konzept*.

6.2.2.2 In Fachzeitschriften, Fachbüchern und Sammelbänden

In Kap. 5.3.3.2 wurden die Texte in Fachzeitschriften, Fachbüchern und Sammelbänden varietätenlinguistisch eingeordnet. Zusammenfassend sind dies schriftliche Texte, die sich vorwiegend von Fachleuten an Fachleute derselben Unter- oder Dachdisziplin und teilweise angrenzender Fächer richten und dadurch einen (mittel-)hohen Fachlichkeitsgrad aufweisen. Die Textfunktion von Übersichts- und Einleitungstexten ist informativ-orientierend. Originalarbeiten und Kasuistiken sind spezifischer ausgerichtet und bezwecken hauptsächlich einen Erkenntniszuwachs in Bezug auf konkrete Fragestellungen. Berichte über Umfragen⁴⁹⁶ und „ratgebende Aufklärungstexte“⁴⁹⁷ in Fachzeitschriften richten sich ebenfalls vorwiegend an Fachkolleginnen und -kollegen, ebenso wie Buchrezensionen.

Ähnlich wie bei den Handbuch- und Lehrbuchtexten gibt es auch in Fachzeitschriftenartikeln explizites Reflektieren über Definitionen und Hinweise auf definierende Passagen dadurch, dass das Kapitel mit *Definition* überschrieben ist oder im Fließtext selbst die Ausdrücke *definieren/Definition* oder syntaktische Muster verwendet werden, die den Ausdruck *Burnout* inhaltlich bestimmen. Die definierenden Kapitel und Passagen befinden sich überwiegend am Anfang der Fachartikel (z. B. in den Abstracts, in den einleitenden Kapiteln).⁴⁹⁸ Die Anfangsposition ist vor dem Hintergrund, dass Definitionen zur Festsetzung von Begriffen dienen, nicht verwunderlich. Fachartikel erläutern in der Regel zu Beginn die Begriffe/Konzepte, mit denen sie im weiteren Verlauf arbeiten.

Im Folgenden werden zehn Beispiele verschiedener Textsorten aus den Fachzeitschriften/Monografien nacheinander dargestellt, auf die sich die folgende Analyse der sprachlichen Mittel des Definierens in diesem Diskursstrang bezieht. Die Beispiele wurden so ausgewählt, dass sie die Bandbreite verschiedener Textsorten und Spezialfächer, die sich mit BURNOUT befassen, widerspiegeln. Des Weiteren werden zu Beginn zwei Beispiele aus dem frühen englischen Fachdiskurs zitiert, auf die sich die Texte im fachinternen Diskursstrang und auch die hier aufgeführten Beispiele häufig rückbeziehen. Weitere Belege aus dem Korpus werden an den jeweiligen Stellen in Fußnoten angeführt.

496 Zum Beispiel Dieke/Schmidt/Katzer (2002) oder Will (2014) im Dt. Ärztebl. oder Weiß (2013) in der PPmP im QV unter 8.1.4.

497 Die Textsorte „ratgebender Aufklärungstext“ wird in Kapitel 5.3.3.4 eingehend beschrieben. Beispiele aus dem fachlichen Korpus sind: Freudenberger (1974, im QV unter 8.1.5), Madel (2003) im Dt. Ärztebl. oder Bergner (2016) in der DMW (beide im QV unter 8.1.4).

498 Die Anfangskapitel, in denen sich die Autoren/Autorinnen mit definitorischen Fragen auseinandersetzen, sind mit „Fragestellung“, „Einleitung“ überschrieben oder haben keine Überschrift. In folgenden Texten aus dem Korpus findet man dies beispielhaft: Reime/Steiner (2001: 304) in der PPmP; Schmitz (2001) und Neuenschwander (2003: 210) in PiEU (alle Belege im QV unter 8.1.4); Schuster (2010) in der Zeitschrift Verhaltenstherapie, im QV unter 8.1.5.

Beispiel 1 ist ein Auszug aus dem häufig als Gründungstext titulierten Beitrag von Freudenberger aus dem Jahr 1974.⁴⁹⁹ Der Text beginnt mit einer Frage, die eine Definition herausfordert. Freudenberger beantwortet diese Frage, indem er die Bedeutungsangaben eines Wörterbuchs zum Verb *burn-out* auf Erlebnisse im Arbeitsalltag der ehrenamtlichen Einrichtung überträgt. Daraufhin zählt er Einzelsymptome auf, wiederum als Beantwortung spezifizierter Fragen (*What are the behavioral signs?*). Im weiteren Verlauf des Textes gibt Freudenberger Ratschläge, wie man als betroffene Einrichtung mit dem Problem ›BURN-OUT‹ umgehen oder ihm vorbeugen kann.

1a) Freudenberger (1974: 159) (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.5):

WHAT IS BURN-OUT?

The dictionary defines the verb “burn-out” as “to fail, wear out, or become exhausted by making excessive demands on energy, strength, or resources.” And that is exactly what happens when a staff member in an alternative institution burns out for whatever reasons and becomes inoperative to all intents and purposes. [...]

[...]

THE PHYSICAL SIGNS

The physical signs are easy to spot. For one, there is a feeling of exhaustion and fatigue, being unable to shake a lingering cold, suffering from frequent headaches and gastrointestinal disturbances, sleeplessness and shortness of breath. In short, one becomes too somatically involved with one’s bodily functions.

WHAT ARE THE BEHAVIORAL SIGNS?

A staff member’s quickness to anger and his instantaneous irritation and frustration responses are the signs. The burn-out candidate finds it just too difficult to hold in feelings. He cries too easily, the slightest pressure makes him feel overburdened and he yells and screams. With the ease of anger may come a suspicious attitude, [...]. He may resort to an excessive use of tranquilizers and barbiturates. [...]

He becomes excessively rigid, stubborn, and inflexible. [...] He becomes the “house cynic.”

[sic] Anything that is suggested is bad rapped or bad mouthed. [...]

The person looks, acts and seems depressed. [...] ⁵⁰⁰

Dass dieses Frage-Antwort-Muster, das Freudenberger verwendet, auch von späteren Autoren übernommen und explizit mit dem Akt des Definierens verbunden wird, zeigt folgendes Beispiel (siehe den Hinweis „Definition“ in Abbildung 8 am Rand):

⁴⁹⁹ Zu den Rückverweisen auf H. Freudenberger als ›Entdeckerfigur‹ des Burnout-Phänomens vgl. Kap. 6.1.1.

⁵⁰⁰ Ähnlich Freudenberger (1975: 73, im QV unter 8.1.5).

1b) Seibold (Litzcke)/Schuh (⁵2010: 157) (im QV unter 8.1.5):

6.1 Was ist Burn-out?

In der englischen Umgangssprache bedeutet Burn-out so viel wie: Man ist so erschöpft, dass man nichts mehr tun oder geben kann (engl.: to burn out = ausbrennen). Der amerikanische Psychoanalytiker Freudenberg (1974) führte den Begriff »Burn-out« in die Psychologie ein. Er stellte bei hochmotivierten Sozialarbeitern in alternativen Organisationen fest, dass sie auffällig oft etwa ein Jahr nach Arbeitsaufnahme psychisch geradezu zusammenbrachen.

Definition

Abb. 8: Auszug aus der Monografie von Seibold (Litzcke)/Schuh (⁵2010: 157). Reprinted/adapted by permission from Springer Nature: Springer eBook, Das Burn-out-Syndrom by Sven Max Litzcke [Seibold], Horst Schuh, © 2010.

Das zweite Beispiel ist ein Auszug aus einer Übersichtsarbeit von Maslach/Jackson (1984) in der Buchreihe „Applied Social Psychology Annual“ zu ihrer eigenen bisherigen Burnoutforschung in den USA Mitte der 1980er Jahre. Der Beitrag ist deshalb für die vorliegende Arbeit bedeutsam, da die Autorinnen darin eine Definition des Begriffs »Burnout« geben, deren triadische Symptomstruktur sowohl in den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern (siehe Kap. 6.2.2.1) als auch in vielen Fachartikeln und Veröffentlichungen im fachexternen Diskurs aufgegriffen wird:

2) Maslach/Jackson (1984: 134) (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.5):

We have defined burnout as a syndrome of emotional exhaustion, depersonalization, and reduced personal accomplishment that can occur among individuals who work with people in some capacity. Emotional exhaustion refers to feelings of being emotionally overextended and drained by one's contact with other people. Depersonalization refers to an unfeeling and callous response toward these people, who are usually the recipients of one's service or care. Reduced personal accomplishment refers to a decline in one's feelings of competence and successful achievement in one's work with people. This definition of burnout, which is now being used widely in ongoing research, was not based on a theoretical model but was derived empirically. Several years of earlier exploratory research provided the groundwork for the development of both our conceptual definition and our standardized measure.⁵⁰¹

Das dritte Beispiel entstammt dem Beginn der Einleitung zur ersten umfassenden deutschsprachigen internationalen Bibliografie zum Thema „Burnout“ von Kleiber/Enzmann (1990: 11). Der Beitrag nimmt teilweise Elemente von Freudenberg (1974) (Beleg 1, siehe oben) auf. Manche Symptome von Freudenberg (1974) überschneiden sich auch mit den Symptomen von Maslach/Jackson (1984)

⁵⁰¹ Diese Definition in ähnlicher Form findet man z. B. auch bei Maslach/Jackson (1981); Maslach (1993); Maslach/Jackson/Leiter (³1996), siehe im QV unter 8.1.5.

(Beleg 2, siehe oben), so werden im folgenden Beispiel die Symptome ERSCHÖPFUNG und ZYNISMUS genannt, die auch in den obigen Belegen beschrieben werden:

3) Kleiber/Enzmann (1990: 11) (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.5):

Mit dem Begriff Burnout werden in der psychologischen Literatur vorrangig negative Folgen von Arbeitsbeanspruchungen psychosozialer Berufsgruppen thematisiert. Der Begriff hat Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre zuerst im Bereich der helfenden Berufe in den USA in kurzer Zeit eine große Verbreitung gefunden. [...] Als eigentlicher Beginn der Burnoutdiskussion in der Psychologie gilt jedoch ein Artikel von Freudenberger (1974), in dem Burnout als ein Phänomen beschrieben wird, bei dem aufopferungsvolle, pflichtbewußte und ehemals besonders engagierte Mitarbeiter – vorwiegend aus alternativen Selbsthilfe- oder Kriseninterventionsstationen – beginnen, körperliche Symptome von Erschöpfung und Müdigkeit zu zeigen, sie zu reizbaren, mißtrauischen, halsstrarrigen Mitarbeitern werden und eine negative und zynische Einstellung zu ihrer Arbeit und den Klienten entwickeln, was zugleich mit einer depressiven Symptomatik einhergeht.⁵⁰²

Beispiel 4 ist eine Definition aus dem englischsprachigen Überblickswerk „The burnout compendium to study and praxis: a critical analysis“ von W. Schaufeli und D. Enzmann. Dieses Compendium ist im Jahr 1998 erschienen mit dem Anspruch, den Status quo der Burnout-Forschung umfassend zusammenzustellen. Die Autoren führen in ihrem Werk zunächst an, dass die Gefahr besteht, dass über zu weite Symptomlisten die eigentliche Bedeutung des Burnoutkonzepts verlorengeht.⁵⁰³ Sie präsentieren ein Fallbeispiel eines Lehrers (ebd.: 20), ordnen Symptome verschiedenen Symptomlisten („affective“, „cognitive“, „physical“, „behavioral“, ...) zu (ebd.: 21ff.), diskutieren verschiedene Definitionen anderer Autoren/Autorinnen, die sie in Zustands- und Prozessdefinitionen einteilen (ebd.: 31ff.), und fassen deren Gemeinsamkeiten zusammen.⁵⁰⁴ Bei den Zustandsdefini-

502 Ähnliche Übersichtsartikel aus den späten 1980er und 1990er Jahren sind Enzmann/Kleiber (1989); Büssing (1992) und Richter/Hacker (1998) aus dem Bereich Arbeits- und Organisationspsychologie, Dittmann-Kohli/Sowarska/Timmer (1997) aus dem Bereich Pädagogische Psychologie; ausführliche deutschsprachige Monografien zum Stand der Burnout-Forschung sind Burisch (1989; ²1994) und Rook (1998). In diesen Monografien wird in den Unterkapiteln zur Definition des Burnout-Konzepts eine etwas breitere Übersicht über verschiedene Definitionen als in den Zeitschriftenübersichtsartikeln angegeben. Siehe auch das nächste Beispiel von Schaufeli/Enzmann (1998, Beleg 4); siehe die Belege im QV unter 8.1.2 und 8.1.5.

503 Schaufeli/Enzmann (1998: 19): “Myriad possible burnout symptoms and definitions exist. The more or less exhaustive list of burnout symptoms that is presented in the first part of this chapter shows that the concept can easily be expanded to mean anything, so that there is the danger that in the end it does not mean anything at all.”

504 Ein ähnliches Vorgehen der Darstellung verschiedener Definitionen und einer abschließenden Zusammenfassung findet man z. B. bei Rösing (2003: 58ff.); Seibold/Schuh (⁵2010: 161);

tionen präsentieren sie Maslach/Jackson (²1986) als „probably most cited definition of burnout“ (ebd.: 31), Pines/Aronson (1988) als „slightly broader definition“ (ebd.: 32). Bei den Prozessdefinitionen heben sie zum Beispiel die auch in anderen Überblickswerken häufig erwähnte Definition von Cherniss (1980a/1980b) und eine Definition nach Edelwich/Brodsky hervor.⁵⁰⁵ Auf dieser Basis weisen sie auf die Schwierigkeit hin, eine „consensus definition“ zu formulieren (ebd.: 36). Dennoch finden sie es wichtig, eine eigene Arbeitsdefinition, die auf den dargelegten Symptomen und Definitionsvorschlägen basiert, aufzustellen (ebd.):

4) Schaufeli/Enzmann (1998: 36) (Unterstreichungen T.S.):

Our definition is based on the review of burnout symptoms, as well as on the previous state and process definitions:

Burnout is a persistent, negative, work-related state of mind in ‘normal’ individuals that is primarily characterised by exhaustion, which is accompanied by distress, a sense of reduced effectiveness, decreased motivation, and the development of dysfunctional attitudes and behaviours at work. This psychological condition develops gradually but may remain unnoticed for a long time by the individuals involved. It results from a misfit between intentions and reality in the job. Often burnout is self-perpetuation because of inadequate coping strategies that are associated with the syndrome.

Diese aus Vorgängerdefinitionen hervorgegangene Arbeitsdefinition von Schaufeli/Enzmann (1998) wird im Anschluss an ihre Veröffentlichung von einigen Autorinnen und Autoren aufgenommen, so z. B. in späteren Übersichtswerken/-artikeln (von Rösing in eigener Übersetzung (2003: 65, im QV unter 8.1.5); in deutscher Übersetzung von Burisch (⁵2014: 22, im QV unter 8.1.5)⁵⁰⁶; Weimer/Kraus (2011: 240,

Rook (1998: 109); Weimer/Kraus (2011: 240); siehe alle Belege im QV unter 8.1.5; Beschoner/Schönfeld-Lecuona/Braun et al. (2009) in PiD; Bauer/Häfner/Kächele et al. (2003: 214) in PPmP 53 (5), im QV unter 8.1.4.

505 Die Publikationen von Cherniss werden bspw. im Rahmen der Forschungsliteratur erwähnt bei Künzel/Schulte (1986: 303); Enzmann/Kleiber (1989: 41ff.); Büssing (1992: 43); Burisch (1989, ²1994, ³2006, ⁵2014); Burke/Greenglass/Schwarzer (1996: 262); Rook (1998: 44ff.; 109); Seibold/Schuh (⁵2010: 160f.); alle Belege im QV unter 8.1.5; Bauer/Häfner/Kächele et al. (2003: 214) und Söllner/Behringer/Böhme et al. (2016) in PPmP; Beschoner/Schönfeldt-Lecuona/Braun et al. (2009) in PiD, im QV unter 8.1.4. Edelwich & Brodsky werden z. B. bei Demerouti/Nachreiner/Bakker (2001, im QV unter 8.1.5) und Bergknapp (2009, PiD, im QV unter 8.1.4) referiert.

506 Die Übersetzung von Burisch (⁵2014: 22) lautet: „Burnout ist ein dauerhafter, negativer, arbeitsbezogener Seelenzustand ‚normaler‘ Individuen. Er ist in erster Linie von Erschöpfung gekennzeichnet, begleitet von Unruhe und Anspannung (Distress), einem Gefühl verringerter Effektivität, gesunkener Motivation und der Entwicklung dysfunktionaler Einstellungen und Verhaltensweisen bei der Arbeit. Diese psychische Verfassung entwickelt sich nach und nach, kann den betroffenen Menschen aber lange unbemerkt bleiben. Sie resultiert aus einer Fehlanpassung

im QV unter 8.1.5)), im HTA-Bericht zur „Differentialdiagnostik des Burnout-Syndroms“ (Korcak/Kister/Huber 2010: 14, ebenfalls in der Übersetzung von Burisch ⁵2014: 22, im QV unter 8.1.5) sowie von den Autoren des Messinstruments „Copenhagen Burnout Inventory“ (siehe Beispiel 6b).

Beispiel 5 ist einer Originalarbeit von Büssing/Schmitt entnommen, die 1998 in der Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie (ZfAO) erschienen ist. Die Autoren befassen sich im ersten Kapitel mit verschiedenen wissenschaftlichen Burnout-Konzepten, stellen heraus, in welchen Punkten sich diese überschneiden, und geben an, dass sie sich bei ihrer folgenden Analyse zu Arbeitsbelastungen im Burnoutprozess auf die Definition von Maslach/Jackson (siehe oben Beispiel 2) stützen:

5) Büssing/Schmitt (1998: 76/77) (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.4, ZfAO):

Einleitung [fett gedruckt als Kapitelüberschrift, T.S.]

Der Begriff Burnout wurde 1974 von Freudenberger eingeführt. Er bezeichnete damit ein Syndrom, das besonders engagierte und pflichtbewusste Helfer in Sozialberufen zeigen, und das zum einen durch körperliche Symptome von Müdigkeit, Gereiztheit, Unausgeglichenheit und zum anderen durch eine mißtrauische und negativ zynische Grundstimmung gegenüber Kollegen, Klienten und der eigenen Arbeit gekennzeichnet ist, die oftmals mit depressiver Verstimmtheit einhergeht. Vor allem Maslach und Jackson (1981) sowie Cherniss (1990) entwickelten im weiteren [sic] wissenschaftliche Konzepte für das Phänomen, die in der Sozialpsychologie und in der Klinischen Psychologie verwurzelt sind und die Eingang in weitere psychologische Teildisziplinen, wie z. B. in die Arbeits- und Organisationspsychologie gefunden haben.

Den verschiedenen Modellen von Burnout liegen unterschiedliche Definitionen des Phänomens zugrunde. Konsens besteht darin, daß Burnout als eine spezifische Beanspruchungsfolge bei helfenden Berufen (bzw. allgemeiner bei personenbezogenen Dienstleistungsberufen) betrachtet werden kann, für die eine Auseinandersetzung mit Belastungen im Beruf und besondere Erwartungen sowie eine besondere Identifikation mit dem Beruf charakteristisch sind (Büssing & May, 1997; Cherniss, 1993). [...]

Die Definition, die in dieser Arbeit Anwendung findet, stammt von Maslach und Jackson 1982, 1984). [...].

Ähnliche Originalarbeiten und Studien, die sich mit verschiedenen Burnout-Konzepten befassen oder die Güte der Burnout-Definition (kritisch) reflektieren und sich dann für die Durchführung der eigenen Studie für ein Messinstrument entscheiden, in diesen Fällen für die Definition nach Maslach/Jackson und das MBI (teilweise neben anderen damit kombinierten Messinstrumenten), sind z. B.: das

von Intentionen und Berufsrealität. Burnout erhält sich wegen ungünstiger Bewältigungsstrategien, die mit dem Syndrom zusammenhängen, oft selbst aufrecht.“

Phasen-Modell von Golembiewski/Munzenrider (1996, im QV unter 8.1.5), dem das MBI zugrunde liegt, Gamsjäger/Sauer (1996), Stöckli (1999), Schmitz/Leidl (1999), Schmitz (2001), Neuenschwander (2003) – alle in PiEU (im QV unter 8.1.4); Dormann/Zapf/Isic (2002), Neubach/Schmidt (2004), Freund/Diestel/Schmidt (2012) – alle in ZfAO (im QV unter 8.1.4); Schuster (2010) in „Verhaltenstherapie“ (im QV unter 8.1.5); Stoeber/Rennert (2008) in *Anxiety, Stress & Coping* (im QV unter 8.1.5); Gumz/Brähler/Erices (2012); Gumz/Erices/Brähler et al. (2013); Bugaj/Müksch/Ehrental et al. (2016) in PPMp (im QV unter 8.1.4); Stier-Jarmer/Frisch/Oberhauser et al. (2016) und Schneider/Hilbert/Hamann et al. (2017) im Dt. Ärzteblatt (im QV unter 8.1.4); Kinzl/Traweger/Biebl et al. (2006) in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift; Burke/Greenglass/Schwarzer (1996) und Schwarzer/Schmitz/Tang (2000) in „Anxiety, stress & coping“ (im QV unter 8.1.5).

Die folgenden zwei Beispiele werden unter der Rubrik „operationale Definition“ zusammengefasst, da es in den folgenden Beispielen entweder um eine Überprüfung bestehender Messinstrumente oder um Weiterentwicklungen bzw. neue Messinstrumente zum Konzept bzw. Begriff ›Burnout‹ geht. Messinstrumente in Form von Fragebogen müssen das, was sie messen möchten, vorher definiert haben. Aus diesem Grund stellen die verschiedenen Messinstrumente an sich schon operationale Definitionen des Konzepts ›Burnout‹ dar.

Beispiel 6a) ist ein Auszug aus der deutschen Übersetzung des Maslach Burnout Inventory⁵⁰⁷ von Büssing/Perrar (1992) in der Zeitschrift „Diagnostica“:

6a) Büssing/Perrar (1992: 336f.), (im QV unter 8.1.5):

Die deutsche Fassung lehnt sich eng an die von Maslach und Jackson (1981) vorgegebenen Item-Inhalte sowie an ihre Skalierung an und erfasst entsprechend der Burnout-Konzeptualisierung des MBI anhand von 25 Items die vier hypothetischen Konstrukte: (1) Emotionale Erschöpfung, (2) Persönliche Erfüllung und Leistung, (3) Depersonalisation und (4) Betroffenheit, [...]. [S. 332] [...]

- 1) Ich fühle mich durch meine Arbeit ausgebrannt.
- 2) Der direkte Kontakt mit Menschen bei meiner Arbeit belastet mich zu stark.
- 3) Den ganzen Tag mit Menschen zu arbeiten, ist für mich wirklich anstrengend.

507 Einige Jahre zuvor hatten Kleiber/Enzmann (1986: 66–67) in einem Artikel zum Thema „Helfer-Leiden: Überlegungen zum BURNOUT in helfenden Berufen“ ebenfalls schon eine deutsche Übersetzung vorgelegt. Die Übersetzung ist ähnlich, unterscheidet sich aber in der Wahl einzelner Ausdrücke, z. B. verwenden Kleiber/Enzmann das Wort *Klienten* statt *Patienten* und Item 4 lautet bei Kleiber/Enzmann (1986) z. B.: „Von den Problemen meiner Klienten bin ich persönlich berührt.“ Maslach/Jackson verwenden in einer späteren Fragebogen-Version ihres Messinstruments ebenfalls einen Ausdruck, der mehrere Dienstleistungsberufe umfasst, indem sie dort nicht mehr von *patients*, sondern von *recipients* sprechen (Maslach/Jackson/Leiter³1996).

- 4) Ich fühle mich von den Problemen meiner Patienten persönlich betroffen.
- 5) Ich glaube, daß ich manche Personen so behandle, als wären sie unpersönliche „Objekte“.
- 6) Ich fühle mich durch meine Arbeit emotional erschöpft.
- 7) Ich habe das Gefühl, daß ich durch meine Arbeit das Leben anderer Menschen positiv beeinflusse. [...]

[weiter bis Item 25]

(Büssing/Perrar 1992: 336f.)

Die Autoren übernehmen von Maslach/Jackson, dass die Items anhand einer „Häufigkeits- wie auch eine[r] Intensitätsantwortskala“ (Büssing/Perrar 1992: 332) beantwortet und jeweils verschiedenen Konzeptdimensionen (emotionale Erschöpfung, persönliche Leistungsfähigkeit etc.) zugeordnet werden. Sie kommen bei ihrer Überprüfung der Itemkennwerte, Faktorenstruktur, Reliabilität und Konstruktvalidität zu dem Ergebnis, dass das MBI Defizite im Bereich der Faktorenstruktur und internen Konsistenz einzelner Skalen aufweise (Büssing/Perrar: 347).

Stellvertretend für weitere Messinstrumente, die etwa zeitgleich zum MBI oder später entstanden oder das MBI (auf der Grundlage der Kritik an diesem) weiterentwickelten und als eigenständige Messinstrumente hervorgetreten sind,⁵⁰⁸ sei

508 Das „Tedium-Measure“, später „Burnout-Measure“, von Pines/Aronson/Kafry (1983, im QV unter 8.1.5) ist nach Kaschka/Korczak/Broich (2012: 783, Dt. Ärztebl.) nach dem MBI das am häufigsten verwendete Messinstrument. Ein aus dem MBI weiterentwickeltes Inventar ist das Oldenburg-Burn-out-Inventar (OLBI), siehe bei Demerouti (1999, im QV unter 8.1.5); Demerouti/Bakker (2008, im QV unter 8.1.5). Toker/Shirom/Shapira et al. (2005: 350, im QV unter 8.1.5) stellen eine Parallele zwischen den Erschöpfungskomponenten des OLBI und den Items des Messinstruments „Shirom Melamed Burnout Measure (SMBM)“ her. Das Hamburg Burnout Inventar (HBI) geht auf Burisch zurück. Es enthält die drei Dimensionen des MBI und erweitert das Konzept um weitere sieben Dimensionen. Die Entwicklung wurde nach Burischs eigener Aussage seit Anfang der 1990er Jahre „vor allem in Form von unveröffentlichten Diplomarbeiten“ durchgeführt (Burisch 2014: 38). Ein technischer Bericht dazu, den Burisch dort zitiert, ist ebenfalls „unpublished“. Eine Beschreibung der Dimensionen findet man in der Dissertation von Weber (2014: 68f., im QV unter 8.1.5) und über eine Internetsuche zum Stichwort „Hamburg Burnout Inventar“ unter https://burnout-institut.eu/fileadmin/user_upload/HBI-Report_V1.pdf auf den Internetseiten des „Burnout Instituts Norddeutschland (BIND)“, das Burisch 2008 gründete und das auch kostenpflichtige Beratung nach Ausfüllen des hauseigenen Fragebogens anbietet: <https://www.burnout-institut.eu/Burnout-Test.8.0.html> (zuletzt eingesehen am: 13.12.2019). Ein im deutschsprachigen Raum neueres Fragebogenwerkzeug stellen die BOSS-Screening-Skalen von Hagemann/Geuenich (2009) dar (im QV unter 8.1.5), z. B. verwendet bei Scholz/Neumann/Steinmann et al. (2015, PPmP, im QV unter 8.1.4). Des Weiteren gibt es das „Arbeitsbezogene Verhaltens- und Erlebnismuster (AVEM)“ von Schaarschmidt/Fischer (1997, im QV unter 8.1.5), das Überschneidungen zum Burnout-Konzept aufweist (z. B. verwendet oder ausführlich zitiert bei Bauer (2009, PiD); Klusmann/Kunter/Trauwein (2009, PiEU); Scholz/Neumann/Steinmann et al. (2015, PPmP), alle im QV unter 8.1.4. Ein auf den Sport zugeschnittenes Messinstrument ist

hier das Copenhagen Burnout Inventory (CBI) von Kristensen/Borritz/Villadsen et al. (2005) aus der Zeitschrift „Work & Stress“ zitiert, da man an diesem Beispiel gut erkennen kann, wie eng die Konstruktion eines Messinstruments und die Definition des zugrunde liegenden Konstrukts zusammenhängen. Kristensen/Borritz/Villadsen et al. entwickeln von der Kritik der Monopolstellung des MBI ausgehend das CBI.⁵⁰⁹ Am MBI kritisieren sie vor allem, dass das Messinstrument drei eigenständige Faktoren erfassen würde (“three distinct and different dimensions”), Maslach und Jackson in ihrer Burnout-Definition aber von einem gleichzeitigen Auftreten dieser drei Faktoren ausgehen würden (“simultaneous occurrence of all three dimensions”). Dieser Auszug aus dem CBI zeigt, dass bei operationalen Definitionen der Anspruch auf Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum (vgl. Kap. 4.2.2) deutlich zum Vorschein kommt. Im Anschluss an ihre Kritik erläutern Kristensen/Borritz/Villadsen et al. mit Bezug auf und in Übereinstimmung mit anderen ebenfalls häufig zitierten Forscherinnen und Forschern des Burnout-Diskurses (sie zitieren z. B. Schaufeli/Enzmann 1998, siehe Bsp. 4 oben), welche Hauptmerkmale dem Burnout-Konzept für sie zukommen (“the core of burnout is fatigue and exhaustion”), welche Rolle die Metapher der „leeren Batterie“ (“the flat battery”) dabei für sie spielt und was den Unterschied zwischen ‚einfacher‘ ›Müdigkeit‹ (“fatigue”) bzw. ›Erschöpfung‹ (“exhaustion”) und ›Burnout‹ ausmacht.

6b) Kristensen/Borritz/Villadsen et al. (2005: 194; 196f.) (Unterstreichungen T.S., Kursivsetzungen im Original, im QV unter 8.1.5)

*Unclear relationship between the MBI and the concept of burnout? At first glance the MBI and the Maslach definition of burnout seem to match each other perfectly. The definition (above) includes three dimensions – emotional exhaustion, depersonalisation, and reduced personal accomplishment – and so does the MBI. The operationalisation of burnout is, however, still unclear to us. According to the definition, burnout is characterized by the simultaneous occurrence of all three dimensions, but according to the MBI manual the three dimensions should be measured independently, and they have been confirmed by factor analyses as three *distinct and different* dimensions. [...]* (S. 194)

der „Athlete Burnout Questionnaire (ABQ)“ von T.D. Raedeke, der in der Studie von Gustafsson/Skoog (2012, im QV unter 8.1.5) verwendet wird und auf dem MBI basiert (vgl. ebd.: 184). Eine Übersicht zu Messinstrumenten zum Konzept ›Burnout‹ findet man bei Burisch (2014: 35ff.) und Korczak/Kister/Huber (2010: 20ff.); beide im QV unter 8.1.5.

509 “As a consequence of the dominant position of the MBI, this questionnaire and the Maslach definition of burnout have become two sides of the same coin: Burnout is what the MBI measures, and the MBI measures what burnout is” Kristensen/Borritz/Villadsen et al. (2005: 193). Studien, die das CBI verwenden, sind z. B.: Avanzi/Zaniboni/Balducci et al. (2014, im QV unter 8.1.5); Götze/Brähler/Gansera et al. (2015, PpM, im QV unter 8.1.4); Stöbel-Richter/Daig/Brähler et al. (2013, im QV unter 8.1.4); .

The Copenhagen Burnout Inventory

[...]

In the CBI the core of burnout is fatigue and exhaustion. This is in accordance with the historical development of the burnout concept, and also with a recent definition by one of the leading researchers in the field, Schaufeli. In 2001, Schaufeli and Greenglass defined burnout as “a state of physical, emotional and mental exhaustion that results from long-term involvement in work situations that are emotionally demanding” (Schaufeli & Greenglass, 2001, p. 501). Interestingly, this definition is almost identical to the definition by Pines and Aronson from 1988: “A state of physical and emotional exhaustion caused by long-term involvement in situations that are emotionally demanding” (Pines & Aronson, 1988, p. 9). [...] While “the flat battery” remains the main metaphor for burnout, it is important to emphasize that burnout is not just fatigue or exhaustion. If this were the case we would not need the concept at all. In our understanding of the concept the additional key feature is the attribution of fatigue and exhaustion to specific *domains* or spheres in the person’s life. One such domain is *work* and a more specific domain is *client work*. In the following we elaborate further on the three parts of the CBI. (S. 196f.)

Kristensen/Borritz/Villadsen et al. (2005) unterscheiden zwischen einem „personal burnout“, einem „work-related Burnout“ und einem „client-related burnout“, je nachdem, worauf die Befragten selbst ihre über einen längeren Zeitraum anhaltende Erschöpfung zurückführen. Sie präsentieren die einzelnen Unterfragebögen und deren Items in Tabellen, auf die sie im Fließtext mit folgendem Satz verweisen: „The questions and the basic characteristics of the three CBI scales are shown in Table II“ (ebd.: 199). Item-Beispiele für das „work-related burnout“ sind (ebd.: 200):

Do you feel worn out at the end of the working day?

Are you exhausted in the morning at the thought of another day at work?

Do you feel that every working hour is tiring for you?

Do you have enough energy for family and friends during leisure time? (inverse scoring)

Is your work emotionally exhausting?

Does your work frustrate you?

Do you feel burnt out because of your work?

In Beispiel 7 ist die Textsorte Abstract, hier eines Übersichtsartikels von Bauer/Häfner/Kächele et al. (2003) aus der Zeitschrift „Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie“ (PPmP), aufgenommen. Interessant an diesem Beispiel ist, dass Freudenberg wieder als »Begründer« genannt wird und im folgenden Satz die Symptomtrias nach Maslach/Jackson folgt. Die drei Symptome werden jedoch ohne intertextuellen Verweis auf diese Quelle zitiert, wodurch

es so erscheint, als ginge diese Definition auf Freudenberg zurück. Die Definition erscheint an dieser Stelle ohne Distanzierungsmarker. Im weiteren Textverlauf, an topografisch unauffälliger Stelle als im Abstract, wird jedoch davon gesprochen, dass „keine allgemein gültige Definition von Burn-out“ existieren würde, und es werden neben Freudenberg und Maslach/Jackson noch weitere „Burnout-Konzepte“ dargelegt (vgl. Bauer/Häfner/Kächele et al. 2003: 214).⁵¹⁰ Inwiefern auch die Platzierung und typografische Gestaltung bestimmte Definitionen hervorheben und damit den Diskurs verknappen bzw. eine Definition im Diskurs dominant setzen kann, wird in Kap. 6.2.4.2 ausführlicher beschrieben.

7) Bauer/Häfner/Kächele et al. (2003: 213), PPmP (im QV unter 8.1.4):

Zusammenfassung [fett gedruckt als Überschrift, T.S.] (Unterstreichungen T.S.):

Vorgelegt wird eine Übersicht über wissenschaftliche Konzepte und psychologische sowie klinisch-psychosomatische Aspekte des Burn-out-Syndroms. Nach neueren Untersuchungen befinden sich in Deutschland bis zu 25% der insgesamt 36 Millionen Erwerbstätigen in einer gesundheitlichen Situation, die der New Yorker Arzt und Psychoanalytiker Herbert J. Freudenberg 1974 erstmals als Burn-out-Syndrom bezeichnet hat. Burn-out-Dimensionen sind: 1. emotionale Erschöpfung (emotional exhaustion), 2. eine gefühllose, gleichgültige oder zynische Einstellung gegenüber Klienten, Kunden oder Kollegen (depersonalisation) sowie 3. eine negative Einschätzung der persönlichen Leistungskompetenz (low personal accomplishment). Erwerbstätige mit Burn-out-Syndrom leiden an einer breiten Palette psychosomatischer Beschwerden: Schlafstörungen, chronische Schmerzen ohne Befund, funktionelle Herz-Kreislauf-Beschwerden sowie unspezifische Beschwerden des Magens und des Darmes. [...]

Beispiel 8a-1 zeigt einen Übersichtsartikel in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, der mit einem Fallbeispiel einsteigt, was in Fachbeiträgen zum Phänomen BURNOUT in den Korpustexten vergleichsweise selten geschieht. Es wird der Fall einer alleinerziehenden Mutter beschrieben. Am Ende wird von einem „Psychiater“ ein „Burnout-Syndrom“ diagnostiziert:⁵¹¹

510 Ähnliche Beispiele für Artikel aus dem Korpus der Fachzeitschriften, Sammelbände und Monografien, die die Definition von Maslach/Jackson teilweise ohne explizite Nennung der Quelle an exponierter Stelle platzieren (im Abstract oder Einleitungskapitel des Artikels) und/oder mit Phrasen verbinden, welche die Geltung dieser Definition hervorheben (teils auch trotz vorheriger oder folgender Kritik am Fehlen einer allgemeingültigen Definition), sind: Nil/Jacobshagen/Schächinger et al. (2010) im „Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie“, im QV unter 8.1.5; Schmitz (2001) in PiEU, im QV unter 8.1.4; Bergner (2016) und Koehler/Koehler (2014) in der DMW; Bugaj/Mülsch/Ehrenthal et al. (2016) in der PPmP. Ein ähnliches Vorgehen wurde auch in einigen Lehrwerken beobachtet (vgl. Kap. 6.2.2.1, z. B. bei Groth 2013; Schaper³2014; Barth⁴2010).

511 Weitere ausführliche Fallbeispiele, aber nicht immer mit den Gliederungskategorien „Anamnese“, „Befund“, „Therapie“ findet man im Korpus z. B. bei Schaufeli/Enzmann (1998:

8a-1) Kissling/Mendel/Förstl (2014: 2587), DMW (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.4):
Der konkrete Fall [farblich als Überschrift abgesetzt, T.S.]

Anamnese [farblich als Überschrift abgesetzt, T.S.]

Die 45-jährige Patientin fühlte sich erschöpft, niedergeschlagen, klagte über Tinnitus, immer wieder auftretendes Herzrasen, Magenschmerzen, häufige Infektionen der Atemwege und eine Gewichtsabnahme von 6 kg in den letzten 6 Monaten.

Vor 2 Jahren war sie von ihrem Ehemann überraschend verlassen worden und war seither alleinerziehende Mutter von 2 Söhnen (6 und 13 Jahre). Der jüngere Sohn war seit einem Jahr schwer erkrankt. Um die Wohnung alleine weiter finanzieren zu können, arbeitete sie zusätzlich zu ihrer Anstellung als Stationsleiterin in einer chirurgischen Klinik oft bis spätabends als Bedienung in einem Restaurant. Die Patientin hatte sich vor 18 Monaten als Stationsleitung auf eine große Intensivstation versetzen lassen, wurde aber von dem dortigen Team noch nicht in vollem Umfang als Leitung anerkannt. Sie stand wegen ihrer Kinder jeden Morgen um 5.30 Uhr auf, kam häufig abends erst um 24 Uhr ins Bett und litt seit längerem unter Ein- und Durchschlafstörungen. Der Freundeskreis habe sich nach der Scheidung komplett von ihr zurückgezogen, für Hobbys und Erholung bleibe keine Zeit mehr. Die Patientin leide seit mehr als einem Jahr unter den oben beschriebenen Symptomen und sei in letzter Zeit zunehmend zynisch und gereizt den Kollegen und häufig auch ihren Kindern gegenüber. Immer häufiger fand sie nur noch nach dem Genuss von 1–2 Flaschen Bier abends in den Schlaf.

Untersuchungsbefund [farblich als Überschrift abgesetzt, T.S.]

Eine ausführliche internistische Untersuchung erbrachte keine pathologischen Befunde, insbesondere keinen Hinweis auf Hypothyreose, Diabetes, Malignome oder eine kardiologische Erkrankung. Ebenso zeigte eine HNO-ärztliche Untersuchung keine behandlungsbedürftigen Erkrankungen.

Therapie und Verlauf [farblich als Überschrift abgesetzt, T.S.]

Die Patientin wurde zur weiteren diagnostischen Abklärung dem Psychiater vorgestellt, der ein Burnout-Syndrom diagnostizierte und die Patientin in eine auf Depression und Burnout spezialisierte psychiatrische Abteilung überwies.

Betrachtet man nur die zitierten Passagen, die die erste Seite dieses Beitrags von Kissling/Mendel/Förstl (2014) füllen, so könnte es so erscheinen, als würde der Artikel die psychiatrische Diagnose ›Burnout‹, die am Ende wie ein Kommentar für die zuvor geschilderte Fallbeschreibung vergeben wird, als gesichert erachten.

20), bei Weimer/Kraus (2011: 242) in der Zeitschrift „Der Psychotherapeut“ oder bei Wilms (2009) und Kopka/Ast/Hügel/Köllner et al. in PiD, in den verschiedenen Auflagen der Monografie von Burisch zum „Burnout-Syndrom“ (1989, ³2006, ⁵2014), im Vermittlungs- und Überblickswerk der Autoren Hillert/Marwitz (2006: 17ff.) und bei Cherniss (1980a: 14f.) (1980b: 5f.). In einigen Beiträgen des Fachkorpus werden einzelne Aussagen in der Ich-Perspektive aus Interviews mit Personen mit Burnout-Symptomatik oder Fallbeispiele eingestreut (vgl. z. B. Fisher 1983 im Sammelband von Farber (Hg.) (1983); Kratzer 2012 im Dt. Ärztebl.; Geyerhofer/Unterholzer 2009 in PiD).

Ähnlich wie bei Beispiel 7 erfolgt allerdings auch in diesem Beitrag erst im weiteren Verlauf des Textes eine Distanzierung und das Definiensnomen *Krankheit* wird abgelehnt und durch ein anderes Definiensnomen substituiert („sondern ein Erschöpfungs- und Überforderungssyndrom, [...] Risikozustand“):

8a-2) Kissling/Mendel/Förstl (2014: 2588) (Unterstreichungen T.S.):

Laut der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (DGPPN) ist Burnout keine nach ICD-10 diagnostizierbare Krankheit, sondern ein Erschöpfungs- und Überforderungssyndrom, das einen Risikozustand für eine spätere – nach ICD-10 diagnostizierbare – psychiatrische oder körperliche Krankheit darstellt (wie z. B. eine Depression oder eine Hypertonie) [3]. Diese Einschätzung wird auch von der Mehrheit der Psychiater und Psychotherapeuten geteilt [6]. Die DGPPN empfiehlt deshalb, immer zuerst die jeweils zutreffende ICD-10-Diagnose (z. B. Depression oder Hypertonie) zu verschlüsseln. Wenn darüber hinaus angenommen wird, dass bei der Entstehung und Aufrechterhaltung dieser als Hauptdiagnose festgestellten Erkrankungen ein Erschöpfungszustand im Sinne eines Burnouts eine entscheidende Rolle gespielt hat, sollte zusätzlich die ICD-10-Anhangsziffer Z 73.0 codiert werden. Dadurch werde die krankheitsauslösende Überforderung eines Patienten gekennzeichnet und entsprechende spezifische Therapiemaßnahmen nahegelegt.⁵¹²

Auch Weimer/Kraus (2011) klassifizieren im Anschluss an ihr Fallbeispiel in der Zeitschrift „Der Psychotherapeut“ ›Burnout‹ als ›Zusatzdiagnose‹ im Rahmen der ICD-10⁵¹³ und begründen, warum sie diese Zusatzdiagnose wählen:

8b) Weimer/Kraus (2011: 242), Der Psychotherapeut (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.5):

Bezogen auf die bedrückte Stimmung, die Antriebsstörung, den Interessenverlust, Schuld- und Versagensgefühle wird eine mittelgradige depressive Episode (F32.1) diagnostiziert und die Diagnose um den Zusatz Z73.0, Ausgebranntsein oder Burn-out als Zustand der totalen Erschöpfung ergänzt. Diese Unterkategorie aus dem Bereich Z73 Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung wird gewählt, da Herr L. eine ausgeprägte Erschöpfungssymptomatik bietet, die er ursächlich im Arbeitsbereich festmacht.

⁵¹² Die Autoren schreiben dazu: „Burnout ist keine anerkannte medizinische Diagnose. Subjektiv haben ca. 8 % der Erwerbstätigen das Gefühl, an einem Burnout zu leiden.“ [Dieser Satz steht im Original am linken Rand optisch abgesetzt und fett gedruckt mit der Überschrift „Kurz gefasst“, Anm. T.S.]. Auf derselben Seite erfolgt dann noch folgende definitionsartige „kurzgefasste“ Aussage am Rand: „Burnout ist ein Erschöpfungszustand, der in eine psychiatrische oder körperliche Krankheit übergehen kann.“ [Im Original ebenfalls am linken Rand optisch abgesetzt und fett gedruckt, Anm. T.S.]. (Kissling/Mendel/Förstl 2014: 2588).

⁵¹³ In der ICD-9 (1979) gab es noch keinen Eintrag zu „Ausgebranntsein“ bzw. „Burnout“. Die Ziffer Z73.0 wurde mit Einführung der ICD-10 in das Regelwerk aufgenommen. Die deutsche Version von 2004 ist einsehbar unter: <https://www.dimdi.de/static/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/kode-suche/htmlgm2004/index.htm?gz70.htm> (zuletzt eingesehen am 18.2.2019).

Die Zuschreibung zur Arbeitswelt geschieht durch den Patienten selbst („die er ursächlich ...“). Damit ist für Weimer/Kraus in diesem Beispiel, wie in Beispiel 6b für Kristensen/Borritz/Villadsen et al. (2005) bei der Konzipierung des Copenhagen Burnout Inventory, der Rückbezug der ‚betroffenen‘ Person auf die Arbeit als Quelle der Erschöpfung das „additional key feature“ (Kristensen/Borritz/Villadsen et al. 2005: 193).

Als neuntes Beispiel sei noch auszugsweise ein kritischer Übersichtsbeitrag von Kaschka/Korcak/Broich aus dem „Deutschen Ärzteblatt“ von 2011 zitiert, der mit dem Titel „Modediagnose Burn-out“ für Aufmerksamkeit sorgte und auf einem HTA-Bericht⁵¹⁴ basiert (Korcak/Kister/Huber 2010). Dieser Beitrag ist interessant, da er das Ziel hat, die Fachmeinungen zum Burnout-Phänomen in einer kritischen Übersicht zu bündeln und Empfehlungen für den klinischen Bereich und weitere Forschungsrichtungen zu formulieren. Des Weiteren kommt diesem Text Schlüsseltextcharakter zu, da er bzw. der HTA-Bericht, auf dem er basiert, in der Folgezeit häufig in den Medien und von Fachleuten aufgegriffen wurde (vgl. Kap. 1.2).⁵¹⁵

9 Kaschka/Korcak/Broich (2011: 781f., Dt. Ärztebl.) (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.4):

ZUSAMMENFASSUNG [farblich und durch Fettdruck als Überschrift markiert, T.S.]

514 Zum Thema „Burnout“ sind zwei HTA-Berichte erschienen: Zur „Differentialdiagnostik des Burnout-Syndroms“ (Korcak/Kister/Huber 2010) und zur „Therapie des Burnout-Syndroms“ (Korcak/Wastian/ Schneider 2012). Die Abkürzung HTA geht zurück auf „Health Technology Assessment“. Unter HTA wird nach der Bundesärztekammer die „systematische, evidenzbasierte Bewertung medizinischer Verfahren und Technologien im Hinblick auf deren Effekte auf die Gesundheitsversorgung verstanden“. Siehe unter: <https://www.bundesaerztekammer.de/aerzte/qualitaetssicherung/health-technology-assessment/> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

515 Artikel verschiedener Fachrichtungen nehmen auf diesen Beitrag bzw. den HTA-Bericht Bezug: z. B. Berger/Falkai/Maier 2012; Gumz/Brähler/Erices 2012; Dörr/Nater 2013; Riedel-Heller/Luppa/Seidler et al. 2013; Oepen/Gruber 2014; Kissling/Mendel/Förstl 2014; Gahntz/Graefe 2016. Die Publikation im Dt. Ärztebl. wurde des Weiteren schon ein paar Tage nach ihrem Erscheinen in den Wikipedia-Eintrag zu „Burnout“ aufgenommen (siehe Versionengeschichte am 23.11.2011 zwischen 00:06 und 12:40 Uhr, die Versionengeschichte mit diesen Einträgen ist abrufbar unter: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Burn-out&action=history&year=2011&-month=-1&tagfilter=> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019)); Der Beitrag im Dt. Ärztebl. wird auch in der überregionalen Presse aufgenommen: in der FAZ am 6.10.2010 (= Kaulen 2010); in der ZEIT, 49/2011 (= Albrecht 2011a) und in SPIEGEL WISSEN 1/2012 (= Gatterburg/Großbongardt 2012). Dass das Thema „Modediagnose“ in Bezug auf Burnout in den Jahren 2010/2011 und auch noch nach 2011 im Diskurs verhandelt wurde zeigen Belege in der FAZ und im SPIEGEL: In der FAZ vom 24.3.2011 wird „Chefarzt Hans-Peter Unger“ mit dem Vortrag „Burn-out – Modediagnose oder stille Epidemie?“ angekündigt (= FAZ 2011a), und im SPIEGEL wird der Psychiater Ulrich Hegerl zitiert, der „vor dem Modewort“ warnt (Kramer 2011), vgl. auch im SPIEGEL Glaubitz (2011).

[...] Ergebnisse: Bisher existieren weder eine verbindliche Definition noch ein valides, allgemeingültiges differenzialdiagnostisches Instrument für das Burn-out-Syndrom. Die Symptomatik lässt sich den Dimensionen emotionale Erschöpfung, Depersonalisation und reduzierte Leistungsbereitschaft beziehungsweise -fähigkeit zuordnen. Vorliegende Studien zur Epidemiologie und Differenzialdiagnostik sind überwiegend von geringer Evidenz. Kontrollierte Therapiestudien fehlen.

[...]

Definition [farblich und durch Fettdruck als Überschrift markiert, T.S.]

Eine allgemeingültige, international konsentierte Definition von Burn-out gibt es derzeit nicht. Die Übersicht stellt deshalb kausale Faktoren und Entstehungsmodelle vor, die veranschaulichen sollen, was der Begriff Burn-out umfasst.

[Die Symptome und typischen Phasen werden in Abbildungskästen dargestellt, T.S., im Folgenden wird der Inhalt zweier Informationskästen zitiert]

Kasten 1

Symptom-Cluster bei Burn-out (modifiziert nach [4]; Langfassung im Internet)

- **Warnsymptome der Anfangsphase**
 - vermehrtes Engagement für Ziele
 - Erschöpfung
- **reduziertes Engagement**
 - für Patienten und Klienten
 - für andere allgemein
 - für die Arbeit
 - erhöhte Ansprüche
- **emotionale Reaktionen; Schuldzuweisung**
 - Depression
 - Aggression
- **Abbau**
 - der kognitiven Leistungsfähigkeit
 - der Motivation
 - der Kreativität
 - Entdifferenzierung
- **Verflachung**
 - des emotionalen Lebens
 - des sozialen Lebens
 - des geistigen Lebens
- **psychosomatische Reaktionen**
- **Verzweiflung**

(Kaschka et al. 2011: 782)

Kasten 2

Burn-out-Phasenmodell (nach [8])

- Zwang, sich zu beweisen (übertriebener Ehrgeiz)

- Verstärkter Einsatz
- Vernachlässigung eigener Bedürfnisse
- Verdrängung von Konflikten und Bedürfnissen
- Keine Zeit mehr für nicht-berufliche Bedürfnisse
- Zunehmende Verleugnung des Problems, abnehmende Flexibilität im Denken/Verhalten
- Rückzug, Orientierungslosigkeit, Zynismus
- Verhaltensänderung/psychische Reaktionen
- Verlust des Gefühls für eigene Person/Bedürfnisse
- innere Leere, Angstgefühle, Suchtverhalten
- zunehmende Sinnlosigkeit und Desinteresse
- körperliche, gegebenenfalls lebensbedrohliche Erschöpfung

(Kaschka et al. 2011: 782)

Das 10. Beispiel ist einem Beitrag von Berger/Falkai/Maier (2012) aus dem Deutschen Ärzteblatt entnommen, der mit „Burnout ist keine Krankheit“ überschrieben ist. Der Beitrag stellt Kernpunkte eines Positionspapiers der „Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde“ (DGPPN) zusammen. Er argumentiert einerseits dafür, dass ›Burnout‹ von anderen in der ICD-10 klassifizierten Krankheiten und Alltagssprachlichen Gebrauchsweisen genauer abgegrenzt werden müsse und weist ihm andererseits einen Platz im Klassifikationssystem, wenn auch nur als „Risikozustand“ (siehe im Schaubild, Abb. 9), zu. Dabei formulieren die Autoren im Fließtext und im Schaubild das Ziel, die „von Freudenberg oder Maslach als Burn-out bezeichneten Beschwerden in Übereinstimmung mit der ICD-10“ differenzierend zu bestimmen:

10) Berger/Falkai/Maier (2012): 213, Dt. Ärztebl. (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.4, Beleg 10 entspricht Abbildung 9 auf der nächsten Seite)

Interessant an diesem Beispiel ist, dass die Autoren Sprachrohr einer Fachgesellschaft (der DGPPN) sind und dass sie eine Verbindung der ICD-10 und einschlägiger Burnout-Beschwerden von „Freudenberg oder Maslach“ anstreben. Des Weiteren verwenden sie konsekutive Satzgefüge, die sie mit einer Aufforderung bzw. Instruktion verbinden, wie man in der sprachlichen Festsetzung und Diagnostizierung nicht verfahren solle („wenn diese absehbar zeitlich begrenzt sind [...], sollte nicht von Burnout gesprochen werden“), um ›Burnout‹ von anderen nicht krankheitswertigen Zuständen abzugrenzen. Die Fälle, in denen von ›Burnout‹ bei der Diagnosestellung gesprochen werden soll, werden im nächsten Satz durch das adversative Adverb *jedoch* und negierende Sprachmittel den ‘gesunden’ Zuständen gegenübergestellt.

lastung, ohne dass bereits eine Krankheit vorliegt (2). Auch Sozialpsychologen wie Maslach und Mitarbeiter, die das Burn-out-Phänomen in die drei Dimensionen „emotionale Erschöpfung“, „Distanzierung von der Arbeit“ und „verringerte Arbeitsleistung“ untergliederten, sehen darin einen dauerhaften arbeitsbedingten negativen Seelenzustand (3). Mehr als 130 verschiedene Burn-out-Einzelbeschwerden sowie eine Vielzahl von unterschiedlichen Stufenmodellen wurden publiziert; verbindliche Diagnosekriterien einer gesonderten Krankheit Burn-out ergeben sich daraus jedoch nicht (4). Entsprechend hat die Weltgesundheitsorganisation in der ICD-10 eine Burn-out-Erkrankung nicht aufgeführt und wird dies – soweit bekannt – auch in der Revision, der ICD-11, nicht tun. In der ICD-10 werden im Anschluss an die Krankheitskapitel lediglich Problembereiche genannt, die zwar zur Kontaktaufnahme mit den Gesundheitsdiensten führen können, jedoch selbst keine Krankheit sind. In der Rubrik „Probleme verbunden mit Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung“ ist unter der Unterziffer Z 73.0 „Burn-out, Zustand der totalen Erschöpfung“ aufgeführt (5).

Konträr zu dieser Sichtweise wird in Deutschland nicht nur in der Laienpresse, sondern auch im Gesundheitswesen Burn-out zunehmend als Krankheit mit Symptomen wie Depressivität, Suizidalität, Konzentrations- und Gedächtnisstörungen oder existenzielle Verzwiefelung gesehen.

Die Systematik in der Grafik differenziert die von Freudenberg oder Maslach als Burn-out bezeichneten Beschwerden in Übereinstimmung mit der ICD-10. Diese Differenzierung ist notwendig, um eine sachgerechte Handhabung des Problems im Gesundheitswesen und in der Arbeitswelt zu gewährleisten. Vier Entwicklungsstufen führen vom Stresserleben (ohne eine gleichzeitige Erkrankung) zu Erkrankungen mit vorausgehenden oder nachfolgenden Burn-out-Beschwerden.

Ungewöhnliche Anforderungen der Arbeitswelt können mit vegeta-

tiven Symptomen wie Angespanntheit, verminderter Schlafqualität und einem Erschöpfungsgefühl verbunden sein. Wenn diese absehbar zeitlich begrenzt sind und sich diese Stressfolgen in kurzen Erholungsphasen zurückbilden, sollte nicht von Burn-out gesprochen werden. Ansonsten besteht die Gefahr, routinemäßig bewältigbare Prozesse des Arbeitslebens in die Nähe von Krankheitszuständen zu rücken.

Viele Ursachen für andauernde Arbeitsüberforderung

Hält der Erschöpfungszustand jedoch mehrere Wochen bis Monate an, ist ein Ende nicht absehbar, und führen kurze Erholungsphasen nicht zu einer Rückbildung, sollte von einem Burn-out gesprochen werden. Erlebte, andauernde Arbeitsüberforderung kann ein breites Spektrum von Ursachen umfassen, wie arbeitsplatzbezogene Faktoren, das heißt real unbewältigbarer Arbeitsanfall, mangelnde Anerkennung durch Vorgesetzte, fehlende Abgrenzung zum Privatleben. Auch individuelle Faktoren wie reduzierte Stresstoleranz, überhöhte Zielsetzungen, Perfektionismus, Selbstüberschätzung oder unzureichende Qualifikation können ursächlich sein. Bedeutsam ist das individuelle Zusammenspiel beider Aspekte.

Allgemein gültige Schwellenwerte gibt es folglich nicht.

Burn-out-Beschwerden sollten jedenfalls mit der Ziffer Z 73.0 von den konsultierten Ärzten oder Psychologischen Psychotherapeuten kodiert werden. Denn auch bei Abwesenheit definierter ICD-Krankheiten stellt Burn-out einen Risikozustand für nachfolgende psychische oder körperliche Erkrankungen dar. Besonders gefährdet sind Menschen mit entsprechenden früheren Erkrankungsphasen von Depressionen, Angst- oder Abhängigkeitserkrankungen. Die klinische Erfahrung zeigt, dass Burn-out auch körperliche Krankheiten wie Tinnitus, Hypertonie oder Infektionskrankheiten begünstigen kann.

Wenn bei einem Patienten infolge einer längerfristigen Arbeitsüberforderung eine Erkrankung nach den ICD-10-Kriterien wie Depression, Angststörung, chronisches Schmerzsyndrom, Tinnitus oder Bluthochdruck aufgetreten ist, sollte die Krankheitsverschärfung nach ICD-10 erfolgen, da sie das weitere Vorgehen bestimmt. Wenn angenommen wird, dass die Arbeitsüberforderung zu Entstehung und Aufrechterhaltung der Krankheit beiträgt, sollte regelhaft die zusätzliche Kodierung mit der Anhangsziffer Z 73.0 vorgenommen werden. Diese Zusatzko-

Wie aus Arbeitsüberforderung Krankheit wird – ein Konzept

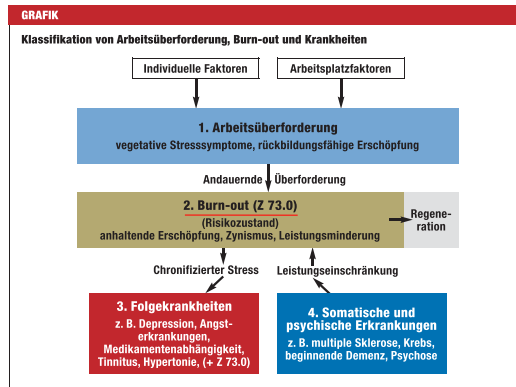


Abb. 9: Auszug und Schaubild aus Berger/Falkai/Maier (2012: A-701) im Deutschen Ärzteblatt (Unterstreichungen T.S.), © Berger/Falkai/Maier, Dt. Ärztebl., 2012.

Im Anschluss daran sei eine Definition aus einer Originalarbeit der Zeitschrift „Psychotherapie, Psychosomatik und Medizinische Psychologie“ zitiert, die es sich zum Ziel setzt, die Konstruktvalidität von ›Burnout‹ in Abgrenzung zur ›Depression‹ zu erforschen:

11) Reime/Steiner (2001: 304) in PPmP (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.4):

Obwohl mittlerweile tausende Studien zum Thema Burnout vorliegen, wurde seine Konstruktvalidität – insbesondere gegenüber der Depression – äußerst selten empirisch überprüft [1]. Burnout gilt als ein Syndrom von emotionaler Erschöpfung, Depersonalisation und subjektiver Leistungsverringerung, das vor allem in helfenden Berufen beobachtet wurde [2]. Emotionale Erschöpfung (EE) wird als Gefühl der Überbeanspruchung und des Ausgelaugtseins beschrieben. Depersonalisation (DP) bezieht sich auf die desinteressierte und abgestumpfte Haltung gegenüber Klienten. Subjektive Leistungsverringerung (SL) umschreibt das Gefühl, bei der Arbeit zu versagen.

Die Gemeinsamkeiten zwischen Burnout und einer Depression bzw. „dysthymen Störung“ ([3], S. 407) bestehen in „... Interessens-, Motivationsverlust und Apathie, Rückzug, negativem Selbstwertgefühl und dem Gefühl mangelnder Kompetenz“ ([4], S. 87). Die Differenzen betreffen z. B. die Intensität der Symptome. Unter einer Depression sollen die Betroffenen stärker leiden als unter Burnout, so dass erstere sich mehr auf den Alltag und das gesundheitliche Wohlbefinden auswirken soll [1,5–7]. Burnout soll sich im Gegensatz zur Depression vorwiegend im Berufsleben manifestieren und mit Arbeitsbelastungen wie z. B. hoher Fallzahl, Zeitdruck und fehlender Anerkennung durch Vorgesetzte zusammenhängen [1, 4–7]. Empirische Studien fanden mittelhohe statistische Zusammenhänge zwischen Depression und EE und niedrigere zwischen Depression und DP bzw. SL [4–7].

Zunächst wird die Definition, die auf Maslach/Jackson zurückgeht, im ersten Absatz zitiert. Die Symptome dieser Konstruktdefinition werden von den Autorinnen der Studie mit dem Maslach Burnout Inventory bei einer Stichprobe gemessen und mit Messwerten der „Allgemeinen Depressionsskala (ADS)“ derselben Studienteilnehmer/innen korreliert. Interessant sind zum einen die inhaltlichen Unterschiede zwischen ›Burnout‹ und ›Depression‹, die die Autorinnen aus der Forschungsliteratur extrahieren und als Thesen ihrer Studie zugrunde legen (z. B. Differenzen in Bezug auf die Intensität und Manifestationsorte der Symptome). Zum anderen sind die sprachlichen Formen aufschlussreich, mit denen sie ›Burnout‹ und ›Depression‹ voneinander abgrenzen (*stärker ... als, mehr auf ..., im Gegensatz zur, Zusammenhänge/Gemeinsamkeiten zwischen ...*),⁵¹⁶ und schließlich ist die Verwendung des

516 Es gibt noch weitere Beispiele im Fachdiskurs, die ›Burnout‹ mitunter dadurch zu definieren suchen, dass sie es von sachverwandten Konzepten abgrenzen. So z. B. Dörr/Nater (2013) in der PPmP, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, „verschiedene in der Literatur beschriebene Syndrome, die Erschöpfung als ein Kernsymptom beinhalten, vorzustellen und die Abgrenzung der Begrifflichkeiten zu diskutieren“ (ebd.: 69; Im QV unter 8.1.4). ›Burnout‹ wird bei Dörr/Nater von den Begriffen ›Neurasthenie‹, ›Chronic Fatigue Syndrome‹ (CFS) und ›Depression‹ abgegrenzt. Vgl. zur Gegenüberstellung von ›Burnout‹ und ›Depression‹ auch Nil/Jacobshagen/ Schächinger et al. (2010) im „Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie“ (im QV unter 8.1.5). Eine Gegenüberstellung von ›Burnout‹ zu anderen in der ICD-10 klassifizierten Diagnosen findet man auch bei Hamann/Parchmann/Mendel et al. (2013) in „Der Nervenarzt“ (im QV unter 8.1.4) und Beschner/Schönfeldt-Lecuona/Braun et al. (2009) in PiD (im QV unter 8.1.4). Bakker/Schaufeli/

Modalverbs *sollen* hervorzuheben: Dieses zeigt an, dass sich die Begriffskonzeption und -abgrenzung noch in der empirischen Überprüfungsphase befindet.

Abschließend sei eine Meldung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) vom 29. Mai 2019 zitiert. In dieser wird gemeldet, dass die Definition von ›Burnout‹ für die ICD-11, die ab Januar 2022 in Kraft tritt, überarbeitet wurde. Burnout wird darin wie folgt definiert:

12) Burn-out an “occupational phenomenon”: International Classification of Diseases (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.3, WHO 5/2019)

28 May 2019 – Burn-out is included in the 11th Revision of the International Classification of Diseases (ICD-11) as an occupational phenomenon. It is **not** classified as a medical condition.

It is described in the chapter: ‘Factors influencing health status or contact with health services’ – which includes reasons for which people contact health services but that are not classed as illnesses or health conditions.

Burn-out is defined in ICD-11 as follows:

“Burn-out is a syndrome conceptualized as resulting from chronic workplace stress that has not been successfully managed. It is characterized by three dimensions:

feelings of energy depletion or exhaustion;

increased mental distance from one’s job, or feelings of negativism or cynicism related to one’s job; and reduced professional efficacy.

Burn-out refers specifically to phenomena in the occupational context and should not be applied to describe experiences in other areas of life.”

Burn-out was also included in ICD-10, in the same category as in ICD-11, but the definition is now more detailed.

The World Health Organization is about to embark on the development of evidence-based guidelines on mental well-being in the workplace.⁵¹⁷

Die Überarbeitung ist in zweifacher Hinsicht interessant. Die Überkategorie als Zusatzdiagnose wird beibehalten, d. h. Burnout wird nicht in den Status einer Hauptdiagnose („not classed as illnesses“) erhoben. Die Symptombeschreibung wird allerdings gegenüber der Fassung in der ICD-10 maßgeblich erweitert. In der ICD-10 wurde Burnout nur in der Kategorie „Z73 Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung“ erwähnt und mit „Ausgebranntsein“ übersetzt.⁵¹⁸ In

Demerouti et al. (2000) erforschen die Eigenständigkeit des Konzepts ›Burnout‹ gegenüber der ›Depression‹ unter Bezug auf die sozialpsychologische „equity theory“ (siehe im QV unter 8.1.5).

517 Diese Definition der WHO ist einsehbar unter: https://www.who.int/mental_health/evidence/burn-out/en/ (zuletzt eingesehen am 13.12.2019, siehe auch im QV unter 8.1.3).

518 Die Kategorie Z73 in der ICD-10 ist unter folgendem Link einsehbar: <https://www.icd-code.de/icd/code/Z73.html> (zuletzt eingesehen am 13.12.2019, siehe auch im QV unter DIMDI (2019b) und 8.1.3).

dieser neuen Fassung sind drei Symptome aufgenommen, die Ähnlichkeiten zu den Symptomen aufweisen, die in diesem Kapitel zurückgehend auf Maslach/Jackson (1984) beschrieben wurden (siehe oben Beleg 2). Des Weiteren wird Burnout eindeutig als ›berufliches Phänomen‹ („occupational phenomenon“) klassifiziert.

Bei den Definitionen in Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern findet man, wie in Kap. 6.2.2.1 beschrieben wurde, überwiegend realdefinitorische Zustandsbeschreibungen, die mit dem Schema *genus proximum* (über die Nennung von Hyperonymen wie *Syndrom*, *Zustand*) – *differentia specifica* (über direkt angeschlossene spezifizierende Attributphrasen und Relativsätze) dem Ausdruck *Burnout* meist über Verbalphrasen, die ein Äquivalenzverhältnis realisieren, Merkmale zuweisen. Nach dieser Form funktioniert auch die Definition in Beleg 2. Das ist die im englischen Original zitierte Definition von ›*Burnout*‹ von Maslach/Jackson, welche das Vorbild für die meisten Lexika, Hand- und Lehrbücher darstellt (siehe Kap. 6.2.2.1) und die neben anderen Definitionen auch im weiteren fachlichen Korpus sehr häufig thematisiert oder paraphrasierend erwähnt wird (siehe die Belege 5, 6a, 6b, 7, 9, 10, 11). Möglicherweise stellt die Definition von Maslach/Jackson schon aufgrund dieser ‚klassischen‘ komprimierten Form ein gutes Muster für alle Fälle bereit, bei denen auf engem Raum definiert werden soll: so einerseits für Fachlexika und Handbücher und andererseits für Abstracts, Einleitungskapitel von Fachzeitschriftenartikeln und Monografien und Klassifizierungsmanuale (vgl. Belege 7, 9, 11). Die Definition mit der Symptom-Trias von Maslach/Jackson wird erstaunlicherweise selbst dann reproduziert, wenn die Definition und Messung von Maslach/Jackson im Fachartikel im weiteren Verlauf kritisiert wird, zusammen mit der Aussage, es gäbe keine allgemein gültige Definition (vgl. die Belege 7 und 9 und Fußnote 510 oben).

Die weiteren in diesem Kapitel angeführten Beispiele zeigen jedoch deutlich, dass es in den fachlichen Zeitschriftenartikeln und Monografien eine größere sprachlich-formale und inhaltliche Varianz des Definierens als in den Lexika, Hand- und Lehrbüchern gibt und dass eine Definition häufiger einzelnen Autorinnen/Autoren explizit und teilweise kritisch zugewiesen wird. Ein Abgleich mit Definitionsarten, wie sie in Definitionslehren der fachkommunikativen, terminologischen sowie wissenschaftsgeschichtlichen und -theoretischen Literatur aufgestellt und in Kap. 4.2.3–4.2.4 im Überblick dargestellt wurden, macht die größere Varianz sichtbar:

- So führt Freudenberger in Beleg 1 beispielsweise zunächst als Beantwortung der Frage „What is burn-out?“ eine Nominaldefinition aus einem allgemeinsprachigen Wörterbuch an („The dictionary defines the verb ‚burn-out‘ as ...“) und überträgt diese Bedeutung, die durch das Verb den Fokus auf den Prozess des Ausbrennens rückt, dann durch die Formulierung „and that is exactly what happens when a staff member [...] burns out“ auf die real beobachteten Zustände, wodurch er die Nominal- in eine Realdefinition überführt (vgl. Belege

1a und 1b oben).⁵¹⁹ Nach Köller (2004: 677) mühten sich schon die Gesprächspartner des Sokrates mit diesen „Was-ist-Fragen“, denen sie mit „Wesensdefinitionen in Form von Begriffsdefinitionen“ beizukommen suchten. Sie wichen aufgrund der Unabschließbarkeit solcher Fragen auf Beispielerzählungen aus (ebd.). Ein ähnliches Vorgehen praktiziert auch Freudenberg: In den folgenden Abschnitten spezifiziert er das Phänomen bzw. Konzept über die Präsentation einer eher lockeren Reihung von Beispielen und Entwicklungsstufen aus dem Klinikalltag, die das Symptom-Tableau in seiner Entstehungsgeschichte darstellt.⁵²⁰ Dieses Vertextungsmuster, über das die Symptome dem Ausdruck *Burnout* meist über mehrere Unterkapitel zugeordnet werden, findet man in Fachlexika und Handbüchern schon aus Platzgründen in der Regel nicht, häufiger hingegen in Monografien zum Thema „Burnout“ (Cherniss 1980a; Veninga/Spradley 1981; Burisch 1989 und folgende Auflagen; Schaufeli/Enzmann 1998; Seibold/Schuh⁵2010). Einige dieser Überblickswerke, die dieses Frage-Antwort-Format mit anschließenden Beispielerzählungen und Symptomlisten aufweisen, wenden sich neben Fachleuten des engeren Kollegenkreises auch an Fachleute angrenzender Fächer und an interessierte Laien bzw. Personen, die mit BURNOUT in ihrem Alltag zu tun haben. Das Frage-Antwort-Schema könnte man daher auch als Vermittlungsstrategie deuten.

Indirekt befriedigt Freudenberg allein dadurch, dass er die Was-ist-Frage stellt, den Anspruch, der an Definitionen häufig gestellt wird,⁵²¹ durch sie etwas über das Wesen oder den Kern eines Phänomens zu erfahren (vgl. Kap. 4.2.2; 4.2.3). Köller (2004: 677) schreibt hierzu:

Was-ist-Fragen korrelieren wohl mit dem menschlichen Bedürfnis, sich geistige oder materielle Vorstellungsobjekte als Wesenheiten vorzustellen, die substanzhaft für sich bestehen und nicht Produkte subjektiver Objektivierungsprozesse sind. Mit Was-ist-Fragen konstituieren wir uns eine eigenständige Objektwelt, zu der die Subjekte in eine dialogische Beziehung treten können.

519 Zu Nominal- und Realdefinition siehe Kap. 4.2.3 dieser Arbeit. Metasprachliche Reflexionen zu *burn out/ausbrennen* oder Überlegungen zur Metapher *Burnout* im Rahmen der Begriffsbestimmung findet man auch in Burischs Monografie zum Burnout-Syndrom (⁵2014: 9–10, im QV unter 8.1.5) und bei Bergknapp (2009) in PiD (im QV unter 8.1.4). Seibold/Schuh (⁵2010: 157) rekapitulieren in ihrer Monografie „Stress, Mobbing und Burn-out am Arbeitsplatz“ die Überleitung einer Nominal- in eine Realdefinition von Freudenberg (1974; 1975), siehe Beleg 1b.

520 In philosophisch-terminologisch geprägter Literatur wird diese Art des Definierens, eine Aneinanderreihung von typischen Beispielen, als ostensive Definition bezeichnet. Vgl. Kap. 4.2.3 dieser Arbeit und Precht (⁵2016: 131).

521 Dass *Was-ist-Fragen* eng mit der Tätigkeit des Definierens verbunden werden, zeigt auch die Zulassungsarbeit von Anna-Lena Schwarzhof: Sie erprobt *Was-ist-Fragen* als „intuitiven“ Zugang zu einer Definitionsanalyse im Mikroplastikdiskurs (Schwarzhof 2019: 24 ff.).

In Beleg 3 fassen Kleiber/Enzmann mit Bezug auf den Text von Freudenberg (1974) diese Art des Definierens (zunächst nominale, danach ostensive und genetische Definition)⁵²² in Kurzform zusammen.

- Die Belege 6a und 6b präsentieren Formen und Überlegungen zum operationalen Definieren (vgl. Kap. 4.2.3), indem Fragebogen-Items, die ›Burnout‹ messen und definieren sollen, angeführt werden und das Beziehungsverhältnis zwischen Konzeptvariablen und beobachteten Merkmalen reflektieren. Später in diesem Kapitel wird auf diese Beispiele noch ausführlicher eingegangen.
- Beleg 8a-1 zeigt eine Definitionsform, die eng mit der Textsorte der Kasuistik oder Fallbeschreibung verknüpft ist und die Ähnlichkeiten zu Definitionen „durch eine Skizze (per quamdam imaginationem)“ bzw. „durch ein Beispiel (velut)“ (vgl. Cassiodorus/Pronay 2014: 132) aufweist. Diese Formen findet man schon in Definitionslehren der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte (vgl. Kap. 4.2.3). Darüber hinaus lassen sich Fallbeispiele mit „genetischen“ Definitionen vergleichen, die etwas dadurch definieren, dass sie seine Entstehung beschreiben. Dass dieser Text als Definitionsvorschlag gewertet wird, hängt zudem damit zusammen, dass auf die Schilderung des Fallbeispiels mit Aufzählung verschiedener Symptome und Belastungsfaktoren im Abschnitt „Therapie und Verlauf“ eine Zuordnung zum Ausdruck *Burnout-Syndrom* erfolgt: Erstens wird die Patientin schon einmal in den Bereich der Psychiatrie überstellt und dort wird ein „Burnout-Syndrom diagnostiziert[e]“ (siehe Beleg 8). Auf diese Weise werden die zuvor präsentierten Symptome im Diagnoseausdruck *Burnout-Syndrom* gebündelt und mit diesem identifiziert und der Einzelfall (Sinzeichen) dieser Patientin wird in einen intersubjektiven fachkulturellen Zusammenhang eingeordnet (Legizeichen).
- Beleg 10 und 11 führen in einem kurzen Ausschnitt vor Augen, wie durch Gegenüberstellung einzelner Kriterien (‘zeitliche Ausdehnung’, ‘reversibel’) bei ›Burnout‹ und sachverwandten Konzepten bzw. Begriffen das für einen Begriff charakteristische definitorische Merkmal gesucht wird und in bestehende Klassifikationssysteme integriert wird, grafisch unterstützt durch ein Flussdiagramm.

Des Weiteren ist auffällig, dass häufiger als dies bei den Lexika und Handbüchern der Fall ist, mehrere, ‚konkurrierende‘ Definitionen aufgeführt und/oder Distanzmarker gesetzt werden.⁵²³ In einigen Texten erscheint zudem ein Hinweis, dass es noch

⁵²² Zur Erläuterung dieser Definitionsarten siehe auch Kapitel 4.2.3 dieser Arbeit.

⁵²³ Zum Beispiel über Anführungszeichen: „Schutz vor ‚Burn-out‘“ (Berger/Schneller/Maier (2012: 1364) in *Der Nervenarzt* im QV unter 8.1.4); Im Beitrag von Hamann/Parchmann/Mendel et al. (2013: 838) werden die Bezeichnungen *Burnout-Störungen* und *Diagnose* in Anführungszeichen gesetzt (ebenfalls in *Der Nervenarzt*). Kapfhammer (2012: 1277 in „Der Internist“ im QV

keine „allgemeingültige“ Definition bzw. einheitliche und im Klassifikationssystem gültige Diagnose gebe, womit aber auch ausgedrückt wird, dass eine Assimilierung der verschiedenen Definitionsvorschläge hin zu einer Konsens-Definition angestrebt wird (vgl. dazu v. a. die Belege 7, 8a-2, 9, 10). Es zeigt sich hier, dass im Forschungsprozess durchaus verschiedene Definitionsvorschläge nebeneinander existieren können. Beleg 6a spricht von „hypothetischen Konstrukte[n]“ der MBI-Skalen. In den Artikeln der Fachzeitschriften und Monografien handelt es sich demnach um Definitionsvorschläge mit repräsentativ-festsetzender Funktion⁵²⁴, die aufgezählt oder einander gegenübergestellt und diskutiert werden (siehe Beleg 4, 5 und 6b). In manchen Publikationen werden sie aber auch zusammengeführt, oder eine Definition wird als Definition, die von einem Kollektiv geteilt wird, hervorgehoben:

So z. B. in Beleg 5 über die Formulierung: *Konsens besteht darin, dass [...]* (Büssing/Schmitt 1998) oder in Beleg 6b: *this definition is almost identical to the definition by [...]* (Kristensen/Borritz/Villadsen et al. 2005). **Weitere Belege aus dem Korpus:** *Erschöpfung und der Depersonalisation als Kerndimensionen des Burnout* (Freund/Diestel/Schmidt 2012: 144, ZfAO); *vorherrschende Resignation, Motivationseinschränkungen, herabgesetzte Widerstandsfähigkeit gegenüber Belastungen und negative Emotionen zählen [...]* zum Kern des Burnout-Syndroms (Schaarschmidt/Kieschke/Fischer 1999: 250, PiEU); *Burnout wird ziemlich übereinstimmend als langandauernde Stressreaktion aufgefasst und meist [...]* als ein psychisches Drei-Komponenten-Syndrom [...] definiert (Schmitz 1998: 129, PiEU); *Einigkeit besteht über folgende 3 Hauptkriterien: 1.) Emotionale Erschöpfung [...], 2.) Depersonalisation [...], 3.) Leistungsabnahme [...]* (Bergner 2016: 976, DMW); *In der Befragung [...]* wurde nach Symptomen emotionaler Erschöpfung gefragt, die als erste Phase und Kerndimension eines Burn-out-Syndroms gilt (Ansmann/Nitzsche/Neumann 2014: A264, Dt. Ärztebl.); [...] *verbinden* verschiedene Ansätze und entwickeln daraus folgende Arbeitsdefinition (Weimer/Kraus 2011, im QV unter 8.1.5); [...] *präzisiert* eine Reihe von Merkmalen, die er als zentral ansieht: [...]. (Rösing 2003, im QV unter 8.1.5); [...] *Risikozustand [...]*. Diese Einschätzung wird auch von der Mehrheit der Psychiater und Psychotherapeuten geteilt (Kissling/Mendel/Förstl 2014: 2588, DMW); *Sehr häufig wird unter Burnout ein arbeitsbezogenes Syndrom verstanden, das nach Maslach et al. [7, 8] hauptsächlich gekennzeichnet ist durch die 3 Kernsymptome [...]* (Oepen/Gruber 2014: 269, PPmP); *Unter B. wird im Allgemeinen ein Konglomerat einer schleichenden seelischen Auszehrung verstanden. Ein drohender Burnout kündigt sich mit den Warnsignalen einer chronischen Erschöpfung und Ermüdung an* (Schenk/Vogt/Wippert 2006: 14, in der Zeitschrift „Leistungssport“, im QV unter 8.1.5); *Leitsymptom des Burn-out-Zustands ist ein andauerndes Erschöpfungserleben* (Berger/Schneller/Maier 2012, Der Nervenarzt, im QV unter 8.1.4); *Die hier vorgestellten Definitionen haben einen gemeinsamen Nenner. Demzufolge bezeichnet das BOS das Bild eines beruflich und/oder familiär überforderten Menschen, [...]* (Beschner/Schönfeldt-Lecuona/Braun et al. 2009: 216, PiD, im QV unter 8.1.4); *den Kardinalsymptomen emotionale Erschöpfung, Gleichgültigkeit und Zynismus*

unter 8.1.5) spricht im Zusammenhang mit der Prävalenz in der Bevölkerung über „Burnout-etikettierte Symptome“.

524 Zum Zusammenhang repräsentativer und deklarativer Merkmale von Definitionshandlungen vgl. auch Kap. 4.3.2 dieser Arbeit.

Kunden gegenüber bzw. verminderter Lebenszufriedenheit im Sinne der Definition von Maslach und Shirom (Kopka/Ast/Hügel et al. 2009: 230, PiD, im QV unter 8.1.4); Als Hauptmerkmal von Burnout gilt emotionale Erschöpfung (Dicke/Holzberger/Kunina-Habe nicht 2016: 246, in PiEU, im QV unter 8.1.4); Folgende 3 Dimensionen von Beschwerden haben sich als gemeinsamer Nenner verschiedener Burnout-Konzeptionen etabliert [...] tiefgreifende Erschöpfung, [...]. (grosse Holtforth/Keller/Hochstrasser 2016: 26, PiD, im QV unter 8.1.4); Zum typischen Erscheinungsbild gehören Erschöpfung, Depersonalisation und berufliche Überforderung. Hinzu kommt ein Leistungsabfall (Zeidler/Musalek 2017: 78, PiD).

Solche Formulierungen, die sich zahlreich in den Texten finden, bewirken eine Zusammenführung unterschiedlicher Diskursstimmen und deuten auf Konsensfindungsprozesse hin mit dem Ziel, sich innerhalb eines Fachs auf eine allgemein anerkannte Festlegung zu verständigen.

Diese repräsentativen Formen des Definierens, bei denen sich diejenige Definition vorläufig durchsetzt, die sich in Bezug auf die beobachteten Verhältnisse oder durch ihre Verwendung in der Forschung zu bewähren scheint,⁵²⁵ passen zur Grundidee der „Logik der Falsifikation“ nach Popper (vgl. Küttner 1992: 80; Prechtel 1999: 175) und zum theoretisch unabschließbaren Sinnbildungsprozess nach Peirce (vgl. Kap. 2.2.2 und 4.3.2 dieser Arbeit; CP 8.148). Eine einheitliche Definition mit deklarativer Kraft wird im fachlichen Kontext allerdings dann gefordert, wenn diese Definition Eingang in die internationale Klassifikation der Krankheiten finden soll und wenn therapeutische Behandlungen auf diese Diagnose abgerechnet werden können sollen (vgl. Kap. 4.3.2). Diese beiden Pole repräsentativ-falsifizierbarer bzw. deklariert-konsentierter Gültigkeit einer Definition stehen sich gegenüber, bedingen sich aber auch gegenseitig. Denn eine Definition, die deklariert wird, ist einerseits Ergebnis eines Einigungsprozesses unter Fachleuten, der wiederum auf Überschneidungen oder Übereinkünften verschiedener Definitionen beruht und in regelmäßigen Abständen einer Überprüfung unterzogen wird.⁵²⁶ Andererseits wirkt sich der Anspruch kollektiver Akzeptanz und die damit verbundene Wirkmächtigkeit einer Definition mit deklarativer Kraft innerhalb der klinischen Verschreibungs- und Forschungspraxis schon auf den ersten Akt aus, in dem eine repräsentative Definitionsbehauptung neu aufgestellt wird. Denn auch schon bei dieser ersten definitorischen Behauptung soll ein gewisser Grad an überindividueller Geltung erfüllt werden, sei dies durch den Bezug auf „regelhafte Verweise“ zum Verwendungszusammenhang

⁵²⁵ Wobei damit nicht gesagt sein soll, dass, nur weil ein Messinstrument oder eine Definition von verschiedenen Studien weiterverwendet wird, dies ihren Bewährungsgrad eindeutig belegt. Denn dies können auch diskursive Übernahmepraktiken sein, die die Probleme einer Definition/eines Messinstruments im Rahmen der Studie nicht thematisieren.

⁵²⁶ Das Verfahren der Krankheitsnormierung für die ICD und das DSM laufen nach diesem Schema ab. Vgl. zur Darstellung dieser Klassifikationsprozesse Saß/Saß-Houben (2005: 137ff.).

dieses Zeichens in einer Fach- oder Sprachgesellschaft (vgl. Bär 2015: 34) oder über die Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum.

Die Autorinnen und Autoren der Fachzeitschriftenartikel und Monografien thematisieren damit weitaus stärker explizit die Gütekriterien von Definitionen, deren Geltungsbedingungen und das Verhältnis zwischen Definiens und Definiendum, als dies in den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern der Fall ist. Dies wird besonders deutlich an den operationalen Definitionen (vgl. Beleg 2, 6b), welche die Relation zwischen Repräsentiertem und Repräsentierendem meist ontologisch verankern. So betonen Maslach und Jackson beispielsweise ausdrücklich, dass sie ihre „conceptual definition“ und „standardized measure“ von der Empirie abgeleitet haben („derived empirically“):

This definition of burnout, which is now being used widely in ongoing research, was not based on a theoretical model but was derived empirically. Several years of earlier exploratory research provided the groundwork for the development of both our conceptual definition and our standardized measure. (Maslach/Jackson 1984: 134, im QV unter 8.1.5)

Und die Autorinnen und Autoren des Copenhagen Burnout Inventory (Kristensen/Borritz/Villadsen et al. 2005) legen dar, welche Schwachstellen sie im Beziehungsverhältnis von Messinstrument, Definition und Operationalisierung (der ‚Übersetzung‘ von abstrakten Konzepten in beobachtbare bzw. messbare Merkmale) beim MBI von Maslach/Jackson sehen (vgl. Beleg 6b).

Die Beispiele im Belegblock 6 zeigen dadurch, wie entscheidend das Messinstrument und mit diesem seine Operationalisierung über Fragebogen-Items für das Konzept und damit auch für die Definition von ›Burnout‹ ist. Im Fragebogen von Maslach/Jackson, der in Beleg 6a in der deutschen Übersetzung und Fassung von Büssing/Perrar zitiert ist, wirkt das erste Item (*Ich fühle mich durch meine Arbeit ausgebrannt*) wie ein Hinweis darauf, unter welcher Überschrift die folgenden Fragen zu lesen sind, und die suggestive Kraft dieser ersten Perspektive zur Bewertung des ›Gefühls am Ende eines Arbeitstages‹ ist nicht zu unterschätzen. Im englischen Original steht diese Fragebogen-Aussage allerdings zumindest in späteren Fassungen nicht auf Platz 1, sondern wird als 8. Aussage in den Fragebogen integriert (Maslach/Jackson/Leiter³1996). Durch das erste Fragebogen-Item in der Version von Büssing/Perrar (1992, Beleg 6a oben) werden die inhaltlichen Grundkomponenten des Burnout-Konzepts direkt abgesteckt: Es handelt sich um einen ›individuell als negativ erlebten egressiven Gefühlszustand, der mit der Arbeit zusammenhängt‹. Wenn in einem Fragebogen das Wort *ausgebrannt* selbst in den ersten Aussagen des Fragebogens verwendet wird, deutet dies darauf hin, dass die Erstellerinnen und Übersetzer des Fragebogens davon ausgingen, dass das Wort im alltäglichen Sprachgebrauch hinlänglich bekannt ist. Es stellt sich in diesem Zusammenhang

außerdem die Frage, ob Testpersonen den ersten Fragebogen-Items generell eine das Thema der Erhebung bestimmende Funktion zusprechen und welche Eigenhypothesen sie daran anknüpfen, die ihr Antwortverhalten beispielsweise im Sinne sozial erwünschter Eigenschaften⁵²⁷ beeinflussen können. In der empirischen psychologischen Forschung spricht man in diesem Zusammenhang von „Antworttendenzen“ sowie von „Kontext-, Einbettungs- und Reihenfolgeeffekten“ (Bierhoff/Petermann 2014: 114). Gut erforscht sind zum Beispiel der Primacy-Effekt und der Recency-Effekt (vgl. ebd. 199), die bewirken, dass die ersten oder die letzten gegebenen Informationen bei der Beurteilung eines Sachverhalts übergewichtet werden, weshalb Handreichungen zur Entwicklung psychologischer Befragungen die Darbietung des Fragebogens in unterschiedlichen Reihenfolgen an die Testpersonen empfehlen. Ein Blick in zwei jüngere Publikationen mit Hinweisen für empirische Fragebogen-Forschungsdesigns (Bierhoff/Petermann 2014; Porst 2014), in denen auch die Entwicklung von Skalen mit „Fragebogen-Fragen“ (Porst 2014: 99) bzw. „vorformulierten Aussagen (Items)“ (Bierhoff/Petermann 2014: 256) beschrieben wird, ergibt, dass die perspektivierende und definierende Kraft von sprachlichen Formulierungen dort als möglicher Einflussfaktor prinzipiell einbezogen wird. Die beispielsweise bei Porst aufgelisteten „Gebote“ sind allerdings ziemlich allgemein gehalten, ohne Hinweise auf die Formenvielfalt sprachlicher Zeichen, mit denen beispielsweise etwas „unterstellt“ werden kann: „2. Gebot: Du sollst lange und komplexe Fragen vermeiden!“ (Porst 2014: 103ff.) oder „4. Gebot: Du sollst doppelte Stimuli und Verneinungen vermeiden!“ (ebd.: 106ff.) oder „5. Gebot: Du sollst Unterstellungen und suggestive Fragen vermeiden!“ (ebd.: 107ff.).⁵²⁸ In welchem Maß einzelne sprachliche Benennungsalternativen Wirk- oder Störfaktoren in der empirischen Forschung über Fragebogendesigns darstellen, könnten linguistisch-psychologische Anschlussstudien erforschen.

Betrachtet man die einzelnen Items des „Maslach Burnout Inventory“ und „Copenhagen Burnout Inventory“, so enthalten sie ähnlich wie die beschriebenen Definitionen in den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern sprachliche Mittel der Graduierung. Schließlich basiert die Gesamtkonzeption des Fragebogens auf

527 Vgl. z. B. das Konzept der „sozialen Erwünschtheit“: „Darunter versteht man die verständliche Tendenz von Teilnehmern, auf die Items des Fragebogens so zu antworten, dass sie einen möglichst günstigen Eindruck hervorrufen.“ (Bierhoff/Petermann (2014: 114).

528 Bierhoff/Petermann (2014: 140) verweisen auf eine Publikation von Hannelore Weber (2006), in der sie auf ein methodisches Problem innerhalb der differenziellen Psychologie hinweist, das auftritt, wenn „Persönlichkeitsmerkmale mit Folgen in Verbindung gebracht werden, die in der begrifflichen Bedeutung des Persönlichkeitsmerkmals schon enthalten sind“ (Bierhoff/Petermann (2014: 140) über Weber 2006).

gradueller Konzeption, denn die Versuchspersonen sind dazu aufgerufen, je nach Häufigkeit und Intensität ihre Zustimmung zu den Items kenntlich zu machen.

So unterschiedlich demnach die angeführten Definitionsbeispiele der Fachzeitschriftenartikel und Monografien auf der Ebene der Definitionsentfaltung auf Satz- und Textabschnittsebene sind, so weisen die meisten in Bezug auf die sprachlichen Mittel, die auf der Ebene der Morpheme und (Mehr-)Worteinheiten eine Abgrenzung zu normalen alltäglichen Erschöpfungszuständen bzw. zu normalem Verhalten, Erleben und normalen Arbeitsbedingungen spezifizieren, viele Ähnlichkeiten untereinander und mit den Definitionen der Fachlexika, Hand- und Lehrbücher auf. Denn die beschriebenen physischen und psychischen Merkmale werden auch in diesen Belegen erst dadurch zu erklärungsbedürftigen Symptomen,

- 1.) dass sie im Vergleich zu ähnlichen, implizit mitgemeinten 'gesunden' bzw. 'normalen' physischen und psychischen Referenz-Zuständen ein reduziertes oder gesteigertes Maß präsentieren,⁵²⁹ oft verbunden mit einer Bewertung der Intensität, Dauer oder Häufigkeit der beschriebenen **PHYSISCHEN** und **PSYCHISCHEN MERKMALE** bzw. **SYMPTOME**:⁵³⁰

- **Fokus auf somatischer Ebene:** *suffering from frequent headaches and gastrointestinal disturbances, too somatically involved with one's bodily functions* (Freudenberger 1974, im QV unter 8.1.5); *Er klagt häufig über andauernde Müdigkeit, neigt vermehrt zu psychosomatischen Krankheiten wie Magengeschwüren, Migräneanfällen, Ekzemen und Asthma* (Schmidbauer 1982, im QV unter 8.1.5); *chronische Schmerzen ohne Befund* (Bauer/Häfner/Kächele et al. 2003, PPmP, im QV unter 8.1.4); *besonderer Fall schwerer Erschöpfung* (Eckart 2008, DMW, im QV unter 8.1.4); *andauerndes Erschöpfungserleben* (Berger/Schneller/Maier 2012, Der Nervenarzt, im QV unter 8.1.4); *immer wieder auftretendes Herzrasen, häufige Infektionen der Atemwege und eine Gewichtsabnahme* (Kissling/Mendel/Förstl 2014, DMW, im QV unter 8.1.4); *ausgeprägte Erschöpfungssymptomatik* (Weimer/Kraus 2011, Der Psychotherapeut, im QV unter 8.1.5); *verminderte Schlafqualität* (Berger/Falkai/Maier 2012, Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4); *Anstieg in körperlichen Beschwerden* (Zimmer/Klausmann 2016, PiEU, im QV unter 8.1.4); *häufig, aber auch durch somatoforme Beschwerden (u. a. Fatigue, Schwindel, gastrointestinale Symptome, chronische Schmerzen) und Suchtverhalten (schädlicher Gebrauch von Alkohol, Stimulantien, Schlaf- und Beruhigungsmitteln) gekennzeichnet* (Söllner/Behringer/Böhme 2016, PPmP, im QV unter 8.1.4);
- **Fokus auf psychosozialer Ebene:** *langandauernde Stressreaktion* (Schmitz 1998, in PiEU, im QV unter 8.1.4); *staff member's quickness to anger and his instantaneous irritation and frustration responses, finds it just too difficult to hold in feelings. He cries too easily, the slightest pressure makes him feel overburdened, excessive use of tranquilizers, excessively*

529 Auch Schuster verweist in ihrer Arbeit zur Entwicklung der psychiatrischen Schreibpraxis von 1800–1939 darauf, dass Graduierungen eine wichtige Rolle spielen, um „die Stärke oder Ausprägung eines Symptoms oder einer Krankheit anzugeben“ (vgl. Schuster 2010: 238f.).

530 Die hier zitierten Belege wurden orthografisch und flexionsmorphologisch angeglichen und daher kursiv gesetzt, sonst sind sie aber im Vergleich zu den Originalen unverändert.

rigid (Freudenberger 1974, im QV unter 8.1.5); *reduced personal accomplishment, being emotionally overextended, decline in one's feelings of competence* (Maslach/Jackson 1984, im QV unter 8.1.5); *persistent, negative, work-related state of mind, reduced effectiveness, decreased motivation*, (Schaufeli/Enzmann 1998, im QV unter 8.1.5); *Every working hour is tiring you?* (Kristensen/Borritz/Villadsen et al. 2005, im QV unter 8.1.5); *Sympathie für Klienten [...] schwindet und macht mißtrauischer Distanz Platz. [...]* (Schmidbauer 1982, im QV unter 8.1.5); *belastet mich zu stark, ist für mich wirklich anstrengend* (Büssing/Perrar 1992, im QV unter 8.1.5); *Leistungseinbuße, reduzierte Leistungsbereitschaft bzw. -fähigkeit, reduziertes Engagement für Patienten und Klienten, Abbau, Verflachung, zunehmende Verleugnung des Problems, abnehmende Flexibilität im Denken/Verhalten, zunehmende Sinnlosigkeit* (Kaschka/Korczak/Broich 2011, im Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4); *vermindertes Engagement [...], mit eingeschränkter Distanzierungsfähigkeit, hoher Resignationstendenz, geringem Wohlbefinden sowie herabgesetzter Widerstandsfähigkeit* (Stück/Rigotti/Balzer 2005, in PiEU, im QV unter 8.1.4); [...] *ständige Frustration, [...] seelische Überlastungen* (Eckart 2008, in DMW, im QV unter 8.1.4); *geringe Arbeitszufriedenheit und geringes Wohlbefinden bzw. Lebensqualität, d. h. intensiveres Burnout-Erleben* (Hillert/Koch/Lehr 2013, Der Nervenarzt, im QV unter 8.1.4); *typische Erschöpfungsbilder infolge emotionaler Überforderung* (Kettler 2012: A-1189f., Dt. Ärztebl.); *durch das permanente Gefühl, der Arbeit nicht gerecht zu werden und an den Grenzen der Leistungsfähigkeit zu kämpfen* (Madel 2015, Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4); *Dazu kommt ein starker Interessenverlust an dem zuvor übertrieben ausgeführten Vorgang* (Schneider/Bühler 1998, Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4).

- 2.) dass sie ähnliche mitgemeinte Referenzzustände bzw. Normen, die ein 'gesundes', 'normales', 'funktionales' oder 'sozial erwünschtes' VERHALTEN und ERLEBEN darstellen, negieren oder zu diesen in Opposition stehen:

- **Fokus auf somatischer Ebene:** *being unable to shake a lingering cold; sleeplessness, chronische Schmerzen ohne Befund, unspezifische Beschwerden des Magens und des Darmes* (Bauer/Häfner/Kächele et al. 2003, in PPmP, im QV unter 8.1.4); *Appetitlosigkeit, Libidoverlust, Gewichtsverlust, Unruhe, überhaupt nicht mehr abschalten können, nachhaltig unkonzentriert* (Wilms 2009, in PiD, im QV unter 8.1.4); *Unvermögen, sich zu entspannen* (Geyerhofer/Unterholzer 2009, in Psychotherapie im Dialog, im QV unter 8.1.4); *Ruhelosigkeit* (Rösing 2003 nach Schaufeli/Enzmann 1998, im QV unter 8.1.5); *Schlaflosigkeit* (von Känel 2008, im QV unter 8.1.5); *unspezifische [...] somatische Beschwerden* (Stöbel-Richter/Daig/Brähler et al. 2012, in PPmP, im QV unter 8.1.4);

Fokus auf psychosozialer Ebene: *inflexible* (Freudenberger 1974, im QV unter 8.1.5); *depersonalization, unfeeling and callous response toward these people, who are usually the recipients of one's service or care* (Maslach/Jackson 1984, im QV unter 8.1.5); *Ferien lassen nicht neue Kräfte schöpfen, sondern den Zwang zum Wiederantreten der Arbeit nur düsterer scheinen* (Schmidbauer 1982, im QV unter 8.1.5); *negative und zynische Einstellung zu ihrer Arbeit und den Klienten* (Kleiber/Enzmann 1990, im QV unter 8.1.5); *negative, work-related state of mind; distress, dysfunctional attitudes and behaviours at work; a misfit between intentions and reality in the job; inadequate coping strategies that are associated with the syndrome* (Schaufeli/Enzmann 1998, im QV unter 8.1.5); *Entpersönlichung führt zu einer indifferenten Haltung gegenüber den Klienten* (Ulich 1991, in PiEU, im QV unter 8.1.4); *Unausgeglichenheit; mißtrauische und negativ zynische Grundstimmung*

gegenüber Kollegen (Büssing/Schmitt 1998, ZfAO, im QV unter 8.1.4); *daß ich manche Personen so behandle, als wären sie unpersönliche „Objekte“* (Büssing/Perrar 1992, im QV unter 8.1.5); *gefühllose, gleichgültige Einstellung; negative Einschätzung der persönlichen Leistungskompetenz* (Bauer/Häfner/Kächele et al. 2003, in PPMp, im QV unter 8.1.4), *Depersonalisation, keine Zeit mehr* für nicht-berufliche Bedürfnisse; *Orientierungslosigkeit, Zynismus; innere Leere; zunehmende Sinnlosigkeit und Desinteresse* (Kaschka/Korczak/Broich 2011, im Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4); *führen kurze Erholungsphasen nicht zu einer Rückbildung* (Berger/Falkai/Maier 2012, Dt. Ärztebl.; *Es fällt mir schwer, mich nach einem Arbeitstag zu entspannen. Ich bin nicht davon überzeugt, dass ich meine Arbeit gut mache.* (Zimmermann/Kaiser/Bernholt et al. 2016, in PiEU, im QV unter 8.1.4); *Ich fühle mich (nicht) voller Tatkraft* (Buschmann/Gamsjäger 1999, in PiEU, im QV unter 8.1.4); *So wird Kompensation [...] gesucht, die aber misslingt* (Will 2014, in Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4); *(... ich kann nicht mehr ... alles lastet auf mir“), habe sich andererseits aber immer wieder angetrieben* (Wilms 2009, PiD, im QV unter 8.1.4); *Das Ziel wird erreicht, die Anerkennung, Dankbarkeit, das Lob, der Lohn fallen jedoch nicht den Erwartungen gemäß aus* (Beschner/Schönfeldt-Lecuona/Braun et al. 2009, PiD, im QV unter 8.1.4); *... ist in der Pubertät, aber ihre Symptome reichen weit über normale pubertäre Gefühlsschwankungen hinaus* (Schulte-Markwort 2015, im QV unter 8.1.5); *Typische Symptome des manifesten Burnout-Syndroms sind Frustration, Hilflosigkeit, Unzufriedenheit, Erschöpfung und Ineffizienz* (Schneider/Bühler 1998, Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4).

- 3.) dass sie EIGENSCHAFTEN VON PERSONEN MIT BURNOUT benennen, die in der Gesellschaft zwar ein hohes sozial-ethisches Ansehen besitzen, mit denen diese Personen jedoch teilweise über einem implizit mitgemeinten sozial-ethischen Normalmaß liegen (›Aufopferung‹ liegt über dem ‚Normalmaß‘ auf einer Skala des ›Einsatzes im Beruf‹). Durch den Burnout-Prozess werden diese zugeschriebenen Eigenschaften jedoch reduziert oder auch (negativ) transformiert:

- *aufopferungsvolle, pflichtbewusste und ehemals besonders engagierte Mitarbeiter; sie zu reizbaren, mißtrauischen, halsstarrigen Mitarbeitern werden* (Kleiber/Enzmann 1990, im QV unter 8.1.5); *besondere Identifikation mit dem Beruf* (Büssing/Glaser 1993, in ZfAO, im QV unter 8.1.4); *besonders engagierte und pflichtbewusste Helfer in Sozialberufen, besondere Erwartungen sowie eine besondere Identifikation mit dem Beruf* (Büssing/Schmitt 1998, in ZfAO, im QV unter 8.1.4); *vermehrtes Engagement für Ziele, Zwang, sich zu beweisen (übertriebener Ehrgeiz); verstärkter Einsatz* (Kaschka/Korczak/Broich 2011, im Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4); *überhöhte Zielsetzungen, Perfektionismus, Selbstüberschätzung* (Berger/Falkai/Maier 2012, im Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4); *zu hohe persönliche Erwartungen an die eigene Leistung* (Eckart 2008: 34, DMW, im QV unter 8.1.4); *extrem stark ausgeprägtes Perfektionismusstreben* (Wilms 2009, in PiD, im QV unter 8.1.4); *Burnout-gefährdet scheinen allerdings Persönlichkeiten, welche sich bei der Arbeit übermäßig verausgaben (sog. overcommitment), [...], gesteigerter Einsatz für Ziele, Zunahme der Überstunden [...] reduzierte soziale Interaktion, negative Einstellung zur Arbeit ...* (von Känel 2008 im QV unter 8.1.5).

In vielen dieser Beispiele wird eine Vorher-Nachher-Konstellation erzeugt, wobei die Personen vorher gesellschaftlich eher positiv bewertete Eigenschaften zeigen,

die im Zuge des Burnout-Prozesses verschwinden oder sich in ihr Gegenteil verkehrt haben.

Und in einigen Definitionen findet über die Referenz auf die URSACHEN oder UMGEBUNGSFAKTOREN, die den Prozess des AUSBRENNENS beeinflussen, eine weitere Eingrenzung des Phänomens/Konzepts statt. Dabei findet man wieder quantifizierende, gradierende und negierende sprachliche Mittel, die diese Umgebungsfaktoren dadurch von 'normalen', 'nicht-krankmachenden' UMGEBUNGSFAKTOREN DES ARBEITS- UND PRIVATLEBENS abgrenzen:

from long-term involvement in work situations that are emotionally demanding (Kristensen/Borritz/Villadsen et al. 2005, im QV unter 8.1.5); *outcome of chronic depletion of the individual's coping resources resulting from prolonged exposure to stress* (Toker/Shirom/Shapira et al. 2005: 344); *arbeitete sie zusätzlich zu ihrer Anstellung als Stationsleiterin in einer chirurgischen Klinik oft bis spätabends als Bedienung in einem Restaurant* (Kissling/Mendel/Förstl 2014, in DMW, im QV unter 8.1.4)⁵³¹; *misfit between intentions and reality in the job* (Schaufeli/Enzmann 1998, im QV unter 8.1.5); *high job demands and low resources* (Demerouti/Bakker 2008, im QV unter 8.1.5); *Burnout is a process in which the psychological resources of an employee are gradually depleted as a consequence of prolonged stress at work* (Ahola/Hakanen/Perhoniemi et al. 2014: 29, im QV unter 8.1.5); *Konstrukt einer chronischen Anpassungsreaktion infolge dauernden Stresses* (Dech 2009: 210, PiD, im QV unter 8.1.4); *andauernde Arbeitsüberforderung, real unbewältigbarer Arbeitsanfall, mangelnde Anerkennung durch Vorgesetzte, fehlende Abgrenzung zum Privatleben* (Berger/Falkai/Maier 2012, im Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4); *Im Verlauf eines Arbeitslebens kann es üblicherweise immer mal wieder zu vorübergehenden Überlastungen kommen, [...]. Bei länger anhaltender Überforderung kann der Begriff Burnout [...] genutzt werden* (Schramm/Berger 2013, in Der Nervenarzt, im QV unter 8.1.4).

Die Abgrenzung zu sachverwandten Konzepten wie der ›Depression‹, ›Belastungsreaktion‹, ›Anpassungsstörung‹ oder ›Angststörung‹ wird über ähnliche graduierende, vergleichende, steigernde, negierende und adversative sprachliche Mittel vollzogen, allerdings im Vergleich zur Abgrenzung vom sog. ‚Normalzustand‘ nicht ganz in derselben Vorkommensdichte:

- *lack of reciprocity at work is predictive of both burnout and depression, and that a lack of reciprocity in private life is predictive of depression, but not of burnout* (Bakker/Schaufeli/Demerouti et al. 2000: 261); *in a Dutch study among teachers a reduced sense of superiority, i. e., the inability to rate oneself favourably in comparison to others, was related to depressive symptoms but not to burnout* (Ahola/Hakanen/Perhoniemi et al. 2014: 30, im QV unter 8.1.5); *Suizidgedanken und Suizidalität bestanden im gesamten Zeitraum nicht; seien jedoch Gedanken an den Tod aufgetreten, die aber nicht persistierten. Die vegetativen Beschwerden*

⁵³¹ Im Fallbeispiel von Kissling/Mendel/Förstl (2014) (= Beleg 8) erfolgt die ‚krankmachende‘ Steigerung durch die Menge der für sich schon belastenden Einzelfaktoren (alleinerziehend, krankes Kind, finanzielle Probleme, Doppelbelastung durch Kinder und zwei Arbeitsstellen etc.).

den (Herzklopfen, Hitzewallungen, Übelkeit) sind weiterhin mittelgradig ausgeprägt; eine phobische Symptomatik bzw. Vermeidungsverhalten besteht jedoch nicht. (Wilms 2009, PiD, im QV unter 8.1.4); Während beim BOS Symptome wie depressive Verstimmung, Verlust von Freude und Interessen sowie rasche Ermüdbarkeit und reduzierter Antriebsdruck durchaus vorkommen können, finden sich Schuldgefühle, reduziertes Selbstwertgefühl, Appetit- und Libidoverlust eher nicht. Je ausgeprägter ein BOS ist, umso höher ist die Korrelation mit einer depressiven Episode (Beschoner/Schönfeldt-Lecuona/Braun et al. 2009, PiD, im QV unter 8.1.4); Eine Studie zur Konstruktvalidität von Burnout in Abgrenzung zur Depression von Reime und Steiner [86] zeigt eine moderate Korrelation von $r = 0,44$ zwischen der allgemeinen Depressionsskala (ADS [87]) und der Subskala „emotionale Erschöpfung“ aus dem MBI, jedoch lediglich eine geringe Korrelation (von $r = 0,22$) mit der Skala „Depersonalisation/Zynismus“ des MBI und eine nicht signifikante Korrelation mit abnehmender subjektiver Leistungsfähigkeit ($r = -0,18$) (Dörr/Nater 2013 PpMP).

Wie gezeigt wurde, weisen die Definitionen in Lexika- Hand- und Lehrbüchern einige Ähnlichkeiten, aber auch Unterschiede zu den sich in Texten der Fachzeitschriften und Monografien/Sammelbände punktuell manifestierenden Definitionen auf. Diese Gemeinsamkeiten und Unterschiede werden im folgenden Kapitel nochmals zusammengefasst, die sprachlichen Mittel des Definierens im fachlichen Diskursstrang tabellarisch zusammengeführt und im Rahmen des praxeologischen Analyseverfahrens dieser Arbeit heuristisch mit den Teilpraktiken und sprachlichen Stimuli des Definierens, die sich in der Fläche der Diskursstränge zeigen und in den Kapiteln 6.2.4.1 und 6.2.4.2 beschrieben werden, verknüpft.

6.2.2.3 Exkurs: Bemerkung zur Verwendung des Analysebegriffs

›Definitionsentfaltung‹

Mit dem Analysebegriff ›Definitionsentfaltung‹ bezieht sich die Arbeit auf Literatur zur thematischen Entfaltung bzw. zu Vertextungsmustern (nach Konerding 2005: 9ff.; Brinker/Cölfen/Pappert ⁸2014: 60ff.; Müller 2007: 77ff.; Gansel/Jürgens ³2009: 148ff. mit Bezug auf Heinemann/Viehweiger 1991: 237ff. und Sandig 1986: 182f.). Analysekatégorien dieser Theorien werden auf Textpassagen, in denen definiert wird, angewendet.

Die Arbeit stützt sich mit Konerding (2005: 10) zunächst auf den Thema-Begriff nach Ochs-Keenan/Schieffelin (1976), nach dem „Diskurstopiks bzw. -themen [...] spezifikationsbedürftige Wissensbestände bei Interaktionspartnern“ sind und die „in einer Frage explizit Ausdruck erlangen“ (Konerding 2005: 11). Vom Gespräch auf den Diskurs übertragen heißt dies, dass ein Diskursthema „intertextuell“ in einzelnen Texten als ‚Gesprächsbeiträgen‘ verhandelt wird (ebd.: 9). Wissensbestände, „die hinsichtlich ihrer Detailliertheit bestimmter Komponenten unter-spezifiziert sind“ und die in „sogenannten Ergänzungsfragen (bzw. „w-Fragen“)“ Ausdruck erlangen, werden nach Konerding in primär deskriptiven Texten entfaltet (ebd.: 11). „[V]orgebliche Wissensbestände, für die eine akzeptable präferenz-

bezogene Einbettung übergeordneter Wissenszusammenhänge gefordert ist und für die eine rezipientenbezogene Möglichkeit der Akzeptanz durch diese Einbettung geleistet werden soll“, erlangen in „sogenannten Entscheidungsfragen (ja/nein-Fragen) Ausdruck“. Letztere werden in primär argumentativen Texten verhandelt (ebd.). Diese grundlegende Dichotomie wird für die vorliegende Arbeit zur Beurteilung definierender Textabschnitte übernommen, die beispielsweise einerseits auf die Frage „Was ist Burnout?“ und andererseits auf Fragen des Typs „Ist Burnout eine ›Krankheit‹?“ definitorisch antworten.

Die Arbeit unterscheidet des Weiteren in Anlehnung an Brinker/Cölfen/Pappert (⁸2014: 60ff.) und Müller (2007) zwischen deskriptiven, narrativen und explikativen Mustern der thematischen bzw. definitorischen Entfaltung. Deskriptive und narrative Texte werden mit Rückgriff auf die Argumentation Müllers (2007: 82) zunächst durch das Kriterium des entfalteten Redegegenstandes unterschieden: „*Erzählen* soll die Vertextung von Ereignissen und Prozessen heißen; diese sind als auf der Zeitachse sich vollziehende Entwicklungen gedacht“ (ebd.), die „prozessual-aktional[e]“ repräsentiert werden (Brinker/Cölfen/Pappert ⁸2014: 66). „*Beschreiben* wird die Vertextung von Gegenständen und synchronisch gedachten Konstellationen genannt“ (Müller 2007: 82, Kursivsetzung im Orig.).

Die erzählende Themenentfaltung in diesem weiten Sinn wird in dieser Arbeit allerdings nochmals graduell nach stilistischen und semantischen Kriterien unterteilt, und zwar in die Schemata ›Referieren‹ und ›Narration im engeren Sinn‹. Mit ›Referieren‹ werden Textpassagen beschrieben, die „ergebnisorientiert“ eine eher „sachlich-registrierend[e], stets um Objektivität [...] bemühte“ Darstellung bei der Repräsentation des Ereignisses/Vorgangs wählen (vgl. Heinemann/Viehweiger 1991: 239; Gansel/Jürgens ³2009: 150). Bei Vorgängen kommt zudem das von Brinker/Cölfen/Pappert (⁸2014: 62) genannte semantische Kriterium des ‚Regelhaften‘ hinzu. ›Narrationen im engeren Sinn‹ sind „ereignisorientiert“ (Gansel/Jürgens ³2009: 150) und elaborieren die Erzählung der Ereigniskette dramatisch.⁵³²

⁵³² Marcus Müller kritisiert dieses stilistische Unterscheidungskriterium in Bezug auf Brinkers Unterscheidung zwischen ›Beschreiben‹ und ›Erzählen‹ (Müller bezieht sich dabei auf Brinker (⁶2005: 65ff.)). Für Brinker zähle auch die Entfaltung eines einmaligen Vorgangs zur deskriptiven Themenentfaltung, wenn diese „weder sich noch den Rezipienten selbst in die Darstellung“ involviere, „sondern das Ereignis vielmehr in einer neutralen und distanzierenden Diktion“ präsentiere (Müller 2007: 81). Müller argumentiert, dass jedoch auch in „synchronisch gedachten Konstellationen“, also Texten, die beispielsweise einen Gegenstand beschreiben, „dramatische Elaboration“ zum Einsatz kommen kann. In dieser Arbeit wird diese stilistische Unterscheidung als graduelles Unterscheidungskriterium dennoch übernommen, da sie nützlich ist, um Narrationen in fachlichen Kontexten von Narrationen in fachexternen Kontexten zu unterscheiden. Letztere zeichnen sich nämlich in der Tat durch eine dramatische Elaboration im Vergleich zu den in fachlichen Kontexten referierten klinischen Einzelfällen ab. Diese stilistische Unterscheidung wird in dieser Arbeit jedoch nicht

Die explikative Themenentfaltung bzw. Definitionsentfaltung wird nach Heinemann/Heinemann (2002: 188, zitiert bei Müller 2007: 80) „als ‚Mischkonzept‘“ beschreibender und argumentativer Formen gesehen, da „Erklären ja heißt, Sachverhalte zu beschreiben und ggf. argumentativ zu stützen“ (Müller 2007: 80). Es wird dennoch teilweise mit dem Terminus *explikativ* gearbeitet, wenn in Definitionen Passagen erscheinen, die einen „Abhängigkeitszusammenhang“ (vgl. Jahr 2000: 386) oder eine Folgebeziehung konstatieren, bei der die „rezipientenbezogene Möglichkeit der Akzeptanz“ (Konerding 2005: 11) von Seiten der Emittenten vorausgesetzt wird.

6.2.2.4 Zusammenfassung sprachlicher Mittel des Definierens im fachinternen Diskursstrang aus punktueller Perspektive und Ausblick auf sprachliche Stimuli des Definierens in der Fläche der Diskursstränge

In den vorigen Kapiteln (6.2.2.1 und 6.2.2.2) wurden von der Morphem- bis zur Textabschnittsebene sprachliche Mittel extrahiert, mit denen definitorische Aufgaben in den Texten sowohl der Fachlexika, Hand- und Lehrbücher als auch der Fachzeitschriften, Monografien und Sammelbände erfüllt werden. In ersteren dominieren Formulierungen wie: *Ausbrennen. Syndrom, das bei ... auftritt, u. a. gekennzeichnet durch; B. wird als Syndrom aus ... beschrieben; B. bezeichnet einen besonderen Zustand berufsbezogener Erschöpfung; Burnout wird definiert als Syndrom aus* Diese syntaktischen Muster ordnen *Burnout* zuerst einem Definien-Ausdruck höherer Abstraktion zu und weisen ihm damit einen Platz in einem mehr oder weniger festen Begriffssystem zu (*genus proximum*) und spezifizieren es daraufhin durch qualitätsattributierende Nominalphrasen oder Relativsatzgefüge (*differentia specifica*).⁵³³ Die Richtung der Festlegung erfolgt vom Allgemeinen zum Speziellen. Die Definitionen werden in den Hand- und Lehrbüchern unter Berufung auf die Autoren/Autorinnen der jeweiligen Definition aufgeführt, in einigen Fachlexika auch ohne Nennung derselben. Distanzmarker werden in den Fachlexika kaum und in den Hand- und Lehrbüchern teilweise gesetzt (siehe Kap. 6.2.2.1). Bei diesen in der Regel im Indikativ Präsens verfassten Definitionen geht es nicht nur um Festlegungen der Bedeutung des Worts *Burnout*, sondern um Realdefinitio-

genutzt, um zwischen ›Beschreiben‹ und ›Erzählen‹ zu unterscheiden, sondern um verschiedene narrative Vertextungsmuster analysieren zu können: ›Referieren‹ und ›Erzählen im engeren Sinn‹.

⁵³³ Vgl. die an die Diskussion über die Termini *genus proximum* und *differentia specifica* in der Terminologielehre und Philosophiegeschichte anschließende Frage, ob in Definitionen dieses Formats wirklich nur *ein* möglicher *nächsthöherer* Gattungsbegriff in einem festen Begriffssystem angegeben wird oder ein hierarchisch weniger genau festgelegter Überbegriff in einem Begriffssystem mit unscharfen, auch graduellen Kategoriengrenzen, gewählt wird. Diese Diskussion wird in Kapitel 4.2.4 rekapituliert und in Kapitel 6.2.2.1 auf die Analyse der Belege bezogen.

nen, deren Korrektheit sich an der adäquaten Beschreibung der außersprachlichen Wirklichkeit bzw. anderen zeichengebundenen kollektiven Erfahrungen und Perspektivierungsanstrengungen bemisst (vgl. Kap. 6.2.2.1 und Köller 2004: 219). Die Art der Definitionsentfaltung⁵³⁴, die mit diesen syntaktischen Mustern korrespondiert, ist in der Regel eine beschreibende. Meist wird über die Wahl eines nominalen Definiens-Ausdrucks höherer Abstraktion in diesen Definitionen (*Syndrom*, *Zustand*, *Folge*, *Krise*, *Konzept* etc.) eine synchrone Sicht auf den Sachverhalt/das Konzept eingenommen. Zugleich wird durch den Definiens-Ausdruck eine erste Einordnung bzw. Kategorisierung zu Definiens-Metakzepten, z. B. ›Zustand/Eigenschaft‹, ›Vorgang/Prozess‹, ›Gattung‹ oder ›Ereignis‹, vorgenommen (vgl. zu diesen Kategorisierungen von Polenz ³2008: 159ff.;⁵³⁵ Konerding 2005: 16; Konerding 1993; Adamzik 2004: 122ff.). Daran anschließend werden zur Spezifizierung und/oder Unterscheidung von anderen sachverwandten Konzepten charakteristische Merkmale meist über Nominalphrasen aufgezählt, die wiederum auf telische oder egresive Verben zurückgehen (*erschöpfen*, *reduzieren*, *depersonalisieren*) und damit charakteristische transformative Teilvorgänge bezeichnen, die zum definierten Endzustand geführt haben. Verallgemeinernde Pronomen (*man*) oder Gattungsnamen (*bei professionellen Helfern*) in generischer Referenz⁵³⁶ weisen den beschriebenen Endzustand eines transformativen Prozesses als etwas aus, das nicht nur einem Subjekt, sondern unter denselben Bedingungen verschiedenen Subjekten, die dies meist in der semantischen Rolle der Experiencer⁵³⁷ erleben, zugeschrieben wird.

Auch wenn dieses Muster und die mit ihm einhergehenden syntaktischen qualitätsattribuierenden Muster (Relativsatzgefüge, präpositionale, attributive

534 Siehe hierzu die Ausführungen im letzten Kapitel 6.2.2.3.

535 Vgl. hierzu die Prädikatsklassen, die Peter von Polenz in seiner Satzsemantik in Kap. 2.1.4.2 ausführt (von Polenz ³2008: 159–167) und die hier in äußerst verkürzter Form wiedergegeben werden: HANDLUNG (mit dem Merkmal der ‘Absichtlichkeit’ verbunden), VORGANG (mit dem Merkmal der ‘Unabsichtlichkeit’ verbunden), ZUSTAND (mit dem Merkmal ‘grundsätzlich veränderlich’ und mit Orts- oder Zeitangaben verbunden), EIGENSCHAFT (mit dem Merkmal ‘grundsätzlich unveränderlich’ verbunden), GATTUNG (mit dem Merkmal ‘essentielle (nicht akzidentielle) Eigenschaft eines Objekts’ verbunden). Bei Definitionen ist die Prädikatsklasse „Gattungsprädikate“ besonders einschlägig. So kann man in folgendem Beispiel *Burnout ist ein besonderer Zustand berufsbezogener chronischer Erschöpfung* das Definiendum *Burnout* der definierenden Gattung ›berufsbezogene chronische Erschöpfungszustände‹ zuordnen. Man könnte diese definitorische Aussage aber zugleich auch der Kategorie „Zustandsprädikate“ zuordnen, die Peter von Polenz als „Aussagen über grundsätzlich veränderliche, also irgendwann eingetretene und irgendwann endende physische oder psychische Zustände von Lebewesen, Sachen oder Abstraktbegriffen“ beschreibt (von Polenz ³2008: 162f.).

536 Zur generischen Referenz vgl. Schmidt-Brücken (2015: 29ff.) und Blühdorn (2001).

537 Zustandsträger/Experiencer ist eine „Person oder Figur, die etw. wahrnimmt, fühlt oder denkt“ (Müller 2007: 94; vgl. auch Primus 2012: 25f.).

Nominalphrasen) in den Texten der Fachzeitschriften und Monografien ebenfalls sehr häufig erscheinen, so zeigen diese im Vergleich zu den Lexika und Handbüchern dennoch eine größere Formenvielfalt, um den Ausdruck *Burnout* auf die ihn bestimmenden Sachverhalte und Begriffsinhalte identifizierend-gleichsetzend zu beziehen:

1. durch die gerade beschriebene deskriptive Definitionsentfaltung, die sich am Muster *genus proximum – differentia specifica* orientiert (vgl. z. B. Beleg 2, 4, 5 und 12 in Kap. 6.2.2.2);
2. durch die Beschreibung, welche charakteristischen Eigenschaften und generalisierbaren Vorgänge bzw. „Phasen“ sich bei den ‚Merkmalsträgern‘, also ›PERSONEN MIT BURNOUT‹, zeigen (vgl. Beleg 1, 4, 9 in Kap. 6.2.2.2);
3. durch die Frage „Was ist Burnout?“ und daran anschließende Antwortmuster, die den Prozess oder Zustand ›Burnout‹ beschreibend/referierend charakterisieren und durch Aufzählungen von Symptomen und Phasen in Einzelmerkmale bzw. -vorgänge aufgliedern (vgl. Beleg 1 in Kap. 6.2.2.2);
4. durch die Zuordnung einer kurzen beschreibenden Definition des Konzepts ›Burnout‹ und seiner Unterfaktoren zu einer Zusammenschau von Items eines Fragebogens, die die Burnout-Dimensionen durch beobachtbare Unterfaktoren konkretisieren (vgl. Beleg 6a und 6b in Kap. 6.2.2.2);
5. durch die Einordnung des Definiensausdrucks in eine feste Oberklasse in einem deklarierten Klassifikationssystem wie der ICD-10 oder ICD-11 und einer anschließenden Kurzbeschreibung (vgl. Beleg 12 in Kap. 6.2.2.2);
6. durch die Zuordnung des Diagnosebegriffs ›Burnout‹ zu einem zuvor sachlich-referierenden Fallbericht, in dem die in der Untersuchung in Erfahrung gebrachten Merkmale/Symptome in zeitlich geordneter Abfolge, aber mit Blick auf die zugeordnete Diagnose ergebnisorientiert präsentiert werden (vgl. Beleg 8 in Kap. 6.2.2.2);
7. durch den Vergleich des Begriffskonzepts ›Burnout‹ mit sachverwandten ‘nicht-krankheitswertigen’ Zuständen (siehe Beleg 10 in Kap. 6.2.2.2) und sachverwandten klinischen Diagnosekonzepten wie der ›Depression‹ (siehe Beleg 11 in Kap. 6.2.2.2);
8. durch die argumentative Zurückweisung eines Definiens-Nomens höherer Abstraktion (z. B. *Diagnose*, *Krankheit*) in bisherigen im Diskurs etablierten Definitionsvarianten und die explizite Abgrenzung von anderen taxonomisch festgelegten sachverwandten Konzepten/Sachverhalten (vgl. Beleg 8a-2 und 10 in Kap. 6.2.2.2);
9. durch die Reformulierung einer anderen (meist deskriptiven) Definition und anschließender argumentativer Zurückweisung bestimmter Attribute als ‘wesentlich’ bzw. ‘konstitutiv’ (vgl. z. B. eine Studie, in der das Attribut ‘über-

- mäßiges Engagement' zurückgewiesen wird (Schmitz/Leidl 1999 in PiEU, im QV unter 8.1.4));
10. durch die argumentativ-operationale Zurückweisung bestimmter Attribute/Attributskonstellationen als 'wesentlich' bzw. 'konstitutiv' (z. B. Zurückweisung des Merkmals *Depersonalisierung*) für das operationalisierte Konzept ›Burnout‹ und die anschließende Substitution durch eine eigene deskriptiv-operationale Definitionsentfaltung (vgl. z. B. Beleg 6b in Kap. 6.2.2.2).

Bei den Fallberichten (siehe in der gerade präsentierten Aufzählung Punkt 6) erfolgt die Richtung der definitorischen Festlegung im Gegensatz zum Muster „genus proximum – differentia specifica“ vom singulären Erleben (Sinzeichen) hin zur verallgemeinernden Diagnose (Legizeichen). Die Fallberichte unterscheiden sich von Fallnarrationen in Medientexten, da die geschilderten Ereignisse ohne Spannungsbogen „ergebnisorientiert“ und ohne explizite oder nur wenige emotionalisierende Bewertungselemente „institutionsgebunden“ präsentiert werden (vgl. Sandig 1986: 184; Gansel/Jürgens ³2009: 149ff.). Die öffentlich-medialen Fallnarrationen werden im folgenden Kapitel 6.2.3.1 eingehender beschrieben.

Die Fragebogen-Items im Rahmen psychologischer Messinstrumente (siehe in der gerade präsentierten Aufzählung Punkt 4) wurden ebenfalls dafür entwickelt, das individuelle Erleben der Testpersonen anzusprechen. Sie werden damit einerseits im Gewand singulären Erlebens dargeboten, stellen aber andererseits verallgemeinerte Eigenschaften und Verhaltensweisen dar, die als typische Faktoren bzw. Symptome des Konzepts ›Burnout‹ bei der Testerstellung entworfen wurden.

Die Originalarbeiten verwenden meist eine knappe Zustandsbeschreibung mit Andeutung des Transformationsprozesses als Vertexungsmuster oder referieren direkt auf das verwendete Fragebogen-Messinstrument, teilweise mit Nennung von Beispiel-Items der Messinstrumente (z. B. Dormann/Zapf/Isic 2002: 206, ZfAO; Freund/Diestel/Schmidt 2012: 146, ZfAO; Zimmermann/Kaiser/Bernholt et al. 2016: 262f., PiEU, im QV unter 8.1.4). Manche diskutieren auch unterschiedliche Burnout-Definitionen (siehe Beleg 4, 5 und 6b in Kap. 6.2.2.2).

Bei Übersichtsartikeln, die in der Regel verschiedene Definitionen präsentieren und gewichten, sind die meisten Definitionen klassische Zustandsbeschreibungen einer aus egressiven Prozessen hervorgegangenen Symptomatik, wie in den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern (siehe die Belege 2, 3, 4, 5 und 7 in Kap. 6.2.2.2). Manche der zitierten Definitionen beziehen jedoch auch den Prozess und/oder ursächliche Faktoren der Genese des Phänomens BURNOUT explizierend mit ein (siehe die Belege 4, 9 und 10 in Kap. 6.2.2.2). Des Weiteren können die Grenzen zwischen den Unterkapiteln nicht immer eindeutig ausgemacht werden, d. h. das Kapitel „Definition“ ist gerahmt von Kapiteln zur „Begriffsgeschichte“,

„Symptomatik“ oder zu „Erklärungsmodellen“. Da die im Kapitel „Definition“ zusammengestellten Sätze aber ebenfalls häufig auf typische Symptome und Bedingungsfaktoren referieren, wirken die in diesen Rahmenkapiteln ausgeführten Passagen – Symptomlisten, Modelle typischer aufeinander folgender Phasen, kurze charakteristische Beispiele oder Ätiologiemodelle – ebenfalls in den Definitionsprozess mit hinein (siehe Beleg 9 in Kap. 6.2.2.2 und Korczak/Kister/Huber 2010: 14ff., im QV unter 8.1.5).

Die Formenvielfalt korrespondiert damit, dass in Artikeln der Fachzeitschriften und Monografien durchaus verschiedene Definitionen nebeneinander präsentiert, diskutiert und in manchen Publikationen zusammengeführt werden. In Kap. 6.2.2.2 wurde dieses Vorgehen als Definieren mit repräsentativ-festsetzender Funktion beschrieben (siehe insbes. Beleg 4, 5, 6b und 11 in Kap. 6.2.2.2) und auf das Falsifizierungsprinzip moderner naturwissenschaftlicher Forschung bezogen (vgl. Prechtel ²1999: 175). Definitionen in Fachlexika und Handbüchern sowie Abstracts von Übersichtsartikeln in Fachzeitschriften, die eine knappe Definition teilweise ohne Angabe der Quelle geben (z. B. Schmidbauer 1991; Psyhyrembel 2007, im QV unter 8.1.2) und dadurch wie eine monolithische Stimme im Diskurs erscheinen, unterstützen hingegen die Vorstellung einer allgemeingültigen Definition mit deklarativer Kraft.⁵³⁸ Eine solche Definition wird in Fachkreisen aus praktischen Gründen gefordert, wenn die Definition Eingang in internationale Klassifikationssysteme für Krankheiten finden soll und wenn therapeutische Behandlungen darüber abgerechnet bzw. Personen dadurch krankgeschrieben werden können sollen (vgl. Searle 1980: 99 und Kap. 4.3.2). Dies beweisen die vielen Verweise in Fachartikeln, vor allem in Zeitschriften klinischer Fächer (Der Nervenarzt, Deutsches Ärzteblatt, Der Internist), die das Fehlen einer „international konsentiert[e] Definition“ anmerken (vgl. Beleg 9 und 10 in Kap. 6.2.2.2 und z. B. in der Zeitschrift Der Internist bei Kapfhammer 2012: 1277; in Der Nervenarzt bei Hamann/Parchmann/Mendel et al. 2013; in der DMW bei Kissling/Mendel/Förstl 2014, im QV unter 8.1.4). Doch die letzten Kapitel haben gezeigt, dass trotz dieser kritischen Anmerkungen gegenüber einer in klinischen Fachkreisen kollektiv akzeptierten Definition einige typische Berufsfelder (z. B. psychosoziale Berufsgruppen), kennzeichnende Symptome (z. B. Erschöpfung, Zynismus, Leistungsreduktion, auf den Arbeitsbereich bezogen/ursächlich im Arbeitsbereich, Schlafprobleme etc.) und Namen (Freudenberger, Maslach/Jackson) auch in den Texten der Fachzeitschriften und Monografien immer wieder an exponierter Stelle (z. B. im Abstract, in typografisch hervorgehobenen Passagen, in Schaubildern,

538 Zum Zusammenhang repräsentativer und deklarativer Merkmale von Definitionshandlungen vgl. auch Kap. 4.3.2 dieser Arbeit.

Zusammenfassungen, zuvorderst in Aufzählungen) erscheinen. Diese diskursiven Auffälligkeiten können eine Reduktion von Definitionsvarianten bewirken, die möglicherweise eine Konsensfindung und Einordnung in momentan gültige Klassifikationssysteme vorbereiten können (vgl. dazu besonders Beleg 10 und Beleg 8a-2, der die Einordnung von Beleg 10 ebenfalls aufnimmt, in Kap. 6.2.2.2). Wie weitreichend die unifizierende Wirkung dieser diskursiven Praktiken der Bezugnahme bzw. Verknappung ist, wird in Kap. 6.2.4.2 noch eingehender unter Berücksichtigung der fach- und sozio-kulturellen Einbettungsbedingungen der Texte untersucht.

In der Zusammenschau vermitteln die analysierten Definitionen der Fachzeitschriften, Sammelbände und Monografien zwar ein weniger homogenes bzw. vielstimmigeres Bild als die Definitionen in den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern, und sie variieren formal stärker auf der Ebene der Definitionsentfaltung (siehe Tabelle 1 unten). Trotz der verschiedenen oben erläuterten Definitionsentfaltungstypen entsteht aber dennoch der Eindruck von Überschneidung zwischen den Definitionen der beiden fachinternen Diskursstränge. Denn erstens ähneln sich alle Definitionen auf der Ebene der Morpheme und (Mehr-)Worteinheiten, wenn es um die sprachliche Abgrenzung zu normalen alltäglichen Erschöpfungszuständen bzw. normalem Verhalten, Erleben und normalen Arbeitsbedingungen geht (vgl. Kap. 6.2.2.1 und 6.2.2.2 und siehe Tab. 1 unten). Zweitens werden Konzept-Komponenten wie ›übermäßige Erschöpfung‹, ›Überforderung‹ sowie ›Verlust von vormaligen Möglichkeiten oder Fähigkeiten‹ in nahezu allen Definitionen versprochen. Drittens wird in beinahe allen Definitionen ein Bezug zur Arbeitswelt meist über die Verwendung von Gattungsbezeichnungen (*staff member*, *Mitarbeiter*, *psychosoziale Berufsgruppen*, *helfende Berufe*, ...) hergestellt.

In den folgenden drei Tabellen werden zunächst in Tabelle 1 die sprachlichen Mittel nochmals zusammengefasst, die in exponierten Passagen an der Textoberfläche der fachinternen Diskursstränge punktuell definitorische Aufgaben und Ansprüche erfüllen (Kap. 6.2.2.1 und 6.2.2.2). Zusätzlich wird in Tabelle 1, Spalte 3 rekapituliert, welche abstrakt-idealen Erwartungen an eine (gute) Definition und damit an den Akt des Definierens als regelgeleiteten sozialen Prozess im fachlichen, aber auch öffentlichen Burnout-Diskurs selbst gestellt werden und welche Teil-Funktionen des Definierens daraus erwachsen (vgl. Kap. 4.2.2). In den darauf folgenden Tabellen (Tab. 2.1–2.2) werden dann zwei Gruppen definitorischer Teil-Praktiken mittlerer Abstraktion vorgestellt, die im Zuge der Analyse entwickelt wurden und die zwischen den sprachlichen Zeichenressourcen und den abstrakt-idealen Ansprüchen an die Tätigkeit des Definierens vermitteln.

Tab. 1 (fortgesetzt)

zuweisend-prädizierende Satzmuster mit Verbgefügen oder Satzzeichen, die eine Äquivalenz- oder Entsprechungs-Relation herstellen (= Definitor): <i>Burnout wird definiert als Syndrom aus [...]; x versteht Burnout als ein Syndrom, das aus [...]</i> <i>zusammengesetzt ist; x ist gekennzeichnet durch, x wird beschrieben als; Burnout-Merkmale sind: [...]; according to the definition burnout is characterized by ...</i>	Anspruch auf exakte und eindeutige Bestimmung oder Zuordnung
Zusätzliche relationale syntaktische Muster in Fachaufsätzen/-büchern, mit denen das zu Definierende auf die definitorische Proposition (Definiens) bezogen wird: – <i>X ist y, wenn</i> (kond. Satzgefüge in attributiver Funktion) – <i>Was-ist-Frage-Antwort-Muster</i> (Frage enthält das Definiendum – Antwort das Definiens) – Nominaldefinition eines Ausdrucks (aus dem Wörterbuch, der Umgangssprache) wird auf den beobachteten Sachverhalt übertragen – Nach Nennung des Definiendums (als Überschrift oder vor dem Doppelpunkt) Aufzählungen typ. Symptome und Bsp. (vgl. stipulat. Def.)⁵³⁹ – Referieren eines Fallbeispiels mit anschließ. Diagnosekommentar, der das Definiendum nennt (vgl. genet. Def.) – Nennung des Namens des Messinstruments und anschließende Präsentation der operationalisierenden Fragebogen-Items (vgl. operationale Def.) – Negierte Äußerungseinheiten in Verbindung mit substitutiven Konnektoren zur Zurückweisung und anschließenden Ersetzung von Definiens-Nomina bzw. deren Rahmenkonzepten (<i>keine Krankheit, sondern Risikozustand</i>) – Äußerungseinheiten mit adversativen und negierenden Sprachmitteln, um Komponenten von ›Burnout‹ von anderen ›Zuständen‹, ›Merkmalen‹, ›Bedingungen‹ zu unterscheiden.	Anspruch auf Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum

⁵³⁹ Zur Begriffsbestimmung der „stipulativen Definition“, „genetischen Definition“ und „operationalen Definition“ vgl. Kap. 4.2.3 dieser Arbeit.

Tab. 1 (fortgesetzt)

(Mehr-)Wort- u. Morphemebene **Kategorisierung durch Definiens-Nomina mittlerer und hoher Abstraktion (Bezug auf Metakonzepte, Grundkonzepte des jeweiligen Fachs)**

Syndrom, Oberbegriff für bestimmte Typen persönlicher Krisen, Maß beeinträchtigten Befindens, Zustand berufsbezogener chronischer Erschöpfung, Indikator (nachhaltiger psychischer) Beanspruchung

Hervorgehobene Gattungs- und Sammelbezeichnungen, die teilweise durch ‚typische‘ Zusatzangaben spezifiziert werden
Besonders betroffen sind Helfer mit geringem Selbstwertgefühl [...]; Syndrom, von dem vor allem Angehörige von Sozialberufen betroffen sind; es wird oft von Menschen erlebt, die [...]; so scheinen gerade die allerbesten Leute bestimmter Berufsgruppen [...]; offenbar bevorzugt besonders engagierte Mitarbeiter trifft [...]

(Abgrenzende) Spezifizierung durch:

- Adjektive, Partizipien
- Abgrenzung einzelner Symptome und Entstehungsbedingungen von ‘normalen’ Zuständen/Bedingungen/ Erwartungsnormen und sachverwandten Konzepten durch sprachliche Mittel zum Anzeigen von Dauer, Frequenz, Intensität, Graduierung, Negierung, Gegensätzen z. B. *chronische Erschöpfung, völlige Arbeitsunfähigkeit, hohe interpersonelle Anforderungen, mangelndem Selbstwertgefühl, überanstrengt, kaum noch Freizeitaktivitäten, hält der Erschöpfungszustand jedoch mehrere Wochen [...] an; die Menschen werden immer weniger als Personen [...], sondern als Objekte gesehen; Vermeidungsverhalten besteht jedoch nicht*

Gewichtung einzelner Merkmale/Definitionen durch Lexeme und Mehrworteinheiten wie:

Kernsymptome, Hauptkriterien, the core of burnout ... , the main metaphor for burnout [...], in erster Linie gekennzeichnet von [...], Leitsymptom des Burn-out-Zustands

Tab. 1 (fortgesetzt)

Intersubjektivierung bzw. Konsensstiftung durch: Formulierungen, die zwischen verschiedenen Definitionen die Gemeinsamkeiten hervorheben, z. B. <i>Konsens besteht darin, dass; this definition is almost identical by [...]; findet sich auch wieder in [...]; Einigkeit besteht über folgende 3 Hauptkriterien [...]; Studien [...] führten zu dem auch noch heute weitgehend anerkannten Ergebnis, dass Burnout als Syndrom von [...] zu verstehen ist; Die am häufigsten zitierte Beschreibung von Burnout geht auf [...] zurück; Beschwerden, die häufig drei Dimensionen zugeschrieben werden [...];</i>	Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, Validität, Intersubjektivität
Sprachliche Mittel des Geltungsanspruchs – Präsens, Präteritum in Fallberichten oder in Definitionen, die auf Zitaten beruhen – Indikativ – Nomen, Adjektive, Pronomen, die die empirische Forschungspraxis und intersubjektive Gültigkeit unterstreichen: <i>empirisch, die meisten Fachleute, man, standardisierter Fragebogen, ...</i>	Anspruch auf eine neutrale, objektorientierte Sachverhaltskonstitution / Begriffsbildung

Die in Tabelle 1 zusammengefassten sprachlichen Mittel (Spalte 2, Tab. 1) wurden an Textstellen des fachlichen Diskursstrangs herausgearbeitet, in denen der Begriff ›*Burnout*‹ entweder von den Autoren/Autorinnen explizit als Definitionsgegenstand behandelt wurde (z. B. dadurch, dass der Abschnitt mit *Definition* überschrieben ist) oder in denen der Ausdruck *Burnout* auf dargelegte Sachverhalte und Begriffsinhalte bewusst identifizierend-gleichsetzend bezogen und damit punktuell im Rahmen eines Abschnitts reflektierend erklärt, bestimmt oder festgelegt wurde.⁵⁴⁰ Betrachtet man nun genauer, welche Effekte von diesen sprachlichen Mitteln ausgehen, und bezieht diese auf die im Diskurs selbst formulierten abstrakt-idealen Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens⁵⁴¹ (Spalte 3, Tab. 1), so erhält man [Praktiken mittlerer Abstraktion], die zwischen den konkreten sprachlichen Mitteln und abstrakten Definitions-Ansprüchen vermitteln: Diese Praktiken verbinden einzelne Zwecke oder Aufgaben, die aus den Definitions-Ansprüchen

⁵⁴⁰ Siehe die Bedeutungsangabe zum Verb *definieren* in Duden online unter: <https://www.duden.de/rechtschreibung/definieren> (zuletzt eingesehen am 17.12.2019).

⁵⁴¹ Vgl. Kap. 4.2.2 dieser Arbeit: In den Texten der fachinternen und fachexternen Diskursstränge zum Thema „Burnout“ wurden anhand metasprachlicher Äußerungen die Ansprüche, die im Diskurs selbst an die Tätigkeit des Definierens gestellt werden, herausgearbeitet.

erwachsen, mit verfügbaren sprachlichen Ressourcen. Ihr praktisch-prozesshafter Charakter lässt sich am besten dadurch kennzeichnen, dass sie durch Verben benannt werden (siehe unten Spalte 2, Tab. 2.1). In diesen durch die Verben benannten Handlungen oder Prozessen verbindet sich die Zweck- oder Aufgabenebene mit den sprachlichen Ressourcen. Gruppiert man diese Verben wiederum zu Überkategorien, so ergeben sich |definitorische Praktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung| (siehe Tab. 2.1) und |definitorische Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsqualifizierung| (siehe Tab. 2.2). Die Herleitung dieser Praktiken wird anhand der folgenden zwei Tabellen erläutert:

Tab. 2.1: Exemplarische Herleitung der |definitorischen Teilpraktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung| (im fachlichen/fachinternen Diskursstrang).

Textoberfläche (punktuelle Perspektive, Kap. 6.2.2.1 und 6.2.2.2)	Praktiken mittlerer Abstraktion	Einzelne Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs (Kap. 4.2.2)
zuordnend-präzifizierende Satzmuster wie z. B. <i>Burnout wird definiert als Syndrom aus [...] X versteht Burnout als ein Syndrom, das aus [...] zusammengesetzt ist; x ist gekennzeichnet durch, x wird beschrieben als;</i>	Definiens u. Definiendum einander zuweisen/doppelt referieren , ⁵⁴² gleichsetzen , sortal kategorisieren /einordnen , ⁵⁴³	Anspruch auf Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum

542 Stanaitytė (2005: 97 f.) beschreibt diese Praktik des Zuweisens in Alltagsdefinitionen unter Rückgriff auf die erste Auflage der Satzsemantik von P. v. Polenz (1985) folgendermaßen: „Wenn man davon ausgeht, dass Alltagsdefinitionen eine lexikalische Einheit in ihrer Bedeutung erläutern (aus der satzsemantischen Sicht betrachtet sind es Referenzstellen bzw. Bezugsobjekte), so hieße dies, dass das Explizieren einer Bedeutung ein Akt des doppelten Referierens ist: zunächst wird ein Bezug zu einer Referenzstelle hergestellt, worauf dann der zweite Akt des Referierens folgt, indem auf die gleiche Referenzstelle ein weiterer Bezug genommen wird, der sich von dem ersten dadurch unterscheidet, dass er andere Referenzausdrücke zur gleichen Bezugsstelle verwendet.“

543 Die Praktik des |Kategorisierens| macht darauf aufmerksam, dass bei der Verwendung eines Definiens-Ausdrucks (z. B. *Burnout ist ein Syndrom*) verschiedene semantische Kategorisierungen vorgenommen werden: durch die Wortart Substantiv beispielsweise wird eine „kategoriale Bedeutung“ transportiert: Denn diese Formulierung fordert uns dazu auf, das zu Definierende als etwas „das eigenständig existiert und was sich im physischen Raum als eigenständige Größe auch isolieren lässt“ oder als „eigenständig betrachtete Größe im geistigen Raum“ zu verstehen (Köller 2004: 349 f.); Wenn man Hyperonyme dieser Definiens-Substantive bildet, so erhält man eine übergeordnete Interpretationsperspektive. Konerding entwickelte dieses Verfahren der Hyperonymenreduktion und Benennung von Matrixframes im Bereich der Framesemantik (vgl. Konerding 1993; 2005). In dieser Arbeit wird im Folgenden von »Metakonzepten« in diesem Zusammenhang gesprochen.

einordnenden]⁵⁴⁵ Definiensausdruck höherer Abstraktion (*Syndrom, Krise, Risikozustand*) |gleichgesetzt|, welcher dann seinerseits noch mit weiteren, das Phänomen |kennzeichnenden| und von anderen Phänomenen |unterscheidenden| Angaben versehen und dadurch |spezifiziert| wird. Wenn diese semantische Relation ohne Distanzmarker konstituiert wird, dann wird eine Adäquatheitsbeziehung zwischen Definiens und Definiendum (Tab. 2.1, Spalte 3) unterstellt. Die weiterhin angeführten sprachlichen Mittel können zur Befriedigung der Ansprüche auf Exaktheit und Eindeutigkeit bzw. Trennschärfe und Deutlichkeit verwendet werden, um den zu definierenden Zustand/Prozess von ähnlichen Zuständen/Prozessen |abzugrenzen| und das Phänomen weiter zu |spezifizieren| und |einzugrenzen|.

In Kap. 6.2.4.1 wird der Analyseblick ausgehend von den in Tabelle 2.1 dargestellten sprachlichen Mitteln und Teilpraktiken des Definierens, die punktuell-lokal an einschlägigen Textstellen herausgearbeitet wurden, nochmals geweitet und gefragt, vor welchen fach-, bereichs- und sozial-kulturellen Rahmenbedingungen diese expliziten Definitionsbemühungen stattfinden und in welcher Weise diese Handlungs- und Verhaltensroutinen, die teilweise im retrospektiven Bezug auf generisches Vorwissen ihren Ausdruck finden (vgl. Schmidt-Brücken 2015: 86), definitionsähnliche Effekte stimulieren können. Um analytisch zwischen den sprachlichen Zeichenressourcen zu unterscheiden, die sich einerseits punktuell-konzentriert in einem Abschnitt und andererseits verstreut an verschiedenen Stellen in den Texten der Diskursstränge zeigen, wird im ersten Fall von *sprachlichen Mitteln* und im zweiten Fall von *sprachlichen Stimuli* gesprochen. Dieser Aufgliederung liegen keine Unterschiede der analytischen Grundperspektive zugrunde. In beiden Fällen werden Zeichenressourcen mit definitorischer Formungskapazität durch Spurenlese an den Textoberflächen des Diskurses gesichtet. Bei der flächigen Spurensuche wird jedoch stärker als bei der auf einen Abschnitt konzentrierten Analyse davon ausgegangen, dass die Autorinnen und Autoren der analysierten Texte an diesen Stellen nicht bewusst intendiert bzw. kontrolliert definieren, sondern unwillkürliche Sprachverwendungskonstellationen routinemäßig wiederholen, die zur diskursiven Entstehung einer Definition beitragen können.⁵⁴⁶ Das heißt, sie verwenden bestimmte Zeichen nicht bewusst kombiniert, um definitorische Teil-Funktionen zu erfüllen, sondern bestimmte,

⁵⁴⁵ Die |so| ausgezeichneten auf Verben zurückgehenden Formen verweisen im Folgenden auf die Praktiken mittlerer Abstraktion (siehe Spalte 2, Tab. 2.1).

⁵⁴⁶ Zu den Analysekonzepten ›Spur‹, ›Spurensuche‹, ›Praktik‹, ›Praxis‹ und damit einhergehenden Analyseaspekten, wie z. B. der „Unwillkürlichkeitsgedanke[n]“ (Müller 2015: 18/19), die Einbettung jeder (Sprach-)handlung in (fach-)kulturelle, soziale Bedingungsgefüge (vgl. Deppermann/Feilke/Linke 2016: 9ff.; Konerding 2015b) oder „Medialität“ (Jäger 2015; Spitzmüller/Warnke 2011: 183f.) und „Materialität“ (Deppermann/Feilke/Linke 2016.: 5ff.; Spitzmüller/Warn-

wiederholt auftretende Zeichenkombinationen, seien sie bewusst gesetzt oder nicht, können wie Reize in einem Reiz-Reaktions-Schema bestimmte definitions-ähnliche Effekte stimulieren. Diese Unterscheidung rekurriert auf die Grundthese der vorliegenden Arbeit, dass Definieren in diesem Diskurs weit mehr ist als ein Satz oder Textabschnitt, der eingeführt von der sprachlichen Formel *x ist/bedeutet/bezeichnet y* punktuell, intentional und explizit in terminologisch genau gefassten fachsprachlichen Kontexten geäußert wird.

Der Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, Validität und Intersubjektivität und die Konzentration auf wesentliche Faktoren beim Definieren wird in der folgenden Tabelle 2.2 durch sprachliche Mittel gewährleistet, von denen zum einen eine unifizierende⁵⁴⁷ und zum anderen eine die vorliegende Definition verstärkende Wirkung ausgeht. Das heißt, dass diese sprachlichen Mittel einerseits Einzelmerkmale [zusammenfassen und -führen] und dadurch bewirken, dass der Diskurs sich an diesen Stellen [verdichtet] und um manche [Ausdrucksvarianten reduziert] wird. Andererseits werden dadurch aber auch Merkmale oder Definitionsversionen [gewichtet] bzw. [hervorgehoben]. Weitere Sprachzeichen mit metainformativem Status (wie z. B. Präsens und Indikativ oder Zeichen, die auf die empirisch-objektive Entstehung der Definition referieren) können schließlich die Geltung der arrivierten Definitionsvarianten und deren Einordnungs- und Abgrenzungspraktiken [validieren], dadurch dass sie die zugrunde liegende definierende Proposition als [allgemein zeitlos bzw. generisch] (vgl. Schmidt-Brücken 2015: 41) und [als faktisch-sichere Gegebenheit qualifizieren], [verallgemeinern] und [objektivieren] (siehe Tab. 2.2 auf der folgenden Seite).

Praktiken der Verknappung zeigen sich allerdings auch über Textgrenzen hinweg, wenn manche Quellen besonders häufig in intertextuellen Bezugnahmen zitiert oder reformuliert werden oder wenn ähnliche Schlüsselwörter zu Beginn einer Original- oder Übersichtsarbeit von den Autoren/Autorinnen der Texte hinzugefügt werden. Diese Verknappungsprozeduren, die über Textgrenzen hinweg ihre Wirkung entfalten, werden in Kap. 6.2.4.2 beschrieben. Verknappende Praktiken können dadurch, dass sie den theoretisch unbegrenzten polyphonen Möglichkeitsraum des Diskurses einschränken, indirekt zur Konsensbildung und zum Eindruck überindividueller Geltung bezogen auf einen Wissensgegenstand beitragen.

Auch die in Tabelle 2.2 angeführten sprachlichen Mittel der Geltungsvalidierung erscheinen nicht nur punktuell in den Textpassagen, in denen explizit definiert wird, sondern Spuren dieser Geltungsvalidierung findet man auch im wei-

ke 2011: 166ff.) bzw. „Formungskapazität der Diskurse“ (Felder/Gardt 2015: 19) vgl. im Überblick die Kap. 4.1.2–4.1.4 dieser Arbeit.

547 Zum Begriff der ›Unifizierung‹ vgl. Kap. 6.2.1 dieser Arbeit.

Tab. 2.2: Exemplarische Herleitung der [definitorischen Teilpraktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungvalidierung] (im fachlichen/fachinternen Diskursstrang).

Textoberfläche (punktuelle Perspektive, Kap. 6.2.2.1 und 6.2.2.2)	Teilpraktiken mittlerer Abstraktion	Einzelne Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs (Kap. 4.2.2)
– Lexeme und Mehrworteinheiten wie: <i>Kernsymptome</i>, <i>Hauptkriterien</i>, <i>the core of burnout</i>; <i>in erster Linie</i> gekennzeichnet von; <i>Einigkeit</i> besteht über folgende 3 <i>Hauptkriterien</i> ..., <i>Leitsymptom</i>, ... – Formulierungen wie: <i>Konsens besteht darin, dass</i> [...]; <i>findet sich auch wieder in</i> [...].; <i>x/y verbinden</i> verschiedene Ansätze und entwickeln [...] folgende Arbeitsdefinition; [...] Definition [...], die sich in der Literatur <i>mit Abstand am häufigsten findet</i>; <i>recent definition by one of the leading researchers in the field</i>, die <i>meisten</i> Fachleute ..., <i>Einigkeit</i> besteht über ... – typografische Hervorhebungen: Symptomaufzählungen eingerahmt in einem Kasten – topografische Hervorhebungen dadurch, dass sie in Textsorten wie Wörterbuchartikeln oder Abstracts oder zu Beginn einer Aufzählung genannt werden – Stil: Unpersönlicher komprimierter Nominalstil; Pronomen <i>man</i>, Passivkonstruktionen – Textsorten: Wörterbuchartikel, fachl. Textsorten – Modus: Präsens, Indikativ – Aussagesätze – Nomen, Adjektive, die die empirische Forschungspraxis unterstreichen: <i>empirisch</i>, <i>standardisierter Fragebogen</i>, ...	- Merkmale gewichten , hervorheben , begründen , - zusammenfassen , verdichten , Varianten typo- und topografisch hervorheben/reduzieren , - verallgemeinern/generalisieren , - als faktisch-sichere Aussagen qualifizieren , - als im Fach und/oder in geltenden Taxonomien als mehrheitlich oder allgemein anerkannte Aussage qualifizieren , - generisch referieren generisch präzisieren (auf Eigenschaften, Vorgänge/Habitus) , - unifizieren	- Anspruch auf angemessene Umgrenztheit durch die Konzentration auf wesentliche bzw. grundlegende Faktoren - Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, Validität, Intersubjektivität - Anspruch auf eine neutrale, objektorientierte Sachverhaltskonstitution/ Begriffsbildung

Tab. 2.2 (fortgesetzt)

Textoberfläche (punktuelle Perspektive, Kap. 6.2.2.1 und 6.2.2.2)	Teilpraktiken mittlerer Abstraktion	Einzelne Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs (Kap. 4.2.2)
– Formulierungen, die die Überindividualität unterstreichen: Gattungs- und Sammelbezeichnungen und generische Prädikationen Ausblick auf Kap. 6.2.4.2 Textoberfläche (flächige Perspektive): (Sprachliche) Stimuli definitorischer Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung	Definitorische Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung	

teren Kontext und auf der transphrastischen und intertextuellen Ebene: Durch Textsorten wie den „Wörterbuchartikel“ kann der Eindruck einer angemessen umgrenzten, monolithischen Definition mit deklarativer Kraft gestützt werden, dadurch, dass diese Textsorte mit gesichertem, von fachlichen Diskursautoritäten verfasstem Wissen in Verbindung gebracht wird; ein wiederkehrender konventionalisierter Textaufbau bei Fachtexten⁵⁴⁸ kann zudem Zuordnungspraktiken zum medizinischen Bereich im Allgemeinen und damit den ‚Krankheitsstatus‘ eines Sachverhalts im Konkreten verstärken, wie in Kap. 6.2.4.2 noch dargelegt wird. In diesem Zuge gilt es schließlich auch das besondere geltungsqualifizierende Potenzial im Bereich medizinischer Semiotik zu berücksichtigen, z. B. durch welche Zeichendimensionen und Teilbedeutungen etwas einerseits als individuell erlebtes, aber dennoch ‘objektives’ Symptom erscheinen kann und

⁵⁴⁸ Vgl. dazu z. B. die von der Deutschen Medizinischen Wochenschrift empfohlene Kapitel-Reihenfolge zum Abfassen von „Kasuistiken“: Titel, englisches und deutsches Abstract (ohne „Literaturverweise“ und „keine Verweise auf Abbildungen, Tabellen“), das in sich gegliedert sein soll („Gliedern Sie [...] das Abstract bitte in Anamnese und klinischer Befund, Untersuchungen, Diagnose, Therapie und Verlauf, Folgerung“), dann 3–5 Keywords, Einleitung und danach die Kasuistik, die sich aus Unterkapiteln zur Anamnese, Diagnostik, Therapie und Verlauf und Diskussion zusammensetzen soll. https://www.thieme.de/statics/dokumente/thieme/final/de/dokumente/zw_dmw/DMW_Autorenrichtlinien_Kasuistik.pdf, darin Seite 1–3 (zuletzt eingesehen am 20.12.2019).

welche medizinischen Termini im Rahmen fachkultureller Praktiken solche Geltungsmechanismen in besonderer Weise transportieren (z. B. *Syndrom*).

Im folgenden Kapitel werden zunächst ebenfalls aus punktueller Perspektive die sprachlichen Mittel herausgearbeitet, die in den Texten des fachexternen Diskursstrangs definitorische Aufgaben erfüllen. Daran anschließend soll der Blick in die Fläche der Diskursstränge geweitet werden und der Frage nachgegangen werden, welche Spuren (unwillkürlicher) sprachlicher und sozio-kultureller Praktiken der Diskurs fachintern und -extern aufweist, die einzelne Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens erfüllen und dadurch in ihrer Gesamtheit über einen gewissen Zeitraum hinweg auf die diskursive Entstehung einer Definition einwirken. Beschreibungssprachlich werden diese Befunde in den Kapiteln 6.2.4.1–6.2.4.3 als „sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung“ sowie „sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung“ zusammengefasst und analysiert.

6.2.3 Sprachliche Mittel des Definierens im fachexternen Diskursstrang als sich punktuell zeigende Praktiken mit definitorischer Funktion

6.2.3.1 In Pressetexten und populärwissenschaftlichen Zeitschriften

Varietätenlinguistische Charakteristika von Pressetexten und Vermittlungstexten in populärwissenschaftlichen Zeitschriften wurden in den Kapiteln 5.3.3.3 und 5.3.3.4 ausführlich dargelegt. Diese Texte werden von (Wissenschafts-)Journalisten/Journalistinnen, aber auch von Fachleuten verfasst und wenden sich meist an eine Vielzahl möglicher Rezipientinnen und Rezipienten. Der Adressatenkreis ist anonym, heterogen und dispers (vgl. Burger/Luginbühl ⁴2014: 8). Populärwissenschaftliche Zeitschriften wie „Psychologie Heute“ oder „Gehirn&Geist“ können im Vergleich zu tagesaktuellen Presseerzeugnissen jedoch in stärkerem Maße eine Rezipienten-Zielgruppe anvisieren, die an Erkenntnissen aus den Fächern Psychologie/Medizin und benachbarten Wissenschaften interessiert ist, und diese Themen im Rahmen von Themenheften auch ausführlicher behandeln. Dadurch ist der Umfang der Artikel und der Fachlichkeitsgrad in einigen populärwissenschaftlichen Zeitschriften etwas höher als in der Tagespresse. In den Kapiteln 5.3.3.3 und 5.3.3.4 wurden auch die gängigen Presse- und Vermittlungstextsorten beschrieben, die ›BURNOUT‹ als Haupt- oder zumindest ausführlicheres Subthema behandeln.

In Folgenden werden anhand von Beispielen, die die Spannweite der Textsorten abdecken, sprachliche Mittel des Definierens beschrieben. Wie in den vergangenen Kapiteln erfolgt die Beschreibung der definitorischen Sprachmittel anhand von Beispieltexten, in denen der Ausdruck *Burnout* auf dargelegte Sachverhalte und Begriffsinhalte bewusst gleichsetzend als Entsprechung bezogen wird (vgl. Kap. 6.2.1).

Die Mehrheit der Texte, die als Hauptthema ›BURNOUT‹ behandeln, lassen sich den Textsorten Magazinbericht und Problemdarstellung zuordnen. Magazinberichte enthalten in der Regel mehr personalisierte Fallschilderungen als Problemdarstellungen, sie schließen häufig auch mit einer persönlichen Szene den Artikel ab, setzen mehr auf Spannung und detaillierte Fallschilderungen und arbeiten in stärkerer Weise mit visuellen und typografischen Blickfängern (z. B. durch Abbildungen, Grafiken, Tabellen). In Problemdarstellungen liegt der Fokus stärker auf einer „systematischen Entfaltung des Textinhalts“, wodurch das Thema „in mehrere gleichrangige Teile oder Aspekte“ aufgliedert wird (Lüger²1995: 118). Doch die Grenzen zwischen diesen Artikelformen sind fließend. Diese Artikelformen finden sich in allen untersuchten Dekaden, weshalb im Folgenden zunächst Beispiele dieser Textsorten aufsteigend aus jeder Dekade und verschiedenen Publikationsorganen vorgestellt werden (siehe die Belegbeispiele 1–6).

Beispiel 1 ist ein Magazinbericht des SPIEGELS vom 26.12.1988. Es ist einer der ersten Beiträge im deutschsprachigen Mediendiskurs, der ausführlich auf „eine mysteriöse Seelenkrankheit“ eingeht, die „immer mehr Ärzte und Therapeuten“ beschäftigt (DER SPIEGEL, Nr. 52 (1988): 162–164, im QV unter 8.1.6). Typisch für die Textsorte Magazinbericht ist die formulierte These im hervorgehoben gedruckten Vorspann des Artikels und der Wechsel von personalisierten Szenen (siehe die Abschnitte 1–4 unten) und Zitaten von Expertinnen und Experten (siehe die Abschnitte 5, 6, 8, 9). Der Text beginnt mit drei szenischen Beispielen, die jeweils das Verhalten dreier Personen im jungen und mittleren Berufsalter schildern: Dem „begeisterten“ Start ins Berufsleben wird eine spätere unmotiviertere Haltung gegenübergestellt, die auch mit psychosomatischen Symptomen einhergeht. Es folgt in Absatz 5 eine erste Experteneinschätzung zum „neuen Patiententyp“ und in Absatz 7 wird die Reaktion dieses neuen Patiententyps von anderen möglichen Reaktionen („Kündigung“, „Rebellion am Arbeitsplatz“) abgegrenzt. In Absatz 8 wird der ‚Entdecker‘ Herbert Freudenberger als Person eingeführt, die für „krisenhafte Entwicklungen dieser Art“ eine „Diagnose“ mit den Symptomen „Dauermüdigkeit, Gleichgültigkeit und Zynismus“ prägte. Die zuvor geschilderten Szenen und Expertenstimmen werden dadurch mit dem Diagnosewort *Burnout* verknüpft. Interessant ist des Weiteren, dass berichtet wird, Freudenberger habe herausgefunden, dass diese Entwicklungen und Symptome „mit traumatischen Kindheitserlebnissen wenig zu tun hatten.“ Erklärungskonzepte der psychoanalytischen Theorie werden von ihm für diesen Patiententyp demnach zurückgewiesen.⁵⁴⁹

549 Dieser Abschnitt im SPIEGEL-Artikel nimmt wohl Bezug auf folgende Aussage Freudenbergers in seinem Buch „The high cost of high achievement“, das er zusammen mit der Journalistin Geraldine Richelson 1980 herausgegeben hat: „Many oft he people who come to my office describe similar feelings, and yet they are neither neurotic nor psychotic in the historical sense of those

1) DER SPIEGEL Nr. 52 (1988: 162–164) (Unterstreich und Nummerierung der Absätze, T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.6)

26.12.1988

PSYCHOLOGIE

Nichts als Ruhe

Vor allem Menschen in helfenden Berufen, die mit besonderem Elan ins Berufsleben gestartet sind, verfallen zuweilen in eine mysteriöse Seelenkrankheit.

[1] Zu Beginn seiner Karriere war der Berliner Professor für seine Studenten jederzeit zu sprechen. Neugierig und umtriebig engagierte sich der Wissenschaftler für Studienreform und Selbstverwaltung und war stets dabei, wenn ein „autoritärer Zopf“ abzuschneiden war.

[2] Heute beschränkt der inzwischen 53jährige Professor seine Begegnungen mit Studenten, „diesen narzißtischen Kretins“, auf ein kühles Minimum, sitzt Konferenzen seufzend ab und lebt müde und resigniert zwischen seinen Bücherwänden. Neuerdings ist der Akademiker regelmäßig beim Arzt: Er schläft miserabel, und sein Herz setzt zu unvermittelten Sprüngen an.

[3] Die junge Lehrerin begann ihre Lehrzeit an einer nordrhein-westfälischen Gesamtschule voller Elan. Doch bereits nach einem Jahr im Schuldienst ist sie „ein Nervenbündel“, fällt nach dem Unterricht in einen Erschöpfungsschlaf und brütet nachts über ihren Stunden-vorbereitungen: „Ich hätte nie gedacht, daß ich mal so werden könnte wie die säuerlichen alten Kollegen, die die Kinder bloß anschreien und Strafarbeiten aufgeben“, seufzt sie und erzählt, inzwischen haue sie auch dazwischen, „anders kommt man einfach nicht durch“.

[4] Eine Münchner Psychologin, 34, arbeitet als Projektleiterin im Strafvollzugsbereich. Anfangs voller Begeisterung über den „neuen Job“, ertappt sie sich jetzt dabei, daß sie im Büro die Stunden bis zum Dienstschluß zählt. Sie leidet unter einem „quälenden Gefühl der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins“, begleitet von Schlaflosigkeit, Kopf- und Rückenschmerzen.

[5] Die rätselhafte Krankheit, bei der Idealismus, Arbeitseifer und Begeisterung schwinden und zeitgleich körperliche Beschwerden auftreten, beschäftigt immer mehr Ärzte und Therapeuten. Der Hamburger Professor und Psychotherapeut Gerhard Portele spricht von einem „neuen Patiententyp“, der, getrieben von diffusem Unbehagen, psychologische Hilfe sucht.

words. That they are suffering is undeniable. [...] Soon I recognized a phenomenon at work that had less to do with a childhood trauma than with a relatively recent malaise“ (Freudenberger/Richelson 1980: xv–xvi). Diese Zurückweisung psychoanalytischer Theorievokabeln für die „neuen Patiententypen“ passt zu der Beobachtung in Kap. 6.1.1, dass die Neurosenlehre Freuds im Zuge der 1980er- und 90er-Jahre zunehmend kritischer gesehen wurde (vgl. dazu den folgenden Hinweis in der 13. Auflage des psychologischen Lexikons DORSCH ¹³1998: „Im → ICD-10 und → DSM-IV wird der Oberbegriff Neurose nicht mehr benutzt.“). In diesem Zuge wird auch der Begriff der »Neurasthenie«, der auf der Neurosenlehre beruht, als nicht mehr ganz zeitgemäß eingeordnet. Auch Freudenberger geht es um die Beschreibung von Erschöpfung bei Personen, die er entgegen bisheriger psychoanalytischer Theoriebildung als „weder neurotisch noch psychotisch“ beschreibt.

[6] Während noch vor einigen Jahren Beziehungs- und Eheprobleme im Mittelpunkt therapeutischer Bemühungen standen, seien es heute Karriere- und Leistungsstreß, Frustrationen am Arbeitsplatz. Die selbstzweifelnde Frage „Was soll das eigentlich, was ich da mache?“ ist inzwischen, so Portele, das beherrschende Thema, Arbeitsstreß werde in zunehmendem Maße als Lebensverhinderung empfunden.

[7] Ein Kennzeichen der Büroneurotiker ist, daß ihre Unzufriedenheit weder Kündigung noch Rebellion am Arbeitsplatz auslöst, sondern sich nach innen richtet, Körper und Seele malträt und zu dramatischen Persönlichkeitsveränderungen führen kann.

[8] „Burnout“ heißt die knappe Diagnose, die der amerikanische Psychoanalytiker Herbert J. Freudenberger für krisenhafte Entwicklungen dieser Art prägte, nachdem Patienten in Verbindung mit ihrer Arbeit über Dauermüdigkeit, Gleichgültigkeit und Zynismus klagten, Zustände, die, wie Freudenberger herausfand, mit traumatischen Kindheitserlebnissen wenig zu tun hatten.

[9] Unter seinen ausgebrannten Patienten fand Freudenberger auffällig viele Menschen, die ursprünglich mit idealistischem Schwung einen dienenden Beruf ergriffen hatten: etwa Rechtsanwälte, Krankenschwestern, Ärzte, Sozialarbeiter, Richter und Politiker. „Nur wer einmal gebrannt hat“, folgerte Burnout-Entdecker Freudenberger, „kann ausbrennen.“ [...]

Das zweite Beispiel ist eine Problemdarstellung aus der Süddeutschen Zeitung vom 31.12.1994. Auch dieser Artikel steigt mit einem Fallbeispiel ein, an das zum Ende des ersten Abschnitts eine Aussage aus der Psychologie zum „Burnout-Syndrom“ im Sinne eines einordnenden Fachkommentars direkt angeschlossen wird („Hohe Erwartungen, heißt es in der Psychologie, [...] ergeben ein Burnout-Syndrom“). Der Artikel fasst im weiteren Verlauf ohne weitere Personalisierungen psychologische Theorien und Untersuchungen zum Phänomen BURNOUT zusammen und bezieht sich dabei explizit auf das Buch „Das Burnout-Syndrom. Theorie der inneren Erschöpfung“ von M. Burisch. Dabei verwendet der Beitrag verschiedene sprachliche Mittel, um zwischen den Bezeichnungen *Burnout*, *Burnout-Syndrom* bzw. *Ausbrennen* und weiteren Satz- und Textabschnitten eine Entsprechungsrelation herzustellen, z. B. über einen Doppelpunkt im Übertitel des Beitrags, durch ein konsekutives Verb wie *ergeben* am Ende des ersten Abschnitts, das Sachverhalte zu Bedingungen für den Folgezustand *Burnout* erklärt; durch das syntaktische Muster „erscheint Burnout [...] als [...]“ am Ende des dritten Abschnitts oder durch eine Aufzählung verschiedener beruflicher und gesellschaftlicher Gruppen in Abschnitt 4 („Krankenschwester auf einer Intensivstation [...]“), die von den zuvor genannten Entstehungsbedingungen des Burnout *betroffen* sind.

2) Süddeutsche Zeitung, 31.12.1994 (= Rheinzeitung 1994) (Unterstreichungen und Nummerierung der Absätze, T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.6)

Burnout: ‚Die phantasievolle Schwungkraft, der muntere Idealismus‘ sind dahin [hier Unterstreichungen im Original]

Wenn berufliches Feuer zur Asche wird

Sich leer und ausgebrannt fühlen – die Gründe für ein weit verbreitetes Phänomen in unserer Gesellschaft

Von Hanna Rheinze

[1] Unmerklich veränderte sich sein Berufsalltag. Eine ausgebliebene Beförderung; bei der Jahresprämie war er schlicht übergangen worden. Wenig später kam der neue Kollege. Er setzte sich dem Altgedienten vor die Nase und nahm ihm, ohne mit der Wimper zu zucken, die angestammte Aussicht. Aus dem schleichenden Zerfall war unterdessen galoppierende Unzufriedenheit geworden. Er murrte des öfteren, aber ohne Ergebnis. Sein Verhandlungsgeschick sank gleichermaßen. Der einstige Überflieger galt inzwischen kaum mehr als unterer Durchschnitt. Angewidert blickte er morgens in die Runde. Das war nicht mehr der Ort, an dem man ihm einst die Goldene Verkaufsnadel verlieh. Innerlich hatte er längst gekündigt. Er fühlte sich ausgebrannt. Hohe Erwartungen, heißt es in der Psychologie, gepaart mit dem Wunsch, helfen zu wollen oder anderen wenigstens moralisch ein Vorbild zu sein, ergeben ein Burnout-Syndrom (neudeutsch: börnaut).

[...]

[3] Doch warum verwandelt sich ein hoffnungsvoll entfachtetes Berufsfeuer überhaupt in kalte, ausgebrannte Asche? Der Hamburger Psychologe Mathias Burisch hat die Vielzahl der im Umfeld des Burnout-Syndroms entwickelten psychologischen Theorien und betrieblichen Untersuchungen zusammengetragen (Das Burnout-Syndrom – Theorie der inneren Erschöpfung, Springer-Verlag, Heidelberg 1994, 38 Mark). Bezeichnenderweise wurde das Burnout-Phänomen zuerst bei ehrenamtlichen Mitarbeitern diverser Hilfsorganisationen in den USA beobachtet. Hier stand der Ehrgeiz, helfen zu wollen oder etwa bei der Betreuung von Drogenabhängigen, sogar gesellschaftlich etwas zu bewegen, in krassem Gegensatz zu den geringen Erfolgen dieses Unterfangens. [...] Daher erscheint Burnout zunächst als Streß durch ‚langdauernd zu hohe Energieabgabe für zu geringe Wirkung bei ungenügendem Energienachschub‘.

Die Flinte ins Korn geworfen

[4] „Ausbrennen“ ist jedoch nicht nur das Schicksal jener Legionen hilfloser und unterbezahlter Helfer, die über die Undankbarkeit der Welt (und der ihrer Klienten im besonderen) lamentieren. Ausbrennender Energieverbrauch bei fehlendem Nachschub trifft inzwischen auch jene, die in großen Konzernen, Krankenhäusern und staatlicher Institutionen arbeiten. Die Krankenschwester auf einer Intensivstation leidet darunter, der Verkaufsrepräsentant, Eltern, die ein behindertes Kind, Kinder, die ihre greisen Eltern pflegen, der Schalterbeamte, der Lehrer angesichts der lärmenden, gewaltbereiten Heranwachsenden oder der Drogentherapeut, der nach Jahren die Flinte ins Korn wirft und resigniert und verbittert erkennt, daß all sein Bemühen vergeblich war. Und je höher die Erwartungen und die persönliche Anteilnahme, dies zeigen empirische Untersuchungen an „Ausbrennern“ in verschiedenen Projekten im sozialen Bereich, desto bitterer ist das Scheitern.

Das dritte Beispiel zeigt eine Problemdarstellung aus der Zeitschrift „Psychologie Heute“ aus dem Jahr 2000 von Dieter Smolka (= Smolka 2000, PH, im QV unter 8.1.7), in der „Burnout“ im Zusammenhang mit Lehrerbelastung behandelt

wird. Zu Beginn des Artikels wird die aktuelle Lage beschrieben, die von schlechten Arbeitsbedingungen im Lehrerberuf berichtet („die fehlenden Junglehrer“, „Mehrarbeit bei gleichzeitigem Abbau der Entlastungen“ etc., ebd.: 39). In der dritten Spalte (daraus stammt der unten zitierte Abschnitt) wird ›Burnout‹ als ein Zustand eingeführt, für den „Menschen in Berufen“ besonders anfällig seien, „bei denen hohes persönliches Engagement im täglichen Umgang mit anderen Menschen gefordert wird“ (ebd.). ›Burnout‹ wird weiter wie folgt definiert:

3) Psychologie Heute, Heft 4/2000 (= Smolka 2000: 39f.)

(Unterstreichungen, T.S., Kursivsetzung im Original, im QV unter 8.1.7)

[...]

Burnout ist eine körperliche und emotionale Erschöpfung aufgrund dauernder Anspannung, ständiger sozialer Begegnungen, täglichen Stresses. Die Wirkungen ist dann besonders tiefgreifend, wenn aufreibende Arbeit und dauernde Belastung von wenig Anerkennung und menschlicher Unterstützung begleitet sind. Burnoutgefährdete Menschen fühlen sich isoliert, schämen sich ihres Zustandes – und verschlimmern ihn damit. Ideen und Projekte, die früher die Arbeit auszeichneten, gibt es nicht mehr; vielmehr findet Dienst nach Vorschrift statt. Das Gefühl von „innerer Kündigung“ und Hilflosigkeit, kann sich zu chronischer Verzweiflung und Sinnlosigkeit verdichten, wie die Schulpsychologen Christine Enders und Roland Storath an einem Beispiel verdeutlichen:

Eine Lehrerin begann vor etwa 15 Jahren ihren Dienst. Voller Elan widmete sie sich der Arbeit. Sie plante Projekte hatte guten Kontakt zu ihren Schülern. Häufig unternahm sie Wanderungen und Klassenfahrten. Der Unterricht machte ihr und den Schülern Spaß, die Erfolge waren groß. Im Kollegium hatte sie viele Kontakte und war durch ihr kollegiales Verhalten sehr beliebt. In einem schleichenden Prozess verwandelte sich die fröhliche, engagierte Lehrerin. Der Unterricht wurde immer weniger vorbereitet: „Da hab ich doch Routine; wer nach zehn Jahren noch was vorbereitet, ist selbst schuld!“ Die Pausen im Lehrerzimmer dehnten sich über den Gong hinaus aus. Die Äußerungen über die Klasse wurden verächtlicher, destruktiver: „Die sind so doof, das ist nicht auszuhalten.“ Der Ton den Schülern gegenüber wurde zunehmend aggressiver. Gelegentlich tauchte die etwas wehmütige Erinnerung an frühere Klassen auf, verknüpft mit der Annahme, diese Schüler seien eben einfach anders gewesen, mit ihnen habe man sehr viel mehr anfangen können, mit der jetzigen Klasse lohne sich das alles nicht. Weniger Kontakt zu Kolleginnen und Kollegen, auch hier eher Nörgeln als Gedankenaustausch. Die Aussicht, den Beruf noch lange Jahre ausüben zu müssen ohne erkennbare Perspektiven auf Veränderung, lähmte die Lehrerin mehr und mehr.

In diesem Beispiel folgt das Fallbeispiel auf einen Absatz, in dem ›BURNOUT‹ mit dem Kardinalsymptom ‘körperlicher’ und ‘emotionaler’ ›ERSCHÖPFUNG‹ identifiziert wird und anhand verschiedener Entstehungsbedingungen („aufgrund dauernder Anspannung“, „wenig Anerkennung“ etc.) und durch Verknüpfung zu Konzepten wie der ›inneren Kündigung‹ weiter eingegrenzt wird. Das Fallbeispiel gestaltet den qualitativen und temporalen Kontrast (markiert durch „nach zehn Jahren“)

zwischen dem Verhalten der Lehrerin vor dem Beginn des Ausbrennens und dem Zustand danach in narrativer Breite aus. Dieses Muster des qualitativen und temporalen Kontrasts kann man in vielen Texten des medialen Vermittlungsdiskurses beobachten, teilweise wird dieser Kontrast auch durch Tempuswechsel in den narrativen Szenen (vom Präteritum zum Präsens, siehe Beleg 1 oben) unterstützt.⁵⁵⁰

Das vierte Beispiel zeigt eine Problemdarstellung, die in der FAZ am 03.04.2004 erschienen ist. Die Autorin Ursula Kals benennt im ersten Abschnitt zunächst Eigenschaften, die für Personen, die „an Burn-out-Symptomen“ erkranken, typisch sind. Im zweiten Abschnitt „charakterisiert“ sie ›Burnout‹ durch die drei schon im fachlichen Diskursstrang sehr häufig zitierten Symptome „emotionale Erschöpfung, Dehumanisierung und Zynismus“, die auf Maslach/Jackson 1981 zurückgehen. Unter Berufung auf Expertenmeinungen wird Burnout zudem als Folgeerscheinung von „Disstress“ bestimmt. Etwas später erläutert der zitierte Arbeitsmediziner am konkreten Einzelfall noch eine „typische Burn-out-Patientin“.

4) Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.4.2004: 55 (= Kals 2004) (Unterstreichung T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.6)

Ausgebrannte Mitarbeiter können das Ergebnis schlechter Führung sein / Von Ursula Kals

Krank werden die Engagierten. Diejenigen, die sich für ihren Beruf begeistern, die sich hoch mit ihrer Tätigkeit identifizieren, darin Sinn und Selbstverwirklichung finden und ein ausgeprägtes Verantwortungsgefühl besitzen. Also all jene Führungskräfte, Ärzte, Lehrer, die sich hundertzwanzigprozentig für das Wohl ihrer Mitarbeiter, Patienten und Schüler einsetzen. Gefährdet sind auch Menschen in sozialen und pflegerischen Berufen, die sich für andere aufopfern und am „Helfersyndrom“ leiden. Wer sich hingegen entspannt durchhängelt, bis er um 16.29 Uhr seinen Computer herunterfahren kann, der läuft nicht Gefahr, an Burn-out-Symptomen zu erkranken.

Neben komplexen Wechselwirkungen läßt sich ein Burn-out-Syndrom durch drei Elemente charakterisieren: emotionale Erschöpfung, Dehumanisierung und Zynismus und schließlich eine verminderte Leistungszufriedenheit. „Weitgehende Einigkeit besteht heute darin, daß Distress, also negativer Streß, ein Schlüsselphänomen in der Entstehung des Burn-out darstellt“, sagt der Arbeitsmediziner Andreas Weber.

[...]

Eine typische Burn-out-Patientin, die Weber während eines Forschungsprojekts kennengelernt hat, ist Eva Berger, die anders heißt. Den Schulalltag empfindet die Gymnasiallehrerin inzwischen „wie eine Bleiweste“, ihre fünf Stunden Unterricht montags erlebt sie „wie eine 38-Stunden-Schicht“. Die einfachsten Dinge bewältigt sie nicht mehr, die Alltagsroutine

550 Weiteres Beispiel mit Tempuswechsel in der narrativen Szene: „Früher ging sie gerne zur Arbeit. [...] Heute schleppt sie sich morgens lustlos an den Schreibtisch [...]“ (PH 1/2017, = Langosch 2017); siehe auch PH 9/2011 (= Leggewie 2011), Belege im QV unter 8.1.7.

überfordert sie. Lässt ein Schüler seinen Füller fallen, schreit sie ihn an. Die Pädagogin in Fürth hat mit Englisch und Deutsch korrekturintensive Fächer. Sie möchte alles gut, gründlich und gerecht machen und scheitert an diesen Ansprüchen. [...]

Das fünfte Beispiel zeigt einen Beitrag aus der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Gehirn&Geist“ aus dem Jahr 2016 (= Falkai 2016, G&G, im QV unter 8.1.7). Der Autor Peter Falkai ist Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie an der Universität München. Er war von 2010–2012 Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (DGPPN) und ist Mitherausgeber der deutschen Fassung der Neuauflage des Klassifikationssystem für psychische Störungen DSM-5 (Falkai/Wittchen et al. 2015, im QV unter 8.1.3).⁵⁵¹ Der Artikel ist der Rubrik „Diagnose und biologische Grundlagen“ in einem Dossier-Heft zum Thema „Burnout“ zugeordnet (siehe Abschnitt 1, Beleg 5 unten). Im Zentrum des Beitrags steht die Frage, ob „Burnout“ nicht häufig eigentlich eine „Depression“ oder „Angststörung“ meine (siehe Abschnitt 2, Beleg 5 unten). Die Symptome von ›Burnout‹ und ›Depression‹ werden in einem Informationsabschnitt, der typografisch vom restlichen Fließtext abgesetzt ist, direkt einander gegenübergestellt (siehe die Abschnitte 7–9 in Beleg 5 unten). Falkai vergleicht dabei den Symptomkatalog des Diagnose-Konzepts ›Depression‹ nach der ICD-10⁵⁵² mit den drei Hauptsymptomen des Burnout-Konzepts nach Maslach/Jackson (1981, im QV unter 8.1.5). Eine Seite zuvor sind zudem in leicht modifizierter Form die Fragen des Maslach Burnout Inventory (MBI) der Fragebogen-Version „Human Services Survey“ für Berufe im Sozial- und Gesundheitssektor der dritten Auflage aus dem Jahr 1996 als Selbsttest für die Leser/innen in deutscher Übersetzung abgedruckt (siehe unten Beleg 5, G&G 2016: 23). Dies ist erstaunlich, da man auch die Fragebogenversion des MBI-General-Survey (Maslach/Jackson/

551 Die deutsche Fassung des DSM-5, das Diagnosemanual für psychische Störungen der American Psychiatric Association, erschien in erster Auflage 2015. In den Medien wurde damals darüber berichtet, dass „Burnout“ nicht als eigenständige Störung in die neue Fassung des DSM-5 aufgenommen wurde (siehe SPIEGEL ONLINE vom 12.07.2012 (= Hauschild 2012, im QV unter 8.1.6). In Kapitel 6.2.2.2 wurde ein Beitrag aus dem Dt. Ärztebl. analysiert, an dem Peter Falkai ebenfalls als Autor beteiligt war (vgl. Beispiel 10 in Kapitel 6.2.2.2.; = Berger/Falkai/Maier 2012, im QV unter 8.1.4).

552 Die Leitlinien zur Anwendung der ICD-10 geben vor, dass zwei von den folgenden drei Hauptsymptomen über einen Zeitraum von mehr als zwei Wochen zutreffen müssen: ICD-10, Kap. F32 [231] (siehe dort Kapitel F32): „depressive, gedrückte Stimmung; Interessenverlust und Freudlosigkeit; Verminderung des Antriebs mit erhöhter Ermüdbarkeit (oft selbst nach kleinen Anstrengungen) und Aktivitätseinschränkung.“ (<https://www.leitlinien.de/nvl/html/depression/kapitel-2>, zuletzt eingesehen am 16.6.2019).

Leiter ³1996: 19ff., im QV unter 8.1.5) hätte abdrucken können. Denn dieser bezieht alle Berufe in die formulierten Aussagen mit ein.⁵⁵³ Mit dem MBI-General-Survey lägen allerdings bisher „erst wenige Erfahrungen vor“, wie Burisch 2014 konstatierte (Burisch ⁵2014: 36, im QV unter 8.1.5). In jedem Fall können diese im Magazin Gehirn&Geist abgedruckten 22 Items (in Abb. 10 werden die ersten 15 Items zitiert) und ihre Auswertung als eine operationale Definition des Phänomens BURNOUT innerhalb dieses Artikels gelesen werden (vgl. dazu auch Kap. 6.2.2.2 die Belege 6a und 6b).

Der Einstieg in den Artikel ist ein ausführliches Einzelfallbeispiel eines Werbetexters, dessen Arbeitsleistung sich immer weiter verschlechtert und dessen Hausarzt bei ihm schließlich die Diagnose *Burnout* stellt (siehe die Abschnitt 3–5 in Beleg 5 unten). Im Anschluss erhält das Beispiel dieses Werbetexters durch den Vergleich mit Prominenten, die öffentlich zugegeben haben, dass sie an Burnout ‚litten‘, über den Einzelfall hinaus Geltung (siehe Abschnitt 6 unten). Am Ende des Beitrags wird *Burnout* schließlich als „Beschreibung eines Risikostadiums für die Entwicklung körperlicher und psychischer Probleme“ in die psychiatrische Terminologie eingeordnet (siehe Abschnitt 11 unten). Die Bezeichnung *Risikostadium* kann als bewusster terminologischer Fixierungsversuch gelesen werden, da Falkai diese Wortwahl auch in fachlichen Texten und dortigen Abbildungen verwendet (vgl. dazu Beleg 10 in Kap. 6.2.2.2, = Berger/Falkai/Maier (2012: 213), im Dt. Ärztebl. im QV unter 8.1.4).

5) Gehirn&Geist Dossier 1/2016: 20–25 (= Falkai 2016) (Unterstreichung und Abschnittsmarkierung, T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.7)

[1] DIAGNOSE UND BIOLOGISCHE GRUNDLAGEN [als Übertitel in Versalien und mit Unterstreichung gesetzt, T.S.]

[2] DIAGNOSTIK hinter den meisten Fällen von Burnout stecken noch schwerere psychische Erkrankungen: Depressionen oder Angststörungen etwa. Werden diese dank vermeintlichem Burnout-Befund frühzeitig erkannt, steigen die Heilungschancen. [als Vorspann etwas größer als folgender Fließtext gedruckt, die folgende Überschrift ist deutlich größer gedruckt als die sie umgebenden Texte, T.S.]

553 In der ersten Auflage des Malsach Burnout Inventory (MBI) werden die Fragebogen-Items nicht mit Ja/Nein, sondern mit einer Häufigkeits- und Intensitätsskala beantwortet (vgl. Maslach/Jackson 1981; Büssing/Perrar 1992: 332, im QV unter 8.1.5). In der 2. Fassung des MBI (1986) wird die Intensitätsskala „zugunsten eines einzigen Häufigkeitsformats fallengelassen“ (Burisch ⁵2014: 36, im QV unter 8.1.5). In der dritten Fassung von 1996 haben Maslach/Jackson/Leiter die Häufigkeitsskala („0–6 frequency ratings“) ebenfalls beibehalten und neben dem Fragebogen, der sich auf die „Human Services“ konzentriert, noch eine Fassung für den Bereich „Educators“ und für andere Berufe (MBI – General survey) hinzugefügt. Vgl. Maslach/Jackson/Leiter (³1996: 2; 22, im QV unter 8.1.5).

Eine scheinbare
Pandemie
VON PETER FALKAI

[3] Das Aus für Bernd Hinze* kam schleichend. Der 38-Jährige liebte seinen Beruf als Werbetexter – eigentlich. Zuletzt nahmen die Anforderungen in der Agentur jedoch ständig zu. Immer mehr Projekte wanderten auf seinen Schreibtisch. Die Tage füllten sich sukzessive mit Besprechungen, Kundengesprächen und Präsentationen. Anfangs gab ihm dieses Mehr an Aufgaben, das schnell getaktete Arbeitsleben einen gewissen Kick. Aber mit der Zeit nagte es zunehmend an seinen Ressourcen. Hinze opferte mehr und mehr Freizeit. Bereits morgens um sieben saß er am Schreibtisch, um ungestört wichtige Arbeiten zu erledigen. Gegen 19 Uhr war er erschöpft, musste jedoch von zu Hause aus noch E-Mails beantworten oder Telefonkonferenzen abhalten. Der Kontakt zu Freunden schlief nach und nach ein, seine Frau zog sich zurück, und seinen kleinen Sohn sah er praktisch gar nicht.

[4] Zunehmend wandelte sich die Freude am Job in Abscheu – insbesondere jüngeren Kollegen gegenüber, die vermeintlich leistungsfähiger waren. Hinze konnte sich immer schlechter konzentrieren und fühlte sich schon morgens erledigt. Dazu gesellten sich körperliche Beschwerden: Kopfweh, Magendrücken, Rückenschmerzen. Urlaub – sofern er sich denn welchen gönnte – vermochte die Lage nicht mehr zu verbessern.

[5] Irgendwann ging gar nichts mehr. Hinze verließ die Agentur früher als gewohnt und ging direkt ins Bett. Trotzdem fühlte er sich morgens wie gerädert. In der Firma war er unfähig, auch nur den Inhalt seiner E-Mails zu erfassen. Eine Kollegin sprach ihn an, sie erlebe ihn als abwesend, fast schon verwirrt. Das war der Punkt, an dem Bernd Hinze einsah, dass er Hilfe brauchte. Noch am selben Tag ging er zum Hausarzt. Der tippte auf Burnout – als Folge chronischer Arbeitsüberlastung.

[6] Werbetexter Hinze befindet sich in bester Gesellschaft. Die Fußballer Ralf Rangnick und Sebastian Deisler [...] sind nur einige aus der langen Liste Prominenter, die zugaben, irgendwann in ihrem Leben unter einem Burnout gelitten zu haben. Es scheint heute viele zu treffen. [...] [S. 20 des Beitrags, Unterstreichung, T.S.]

* Name von der Redaktion geändert [...]

[Zusammenfassung der S. 21–23, T.S.: In diesen Abschnitten wird eine Erklärung für den Anstieg der Zahl der Arbeitsunfähigkeitstage aufgrund psychischer Erkrankungen gesucht, dabei wird auch auf das Krankheitsbild der „Neurasthenie“ und seine Verbreitung zu Beginn des 20. Jahrhunderts eingegangen. Des Weiteren ist eine grafische Übersicht zu den „häufigsten psychischen Störungen in Deutschland“ abgedruckt.]

[Zitierter Auszug aus dem Selbsttest aus Gehirn&Geist, Dossier 1/2016 (= Gehirn&Geist 2016, im QV unter 8.1.7). Der gesamte Selbsttest ist im Original beige und hier grau hinterlegt, T.S.]

DIAGNOSE UND BIOLOGISCHE GRUNDLAGEN / DIAGNOSTIK

Sind Sie ausgebrannt? [Überschrift ist außerdem rosafarben, T.S.]

Ein Team um die Psychologin Christina Maslach von der University of California in Berkeley entwickelte schon in den 1980er Jahren einen Fragenkatalog zur Erfassung des Burnout-Syndroms. Das Maslach Burnout Inventory (MBI), auf dem auch der folgende Selbsttest beruht, gilt heute als wichtiges Hilfsmittel, um das Burnout-Risiko abzuschätzen.

() = JA

[] = NEIN

[im Orig. zwei Kästchen, bei „JA“ rosafarben, bei „NEIN“ schwarz, T.S.]

1. Ich fühle mich durch meine Arbeit emotional erschöpft.	() []
2. Ich fühle mich am Ende eines Arbeitstags verbraucht.	() []
3. Ich fühle mich bereits ermüdet, wenn ich morgens aufstehe und einen neuen Arbeitstag vor mir liegen sehe.	() []
4. Ich kann es leicht verstehen, wie andere Menschen über bestimmte Themen denken.	[] ()
5. Ich habe das Gefühl, einige andere Menschen so zu behandeln, als wären sie Objekte.	() []
6. Den ganzen Tag mit Menschen zu arbeiten, strengt mich an.	() []
7. Ich gehe erfolgreich mit den Problemen anderer Menschen um.	[] ()
8. Ich fühle mich durch meine Arbeit ausgebrannt.	() []
9. Ich habe das Gefühl, durch meine Arbeit das Leben anderer Menschen zu beeinflussen.	[] ()
10. Ich bin Menschen gegenüber abgestumpfter geworden, seit ich diese Arbeit ausübe.	() []
11. Ich befürchte, dass mich meine Arbeit weniger mitfühlend macht.	() []
12. Ich fühle mich sehr energiegeladen.	[] ()
13. Ich fühle mich durch meine Arbeit frustriert.	() []
14. Ich habe das Gefühl, in meinem Beruf hart zu arbeiten.	() []
15. Es interessiert mich nicht wirklich, was mit anderen Menschen geschieht.	() []

[Es folgen noch die Items 16–22, T.S.]

Auswertung:

Zählen Sie die Antworten auf der linken Seite zusammen. Wenn Sie mehr als zehn Punkte erreichen, sind Sie burnoutgefährdet. Der Test liefert jedoch nur eine grobe Orientierung und kann keine ärztliche Diagnose ersetzen. Im Zweifelsfall sollten Sie sich professionelle Hilfe suchen.

Gehirn&Geist, nach: Maslach, C. et al.: The Maslach Burnout Inventory Manual. 3rd Edition. Consulting Psychologists Press, Palo Alto 1996

Abb. 10: Items 1–15 des Maslach Burnout Inventory, zitierter und im Layout nachempfunderer Auszug aus dem Selbsttest in Gehirn&Geist (2016: 23), Textauszug © Maslach et al. 1996, Gehirn&Geist 2016.

[Eine Seite später (S. 24) gibt es folgende hervorgehoben gedruckte Informationseinheit zur Abgrenzung bzw. Überschneidung von ›Burnout‹ und ›Depression‹:]

Depression und Burnout: Fließende Grenzen [im Orig. fett und farbig als Überschrift markiert, T.S.]

[7] Eine 37-jährige Juristin schildert in meiner Sprechstunde, sie sei bereits seit einem halben Jahr weniger belastbar als zuvor und ständig müde. Außerdem fange sie wegen kleinster Probleme an zu weinen und sei überhaupt schon seit Wochen traurig – ohne dass sie dafür einen Grund benennen könne. Zudem beschreibt sie sich als unkonzentriert: Um einfache Schreiben zu erfassen, brauche sie ewig, Meetings zögen oft einfach so an ihr vorbei. Das sei aber vielleicht auch kein Wunder, schließlich schlafe sie nachts schlecht. Meist, so erzählt sie, wache sie gegen 2 Uhr auf und grübele dann stundenlang. Abgenommen habe sie auch. Und überhaupt fühle sie sich wertlos.

[8] Diese Schilderung führt zur Diagnose einer mittelgradigen Depression. Denn um eine Depression zu diagnostizieren, müssen über einen Zeitraum von mehr als zwei Wochen mindestens zwei von drei Hauptsymptomen zutreffen: gedrückte Stimmung, Interessenverlust und Antriebsmangel. Je nachdem, über wie viele der sieben Zusatzsymptome – etwa Schlafstörungen, verminderter Appetit oder Suizidgedanken – ein Patient zudem berichtet, unterscheiden Ärzte zwischen leichter, mittelgradiger oder schwerer Depression (siehe Grafik unten).

[9] Allerdings: Betrachtet man den Symptomkatalog, so trifft einiges auch auf das Burnout-Syndrom zu. Dessen zentrales Merkmal, »anhaltende Erschöpfung und Leistungsminde- rung«, meint letztlich nichts anderes als das Hauptsymptom »Antriebsmangel und erhöhte Ermüdbarkeit« im Diagnosekatalog für Depressionen. Und hinter dem für Burnout typischen Zynismus verbergen sich möglicherweise »Gefühle von Schuld und Wertlosigkeit sowie negative und pessimistische Zukunftsperspektiven«, also Zusatzsymptome der Depression. pf

[Unter diesem Informationseinheit ist noch eine Info-Grafik abgebildet, T.S.]

[10] [...] es scheint, als ob der Begriff Burnout heute etwas inflationär eingesetzt wird. So bezog sich die ursprüngliche Definition des »Staff Burnout«, die 1974 der deutsch-amerikanische Psychotherapeut Herbert Freudenberger (1926–1999) prägte, auf eine Überforderung im beruflichen Leben. Aktuell verwenden ihn viele im Zusammenhang mit verschiedensten Erschöpfungssyndromen – gleich ob diese nun auf Grund einer privaten oder beruflichen Überforderung entstanden sind. [Unterstreichungen, T.S.]

Vorbote einer Depression

[11] Hinzu kommt: Burnout – das ist derzeit fachlicher Konsens – gilt als Vorbote einer psychischen Erkrankung. Statt einer eigenständigen Diagnose handelt es sich hier vielmehr um die Beschreibung eines Risikostadiums für die Entwicklung körperlicher und psychischer Probleme. [...]

[Es folgen weitere Abschnitte zur Verwendung des Begriffs Burnout in der heutigen Praxis, T.S.]

Bernd Hinze ließ sich vier Wochen lang stationär behandeln. Die Ärzte in der Klinik stellten die Diagnose einer mittelgradigen Depression. Der Hausarzt hatte jedoch Burnout diagnostiziert – hier spiegeln sich abermals die fließenden Grenzen wider. Für Hinzes Genesung spielt das nur eine untergeordnete Rolle, doch die Krankenkassen erkennen Risikostadien wie Burnout nicht an, sondern zahlen nur für die Begleiterkrankungen – ein Unding in einer Zeit, in der wir Erkrankungen früher erkennen und besser behandeln können. [...]

Ähnlich wie die bisher präsentierten Texte, die „Burnout“ vor allem über Fallbeispiele und Expertenmeinungen vorgestellt haben, sind auch ratgebende Aufklärungstexte aufgebaut. Diese erscheinen insbesondere in Zeitschriften wie der „Apotheken Umschau“ und „Psychologie Heute“, aber auch in der Tagespresse.⁵⁵⁴ Sie unterscheiden sich von den Magazinberichten und Problemdarstellung vor allem dadurch, dass sie die Leser/innen stärker einbeziehen (z. B. indem sie die Leser/innen direkt ansprechen) und dass sie ihnen konkrete Vorschläge bieten, welche Handlungen, Verhaltensänderungen oder Handlungsabfolgen ausgeführt werden müssen/können/soll(t)en, wenn in einer bestimmten Situation ein spezifischer Zustand (wieder) herbeigeführt, beseitigt, bewahrt oder verhindert werden soll (vgl. Franke 1996: 252; zur weiteren Charakterisierung ratgebender Aufklärungstexte siehe ausführlich Kap. 5.3.3.3 und 5.3.3.4).

Das sechste Beispiel zeigt einen ratgebenden Aufklärungstext mit „appellativ-instruierender Funktion“ (vgl. Stanaitytė 2005: 58) aus der „Apotheken Umschau“ aus dem Jahr 1997. Dieser Text wählt direkt zu Beginn ein syntaktisches Muster im Vorspann, das den Einzelnen vor dem Hintergrund einer generischen Identifizierungsfolie anspricht: „Wer an seiner Arbeit keinen Spaß mehr findet, sich immer schlechter konzentrieren kann [...], der braucht vielleicht Hilfe von außen.“ Der Leser wird ermutigt, seine Gefühlslage mit den geschilderten symptomatischen Erlebensweisen, die über den Einzelfall hinaus Gültigkeit beanspruchen, zu vergleichen. Der Haupttext beginnt daran anknüpfend wie in den bisher präsentierten Beispielen mit einem personalisierten Fallbeispiel, das durch einen Diagnostikkommentar einer Therapeutin und eine Übersetzung der Bezeichnung *Burnout* ins Deutsche abgeschlossen wird (siehe Abschnitt 1 in Beleg 6 unten). Doch auch schon Übertitel, Titel und Untertitel bilden zusammen ein semantisches Gefüge, durch das *Burnout* als ein spezifikationsbedürftiger Begriff präsentiert, als *Syndrom* klassifiziert und über vier aufgezählte Symptome im Untertitel und den Zusatz der ‘Hilfsbedürftigkeit’ schon vorab bestimmt wird. Schließlich wird in diesem Beitrag eine Art Checkliste typografisch abgesetzt präsentiert (siehe Abschnitt 3 unten), anhand derer die Leser/innen selbst entscheiden können, ob sie von „Burnout“ betroffen sind. Im Vergleich zum MBI-Selbsttest in Beispiel 5 sind diese aufgelisteten Symptome aber nicht mit „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten, sondern sie werden direkt als „Alarmzeichen“ präsentiert, was zur direktiven Grundfunktion der Warnung dieses ratgebenden Aufklärungstextes passt.

⁵⁵⁴ Z. B. in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, FAS, 20.04.2014, Nr. 16, S. 31 mit dem Übertitel und Titel: „WAS TUN BEI BURNOUT? Tipps für Erschöpfte und Therapien für Ausgebrannte. Erschöpfung und Burnout verhindern“ (= Weiguny/Nienhaus 2014c, im QV unter 8.1.6).

6) Apotheken Umschau 12/1997-A: 20–23 (= AU 1997, Unterstreichung und Abschnittsmarkierung, T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.7)

Burnout-Syndrom

Total ausgebrannt – und jetzt?

Wer an seiner Arbeit keinen Spaß mehr findet, sich immer schlechter konzentrieren kann, sich ständig müde und erschöpft fühlt, der braucht vielleicht Hilfe von außen.

[1] Der erste Pinselstrich fiel ihr schon immer schwer. Seit ein paar Tagen war es aber irgendwie anders. Sie starrte wieder und wieder auf die weiße Leinwand. Ihr fiel einfach nichts mehr ein. Absolut nichts. Die Malerin Frauke B. fühlte sich nur noch leer. Ihre Therapeutin hat es später beim Namen genannt, was die Malerin selbst vague Schaffenskrisen nannte. Sie leiden unter einem „Burnout-Syndrom, aus dem Englischen von ausgebrannt.“

[2] Seit Anfang der 70er Jahre fassen Arbeitsmediziner und Psychologen das Phänomen der inneren Erschöpfung unter diesem Begriff zusammen. Ehemals hochmotivierte Mitarbeiter kehren scheinbar plötzlich ins Gegenteil um. [...]

[Zweites Fallbeispiel, Arzt in eigener Praxis, T.S.]

[3] Sind Sie reif für die Insel?

Diese Alarmzeichen sollten Sie beachten:

- Sie sind ständig müde
- Sie haben das Gefühl, nie Zeit zu haben
- Das Aufstehen morgens fällt Ihnen schwer
- Sie reagieren oft grundlos gereizt
- Sie beschränken Ihre sozialen Kontakte auf Klienten, Patienten und Kunden
- Sie haben das Gefühl unentbehrlich zu sein
- Sie vernachlässigen seit längerem Ihre Hobbys und Interessen
- [...]
- Sie leiden häufig unter Kopf-, Magen oder Rückenschmerzen

Weitere Fallbeispiele, die in Print- und Onlinemedien präsentiert werden, basieren auf Erzählungen aus der Ich-Perspektive von Betroffenen. Diese schildern, ähnlich wie die anderen Fallbeispiele, den Weg von (besonderem) Engagement und übermäßigen Arbeitseinsätzen hin zu psychosomatischen Symptomen wie Schlaf- und Magenproblemen, extremer Müdigkeit, Gereiztheit oder Ängsten. Das Folgende Beispiel ist eines von dreien, das auf SPIEGEL ONLINE am 08.08.2012 veröffentlicht wurde:⁵⁵⁵

⁵⁵⁵ Weitere Fallbeispiele aus der Ich-Perspektive findet man zum Beispiel: auf ZEIT Campus 3/2010 das Beispiel eines Jungprofessors (= Schwabe 2010, im QV unter 8.1.6) oder in der FAS das Beispiel eines freiberuflichen Architekten vom 13.09.2015, Nr. 37: 35 (= Oberhuber 2015, im QV unter 8.1.6); in der Zeitschrift Stern Nr. 50/2015: 52–58 (= Schmitz 2015, im QV unter 8.1.7). Des

Beleg 7: SPIEGEL ONLINE, 08.08.2012 (= Abé 2012) (Unterstreichung T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.6)

Nach dem Burnout

“Es könnte jederzeit wieder passieren”

Es gibt ein Leben nach dem Zusammenbruch – und das soll anders sein als vorher, entspannter, gelassener. Aber wie setzt man die guten Vorsätze um? Drei Betroffene erzählen, wie sie sich und ihren Alltag nach der Diagnose Burnout verändert haben.

[...] [1. Teil: Chef eines Ingenieurbüros plus Trennung von Partnerin, 2. Teil: Fachkrankenschwester, T.S.]

3. Teil: Ein Berater in einem großen Unternehmen: “Ich muss höllisch aufpassen”

„Ich würde mich nicht als geheilt bezeichnen, eher als stabil. So wie ein trockener Alkoholiker. Ich muss höllisch aufpassen. Ich bin stets ein ehrgeiziger Typ gewesen.

In der Schule hatte ich Bestnoten, für meine Doktorarbeit bekam ich einen Preis. Ich fühlte mich nur dann anerkannt, wenn ich Leistung brachte. Entsprechend verhielt ich mich auch im Berufsleben. Ich wollte meine Aufgaben immer perfekt erledigen. So stieg ich schnell weiter auf. Schließlich bekam ich eine Führungsposition, übernahm sehr viel Verantwortung.

In meiner Branche kann man sich keine Fehler leisten. In den schlimmsten Phasen arbeitete ich etwa 80 Stunden in der Woche, 140 Überstunden im Monat. Wenn ich nach Hause kam, konnte ich nicht mehr abschalten. In dieser Zeit litt auch die Beziehung zu meiner Frau, für meine Kinder hatte ich kaum mehr Zeit. Mein Blick verengte sich. Ich war gefangen in einem Tunnel, es gab nur noch die Karriere.

So fühlte ich mich einsamer. Nachts wachte ich auf, schwitzte. Morgens musste ich mich übergeben. Dann trank ich etwas Wasser, schluckte ein paar Stück Traubenzucker und ging in mein erstes Meeting.

Es tut mir gut, Zeit mit meinen Kindern und meiner Frau zu verbringen

Ich fing eine Gesprächstherapie an. Der Arzt wollte mich krankschreiben. Aber ich weigerte mich. Ich musste erst ganz ausbrennen, um zu erkennen, dass es so nicht weiterging mit mir. Im Herbst 2010 war es schließlich so weit, drei Jahre nachdem ich diese Führungsposition übernommen hatte: Ich hatte einen Burnout. [...]

Berichte über statistische Erhebungen, Umfragen, Studien, Forschungsergebnisse und (falsche) Überzeugungen zum Thema „Burnout“ in der Bevölkerung stellen die zweite größere Gruppe von Texten dar, in denen sich die Autorinnen und Autoren mit dem Gegenstand bzw. Begriff ›BURNOUT‹ auseinandersetzen.

Weiteren gibt es Berichte von ‚Betroffenen‘ im Interview: So zum Beispiel von Miriam Meckel im ZEITmagazin Nr. 39/2014, 6.10.2014 (= Koelbl 2014, im QV unter 8.1.6). Miriam Meckel hat in einem Buch „Brief an mein Leben“ (2010) das „persönliche Protokoll einer Burnout-Krise“ veröffentlicht (= Meckel 2013, im QV unter 8.1.7).

„Burnout“ wird in diesen Texten nicht an sich thematisiert, sondern jeweils im Zusammenhang mit Nachrichten, wie z. B. mit ansteigenden Fehlzeiten (siehe Beispiel 8) oder mit prominenten Personen (aus dem Leistungssport)⁵⁵⁶, die mit ›BURNOUT‹ in Verbindung gebracht werden (siehe Beispiel 9). In den folgenden beiden Meldungen wird ›BURNOUT‹ in knapper Form definiert: Im achten Beispiel, indem Verhaltensweisen und Eigenschaften aufgezählt werden, die „immer mehr Arbeitnehmer“ zeigen und die mit der „Diagnose: Burnout“ anschließend verknüpft werden (Bohsem 2012a: 17, SZ, im QV unter 8.1.6); und im neunten Beispiel, indem angegeben wird, was unter dem „sogenannten Burn-out-Syndrom“, unter dem Sven Hannwald leide, zu verstehen sei und was die „Betroffenen“ im Gegensatz zum vorherigen gesunden Zustand „verloren“ hätten.

8) Süddeutsche Zeitung: 17.08.2012 (= Bohsem 2012a: 17) [Unterstreichung T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.6]

Fleißig, flexibel – und krank

Auch im vorigen Jahr gab es mehr Fälle von Burn-out in den Betrieben. Das treibt die Kosten der Krankenkassen in die Höhe. Experten machen die Anforderungen der Berufswelt verantwortlich.

VON GUIDO BOHSEM [fett gedruckt im Original]

Berlin – Das ist für immer mehr Arbeitnehmer das Leben: Sie sind rund um die Uhr erreichbar, telefonisch oder über E-Mail. Sie nehmen ihre Arbeit mit nach Hause und fahren am Wochenende für ein paar Stunden ins Büro. Sie arbeiten rund um die Uhr, um ein Projekt fertigzustellen – und wenn der Chef am folgenden Tag das nächste bestellt, sind sie wieder voll dabei. Flexibilität ist das große Stichwort, und für den Beschäftigten heißt das, seine Freizeit flexibel für die Arbeit zu verplanen.

Diagnose: Burn-out. Immer mehr Menschen können diese Art von Flexibilität nicht mehr ertragen. Sie scheitern an permanenter Überforderung und Dauerbelastung. Die Arbeit

556 Weitere Beispiele aus dem Korpus, in denen über Burnout im Spitzensport berichtet wird: über Burnout im Tennis „Selbst Steffi Graf, die eherne, ist ausgebrannt“ (SPIEGEL 49/1989: 222f., im QV unter 8.1.6); In der SZ wird Dagmar Ruhwandl, Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie, zitiert: Bei „Spitzenkräften aus der Wirtschaft als auch bei Sportlern wie [Sebastian] Deisler“ träten ähnliche Burnout-Symptome auf. „Erstens beinhaltet Burn-Out die Symptome einer Depression, wie etwa Überforderung, Erschöpfung oder Leistungsabfall“, sagt Ruhwandl. „Zweitens handelt es sich sowohl bei Spitzenkräften aus der Wirtschaft als auch bei Sportlern wie Deisler um so genannte High Potentials, also ehrgeizige und leistungsstarke Persönlichkeiten, häufig noch dazu im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehend“ (= Steinkohl/Hölper 2003: 35 in der SZ, im QV unter 8.1.6); SPIEGEL ONLINE berichtet am 26.10.2011: „Michael Sternkopf nimmt sich eine Pause vom Fußball. Der ehemalige Bayern-Profi leidet am Burnout-Syndrom.“ (= Aha/sid 2011b/SPIEGEL ONLINE, im QV unter 8.1.6) sowie FAZ.NET, 02.03.2012 mit dem Titel „Fußballerin mit Burnout“ (= Wenzel 2012/FAZ.NET, im QV unter 8.1.6).

macht sie krank. Das jedenfalls legt der neue Fehlzeiten-Report des Wissenschaftlichen Instituts der Allgemeinen Ortskrankenkassen AOK nahe. Rund 130 000 Menschen waren im vergangenen Jahr insgesamt 2,7 Millionen Tage wegen Burn-outs krankgeschrieben. Die Fehlzeiten sind somit elfmal so hoch wie noch im Jahr 2004. Von 1994 bis 2011 hat sich die Anzahl der psychischen Erkrankungen verdoppelt. Alleine die AOK-Einheiten gaben im vergangenen Jahr 9,5 Milliarden Euro für ihre Behandlung aus.

9) FAZ, 03.05.2004 (= dpa 2004a: 38) [Unterstreichung T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.6]

Mit Burn-out-Syndrom in der Klinik [hier Unterstreichung im Original]

„Dem Menschen Hannawald helfen“

FRANKFURT (dpa). Der Zusammenbruch von Skispringer Sven Hannawald hat beim Deutschen Skiverband (DSV) große Sorge ausgelöst. Der am sogenannten Burn-out-Syndrom leidende 29 Jahre alte Mannschafts-Olympiasieger aus Hinterzarten wird in einer Rehaklinik stationär behandelt und damit für längere Zeit ausfallen. Mit Burn-out-Syndrom wird ein „Ausgebranntsein“ beschrieben. Den Betroffenen geht die psychische und physische Leistungsfähigkeit sowie die Kraft zum Regenerieren verloren, ihre Energiereserven sind erschöpft. „Wir können nur hoffen, daß Sven wieder ganz gesund wird. Wir werden ihn auf gar keinen Fall unter Druck setzen“, sagte Bundestrainer Wolfgang Steiert. „Jetzt ist das Wichtigste, zuerst dem Menschen, dann dem Sportler Sven Hannawald zu helfen“, erklärte Sportdirektor Thomas Pfüller. Bereits während der vergangenen Saison hatte Hannawald drei Wettkampfpausen eingelegt und sich im Februar vorzeitig von den Schanzen verabschiedet. Der begnadete Skiflieger, der 2000 und 2002 jeweils Weltmeister wurde, klagte über fehlende Frische und Explosivität.

Nach den Fußballprofis Sebastian Deisler (Bayern München) und Jan Simak (Hannover 96) ist Hannawald bereits der dritte prominente Sportler, der den auf ihm lastenden Druck nicht mehr verkraftete. [...]

Blickt man aus diachroner Sicht auf die Medientexte, so erscheinen ca. ab dem Jahr 2010 Zeitungsmeldungen dieser Art vermehrt mit einem kritischen Unterton gegenüber der Verwendung des Begriffs ›Burnout‹ als Diagnosekonzept (vgl. oben auch Beispiel 5 in der Zeitschrift Gehirn&Geist, Falkai 2016).⁵⁵⁷ Die Kritik wird meist begleitet von der Feststellung, dass es eine „inflationäre Verwendung des

⁵⁵⁷ In den untersuchten Texten von DIE ZEIT und ZEIT ONLINE zwischen 1984 und 2015, in denen das Stichwort bzw. Wortbildungen mit dem Stichwort *Burnout* vorkommen (die Belege der ZEIT wurden über das Deutsche Referenzkorpus des IDS mit der Suchsyntax **Burn-out* oder *Burnout** recherchiert), erscheint eine explizite Kritik an der Verwendung des Ausdrucks *Burnout* statt *Depression* das erste Mal im Artikel „Die versteckte Krankheit“ (= Bahnsen 2009, DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 19.11.2009, im QV unter 8.1.6). Im Jahr 2007 findet man allerdings schon einen Beitrag über Angststörungen in der ZEIT, der darauf aufmerksam macht, dass „lieber über Burn-outs oder Urlaubsreife“ berichtet werde und dass Angststörungen (auch dadurch) häufig nicht erkannt würden (= Schüle 2007, DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 19.04.2007, im QV unter 8.1.6).

Begriffs Burnout“ (vgl. Kaulen 2010: S. N1 in der FAZ) gebe, dass das Phänomen nicht ausreichend erforscht sei und dass es keine „einheitliche, international gültige wissenschaftliche Definition“ gebe, mit der man es von anderen Krankheiten wie der „Depression“ abgrenzen könne (ebd.). Es wird dennoch häufig die Definition bzw. die Symptomtrias nach Maslach/Jackson als diejenige angeführt, die die Mehrheitsmeinung der „Ärzte“ wiedergebe:⁵⁵⁸

10) FAZ, 06.10.2010, Nr. 232, S. N1 (= Kaulen 2010) (Unterstreichung T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.6)

„Burnout“: Hat die Diagnose Methode, oder ist es Mode?

Die inflationäre Verwendung des Begriffs Burnout suggeriert, dass eine ganze Gesellschaft psychisch erschöpft ist. Das legen auch die Schätzungen der Betriebskrankenkassen nahe, die von neun Millionen Betroffenen ausgehen. Bezieht man diese Zahl auf die Gruppe der Erwerbstätigen, muss jeder vierte Arbeitnehmer ausgebrannt sein. Burnout ist demnach eine Epidemie – aber eine, für die es keine einheitliche, international gültige wissenschaftliche Definition gibt.

In den untersuchten Texten von FAZ und FAZ.NET zwischen 1992 und Januar 2017 (die Belege von FAZ und FAZ.NET wurden über das Online-Archiv www.faz-biblionet.de mit der Suchsyntax **burnout ODER *burn-out ODER burnout* ODER burn-out** im Titelbereich zuletzt am 18.2.2017 recherchiert) wird zwar schon in einem Artikel aus dem Jahr 2004 ein Experte mit den Worten zitiert, dass Burnout „eine arbeitsbezogene Form depressiver Störungen“ sei (= Kals 2004, FAZ: 55, im QV unter 8.1.6) und in einem Beitrag aus dem Jahr 2004 wird *Burnout* schon als „Zusatzdiagnose“ (= Obermeier 2004, FAZ.NET, 20.08.2004, im QV unter 8.1.6) bezeichnet, aber es wird keine gleichzeitige Kritik an der Verwendung des Ausdrucks *Burnout* oder seiner Definition geübt. Diese Kritik findet man zuerst in einem Artikel vom 26.05.2010, in dem berichtet wird, dass die Forscher sich noch uneins seien, „ob es sich um eine Modediagnose handelt“ (= Stock 2010, FAZ, im QV unter 8.1.6) und in einem Artikel vom 06.10.2010 in der FAZ mit dem Titel „„Burnout“: Hat die Diagnose Methode, oder ist es Mode?“ (= Kaulen 2010, FAZ, im QV unter 8.1.6). In der „Apotheken Umschau“ wird in der Ausgabe 10/2011-A: 34 darauf hingewiesen, dass das „Syndrom [...] nicht als offizielle Diagnose“ gelte und in der Ausgabe 6/2012-B auf Seite 10 (im QV unter 8.1.7) wird die positivere Konnotation von *Burnout* gegenüber der *Depression* betont. In der Zeitschrift DER SPIEGEL wird der Begriff *Burnout* als Diagnosevokabel das erste Mal im Artikel „Volk der Erschöpften“ explizit mit Bezug auf Fachleute aus der Psychiatrie als ein „beschönigendes Synonym für die stigmatisierte Depression“ kritisiert (= Dettmer/Shafy/Tietz 2011: 116, DER SPIEGEL, im QV unter 8.1.6).

558 In folgenden Beiträgen wird zum Beispiel auf die Symptomtrias nach Maslach/Jackson (1981) verwiesen, Maslach und Jackson werden jedoch meistens nicht explizit genannt: SZ 03.03.2001, S. V1-1 (= Brunner 2001, im QV unter 8.1.6); FAZ 03.04.2004, Nr. 80: 55 (= Kals 2004, im QV unter 8.1.6); DIE ZEIT 27.07.2006 Nr. 30 (Online-Ausgabe) in einem Interview mit dem Medizinsoziologen Johannes Siegrist (= Kuhr 2006, im QV unter 8.1.6); Süddeutsche Zeitung, 29.11.2008: S. V2/9 mit explizitem Bezug auf Maslach und Jackson (= SZ 2008a, im QV unter 8.1.6); FAZ 26.05.2010, Nr. 119, S. B4 mit explizitem Bezug auf Maslach (= Stock 2010); Karriere-SPIEGEL 31.10.2013 (= Burisch 2013); FAZ.NET, 28.01.2016 (= Dunsch 2016).

Jeder hat ein intuitives Verständnis davon, aber weder die internationale Klassifikation der Krankheiten noch das „Diagnostische und Statistische Handbuch psychischer Störungen“ listen Burnout als eigenständige Erkrankung. Es fehlt auch ein allgemein anerkanntes Instrument, um die Störung von anderen Krankheiten, etwa der Depression und den Angsterkrankungen, abzugrenzen. Trotzdem wird sie laufend diagnostiziert.

[...]

Der Begriff Burnout leitet sich aus der Arbeitswelt her. Die meisten Ärzte verstehen darunter einen Zustand aus arbeitsbedingter Erschöpfung, Selbstentfremdung, Zynismus und verminderter Leistungsfähigkeit [14]. Im praktischen Alltag zählen noch Dutzende weiterer Symptome dazu, etwa verstärkte Anspannung, Schlafstörungen, Unruhe, Konzentrationschwäche, mangelnde Motivation und reduzierte Arbeitsleistung. Für Korczak sind diese Zuschreibungen ein beliebiger Katalog negativer Befindlichkeitsstörungen, die keine Rückschlüsse auf den Beginn der Symptome zulassen. In der wissenschaftlichen Literatur werde die Störung deshalb auch als „randunscharfe Menge“ bezeichnet, so der Medizinsoziologe im Gespräch. [...].

Seit Beginn der 2010er Jahre gibt es zudem vermehrt Texte, die man den Textsorten einordnender Kommentar oder auch berichtartiger „Faktencheck“ zuordnen könnte. Im Folgenden sei aus einem Kommentar aus DER ZEIT als elftem Textbeispiel zitiert (Albrecht 2011a, im QV unter 8.1.6).⁵⁵⁹ Dieser Artikel zeigt, dass durch die Kritik an der Definition, die gleichzeitig auch verdeutlicht, welche Ansprüche an eine Definition gestellt werden (vgl. Kap. 4.2.2), neue Definitionsbemühungen ausgelöst werden. Aus diesem Grund wird dieser Kommentar im Folgenden etwas ausführlicher analysiert mit Bezug auf konkrete Textabschnitte (siehe unten Beispiel 11): Im Vorspann wird eine *Was-ist-Frage* gestellt, gefolgt von der Feststellung, dass Fachleute um eine „klare Definition“ ringen würden (zur Verbindung von *Was-ist-Fragen* und Wesensdefinitionen siehe Kap. 6.2.2.2, S. 224–225). Im zweiten Absatz des Haupttextes wird die Weite des Begriffs kritisiert, wenn gesagt wird, die Vokabel stehe „mittlerweile für fast alle Arten psychischer Beschwerden, die in Verbindung mit hoher Arbeitsbelastung“ aufträten. Diese Kritik wird im dritten Absatz durch Bezug auf einen Artikel im „Deutschen Ärzteblatt“ zur „Modediagnose Burnout“ noch ausgeweitet (vgl. dazu auch Beleg 9 in Kap. 6.2.2.2). Danach wird die Begriffsgeschichte im vierten Absatz rekapit-

559 Ähnliche Beispiele aus dem Korpus: Der mit „Faktencheck“ übertitelte Beitrag „Elf Mythen über Burnout“ in G&G 2016: 13–18 (= Melchers/Plieger 2016, im QV unter 8.1.7); oder in einem Interview in PH, in dem Isabella Heuser, Leiterin der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Charité, zu Laienkonzepten über Burnout interviewt wird (Psychologie Heute Dez. 2011: 30–33, (= Tenzer 2011b) im QV unter 8.1.7); oder ein medienkritischer Artikel über die Magazinberichte zu BURNOUT, der auch einzelne Aspekte des Phänomens Burnout kritisch beleuchtet in der FAZ vom 10.02.2012, Nr. 35: 35 (= Geyer 2012, im QV unter 8.1.6).

tuliert. Dabei wird das Hyperonym „psychische Erkrankung“ mit Bezug auf H. Freudenbergers ‚ursprüngliche‘ Festsetzung des Begriffs ›Burnout‹ zurückgewiesen und durch „Folge einer Arbeitsüberlastung in Gesundheitsberufen“ ersetzt (vgl. dazu auch Falkai 2016: 25 in G&G, Beleg 5 oben). Im fünften Absatz wird die fehlende Einheitlichkeit in der Forschung zur Definition von ›Burnout‹ konstatiert. Die auf Maslach/Jackson (1981) zurückgehende Symptomtrias, die in den Kapiteln 6.2.2.1 und 6.2.2.2 schon ausführlich beschrieben wurde, wird als einzige „dürre Erkenntnis“ ausgewiesen und in modifizierter Form reformuliert („irgendwie unter emotionaler Erschöpfung, dem Gefühl der Leblosigkeit und verminderter Leistungsfähigkeit leiden“). Im sechsten Abschnitt wird mit Bezug auf Expertenmeinungen aus der Medizin und Psychotherapie gefragt, ob *Burnout* nur eine andere, jedoch weniger abschreckende Bezeichnung für *Depression* sei (vgl. dazu auch Falkai 2016 in G&G, Beleg 5 oben). Im siebten bis zehnten Abschnitt wird betont, dass die mangelnde Trennschärfe zwischen ›Burnout‹ und ›Depression‹ gefährlich sein könne.⁵⁶⁰ In den letzten beiden hier zitierten Absätzen (11 und 12) werden dann beobachtete Unterscheidungskriterien von ›Burnout‹ und ›Depression‹ genannt. Nach der Meinung eines dazu zitierten Experten, müsste es weitere fachliche typologisierende Anstrengungen für eine „differenzierte Betrachtung der Erschöpfungszustände“ geben, die dann als Definitionen in Leitlinien übernommen werden könnten.

11) DIE ZEIT, Nr. 49/2011, 01.12.2011 (= Albrecht 2011a) (Gefettete Überschriften wie im Original, Unterstreichung und Nummerierung der Absätze T.S., im QV unter 8.1.6)

Erschöpfungsdepression: Burn-out

Was ist das eigentlich? Mediziner und Psychologen ringen um eine klare Definition. Erst wenn sie gefunden ist, können Depressive die angemessene Therapie erhalten und Überforderte Unterstützung im Alltag erhalten.

Von Harro Albrecht

1. Dezember 2011, 7:00 Uhr DIE ZEIT Nr. 49/2011 38 Kommentare

[1] Das Wort für extreme Erschöpfung ist inzwischen auch Pop: »Ich hab Burn-out. I feel so outgeburnt. I have my Burn-outing«, sang der Comedian Johann König auf dem Satiregipfel der ARD. »Das ist wirklich toll. Ich lass mich bedienen und krümel alles voll.«

[2] Man könnte empört einwenden, hier mache sich jemand lustig auf Kosten leidender Mitbürger. Doch König hat nur satirisch verarbeitet, was viele spüren: Nach der Burn-out-Erkennntiswelle folgt nun eine Art Burn-out-Übertreibung. Die Vokabel steht mittlerweile für

560 Die Gefahr, die „für psychisch Schwerkranken[n]“ bestehe, dadurch dass Therapieplätze an „weniger belastete[r] Menschen wie Burnout-Patienten“ vergeben würden, wird auch in SPIEGEL ONLINE am 26.06.2013 aufgegriffen (= Hauschild 2013, im QV unter 8.1.6).

fast alle Arten psychischer Beschwerden, die in Verbindung mit hoher Arbeitsbelastung auftreten. Das fordert nicht nur Comedians zum Spott heraus, es reizt auch Ärzte und Psychotherapeuten zum Widerspruch.

[3] Modediagnose Burn-out, titelt Mitte November das *Deutsche Ärzteblatt*. Der inflationäre Gebrauch des schwammigen Begriffs Burn-out sei »Verwirrung stiftend, irreführend und längerfristig stigmaverstärkend«, klagt Ulrich Hegerl, Vorsitzender der Stiftung Deutsche Depressionshilfe. Und der Münsteraner Psychotherapeut Markus Pawelzik befürchtet, dass das Wort »als sozial akzeptierte Entschuldigung erhalten muss für ein schlechtes Einteilen der eigenen Kräfte«. Der Zweifel am Massenphänomen Burn-out ist der vorläufige Höhepunkt einer sehr wechselhaften 40-jährigen Wortkarriere.

[4] Mit dem Begriff Burn-out hatte Herbert Freudenberger 1974 die verbreitete chronische Erschöpfung von Menschen in helfenden Berufen, von Krankenschwestern oder Altenpflegern charakterisiert. Der amerikanische Psychoanalytiker verstand den Zustand explizit nicht als psychische Erkrankung, sondern als Folge einer Arbeitsüberlastung in Gesundheitsberufen. Bald eroberte der Begriff Deutschland und fand Anwendung in immer neuen Arbeitsfeldern.

[5] Dann verbreitete sich der Terminus von der Arbeitswelt hinüber in die Medizin. [...]. Bis heute ist Burn-out nicht einheitlich definiert. Es existieren lediglich ein Dutzend unspezifischer Tests und die dürre Erkenntnis, dass die Betroffenen irgendwie unter emotionaler Erschöpfung, dem Gefühl der Leblosigkeit und verminderter Leistungsfähigkeit leiden.

[6] Lange Zeit hat diese Definitionslücke niemanden gestört. Viele Ärzte und Psychotherapeuten waren zwar der festen Überzeugung, Burn-out sei nur ein neuer Name für Depressionen, benutzten das Wort aber dennoch gern. Es schreckte die Patienten weniger ab, weil jeder sich in den sprechenden Begriff hineindenken konnte. Wer fühle sich denn nicht mal am Morgen erschöpft und würde gerne im Bett bleiben, sagt der Leipziger Psychiater Ulrich Hegerl, das kenne jeder Mensch, und darin liege auch der Erfolg dieses Modeworts. Medien griffen das Thema begierig auf, reihenweise spezialisierten sich Psychosomatikkliniken auf die Behandlung der Ausgebrannten, die Bekenntnis- und Ratgeberliteratur füllt Regalme-
ter.

„Eine Verharmlosung der Depression“

[7] Doch jetzt macht sich Unbehagen unter den Experten breit. Das Wort, das zunächst den Dialog über psychische Erkrankungen erleichtert hat, wird zum Problem. Der Begriff Burn-out werde völlig unterschiedslos sowohl für lebensbedrohliche Depressionen als auch für einfache Erschöpfungszustände nach anstrengenden Arbeitsphasen benutzt, sagt Ulrich Hegerl. Das sei falsch.

[8] [...] [Zusammenfassung folgender Abschnitt, T.S.: Überforderung und harte Arbeitsbedingungen als Ursache für Depression werden als selten bezeichnet gegenüber genetischer Veranlagung in Verbindung mit weiteren Faktoren wie Verlusterlebnissen.]

[9] Aber der Mythos von der »stressigen« Arbeit als Depressionspromotor ist in der Welt – und das hat Nebenwirkungen. »Eine Vermengung von Stress, Burn-out und Depression führt zu einer Verharmlosung der Depression«, sagt Ulrich Hegerl. Beiläufig raten Kollegen den Betroffenen, sie sollten einfach mal Urlaub machen.

[10] Wenn man eine Depression habe, sagt Hegerl, dann sei davon dringend abzuraten. Urlaub helfe depressiven Menschen genauso wenig wie viel Schlaf. Angebracht seien Psychotherapie oder Antidepressiva. Diese Hilfe gebe es oft nicht, sagt Hegerl, wenn man das unter Burn-out laufen lasse. »Der beste Weg zu einem optimalen Umgang mit der Erkrankung Depression ist es, eine Depression auch Depression zu nennen«, sagt der Psychiater. Denjenigen, die nicht das klar definierte Bild einer Depression erfüllen, rät er, ihre Einstellung zur Arbeit zu verändern: Gelegentliche Überforderungen seien ein ganz normaler Teil des Lebens.

[11] Aber gibt es wirklich nur die beiden großen Gruppen? Auf der einen Seite die Depressiven und auf der anderen klagende Arbeitnehmer? Hegerls Stellvertreter in der Deutschen Depressionshilfe, Nico Niedermeier, unterscheidet weniger radikal. »Ich glaube schon, dass der Begriff Burn-out für manche Menschen nicht so falsch ist«, sagt der Münchner Verhaltenstherapeut. Einer seiner Klienten zum Beispiel zeige, solange er arbeite, alle Anzeichen einer schweren Depression. »Der schläft nicht, hat schwere Suizidgedanken, kann sich auf kaum etwas konzentrieren und hat seine Beziehungen vollkommen vernachlässigt«, sagt Niedermeier. Sobald dieser Klient aber in den Urlaub fahre, sei er binnen zwei Wochen wie ausgewechselt. Das sei vollkommen untypisch, ergänzt Hegerl. Die Depression nehme normalerweise im Urlaub eher zu.

[12] Nico Niedermeier empfiehlt eine differenzierte Betrachtung der Erschöpfungszustände. Ihm schwebt eine Typologie mit vier verschiedenen Charakteren vor. Erstens die Depressiven. Zweitens Menschen mit einem echten Burn-out. Drittens Arbeitnehmer, die eine Persönlichkeitsstörung haben und dadurch bei hoher Arbeitsbelastung durchs Raster fallen. Schließlich Menschen, die durch zu hohes Anspruchsdenken auffallen, sogenannte Hyperindiviuierte. Irgendjemand, fordert der Verhaltenstherapeut, müsse Unterscheidungskriterien definieren und entsprechende Leitlinien entwickeln.

Als zwölftes Beispiel sei abschließend noch ein Interview der Zeitschrift DER SPIEGEL aus dem Jahr 2011 zitiert, in dem es um „den Rücktritt des am Burnout-Syndrom erkrankten Trainers Ralf Rangnick“ geht.⁵⁶¹ Interviewt wird Thorsten Rarreck, der als Mannschaftsarzt des Fußball-Bundesligisten Schalke 04 in die Rücktrittsüberlegungen Rangnicks 2011 mit eingebunden war. Rarreck grenzt im Gespräch den Zustand, in dem man „einfach nur platt“ ist vom „Burnout“ ab. Aber auch er verwendet zur Benennung der Diagnose nicht *Burnout*, sondern

561 Weitere Beispiele aus dem Korpus zur Textsorte Interview: 1.) Ein Interview in der ZEIT (Online-Ausgabe), vom 27.07.2006: 50 mit dem Titel „Der öffentliche Patient“. Interviewt wird der Medizinsoziologe Johannes Siegrist. Ausgangspunkt ist der Rücktritt von Jürgen Klinsmann von seinem Amt als Fußballbundestrainer mit der Begründung, dass er „ausgebrannt“ sei (= Kuhrt 2006, im QV unter 8.1.6); 2.) Ein Interview in DER ZEIT vom 21.02.2008 mit dem Titel „Ausgebrannte Helden“. Interviewt wird ein Sportpsychologe. Es geht um Fußballtrainer, die ausbrennen. (= Willmann 2008, im QV unter 8.1.6); 3.) Ein Interview in der Apotheken Umschau mit Matthias Burisch aus dem Jahr 2011 mit dem Titel „Mit leerem Rucksack nach Hause gehen“ (= Rotherbl 2011, in Apotheken Umschau 10/2011 A: 34–37, im QV unter 8.1.7); Ein Interview mit dem Betriebsarzt Wolfgang Panter im Heft Focus Gesundheit (= Wagner Dez./Jan. 2012/2013: 49, im QV unter 8.1.7).

vegetatives Erschöpfungssyndrom, wodurch die somatische Seite stärker betont wird. Er beruft sich auf zwölf Burnout-Stadien, welche den „Stadien innerhalb des Burn-out-Zyklus“ bei Freudenberger/North (⁹2002: 38f.; 121ff.) ähneln, und nennt Symptome (Appetitlosigkeit, Schlafstörungen), die wie in Beispiel 5 mit Bezug auf die ICD-10 ausgeführt wurde, auch auf eine depressive Episode hinweisen könnten. Im weiteren Verlauf des Gesprächs werden noch typische Persönlichkeitseigenschaften besprochen, durch die Menschen „in ein Erschöpfungssyndrom hineinrennen“ könnten.

12) DER SPIEGEL 39/2011: 118 (Unterstreichung T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, = Der SPIEGEL 2011d, im QV unter 8.1.6)

FUSSBALL: „Hart am Wind“ [Unterstreichung im Original]

DER SPIEGEL – Interview Szene Sport – 26.09.2011

Thorsten Rarreck, 47, Mannschaftsarzt des Fußball-Bundesligisten Schalke 04, über den Rücktritt des am Burnout-Syndrom erkrankten Trainers Ralf Rangnick

SPIEGEL: Sie haben bei Ralf Rangnick ein vegetatives Erschöpfungssyndrom diagnostiziert. Mussten Sie ihn zu einer Auszeit überreden?

Rarreck: Am Ende war er erleichtert, dass wir Ärzte ihn in dem bestätigten, was er selbst am Dienstag mit seiner Familie beschlossen hatte. Wir hatten ein Expertengremium gebildet, neben mir waren zwei Fachleute im persönlichen Kontakt mit ihm, drei weitere telefonisch eingebunden. Zwei Wochen zuvor jedoch hatte Überzeugungsarbeit dazugehört, dass Ralf Rangnick ein solches Syndrom bei sich überhaupt akzeptierte. Ich kenne ihn schon lange, und mir fiel auf, dass er nicht einfach nur platt war.

SPIEGEL: Sondern?

Rarreck: Beim Burnout unterscheidet man zwölf Stadien. Bei Stadium eins bis drei landen viele ehrgeizige Menschen, die einen Zwang sehen, sich zu beweisen, und eigene Bedürfnisse verdrängen. Ralf Rangnick war zuletzt bei acht bis neun, es musste die Reißleine gezogen werden.

SPIEGEL: Wie äußerte sich das?

Rarreck: Etwa durch Appetitlosigkeit, eine deutlich verminderte Nahrungsaufnahme sowie erhebliche Schlafstörungen. Stellen Sie sich einen angespannten Körper in einem unausgeruhten Zustand vor, nicht ausreichend mit Nährstoffen versorgt, quasi unterernährt. Das kann gefährlich werden. Vorher hatte er, im Stadium sechs ungefähr, die Probleme über mehrere Wochen verdrängt. Weil er sehr diszipliniert ist, ist es nicht aufgefallen. Er ist ja ein Mensch, der sehr viel Power hat, gerade deswegen ist er gefährdet.

[...]

SPIEGEL: Rangnick ist dafür bekannt, dass er von Mitarbeitern viel fordert, viel Energie verbraucht für scheinbare Banalitäten, kaum abschaltet. Wurde diese Stärke, die Leidenschaft und das Engagement im Job, nun zur Schwäche?

Rarreck: So etwas ist typisch bei Menschen, die in ein Erschöpfungssyndrom hineinrennen, wenn sie es nicht gleichzeitig schaffen, die Gehirnfunktion herunterzufahren. Die Stressresistenz muss gecoacht werden. Eine gewisse Gelassenheit entwickeln, delegieren, abschalten können – das ist jetzt auch ein Hauptteil der Arbeit, die für Ralf Rangnick anliegt.

Im Folgenden werden die Beispiele 1–12 miteinander verglichen, um das Spektrum der sprachlichen Mittel des Definierens in fachexternen Medien- und Vermittlungstexten aus punktueller Perspektive aufzuzeigen. Als weitere Vergleichsfolie dienen die in den Kapiteln 6.2.2.1 und 6.2.2.2 herausgearbeiteten sprachlichen Mittel, durch die in den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern sowie Fachtexten und Monografien definitorische Aufgaben erfüllt werden. Denn durch diese Gegenüberstellung können Sprachgebrauchsformen mit definitorischer Funktion⁵⁶², die entweder für den fachlichen oder fachexternen Diskursstrang spezifisch sind, direkt identifiziert werden.

Blickt man zunächst auf die Textabschnitts-, Satz- und Mehrwortebene, so fällt auf, dass sieben von zwölf Beispielen mit narrativen Vertextungsmustern arbeiten, sechs davon beginnen den Text nach dem Vorspann mit einer solchen Szene und steigen damit narrativ ins Thema ein.

Eine der ausführlichsten narrativ entfalteten Szenen findet man in Beispiel 5: Es wird dort die berufliche Geschichte einer Einzelperson erzählt, wie das Pseudonym „Bernd Hinze“ unterstreicht. Die Anonymisierung des Klarnamens macht darauf aufmerksam, dass diese Geschichte für die Öffentlichkeit eigentlich zu privat ist, jedoch dennoch erzählt wird, weil sie exemplarischen Charakter besitzt. Dasselbe Verfahren findet man auch in Beispiel 4 oben:

Eine typische Burn-out-Patientin, die Weber während eines Forschungsprojekts kennengelernt hat, ist Eva Berger, die anders heißt. Ihren Schulalltag empfindet die Gymnasiallehrerin inzwischen [...].
(= Kals 2004/FAZ: 55, Unterstreichung, T.S.)

Die anonymisierten Eigennamen werden mit Gattungsbezeichnungen („Werbetexter“ oder „Gymnasiallehrerin“) und weiteren charakterisierenden Merkmalen und Details aus dem Berufsalltag dieser Personen verknüpft („der 38-Jährige“, „Freude am Job“, „immer mehr Projekte“) und dadurch zu Figuren, die einen typischen Vorgang durchleben (vgl. dazu auch Beispiel 6 oben). Auch in anderen Texten findet man häufig das Muster *ein(e) oder der/die typische(r) Burnout-Patient(in)*.⁵⁶³

⁵⁶² Die Teilfunktionen einer diskursiven definitorischen Praxis und dabei zum Beispiel der Anspruch auf Trennschärfe und Deutlichkeit wurden in Kapitel 4.2.2 herausgearbeitet und sind in die Arbeitsdefinition einer diskursiven Praxis des Definierens eingegangen (siehe Kapitel 4.3.4).

⁵⁶³ Weitere Beispiele aus dem fachexternen Korpus sind z. B.: „Der typische Burnout-Patient neige zur Selbstüberschätzung [...]“ (Frömel/Recht 2011 in GEO WISSEN, Nr. 48/2011: 53); „Ein typi-

In den anderen Beispielen mit narrativen Szenen (siehe Bsp. 1, 2, 3) erscheinen die Personen nur als Vertreter bestimmter Berufs- bzw. Personenklassen („der Berliner Professor“, „die junge Lehrerin“, „eine Münchner Psychologin“, „der einstige Überflieger“). In Bsp. 9 hingegen wird über den „Zusammenbruch von Skispringer Sven Hannawald“ berichtet. Doch auch diesem prominenten Einzelfall aus dem Bereich des Profisports wird schon eine gewisse Musterhaftigkeit zugesprochen, wodurch das Phänomen BURNOUT als ein intersubjektiver Zustand ausgewiesen wird:

Nach den Fußballprofis Sebastian Deisler (Bayern München) und Jan Simak (Hannover 96) ist Hannawald bereits der dritte prominente Sportler, der den auf ihm lastenden Druck nicht mehr verkraftete. (FAZ, 03.05.2004: 38, Unterstreichung T.S., siehe oben Bsp. 9)

Die Übertragung von prominenten Beispielen auf eine größere Menge von Personen, findet man auch in folgendem Beleg der Apotheken Umschau:

„Irgendwann kam ich an den Punkt, an dem ich all diese Anforderungen nicht mehr bewältigen konnte“, schilderte Sven Hannawald, der wohl bekannteste „Ausgebrannte“, seine Situation. So wie es dem erfolgreichen und beliebten Skispringer erging, fühlen sich Hunderttausende Deutsche: am Ende, völlig ausgelaugt, geistig, körperlich und emotional so erschöpft, dass sie ihren Alltagsanforderungen kaum noch nachkommen können.

(Apotheken Umschau 5/2005 B: 40, Unterstreichung T.S.)

Am Ende dieses Kapitels wird auf die sprachlichen Mittel des Geltungsanspruchs noch näher eingegangen.

Beispiel 5 zeigt einige Merkmale narrativer Themenentfaltung besonders deutlich (vgl. Kap. 6.2.2.3): Es wird aus der Rückschau eine Ereigniskette im epischen Präteritum präsentiert und die „Ereignisse verbinden sich in ihrer logischen, kausalen, zeitlichen Aufeinanderfolge“ (Heinemann/Viehweiger 1991: 237). Der Endzustand wird zwar zu Beginn des Beitrags vorweggenommen („Das Aus für Bernd Hinze* kam schleichend“), aber die Entwicklung hin zum kritischen Höhepunkt der Geschichte wird akkumulierend aufgebaut („immer mehr Projekte wanderten auf seinen Schreibtisch“, „Hinze opferte mehr und mehr Freizeit“, „fühlte sich schon morgens erledigt“, „Irgendwann ging gar nichts mehr“). Dabei kommt es zu einer gegenläufigen Steigerung: Potenziell belastende Dinge (z. B. Kundengespräche, Aufgaben) nehmen zu und entlastende Dinge ab (z. B. Freizeit, Kontakt zu Freunden). Es kommt zu einer emotionalen Umkehr („Zunehmend wandelte sich die Freude am Job in Abscheu“), die auch auf temporaler

scher Burnout-Patient hat meistens auch das Gefühl ...“ (Stock 2010, FAZ, 25.05.2010: B4); „Frau P. hat eine typische Burnout-Persönlichkeit, [...]“ SPIEGEL WISSEN 22.02.2011 (= Bruhns 2011).

Ebene („anfangs“ (= positive Gefühle zur Arbeit) und „irgendwann“ (= negative Gefühle zur Arbeit)) ausgestaltet wird. Die erzählte Zeit, also der Zeitraum, über den sich die Transformation hin zum Burnout-Zustand vollzieht, bleibt vage. Am Ende der Szene erfolgt eine „zusammenfassende Einschätzung“⁵⁶⁴ durch den „Hausarzt“, der die Geschichte mit der Diagnose „Burnout – als Folge chronischer Arbeitsüberlastung“ kommentiert. Durch dieses Resümee von fachlicher Seite wird die zuvor dargebotene individuelle Geschichte mit einem Prozess, der bei „chronischer Arbeitsüberlastung“ zum „Burnout“ führt, gleichgesetzt. Man kann die Geschichte zudem auch als Explanans für die im letzten Absatz genannte Diagnosebezeichnung *Burnout* (= Explanandum und Definiendum) lesen. Das implizit aufgerufene Gesetz, das diese erzählte Entwicklung erklärt bzw. argumentativ stützt, könnte z. B. folgendermaßen lauten: Berufliche Belastungen, die quantitativ über einen längeren Zeitraum über das ‘normale’ Maß hinausgehen/sich immer weiter steigern, führen zu körperlichen Beschwerden, Erschöpfung und Leistungsverlust, insbesondere dann, wenn die Faktoren, die zur Regeneration wichtig sind, zugleich weniger werden. Diese Szene zeigt eine individuell-exemplarische, sich zu einer Wende/Krise hin kontrastiv⁵⁶⁵ steigende narrativ-explikative Ereignisdefinition mit auf die Ereigniskette folgendem Deutungskommentar. Das obige Beispiel 2 in der Süddeutschen Zeitung (RheinZ 1994: A2) funktioniert ebenfalls nach diesem Muster.⁵⁶⁶

Die Fallbeschreibungen in Beispiel 1 (SPIEGEL Nr. 52/1988: 162) stellen eine verkürzte Form dieser ausführlichen narrativen Kontrastdefinition dar. Denn sie konzentrieren sich ganz auf den temporalen und damit einhergehenden qualitativen sowie quantitativen Kontrast eines Ausgangszustands A, in welchem sich

⁵⁶⁴ Vgl. die Ausführungen Müllers zum Aufbau narrativer Themenentfaltung (Müller 2007: 79/80).

⁵⁶⁵ *Kontrastiv*, da die Anforderungen innerhalb der Erzählung zunehmen, wohingegen die Elemente, die für Pause und Erholung in der Erzählung angeführt werden, abnehmen. Dadurch wird narrativ das Kontrastverhältnis auf dem Weg zum kritischen Höhepunkt der Geschichte stilistisch verstärkt.

⁵⁶⁶ Weitere Beispiele aus dem Korpus, die ›*Burnout*‹ über eine solche sich zum kritischen Wendepunkt steigende Erzählung plus Deutungskommentar definieren sind z. B.: PH 1/2016: 18–21 (= Schönberger 2016a, im QV unter 8.1.7); G&G 11/2005: 12–19 (= Kraft 2005, im QV unter 8.1.7). Andere narrative Erzählungen setzen bei der Krise ein und schildern von dort ausgehend den Kontrast, den der Burnout-Zustand im Vergleich zum vorigen besonders engagierten Leben darstellt. Vgl. zu diesem Muster z. B. auch faz.net 08.03.2010 (= Meck 2010, im QV unter 8.1.6); AU 11–2012-A: 22–26 (= Schweiger 2012); in der AU (05/14-A: 11) wird die Geschichte von Herbert Freudenbergers Burnoutentwicklung (= Wolfrum/Steinmüller 2014) und auf SPIEGEL ONLINE die Geschichte einer Krankenschwester (= Zeltner 2011) nacherzählt; alle Belege im QV unter 8.1.6 und 8.1.7.

die Personen in ihrem Beruf in besonderem Maße eingebracht haben, und eines Zustands B, in welchem sich ihre Gefühle und Einstellung zur Arbeit negativ gewandelt haben, sie bestimmte Leistungen von früher nicht mehr erbringen und die Häufigkeit engagierter Aktionen abgenommen hat. Der Prozess, der diese Transformation herbeigeführt hat, wird nicht explizit erzählt, aber durch Tempuswechsel deutlich gemacht:

Zu Beginn seiner Karriere war der Berliner Professor für seine Studenten jederzeit zu sprechen. [...] Heute beschränkt der inzwischen 53jährige Professor seine Begegnungen mit Studenten [...] auf ein kühles Minimum, [...].

(SPIEGEL Nr. 52/1988: 162, Unterstreichungen T.S.)

Und auch in diesem Text folgt nach zwei weiteren narrativen Vignetten dieser Art ein diagnostischer Deutungskommentar („Burnout heißt die knappe Diagnose, [...]“). Diese Beispiele könnte man daher als verkürzte Variation des in Beispiel 5 analysierten Definitionstyps ansehen. Ähnlich funktioniert auch Beispiel 6 in der „Apotheken Umschau“ (12/1997-A: 20). Beispiel 3 in der Zeitschrift „Psychologie Heute“ (Smolka 2000: 39f.) stellt ebenfalls diesen Kontrast ins Zentrum seines narrativen Fallberichts. Letzterem folgt nicht ein Deutungskommentar, sondern bevor die narrative Passage entfaltet wird, werden im Absatz zuvor Kernsymptome und Entstehungsbedingungen des Begriffs ›Burnout‹ genannt: „Burnout ist eine körperliche und emotionale Erschöpfung aufgrund dauernder Anspannung [...]“ (ebd.). In ähnlicher Weise ist auch in Beleg 4 das Fallbeispiel in den Gesamttext integriert (siehe oben Kals 2004: 55) und auch die Erzählung des Belegs 7 aus der Ich-Perspektive ist in dieser Weise aufgebaut.

Vergleicht man diese Beispielerzählungen in fachexternen Texten mit Fallberichten im fachinternen Diskursstrang, beispielsweise mit Kissling/Mendel/Förstl (2014: 2387, DMW, im QV unter 8.1.4), Weimer/Kraus (2011: 242ff.) oder dem in Beispiel 5 oben zitierten Fallbericht zur „Depression“, in dem der Autor Peter Falkai einen Fall aus seiner Sicht als Psychiater mit Bezug auf die ICD-10 schildert (Falkai 2016: 24 in G&G, im QV unter 8.1.7), so kann man folgende Unterschiede erkennen:⁵⁶⁷

- Die erzählenden Passagen zu einem Fall sind in den fachlichen Texten meist in ein klinisches Setting eingebettet. Es wird deutlich, dass diese Geschichten aus einem Anamnese- oder Therapiegespräch stammen, da bestimmte Symptome eindeutig als Patientenrede ausgewiesen werden (Unterstreichungen T.S.): „Die 45-jährige Patientin [...] klagte über [...]“; „Die Patientin leide seit [...]“ (Kissling/Mendel/Förstl 2014: 2587); „Herr L. berichtete über kontinuierlich gestiegene

⁵⁶⁷ Zur Analyse von Fallbeispielen im fachinternen Diskursstrang vergleiche Kap. 6.2.2.2 und darin Beleg 8a-1.

Versagensängste [...]“ (Weimer/Kraus 2011: 242)⁵⁶⁸; „Klar, sagt Frau M., darüber denke sie pausenlos nach“ (Wilms 2009: 237)⁵⁶⁹; „Um einfache Schreiben zu erfassen, brauche sie ewig“ (Falkai 2014: 24). In den fachexternen Texten berichtet bzw. erzählt ein Erzählmedium von den Gefühlen und veränderten Handlungen der betroffenen Personen, in manchen Texten wird die Erzählung durch Aussagen der ‚Betroffenen‘ in wörtlicher Rede ergänzt:

Am liebsten wäre Mareike nur noch im Bett geblieben. Schon am frühen Morgen fühlte sie sich müde, erschöpft, ausgebrannt. „Ich hatte keinen Antrieb zu gar nichts, alles war mir zu viel“, sagt die junge Frau. Gerade 30 war sie geworden, als sie spürte, ihr High-Potential-Leben gerät aus den Fugen: „Ich war im Paradies, und in mir fühlte ich die Hölle.“ [...] Schließlich wird Mareike in eine Klinik eingewiesen. Diagnose: „Schwerer Burnout“.

(Meck 2010, FAZ.NET, 08.03.2010, Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.6)

- Fallbeispiele der Textsorte Kasuistik trennen zwischen „Anamnese“ bzw. „Aufnahmesituation“ und „Untersuchungsbefund“ oder „diagnostischer Beurteilung“ sowie „Therapie“ und „Verlauf“ (vgl. Kissling/Mendel/Förstl 2014 und Weimer/Kraus 2011). In fachexternen Texten beginnt die Erzählung des Fallbeispiels meist im beruflichen Kontext der Personen. Danach wird entweder der Weg zum Zusammenbruch geschildert oder die problematische Lage der Person und deren Entstehung. Die Erzähleinheit schließt oder wieder gerahmt von einem Diagnosekommentar von ärztlicher oder psychotherapeutischer Seite. Reflexionen zu verschiedenen diagnostischen Möglichkeiten („Die geschilderten Symptome bieten mehrere Möglichkeiten einer diagnostischen Einschätzung“, Weimer/Kraus 2011: 242) und differenzialdiagnostische Überlegungen („Eine ausführliche internistische Untersuchung erbrachte keine pathologischen Befunde“) sind in den fachexternen Texten in der Regel nicht in das erzählte Fallbeispiel integriert. Man findet jedoch insbesondere seit den 2010er Jahren Hinweise, dass die „Seelenpein [...] viele Namen“ habe: „Burnout, Erschöpfungssyndrom, Anpassungsstörung, Depression“ (Dettmer/Shafy/Tietz 2011: 116 in DER SPIEGEL, im QV unter 8.1.6), dass es sich im „strikten Sinn [...] beim Burnout-Syndrom“ nicht „um eine Krankheit“ handle (Meck 2010, faz.net) oder dass hinter einem „vermeintlichen Burnout-Befund“ meist „schwerere psychische Erkrankungen“ steckten (Falkai 2016: 20 in G&G, im QV unter 8.1.7).
- Fallbeispiele der Textsorte Kasuistik berichten, wie oben beschrieben, aus dem Anamnesegespräch und sie rekapitulieren vom „Endzustand“ ausge-

⁵⁶⁸ In der Fachzeitschrift „Der Psychotherapeut“, im QV unter 8.1.4.

⁵⁶⁹ In der Zeitschrift PiD, im QV unter 8.1.4.

hend den Fall (vgl. Kissling/Mendel/Förstl 2014 und Weimer/Kraus 2011).⁵⁷⁰ Dadurch ist die fachliche Fallschilderung ergebnisorientiert und spannungsarm. Das heißt, es wird nicht bewusst Spannung erzeugt, dadurch dass bestimmte Folgen zu Beginn zunächst nur angedeutet werden („Das Aus für Bernd Hinze kam schleichend.“ Falkai 2016: 20) oder Kontrastlinien (z. B. zwischen dem Rückgang der schützenden und dem Anstieg der belastenden Faktoren) erzählerisch ausgestaltet und dadurch betont werden.

- Die Wortwahl in den fachlichen Fallbeispielen erfolgt vor der Folie der Diagnosemanuale, durch die bestimmte Ausdrücke Schlüsselwortcharakter erhalten. Dies wird deutlich, wenn beispielsweise zeitliche Angaben gemacht werden, wie lange die Symptome schon bestehen („Sie fühle sich seit etwa sechs Monaten weniger belastbar, [...]“, siehe Beispiel 5 oben: 24). Denn für eine Beurteilung nach den Diagnosemanualen müssen bestimmte Kombinationen von Symptomen über einen bestimmten Zeitraum bestehen. Im ärztlichen Fallbericht wird diese Information eingeflochten (und im Gespräch erfragt), da sie diagnostische Relevanz besitzt. Ähnlichen Schlüsselwortcharakter für das Diagnosekonzept ›Depression‹ haben Symptome wie „Gewichtsverlust“ oder „Schlafstörungen“ (ebd.).

In fachexternen Texten wird allerdings nicht nur narrativ definiert, wie die Beispiele 8–12 oben zeigen. In diesen Texten finden sich weitere zuordnend-prädizierende Muster auf Satz- und Textabschnittsebene, die den Ausdruck *Burnout* in ein Äquivalenzverhältnis zu anderen Satz- oder Textstellen setzen. Teilweise weisen diese sprachlichen Mittel des Definierens Ähnlichkeiten zu den sprachlichen Mitteln mit definitorischer Funktion in Fachlexika und Handbüchern sowie fachlichen Zeitschriftenartikeln und Monografien auf, es gibt aber auch Besonderheiten:

- 1) Zunächst findet man ähnliche Verben, die den Ausdruck *Burnout*/*Burn-out* auf dargelegte Sachverhalte bzw. Begriffsinhalte identifizierend-gleichsetzend beziehen: zum Beispiel *x ist y/ist gekennzeichnet durch y*,⁵⁷¹ *definiert wird x*

570 Dies beschreibt Schuster auch für Krankengeschichten psychiatrischer Schreibpraxis im 19. Jahrhundert: „Grundsätzlich gilt für die narrative Organisation, dass die Simultanität, Partikularität und Fragmentarizität des Erlebten in eine geordnete Sukzession gebracht wird, wobei das Schreiben insofern integrativ ist, dass es vornehmlich vom Resultat her gedacht wird“ (Schuster 2010: 163, Unterstreichung T.S.). Zu den Mitteln narrativer Inszenierung und Dramatisierung dieser Krankheitsgeschichten aus dem 19. Jahrhundert siehe Schuster (2010: 163ff.).

571 Beispiele aus dem Korpus: „Burn-out ist gekennzeichnet durch körperliche und seelische Erschöpfungsgefühle [...]“ (FAZ, 29.02.1992: 41, = Gross 1992); „Burnout ist keine Krankheit, sagen Mediziner. Burnout ist ein Risikozustand. Das wichtigste Erkennungszeichen: Man fühlt sich überwältigend erschöpft. [...]“ (FAZ, 19.04.2014, = Weiguny/Nienhaus 2014a, Unterstrei-

als y,⁵⁷² *x beschreibt y*,⁵⁷³ *x wird als y bezeichnet*,⁵⁷⁴ *x mit y charakterisieren*⁵⁷⁵ oder *y versteht unter y z*⁵⁷⁶. Sie ordnen den Ausdruck wie in den fachlichen Texten meist einem nominalen (hyperonymen) Abstractum zu, (z. B. *Zustand, Endzustand, Erschöpfungsdepression, Symptomkomplex, Vorbote (einer psychischen Erkrankung), Vorläufersyndrom, (nicht) Krankheit, Zusatzdiagnose, Zusammenbruch (eines Menschen), Risikozustand, das Aus, Phase, Ausweichdiagnose, etc.*),⁵⁷⁷ wodurch eine erste Kategorisierung stattfindet. Über attributive Adjektive und Nominalphrasen, Relativsätze, nominale Aufzählungen oder Informationen, die durch Adverbien wie *typischerweise* als charakteristische Zusatzkriterien für den beschriebenen Sachverhalt ausgewiesen werden, wird der Zustand oder Endzustand eines Prozesses weiter spezifiziert. Der Doppelpunkt als Satzzeichen, das in Verbindung mit diesen Verben

chung T.S.); „nahezu jeder *Burnout* ist eine Erschöpfungsdepression“ (Der SPIEGEL, 4–2011: 116, = Dettmer/Shafy/Tietz 2011); Unterstreichungen T.S., alle Belege im QV unter 8.1.6.

572 Beispiele dazu aus dem Korpus: „Definiert wird ein Burnout-Syndrom oder Ausgebranntsein als ein ‚Zustand körperlicher, emotionaler und mentaler Erschöpfung‘“ (FAZ, 26.05.2010, Nr. 119: B4, = Stock 2010, Unterstreichung T.S.); „Der Arbeitspsychologe Arnold B. Bakker [...] stellte fest, dass es Lebenspartnern selbst bei großer Anstrengung nicht gelingt, ihre Gefühle und Probleme aus dem Arbeitsleben von zu Hause fernzuhalten. Dies betrifft beispielsweise Erschöpfung und Zynismus, die als Burnout-Bestandteile definiert sind [7]“ (SPIEGEL ONLINE, 30.12.2013, = Bürgel 2013, Unterstreichungen T.S.); beide Belege im QV unter 8.1.6.

573 „Burn-out beschreibt einen Risikozustand [...]“ (FAZ, 21.11.2013, Nr. 271: V1, = Berger 2013); „Totale Erschöpfung und die Gewissheit, am Ende seiner Kräfte zu sein: Was oft mit dem Begriff Burnout beschrieben wird, scheint der Endpunkt eines Weges zu sein“ (KarriereSPIEGEL 30.12.2013, = Bürgel 2013, Unterstreichungen T.S.); beide Belege im QV unter 8.1.6.

574 „Das klinische Wörterbuch Pschyrembel (via Wikipedia) erklärt, dass Burnout ‚als Endzustand einer Entwicklungslinie bezeichnet werden kann [...]‘“ (SPIEGEL ONLINE, 12.02.2013 (= Lobo 2013)); „Hohe berufliche Motivation, die in totale Abneigung gegen die Arbeit umschlägt – dieses Phänomen wird mittlerweile mit einem eigenen Krankheitsbild bezeichnet, dem Burnout-Syndrom“ (DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 20.09.2007 (= Werdes 2007, Unterstreichungen T.S.); beide Belege im QV unter 8.1.6.

575 „Mit dem Begriff Burn-out hatte Herbert Freudenberger 1974 die verbreitete chronische Erschöpfung von Menschen in helfenden Berufen, von Krankenschwestern oder Altenpflegern charakterisiert.“ (DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 08.12.2011, = Albrecht 2011, im QV unter 8.1.6).

576 „Der Begriff Burnout leitet sich aus der Arbeitswelt her. Die meisten Ärzte verstehen darunter einen Zustand aus arbeitsbedingter Erschöpfung, Selbstentfremdung, Zynismus und verminderter Leistungsfähigkeit“ (FAZ, 06.10.2010, Nr. 232, S. N1, = Kaulen 2010, Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.6).

577 Siehe zu den Hyperonymen die Belege oben 1–12 und manager-magazin.de vom 19.12.2008 (= Heimann 2008); KarriereSPIEGEL 26.09.2011 (= Stehr 2011); SPIEGEL ONLINE, 12.02.2013 (= Lobo 2013); FAZ, 29.02.1992: 41 (= Gross 1992); faz.net, 20.08.2004 (= Obermeier 2004); alle Belege im QV unter 8.1.6.

den Bezug zweier Satzbestandteile aufeinander bewirkt, findet ebenfalls häufig Verwendung (Unterstreichungen T.S.):

A) DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 25.04.2001: 61 (= Schenk 2001)

Den Begriff prägte der New Yorker Psychoanalytiker Herbert Freudenberger schon in den siebziger Jahren. Seitdem beschäftigen sich Psychologen wie Mediziner intensiv mit diesem Phänomen. Burn-out beschreibt einen Zustand, in dem nichts mehr geht, die Betroffenen sich „ausgebrannt“ fühlen. Sie leiden unter körperlicher und seelischer Erschöpfung. Ein Zustand, der sich nicht schlagartig, sondern schleichend einstellt, meist Folge einer längeren Überforderung. Viele Symptome werden darunter zusammengefasst: psychosomatische Beschwerden wie Schlafstörungen, Herzprobleme oder Tinnitus. Im schlimmsten Fall kommt es zu schweren Depressionen, zum völligen Zusammenbruch, zu Selbstmordgedanken.

B) Gehirn&Geist Dossier 1/2016: 25 (= Falkai 2016, aus Beispiel 5 (siehe oben))

Neben komplexen Wechselwirkungen läßt sich ein Burn-out-Syndrom durch drei Elemente charakterisieren: emotionale Erschöpfung, Dehumanisierung und Zynismus und schließlich eine verminderte Leistungszufriedenheit.

- 2) In Kap. 6.2.2.2 wurde schon beschrieben, dass auf *Was-ist*-Fragen häufig Definitionsbemühungen folgen. In den fachexternen Texten findet man einerseits die klassischen *Was-ist*-Fragen (siehe Bsp. 11 oben „Burnout. Was ist das eigentlich?“ und die Bsp. C und D unten), andererseits beziehen die Fragen die Leser/innen häufig auch direkt mit in das Geschehen ein, meist durch die Verwendung des Pronomens *man* oder durch ein inkludierendes *Wir* oder durch eine vom Interviewer stellvertretend eingenommene Ich-Perspektive (siehe die Beispiele C, D und E).⁵⁷⁸

578 Weitere Beispiele aus dem Korpus: „Die gestresste Seele: Was ist noch Erschöpfung? Was ist schon Krankheit?“ FAZ, Nr. 35, 10.02.2012: 35 (= Geyer 2012); „Kennen Sie auch jemanden, der sich eine längere Auszeit nimmt – wegen Burnout? Haben Sie sich selbst auch schon einmal gefragt, wie lange Sie den ganzen Stress noch ertragen können? [...] Was ist noch normal? Wo fängt die Krankheit an? Und wer hat Schuld?“ FAS, Nr. 16, 20.04.2014: 27 (= Hank 2014b). „Unter Lehrern grassiert das Burnout-Syndrom. Doch was ist das?“ DIE ZEIT, 2. Dezember 1999 (= Blech 1999); „[...] wann kann man von einem Burnout sprechen?“ (Obermeier 2004, FAZ.NET), alle Belege im QV unter 8.1.6. Weitere Beispiele für inkludierendes *Wir*: „Wir sind die Ausgebrannten“ (PH 1/2016, = Nuber 2016a, im QV unter 8.1.7); „Wir Unausgeschlafenen“ (DIE ZEIT Nr. 44/2010, = Spork 2010 im QV unter 8.1.6).

C) apotheken-umschau.de (Textfassung vom 18.10.2011)⁵⁷⁹ (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.7)

Burn-out-Syndrom

Erschöpft, müde, ausgebrannt – habe ich zu viel Stress oder schon ein Burn-out? Unser kleiner Test liefert Ihnen erste Hinweise. Dazu: Informationen zu Ursachen des Ausgebranntseins und Therapiemöglichkeiten bei totaler Erschöpfung

Was ist ein Burn-out-Syndrom?

Fußballtrainer Ralf Rangnick, Skispringer Sven Hannawald, Fernsehkoch Tim Mälzer – sie alle haben eines gemeinsam: Sie erlebten eine Phase der totalen Erschöpfung, mussten pausieren und wurden in den Medien als prominente Burn-Out-Betroffene bekannt. Das Gefühl ausgebrannt zu sein[,] haben aber nicht nur Prominente. [...]

D) SPIEGEL WISSEN 1/2012 (= Gatterburg/Großbongardt 2012) (Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.6)

[...] **SPIEGEL:** Was ist Burnout Ihrer Meinung nach?

Unger: Ein chronischer Erschöpfungsprozess, der durch eine emotionale Verstrickung mit Arbeit gekennzeichnet ist und der schließlich zu klar definierten Krankheiten führen kann wie etwa Depressionen, Angststörungen, Herzinfarkten oder auch chronischen Schmerzsyndromen.⁵⁸⁰ [...]

E) Psychologie Heute 27/2011: 40–43 (= Schulze 2011) (Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.7)

Burnout: Was uns gefährdet. Was uns schützt

Wie erkennt man, ob eine Erschöpfung ganz normal ist oder ob man bereits am Burnout-syndrom erkrankt ist? Und liegt es nur an der vielen Arbeit und den hohen Alltagsanforderungen, wenn man ausbrennt?

Das Gefühl kennen viele: Man ist müde schon beim Gedanken an die Arbeit, es freut einen nicht, zur Arbeit zu gehen, man hat den Eindruck, man drehte sich im Kreis wie ein Hamster im Laufrad, die Erkältung kommt und geht, und selbst nachts lässt einen der Gedanke an die Arbeit nicht mehr los. Ist das bereits ein Burnout?

F) ZEIT ONLINE 29. Juli 2010 (= Heyn 2010)

[...] **ZEIT ONLINE:** Wie kann ich feststellen, ob ich unter Burn-out leide?

Bergner: Erstes Symptom ist die emotionale Erschöpfung. Man kann sie selbst diagnostizieren. Sätze wie "Ich kann nicht mehr" oder "Es macht alles keinen Sinn" sind klassisch für emotional erschöpfte Menschen. Zweites Symptom ist die sogenannte Depersonalisierung. Die Betroffenen ziehen sich zurück. Das dritte Symptom ist die Leistungsabnahme. Erst wenn alle drei Symptome erfüllt sind, lässt sich die Diagnose Burn-out stellen. [...]

⁵⁷⁹ Abgerufen von apotheken-umschau.de am 24.11.2012, siehe im QV im Abschnitt 8.1.7 unter AU (2011d).

⁵⁸⁰ Auch in diesem Beispiel sieht man die Zwischenposition zwischen noch 'gesunder' ›Erschöpfung‹ und „klar definierten Krankheiten“, die dem Burnout-Konzept seit den 2010er Jahren vermehrt explizit zugeschrieben wird (vgl. Beispiel 9 oben).

Dass diesen Fragen, häufig an Expertinnen und Experten gerichtet, große Bedeutung zukommt, kann man auch daran erkennen, dass sie im Kontext von Selbstfragebogen oder in ratgebenden Aufklärungstexten typografisch hervorgehoben als eigene Texteinheit und Rubrik („Nachgefragt“) in einem größeren Text präsentiert werden, wie in folgendem Beispiel der Apotheken Umschau (Ausgabe 5/2005-B: 41, im QV unter 8.1.7, AU 2005b, siehe Abbildung 11)⁵⁸¹:

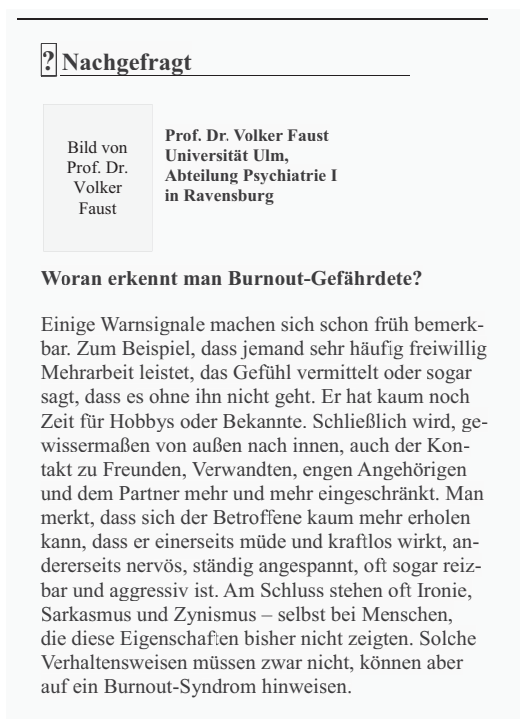


Abb. 11: Typografische Hervorhebung einer definitionseinleitenden Frage in der Apotheken Umschau 5/2005-B, S. 41 (Layout des Zitats nachempfunden, T.S.), Text © Wort & Bild Verlag/ Apotheken Umschau.

- 3) Auch die „Selbsttests“, die in einigen Übersichtsartikeln abgedruckt und mit denen das eigene „Burnout-Risiko“ abgeschätzt werden kann, werden meist mit Fragen eingeleitet. Meistens über geschlossene Entscheidungs- oder Alternativ-

⁵⁸¹ Ähnlich auch in AU 12/1997-A: 20; PH 5/2009: 26; Und die Selbstfragebogen sind mit ähnlichen Fragen überschrieben: „Sind Sie Burnout-gefährdet?“ (PH 1/2016: 25); siehe den folgenden Spiegelstrich 3.

fragen, mit denen die Leser/innen in der Regel direkt angesprochen werden:⁵⁸² „Sind Sie ausgebrannt? [...]“ (siehe Bsp. 5 oben, G&G Falkai 2016: 23); „Sind Sie reif für die Insel? [...]“ (siehe Bsp. 6 oben, AU 12/1997-A: 20); „Droht Ihnen der Burnout? Sind Sie noch völlig entspannt [...] oder schon chronisch überlastet? [...]“ (faz.net 25.04.2014)⁵⁸³; „Fühlen Sie sich ausgebrannt? Einen anerkannten Selbsttest finden Sie hier. [...]“ (Burisch, auf SPIEGEL ONLINE 25.05.2011).⁵⁸⁴ Die Selbsttests arbeiten dann entweder mit Aussagesätzen, denen die Leser/innen zustimmen oder die sie verneinen können (vgl. G&G Falkai 2016: 23), oder mit verschiedenen Auswahlsets an Aussagesätzen, von denen die Personen dann jeweils eine Aussage wählen können (vgl. Burisch auf SPIEGEL ONLINE 2011). Man findet auch Tests mit Aussagen, die die Testpersonen anhand einer mehrstufigen Skala (*dieser Aussage stimme ich nicht, bedingt bis voll zu*) beantworten können oder mit Aussagesätzen, die als „Alarmzeichen“⁵⁸⁵ präsentiert werden wie z. B. „Sie sind ständig müde; Sie haben das Gefühl, nie Zeit zu haben [...]“ (AU 1997: 20). Selbsttests oder Fragebogen operationalisieren den Begriff ›Burnout‹ unter dem Anspruch einer Realdefinition. Sie erfüllen definitorische Funktion, weil sie das Phänomen möglichst adäquat identifizierbar machen und den Begriff mit verschiedenen Aussagen zu Gefühlen und Symptomen differenzieren sollen (vgl. Kap. 6.2.2.2). Die einzelnen Aussagesätze bzw. Items eines Fragebogens und teilweise die Antwortmodalitäten arbeiten zudem mit sprachlichen Mitteln der Graduierung, Quantifizierung und Negation. In welcher Weise diese Sprachmittel in fachexternen Texten eingesetzt werden und dadurch definitorische Kraft entfalten, wird weiter unten noch ausführlich dargelegt.

582 Die Entscheidungs- oder Alternativfragen weisen darauf hin, dass die Selbsttests in populärwissenschaftlichen Magazinen und Medienartikeln den Gegenstand im Rahmen deskriptiv-argumentativer bzw. explikativer Themenentfaltung definieren. Vgl. Kap. 6.2.2.3 dieser Arbeit zum Analysebegriff des Definitionsentfaltungsmusters.

583 Abrufbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/stress-burnout-ueberlastung-burnout-test-12909273.html> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019). Dieser Test ist auch eingebettet in folgenden FAZ-Beitrag: Weiguny/Nienhaus (2014c), im QV unter 8.1.6.

584 Für die Fotostrecke, die auf den Test verweist siehe im QV im Abschnitt 8.1.6 unter SPIEGEL ONLINE (2011e). Für den Test, der von Matthias Burisch verfasst und auf SPIEGEL ONLINE veröffentlicht wurde, siehe im QV im Abschnitt 8.1.6 unter SPIEGEL-ONLINE, Burisch (2013).

585 Im fachexternen Diskursstrang wird auf die Hauptmerkmale von ›Burnout‹ häufig durch Ausdrücke referiert, die eine ‚Gefahr‘ implizieren: „eines der wichtigsten Warnsymptome für Burn-out [...]“ (AU 10/2011-A: 35 = Rotherbl (2011) im QV unter 8.1.7); „Was sind die ersten Warnzeichen? Alarmierend ist [...]“ (Focus-Gesundheit Dez./Jan. 2012/2013: 49 = Wagner (2012/2013) im QV unter 8.1.7); „Warnzeichen für den heraufziehenden Zusammenbruch hatte es zuvor gegeben, aber sie waren ihm nicht klar“ (FAZ.NET, 28.01.2016, = Dunsch 2016 im QV unter 8.1.6).

- 4) Zu den soeben beschriebenen Fragetypen, welche die Leser/innen einbeziehen, passen weitere Formulierungen im Umfeld von Definitionsbemühungen in fachexternen Texten, von denen sich die Leser/innen direkt angesprochen fühlen sollen. Es sind generalisierende Formulierungen, in denen sich das Individuum jedoch wiederfinden bzw. als Mitglied einer Gruppe erkennen kann: „Wer an seiner Arbeit keinen Spaß mehr findet, [...], der braucht vielleicht Hilfe von außen“ (siehe Bsp. 6 oben); „Krank werden die Engagierten. Diejenigen, die sich für ihren Beruf begeistern [...]“ (siehe Bsp. 4 oben).⁵⁸⁶ „Man ist müde schon beim Gedanken an die Arbeit“ (siehe oben Bsp. E, Schulze 2011: 40) oder durch die Verwendung des inkludierenden *Wirs* („spüren, wann wir uns zu viel zumuten“ (AU 2/2017-A: 13, (= Engelmann 2017), im QV unter 8.1.7). Diese Formulierungen, die zwischen Verallgemeinerung und Singularität und generischen und individuellen Bedeutungskomponenten changieren, findet man besonders in Magazinberichten oder ProblemDarstellungen, die neben theoretischem Wissen über ›BURNOUT‹ auch „unverbindliches Handlungswissen“ vermitteln (vgl. Kapitel 5.3.3.3 und 5.3.3.4, vgl. Franke 1997: 227). Sie fordern die Leser/innen auf, die beschriebenen Symptome mit ihrem eigenen Erleben abzugleichen, wodurch eine potenzielle intersubjektive Gültigkeit dieser Symptome und Umstände impliziert wird.
- 5) Auffallend ist zudem, dass in den fachexternen Texten Burnoutsymptome und Personeneigenschaften, die mit ›BURNOUT‹ in Zusammenhang gebracht werden, fast durchgehend personalisiert (durch ein individuelles Beispiel oder durch die Charakterisierung von Personengruppen) und selten wie in Fachlexika und Handbüchern unpersönlich dargestellt werden.⁵⁸⁷ Vgl. dazu

586 Ähnlicher Beleg in der FAZ: „Wer sich diese Pausen versagt, fühlt sich über kurz oder lang gestresst“ (Weiguny/Nienhaus 2014b, FAZ); „Wer sein Pensum nicht schafft, der fliegt“ (Weigand 2006, FAZ), Belege im QV unter 8.1.6; „Wer nicht abschalten kann, wird krank“ (AU 1995c); „Wer seine Grenzen nicht mehr spürt, ist auf dem besten Weg in die totale Erschöpfung: das Burn-out“ (AU 2/2017: 3, = Haltmeier 2017), Belege im QV unter 8.1.7).

587 Eine im Vergleich dazu im unpersönlich-neutralen Lexikon-Stil gehaltene Definition findet man beispielsweise im Klinischen Wörterbuch Pschyrembel (²⁶¹2007: 295, vgl. dazu auch Kap. 6.2.2.1 dieser Arbeit, Unterstreichung T.S.): „**Burn|out-Syn|drom** (↑; engl. out aus; Syndrom*) n; Burned-out-Syndrom, auch Ausbrennen; **Zustand emotionaler Erschöpfung, reduzierter Leistungsfähigkeit u. evtl. Depersonalisierung** inf. Diskrepanz zw. Erwartung u. Realität; Endzustand eines Prozesses von idealist. Begeisterung über Desillusionierung, Frustration u. Apathie; **Häufigkeit:** geschätzte Prävalenz ca. 10 % der Arbeitnehmer mit entspr. Berufen (20–30% aller Arbeitnehmer sind gefährdet); **Sympt.:** psychosomati. Erkr., Depression od. Aggressivität, erhöhte Suchtgefahr; **Ther.:** im fortgeschrittenen Stadium Psychotherapie; bei gleichzeitiger Depression Antidepressiva.“ In Lehrbüchern und Handbüchern, die sich an ein breiteres Fachpub-

zum Beispiel Beleg 3 oben: Burnoutgefährdete Menschen fühlen sich isoliert [...]“; oder Beleg 8 oben: „Das ist für immer mehr Arbeitnehmer das Leben: Sie sind rund um die Uhr erreichbar, [...]“. Des Weiteren werden typische Eigenschaften von Personen mit ›Burnout‹ benannt: Siehe aus Beleg 12 oben: „So etwas ist typisch bei Menschen, die in ein Erschöpfungssyndrom hineinrennen“; oder „Frau P. hat eine typische Burnout-Persönlichkeit.“ (SPIEGEL WISSEN 1/2011, = Bruhns 2011, im QV unter 8.1.6).

- 6) Es werden seltener als in Fachzeitschriftenartikeln, verschiedene Definitionsvorschläge bzw. definitorische Sachverhaltsfestsetzungen nebeneinander präsentiert, einander gegenübergestellt und diskutiert (vgl. dazu in den Fachartikeln Kap. 6.2.2.2). Diese Perspektivengegenüberstellung findet man nur in ausführlichen Magazinberichten (z. B. in einem zweiseitigen Informationskasten, der in einen Magazinbericht eingeschoben wurde, vgl. Simon (2011), in GEO WISSEN Nr. 48/2011: 56–57, im QV unter 8.1.7) oder in Übersichtsartikeln, die als „Faktencheck“ angelegt sind (vgl. Bsp. 9 oben; vgl. auch Melchers/Plieger 2016: 12–18, in G&G Dossier, 1/2016). Die Präsentation von verschiedenen Definitionen zu ›Burnout‹, die man in fachlichen Übersichtsartikeln und Originalarbeiten findet, deutet darauf hin, dass die Definitionen in diesen Kontexten mit einer repräsentativ-falsifizierbaren Illokution einhergehen.⁵⁸⁸ Wenn im fachexternen Diskurs auf die unzureichende fachliche Einigkeit zu „eindeutigen Kriterien“ oder auf die bisher nicht erreichte Allgemeingültigkeit und Klarheit der Definition bzw. Diagnose Bezug genommen wird, so geschieht dies häufig ohne Bezug auf verschiedene Fachmeinungen. Das Fach erscheint in seiner Kritik als *eine* Stimme.⁵⁸⁹ In manchen Texten kommen allerdings auch konfligierende fachliche Meinungen in direkter Gegenüberstellung zu Wort (siehe dazu beispielsweise Beleg 11 oben, DIE ZEIT, Nr. 49/2011, 1.12.2011 (= Albrecht 2011a)).
- 7) Schließlich findet man in den fachexternen Texten auch wiederholt Formulierungen, die ›Burnout‹ von sachverwandten Begriffen, vor allem der ›Depression‹, abgrenzen möchten. An diesem Punkt zeigen sich vor allem seit den

likum richten, findet man allerdings personalisierende Formulierungen (vgl. z. B. Barth ⁴2010: 83f. oder Schaper ³2014: 531), alle Belege dieser Fußnote im QV unter 8.1.2.

588 Zum Zusammenhang repräsentativer und deklarativer Merkmale von Definitionshandlungen vgl. auch Kap. 4.3.2 dieser Arbeit.

589 Beispiele, in denen diese Kritik als eine allgemein fachliche bezeichnet wird: faz.net vom 08.03.2010 (= Meck 2010); DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 12.08.2010 (= Elsing 2010); SPIEGEL ONLINE – Unispiegel – 26.02.2012, (= jjc/dpa 2012). Dieses Phänomen findet man auch in Interviews, in denen Experten befragt werden, so. z. B. in einem Interview der FAZ vom 20.08.2004 mit Dagmar Ruhwandl (= Obermeier 2004); alle Belege dieser Fußnote im QV unter 8.1.6.

2010er Jahren konfligierende Einschätzungen im Diskurs. Manche fachlichen Akteure werden zitiert, die davon sprechen, dass der Begriff ›Burnout‹ sich nur dadurch von der ›Depression‹ unterscheide, dass er weniger mit „Schwäche“ verbunden sei (siehe Beleg 5 oben, Falkai 2016: 22 in G&G; siehe auch die Position Ulrich Hegerls, seit 2008 Vorsitzender der „Stiftung Deutsche Depressionshilfe“, in Beleg 11 oben). Die Symptome, die hinter diesen beiden Begriffen stünden, seien dieselben (ebd.). Andere Fachleute, die zitiert werden, erachten eine Differenzierung zwischen ›Burnout‹ und ›Depression‹ für sinnvoll, wie z. B. Nico Niedermeier in Beleg 11 oben, zur damaligen Zeit und bis heute ebenfalls Vorstandsmitglied der „Stiftung Deutsche Depressionshilfe“. Er plädiert für eine Differenzierung zwischen ›Burnout‹ und ›Depression‹:

»Ich glaube schon, dass der Begriff Burn-out für manche Menschen nicht so falsch ist«, sagt der Münchner Verhaltenstherapeut. Einer seiner Klienten zum Beispiel zeige, solange er arbeite, alle Anzeichen einer schweren Depression. »Der schläft nicht, hat schwere Suizidgedanken, kann sich auf kaum etwas konzentrieren und hat seine Beziehungen vollkommen vernachlässigt«, sagt Niedermeier. Sobald dieser Klient aber in den Urlaub fahre, sei er binnen zwei Wochen wie ausgewechselt. Das sei vollkommen untypisch, ergänzt Hegerl. Die Depression nehme normalerweise im Urlaub eher zu.

(Unterstreichungen T.S., DIE ZEIT, Nr. 49/2011, Albrecht 2011a, im QV unter 8.1.6)

Bei diesem Beispiel eines Patienten, für den der Begriff ›Burnout‹ besser passe als ›Depression‹, wird das Kriterium ‘Symptome NUR während der Arbeitsphase’, aber ‘KEINE Symptome während der Urlaubszeit’ als Merkmal eingeführt, das ›Burnout‹ von der ›Depression‹ abgrenzt. Durch den adversativen Konnektor wird die ARBEITSPHASE mit der URLAUBSZEIT kontrastiert. Zugleich wird ein Gegensatz zum Konzept ›Depression‹ konstatiert: Denn der Rückgang der Symptome ‘während der Urlaubszeit’ wird als *untypisch* für die ›Depression‹ bezeichnet, in der sich die Symptome ‘immer’ und ‘global’ zeigen. Eine ähnliche Abgrenzung, findet man auch im folgenden Interview aus der Zeitschrift „Psychologie Heute“. In diesem Interview fragt Dörthe Binkert für „Psychologie Heute“ schon vorab unterscheidend (= PH, Binkert 2009: 30, im QV unter 8.1.7):

Burnout und Depression sind nicht dasselbe. An welchem Punkt wird aus dem Burnout eine Depression?

Ruth Enzler-Denzler, Juristin und Psychologin, die über „Burnout aus ressourcenorientierter Sicht“ promoviert hat, verspricht dieselbe Unterscheidung, dadurch dass sie die Extension des Begriffs ›Burnout‹ als geringer ansieht als die der ›Depression‹. Das ›Burnout‹-Merkmal, dass sich *nur* auf die Arbeit erstreckt, wird durch die Substitutiv-Konstruktion mit *sondern* für den Depressionsbegriff

als zu begrenzt zurückgewiesen und im anschließenden Nebensatz durch „das private Umfeld“ erweitert und korrigiert (ebd.):

Burnout ist ein schleichender Prozess, der meiner Meinung nach, dann in eine Depression ‚kippt‘, wenn nicht mehr nur die Arbeit, sondern auch das private Umfeld betroffen ist und sich ganz allgemein – nicht nur berufsbezogen – Gefühle der Leere und Sinnlosigkeit ausbreiten. [...]“.

(Unterstreichung T.S.)

In einem Beitrag in der ZEIT (= Scholter 2010, im QV unter 8.1.6) wird das „Burnout-Syndrom“ in einem typografisch vom restlichen Text abgesetzten Kasten ebenfalls abgegrenzt von einer „echten Depression“, da „Menschen mit Burnout emotional ansprechbar“ seien. Darum sei „ein an Burnout erkrankter Mensch auch gut behandelbar – zumeist auch ohne den Einsatz von Medikamenten“ (ebd.). Gehe „das Erschöpfungssyndrom jedoch in eine Depression über“, müsse „häufig eine Medikamentengabe erfolgen“ (ebd., Unterstreichung T.S.). Wie diese Beispiele zeigen, findet man in definierenden Textabschnitten im fachexternen Diskursstrang substitutive und adversative Konnektoren, mit denen ›Burnout‹ von anderen sachverwandten Konzepten wie der ›Depression‹ abgegrenzt wird, wodurch die definitorische Teilfunktion genauer Abgrenzung von bedeutungsnahen Konzepten erfüllt wird. Des Weiteren wird über diese Konnektoren angezeigt, dass die Extension des Burnoutbegriffs auch in Bezug auf die Personen, die von Burnout ‚betroffen‘ sein können, größer sei, als zu Beginn angenommen wurde:

Aus Beleg 2, = Süddeutsche Zeitung, 31.12.1994 (= Rheinzt 1994, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

„Ausbrennen“ ist jedoch nicht nur das Schicksal jener Legionen hilfloser und unterbezahlter Helfer, die über die Undankbarkeit der Welt (und der ihrer Klienten im besonderen) lamentieren. Ausbrennender Energieverbrauch bei fehlendem Nachschub trifft inzwischen auch jene, die in großen Konzernen, Krankenhäusern und staatlicher Institutionen arbeiten.

Das Gefühl ausgebrannt zu sein[,] haben aber nicht nur Prominente. (apotheken-umschau. de 2011, im QV unter 8.1.7, Unterstreichung T.S.)

Apotheken Umschau 10/1999 (= AU 1999b, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

Nicht nur Topmanager und Börsianer trifft es: In Deutschland fühlt sich jeder vierte Arbeitnehmer in seinem Job unter Streß.

Über die substitutiven Konnektoren wird zudem deutlich, dass in Beiträgen etwa ab dem Jahr 2010 semantische Kämpfe um klassifizierende Ausdrücke für ›Burnout‹ geführt werden, die aus dem fachlichen Diskurs stammen und über

die im fachexternen Diskurs berichtet wird.⁵⁹⁰ Diese unterstreichen den weiter oben schon angesprochenen kritischen Unterton gegenüber der Verwendung des Begriffs ›Burnout‹ als Diagnosekonzept, da es ab diesem Zeitpunkt verstärkt darum geht, ob ›Burnout‹ eine ›Erkrankung‹ bzw. ›Diagnose‹ bezeichnet, mit der man Gelder des Gesundheitssystems in Anspruch nehmen kann, oder ‚nur‘ eine noch nicht krankheitswertige ›Erschöpfung‹ oder einen ›Risikozustand‹.

Beleg 11 oben, = DIE ZEIT, Nr. 49/2011, 1.12.2011 (= Albrecht 2011a, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

Mit dem Begriff Burn-out hatte Herbert Freudenberger 1974 die verbreitete chronische Erschöpfung von Menschen in helfenden Berufen, von Krankenschwestern oder Altenpflegern charakterisiert. Der amerikanische Psychoanalytiker verstand den Zustand explizit nicht als psychische Erkrankung, sondern als Folge einer Arbeitsüberlastung in Gesundheitsberufen. Bald eroberte der Begriff Deutschland und fand Anwendung in immer neuen Arbeitsfeldern.

Aus Beleg 5 oben (= Falkai 2016, Unterstreichung T.S.)

Hinzu kommt: Burnout – das ist derzeit fachlicher Konsens – gilt als Vorbote einer psychischen Erkrankung. Statt einer eigenständigen Diagnose handelt es sich hier vielmehr um die Beschreibung eines Risikostadiums für die Entwicklung körperlicher und psychischer Probleme.

Und auch im Umfeld von konzessiven Konnektoren kann man unterschiedliche Sichtweisen zur Verwendung des Begriffs ›Burnout‹ beobachten, in diesem Fall zwischen „Fachleuten“ und „Beratern“ mit Blick auf Studierende, die „zunehmend an Burnout-Symptomen“ leiden sollen:

SPIEGEL ONLINE Unispiegel – 26.02.2012, (= jjc/dpa 2012) (Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.6)

Obwohl die meisten Fachleute den Begriff Burnout (die Verlinkung bei *Burnout* mit Unterstreichung im Orig., T.S.) angesichts der unterschiedlichen Erschöpfungserscheinungen mit Skepsis betrachteten, sehen 61 Prozent der Berater vor allem in den vergangenen fünf Jahren „einen deutlichen Anstieg von Burnout im engeren Sinne“, erklärte die Autorin der Diplomarbeit im Fach Soziologie an der TU Chemnitz, Doreen Liebold.

Im fachlichen Diskursstrang in den Texten der Fachlexika, Hand- und Lehrbücher findet man im Umfeld adversativer und substitutiver Konnektoren wenig semantische Kämpfe um das Hyperonym *Diagnose* oder *Krankheit* (vgl. Kap. 6.2.2.1). In

590 Zum korpuslinguistischen Auffinden agonaler Zentren, u. a. über adversative und substitutive Konnektoren, siehe Schedl (2017).

Fachzeitschriften medizinisch-psychiatrischer Unterfachrichtungen hingegen manifestiert sich diese Kritik verstärkt seit den 2010er Jahren (vgl. Kap. 6.2.2.2). Es ist anzunehmen, dass diese kritischen Texte mitunter die Referenzquellen für die gerade dargelegten fachexternen Belege darstellen:

Korczak/Kister/Huber (2010: 13), HTA-Bericht (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.5)

Im Klassifikationssystem der American Psychiatric Association, dem diagnostischen und statistischen Handbuch psychischer Störungen (DSM-IV), wird Burnout nicht als eigenständige Diagnose aufgeführt⁹. Lediglich unter der Ziffer 68.20: „Probleme im Beruf“ kann Burnout eingeordnet werden. Nach DSM-IV handelt es sich um ein Phänomen, das zu beobachten, aber nicht zu behandeln ist.“ [...]

Hamann/Parchmann/Mendel et al. (2013: 841) in der Zeitschrift Der Nervenarzt (Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.4)

Die Teilnehmer unserer Befragung hielten das Burnout-Syndrom überwiegend nicht für eine eigene diagnostische Entität, sondern eher für einen Überlastungszustand, der auch ein Risiko für eine spätere psychische Erkrankung darstellen kann.

Kissling/Mendel/Förstl (2014: 2588) in der Zeitschrift „Dt. med. Wochenschrift“ (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.4):

Laut der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (DGPPN) ist Burnout keine nach ICD-10 diagnostizierbare Krankheit, sondern ein Erschöpfungs- und Überforderungssyndrom, das einen Risikozustand für eine spätere – nach ICD-10 diagnostizierbare – psychiatrische oder körperliche Krankheit darstellt (wie z. B. eine Depression oder eine Hypertonie) [3].

Interessant ist, dass der Dissens einen neuen Konsens hervorbringt, nämlich ›Burnout‹ als ›Risikozustand‹ zu klassifizieren. Das Wechselverhältnis zwischen Konflikt und Konsens im Diskurs wird in Kapitel 7.3 noch eingehend behandelt.

Die substitutiven, adversativen und konzessiven Konnektoren werden außerdem dazu verwendet, den Burnout-Zustand von einer ‘normalen’ ›Erschöpfung‹, ‘normalen, zu erwartenden’ ›Arbeitsumständen‹, ›Persönlichkeitsmerkmalen‹ oder anderen möglicherweise ‘gesünderen’ ›Umgangsformen mit beruflichen Problemen‹ zu unterscheiden. So zum Beispiel in Beleg 1, 2, 5, 6 und 11 oben (Unterstreichungen T.S.):

Substitutive Konnektoren:

Aus Beleg 1 oben = SPIEGEL Nr. 52 (1988: 162–164) (im QV unter 8.1.6)

Ein Kennzeichen der Büroneurotiker ist, daß ihre Unzufriedenheit weder Kündigung noch Rebellion am Arbeitsplatz auslöst, sondern sich nach innen richtet, Körper und Seele maltätriert und zu dramatischen Persönlichkeitsveränderungen führen kann.

Aus Beleg 12 oben = DER SPIEGEL (39/2011: 118) (DER SPIEGEL 2011d, im QV unter 8.1.6)

Rarreck: [...] Ich kenne ihn schon lange, und mir fiel auf, dass er nicht einfach nur platt war.

SPIEGEL: Sondern?

Rarreck: Beim Burnout unterscheidet man zwölf Stadien. [...]

Adversative Konnektoren:

Aus Beleg 2 oben = (Rheinzt 1994, in SZ) (im QV unter 8.1.6)

„Ausbrennen“ ist jedoch nicht nur das Schicksal jener Legionen hilfloser und unterbezahlter Helfer, die über die Undankbarkeit der Welt (und der ihrer Klienten im besonderen) lamentieren. Ausbrennender Energieverbrauch bei fehlendem Nachschub trifft inzwischen auch jene, die in großen Konzernen, Krankenhäusern und staatlicher Institutionen arbeiten.

Aus Beleg 4 oben (= Kals 2004, in FAZ) (im QV unter 8.1.6)

Gefährdet sind Menschen in sozialen und pflegerischen Berufen, die sich für andere aufopfern und am „Helfersyndrom“ leiden. Wer sich hingegen entspannt durchhangelt, bis er um 16.29 Uhr seinen Computer herunterfahren kann, der läuft nicht Gefahr, an Burn-out-Syndromen zu erkranken.

Aus Beleg 5 oben = (Falkai 2016, in G&G) (im QV unter 8.1.7)

Der 38-Jährige liebte seinen Beruf als Werbetexter – eigentlich. Die Tage füllten sich sukzessive mit Besprechungen, Kundengesprächen und Präsentationen. Anfangs gab ihm dieses Mehr an Aufgaben, das schnell getaktete Arbeitsleben einen gewissen Kick. Aber mit der Zeit nagte es zunehmend an seinen Ressourcen.

Bereits morgens um sieben saß er am Schreibtisch, um ungestört wichtige Arbeiten zu erledigen. Gegen 19 Uhr war er erschöpft, musste jedoch von zu Hause noch E-Mails beantworten oder Telefonkonferenzen abhalten. (ebd.)

Aus Beleg 6 = (Apotheken Umschau 12/1997-A (= AU 1997)) (im QV unter 8.1.7)

Der erste Pinselstrich fiel ihr schon immer schwer. Seit ein paar Tagen war es aber irgendwie anders.

Konzessive Konnektoren

SPIEGEL ONLINE, 08.08.2012 (= Abé 2012) (im QV unter 8.1.6)

Ich war nur noch müde. Einmal hatte ich sogar in meinem Auto auf einem Parkplatz übernachtet. Die Müdigkeit hatte mich so plötzlich überfallen, dass ich nicht mehr weiterfahren konnte, obwohl es nur noch zehn Kilometer bis zu meiner Wohnung gewesen wären.

DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 12.09.2013 (= Moulin 2013) (im QV unter 8.1.6)

„Obwohl ich nur noch Teilzeit arbeitete, übertrug man mir ständig Aufgaben, mit denen ich bis abends um 20 Uhr im Büro saß. Ich musste einen Babysitter kommen lassen, der die Kinder aus der Betreuung abholte.“ Vor gut vier Monaten erlitt die 40-Jährige ein Burn-out. „Am Ende hab ich nur noch geheult.“

Süddeutsche Zeitung, 04.01.2001 (=Reicherzer 2001: 3) (im QV unter 8.1.6)

Eine Hamburger Richterin, die gerade in Kassel angekommen ist, mitten im Burnout, erzählt von ihrer langen seelischen Not: „Ich fühle mich tot, nein eigentlich bin ich schon seit Jahren tot“, sagt sie. „Mir ist alles zuviel, Beruf, Familie, Freunde, obwohl ich eigentlich sehr gut organisiert bin. Doch entspannen kann ich mich schon lange nicht mehr. [...]“

Abgrenzungsfragen kommt, wie gerade dargelegt, in Textabschnitten der fachexternen Texte, die definitorische Funktionen erfüllen, große Bedeutung zu. Es geht einerseits um die Abgrenzung von psychischen Krankheiten wie der ›Depression‹ (vgl. Falkai 2016: 21) und andererseits um die Abgrenzung von ›normalen‹ oder ›gesunden‹ ›Erschöpfungs- oder Leistungs-Zuständen‹. Folgende Frage in einem Beitrag der ZEIT fasst dieses im fachexternen Diskursstrang sich deutlich zeigende Orientierungsbedürfnis nochmals zusammen: „Habe ich ein Burn-out, eine echte Depression, oder bin ich nur erschöpft?“ (DIE ZEIT, Online-Ausgabe, 08.12.2011, = Albrecht/Schnabel 2011, im QV unter 8.1.6).

Auch in fachexternen Belegen findet man, ähnlich wie in den untersuchten fachlichen Texten (vgl. Kap. 6.2.2.1 und 6.2.2.2), vielfach sprachliche Mittel auf der Ebene der Morpheme und (Mehr-)Worteinheiten, mit denen angezeigt wird, wie lange oder oft, wie eingeschränkt oder stark im Vergleich zu anderen (implizit mitgemeinten) Zuständen oder Zeitpunkten, wie positiv oder negativ und wie (standardmäßig) erwartet oder unerwartet die beschriebenen oder erzählten Sachverhalte und Vorkommnisse sind. Dies sei anhand der oben zitierten Belege und weiterer Beispiele aus dem Korpus erläutert: So wird in den Belegen 1, 2, 3, 4 und 5 erzählt, wie sich das Verhalten und Erleben der Personen der Fallbeispiele ausgehend von einer positiven Situation bzw. einem hohen Motivationsmaß („liebte seinen Beruf“ (5); „Überflieger“ (2); „voller Elan“ (2 und 3)) verschlechtert oder ins Gegenteil hin zu einem negativen Zustand verkehrt („immer weniger vorbereitet“ (3); „Irgendwann ging gar nichts mehr“ (5)). SYMPTOME und URSACHEN oder UMGEBUNGSFAKTOREN, die in Fachtexten durch komplexe Nominalphrasen ausgedrückt werden, wie zum Beispiel „real unbewältigbarer Arbeitsanfall“, „fehlende Abgrenzung zum Privatleben“⁵⁹¹, „vermehrtes Engagement

591 Berger/Falkai/Maier 2012 im Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4.

für Ziele“⁵⁹², „Dehumanisierung und verminderte[r] Leistungsfähigkeit“⁵⁹³ oder „pos. und neg. Befindensindikatoren im Arbeitskontext“⁵⁹⁴, werden in narrativen Passagen der fachexternen Texte auf die konkrete Handlungsebene übertragen und aus der Erlebnisperspektive sprachlich vielgestaltig ausgeformt:

So findet man in den fachexternen medialen Beiträgen Intensitäts-, Fokus- und Abtönungspartikeln sowie Adjektive, die in dieser Funktion verwendet werden. Das sind z. B. *gar*, *völlig*, *bereits*, *noch*, *erst*, *ja*. In den Texten des fachinternen Diskursstrangs findet man einen solchen Partikelgebrauch seltener.⁵⁹⁵ Die Intensitätspartikeln wirken z. B. „intensivierend-steigernd“ oder „abschwächend-abstufend“⁵⁹⁶ (Unterstreichungen T.S.):

„Irgendwann ging gar nichts mehr.“ (Beleg 5, Falkai 2016: 20, in G&G, im QV unter 8.1.7)

Es sei, als ob man einen Porsche auf einen holprigen Feldweg setze und ihn so lange fahren lasse, bis er völlig ramponiert sei, beschreibt Siebecke die Situation vieler Betroffener. (SPIEGEL ONLINE, 28.5.2011, = Marquart 2011, SPIEGEL ONLINE, im QV unter 8.1.6)

In dieser Zeit litt auch die Beziehung zu meiner Frau, für meine Kinder hatte ich kaum mehr Zeit. (SPIEGEL ONLINE 8.8.2012, = Abé 2012, im QV unter 8.1.6)

[...] „Ich hatte keinen Antrieb zu gar nichts, alles war mir zu viel“ [...]. (faz.net. 08.3.2010, = Meck 2010, im QV unter 8.1.6)

[...] am liebsten würde man morgens gar nicht mehr aus dem Bett aufstehen. (AU 10/1995-B: 12, = AU 1995d, im QV unter 8.1.7)

592 Kaschka/Korczak/Broich 2011 im Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4.

593 Barth 2010: 70, im QV unter 8.1.2.

594 Faltermaier/Hübner 2019, im QV unter 8.1.2.

595 Man findet Partikeln an einigen Stellen, zum Beispiel zur Veranschaulichung von Symptomen: „The burn-out candidate finds it just too difficult to hold in feelings”; „he cries too easily” (Freudenberger 1974: 160, im QV unter 8.1.5); Oder durch den Partikelgebrauch wird die Bedeutung des Symptoms ›Zynismus‹ wiederaufgenommen und verdeutlicht: „Es entsteht eine negative, zynische Einstellung gegenüber den Hilfesuchenden, die oft dazu führt, dass man der Meinung ist, diese seien selber schuld an ihren Problemen und Schwierigkeiten und würden sie sogar verdienen“ (Barth 2010: 84, im QV unter 8.1.2); Außerdem findet man den Partikelgebrauch in den Fachtexten mitunter in Aussagen von Betroffenen, wenn diese direkt zitiert werden: „Sie kommen am Abend nach Hause, sind völlig fertig, der Puls rast, [...]“ (Dt. Ärzteblatt, Kratzer (2011: A-2246), im QV unter 8.1.6). (Unterstreichungen T.S.)

596 Vgl. den Artikel „Intensitätspartikel“. In: Leibniz-Institut für Deutsche Sprache: „Systematische Grammatik“. Grammatisches Informationssystem grammis. DOI: 10.14618/grammatiksystem; Permalink: <https://grammis.ids-mannheim.de/systematische-grammatik/391> (zuletzt eingesehen am 19.12.2019).

Mit Abtönungspartikeln wird beispielsweise die Einstellung der Personen zu diesem Verhalten und Erleben wiedergegeben:

Als freiberuflicher Architekt kann man so etwas. Es gibt keine Gewerkschaft, die für einen zuständig ist und sagt: Halt, jetzt reicht's! Ich hatte keinen Chef, dem aufgefallen wäre, was mit mir passierte, sondern einen, der mir Auftrag um Auftrag zuschanzte, weil ihm gefiel, dass ich für ihn arbeitete wie ein Berserker. [...]. Eigentlich bestand mein Leben nur noch aus Arbeiten, Essen, Einkaufen und Schlafen. Häufiger habe ich auch mit einer der Kolleginnen geschlafen, um mir ein bisschen Nähe zu holen. Mehr braucht der Mensch zum Leben ja nicht. (FAS, 13.09.2015, = Oberhuber 2015: 35, im QV unter 8.1.6)

Die Fokuspartikeln werden eingesetzt, um eine verbalisierte Handlung auf einer mitgemeinten „Skala des Erwarteten“⁵⁹⁷ als ‘normal’/‘abnormal’ einzustufen (Unterstreichungen T.S.):

Das kann sogar umschlagen in dehumanisierendes Verhalten, wie Verachtung, Zynismus oder Aggressivität. (Psychologie Heute 10/1983: 24, im QV unter 8.1.7)

Sie stehen bei ihrer Arbeit unter Druck und Terminhetze, finden sogar zu Hause keine Ruhe. (AU 1985)

„Hinze [...] fühlte sich schon morgens erledigt.“ (Beleg 5, Falkai 2016: 20, in G&G, im QV unter 8.1.7)

„Bereits morgens um sieben saß er am Schreibtisch, um ungestört wichtige Arbeiten zu erledigen. Gegen 19 Uhr war er erschöpft, musste jedoch von zu Hause noch E-Mails beantworten oder Telefonkonferenzen abhalten.“ (ebd.)

„Ich fühle mich bereits ermüdet, wenn ich morgens aufstehe und einen neuen Arbeitstag vor mir habe“ (G&G 2016: 23, Item 3 aus dem Selbstfragebogen)

Oft sitzt er morgens schon um sieben Uhr im Büro und ist erst spätnachts wieder zu Hause. (SPIEGEL ONLINE, 10.07.2012, = Briseño 2012, im QV unter 8.1.6)

Gerade die Leistungsfähigen sind die Opfer. (SPIEGEL ONLINE, 28.2.2011, Klepsch 2011, im QV unter 8.1.6)

Mit der Fokus-Partikel *sogar* wird im ersten Beleg oben ein Hinweis darauf gegeben, dass dieses „dehumanisierende“ Verhalten (in diesem Kontext von

⁵⁹⁷ Vgl. den Artikel „Fokuspartikel“ verfasst von Eva Breindl und bearbeitet von Elke Donalies. In: Leibniz-Institut für Deutsche Sprache: „Systematische Grammatik“. Grammatisches Informationssystem grammis. DOI: 10.14618/grammatiksystem Permalink: <https://grammis.ids-mannheim.de/systematische-grammatik/408>, zuletzt eingesehen am 19.12.2019.

„Angehörigen in helfenden Berufen) gegen alle Erwartungen verstößt. Mit den Fokus-Partikeln *schon*, *bereits* und *erst* werden in den darauf folgenden Beispielsätzen oben „Erwartungen hinsichtlich zeitlicher Abläufe“ (vgl. grammis 2018)⁵⁹⁸ und den dazu passenden Handlungen, Gefühlen etc. verbalisiert. Es ist z. B. gegen die Erwartung, dass man sich *schon morgens erledigt* fühlt. Die zeitlichen Abläufe, die z. B. mit *bereits morgens um sieben* eingeleitet werden, könnten auf eine Erwartung anspielen, die von einem Acht-Studentag, d. h. einer in Deutschland gesetzlich festgeschriebenen sozialen Praktik, ausgeht. Denn gemessen an dieser Erwartungsfolie arbeiteten die Personen der Fallbeispiele deutlich länger und liegen damit über der politisch festgelegten Standardarbeitsdauer. Mit der Partikel *noch* wird in diesem Zusammenhang ebenfalls „ein Überhang über einen vermeintlichen Endpunkt vermerkt.“⁵⁹⁹

Auch die Negationspartikel *nicht* und weitere Negationswörter häufig auch in Kombination mit dem Adverb *mehr* markieren, dass Erwartungen an physiologisch-psychologische Vorgänge und das soziale Verhalten, seien sie an dieser Stelle stärker individuell oder kollektiv motiviert, nicht fortgesetzt bzw. erfüllt werden, wie folgende Beispiele verdeutlichen (Unterstreichungen T.S.):

Wenn ich nach Hause kam, konnte ich nicht mehr abschalten.

(SPIEGEL ONLINE 8.8.2012, = Abé 2012, im QV unter 8.1.6, im QV unter 8.1.6)

„Ich hatte keinen Antrieb zu gar nichts, alles war mir zu viel“, sagt die junge Frau. [...] „Ich brauchte die Anerkennung, bekam mich nicht mehr runtergeregelt.“

(faz.net. 8.3.2010, = Meck 2010, im QV unter 8.1.6)

[...] und seinen kleinen Sohn sah er gar nicht.

(Beleg 5, Falkai 2016)

Der Druck im Job war groß, für Freizeit und Freunde blieb wenig Zeit, Ärger oder Unbehagen drückte er weg. Doch seine Gefühle brachen sich auf körperlicher Ebene Bahn. Richard O. erlebte Angstzustände und Panikattacken, litt unter Lähmungserscheinungen in den Beinen, fühlte sich lustlos, freudlos, unkonzentriert.

(SPIEGEL WISSEN 1/2011, = Gatterburg 2011, im QV unter 8.1.6)

598 Vgl. zu den Fokuspartikeln *schon* und *bereits* den Artikel „Fokuspartikel und fokusbezogene Ausdruckssequenzen als Mittel der Diktumsgraduierungen“ der online zugänglichen „Systematischen Grammatik“ des Grammatischen Informationssystems „grammis“ des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache, letzte Änderung am Artikel am 18.09.2018, abrufbar unter: <https://grammis.ids-mannheim.de/systematische-grammatik/2483#besonders>, zuletzt eingesehen am 19.12.2019).

599 Zitiert aus dem Artikel „Fokuspartikel und fokusbezogene Ausdruckssequenzen als Mittel der Diktumsgraduierungen“ der online zugänglichen „Systematischen Grammatik“ des Grammatischen Informationssystems „grammis“ des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache, letzte Änderung am Artikel am 18.09.2018, siehe Link in Fußnote 598.

Die Betroffenen haben den Eindruck, dass sie ihre täglichen Aufgaben nicht mehr bewältigen können, fühlen sich überfordert und müde.⁶⁰⁰

(www.apotheken-umschau.de, = AU 2011d, 18.10.2011, im QV unter 8.1.7)

Nach dem Sommerurlaub im vergangenen Jahr merkte Thomas F.*, 48, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Der Vorstandsvorsitzende eines börsennotierten Technologie-Unternehmens fühlte sich kein bisschen erholt.

(SPIEGEL ONLINE, 31.05.2012, = Kröher/Werle 2012, im QV unter 8.1.6)

Aufstehen, Duschen, Kaffee kochen, alles, was zur Tagesroutine gehört, wird zur unzumutbaren Kraftanstrengung. Die eigene Arbeit wird als wirkungslos erlebt [...].

(FAZ, 19.4.2014, = Weiguny/Nienhaus 2014a, im QV unter 8.1.6)

In den zitierten Beispielen werden Zustände und Praktiken negiert, die unter 'normalen' bzw. 'gesunden' bzw. 'wünschenswerten' Umständen nicht negiert wären. Durch die Negation werden sie zu einem Symptom des Konzepts ›Burnout‹, wie auch folgende positive Aussagen des Selbstfragebogens aus Beleg 5 (orientiert am Maslach Burnout Inventory) zeigen, wenn sie mit einem *Nein* beantwortet werden:

18) Ich fühle mich angeregt, wenn ich eng mit anderen Menschen zusammengearbeitet habe.

19) Ich habe viele lohnende Ziele bei meiner Arbeit erreicht. [...]

21) Bei meiner Arbeit gehe ich mit emotionalen Problemen gelassen um.

Weiterhin findet man im fachexternen Diskursstrang eine große Bandbreite sprachlicher Mittel (z. B. Adjektive, Adverbien), durch welche die physischen und psychischen Merkmale und Verhaltensweisen, die als Symptome von ›Burnout‹ beschrieben werden, sowie Persönlichkeitseigenschaften, die mit ›Burnout‹ in Bezug gebracht werden, sowie Ursachen und Umgebungsfaktoren, zeitlich gedehnt, intensiviert und gesteigert oder als wiederholte Vorgänge dargestellt werden. Dadurch werden die beschriebenen Merkmale von 'normalem' Verhalten und Empfinden und Durchschnittsnormen abgegrenzt. Diese sprachlichen Mittel wurden im fachinternen Diskursstrang schon ausführlich beschrieben (vgl. Kap. 6.2.2.1 und 6.2.2.2), weshalb es an dieser Stelle genügt, einige Beispiele aus den Medien- und Vermittlungstexte zu zitieren (Unterstreichungen T.S.):

Denn die Leistungsfähigkeit nimmt dramatisch ab. Mercedes-Manager Bredack beobachtete stundenlang eine Fliege in seinem Büro. Tagelang fuhr er mit dem Auto herum, statt zu arbeiten. Und noch etwas kommt hinzu: Die Distanz zur Umwelt wird größer. Die Erschöpf-

600 Online nicht mehr in dieser Fassung abrufbar, abgerufen am 24.11.2012.

ten werden zynisch, apathisch. [...] „Der typische Burnout-Patient ist der engagierte, kompetente Mitarbeiter in Führungsposition oder der Selbständige Mitte 40, der über Monate bis Jahre chronisch seine persönlichen Grenzen der Arbeitsfähigkeit überschritten hat“, sagt Götz Mundle, medizinischer Geschäftsführer der Oberbergkliniken, die Burnout-Patienten behandeln. (FAZ, 19.4.2014, = Weiguny/Nienhaus 2014a, im QV unter 8.1.6)

80 Prozent der Deutschen empfinden ihr Leben als stressig, jeder Dritte klagt über Dauerstress in Job, Haushalt, Schule oder Studium. Leistungsdruck, Terminhetze, fehlende Wertschätzung im Beruf oder in der Partnerschaft, aber auch chronische Unterforderung erzeugen Stress, der zu einer echten Plage werden kann.

(SPIEGEL WISSEN 22.02.2011, = Gatterburg 2011, im QV unter 8.1.6)

Man fühlt sich richtig leer. Es fehlt jeglicher Antrieb, überhaupt irgend etwas anzufangen. (Apotheken Umschau 10/1995-B: 12, = AU 1995d, im QV unter 8.1.7)

Fühlt man sich zum Beispiel einmal im Monat nach der Arbeit erledigt, so ist das noch lange kein Burn-out. Erlebt man dieses Gefühl aber mehrmals in der Woche oder täglich, geht das über eine normale Stressreaktion hinaus. [...]

(Psychologie Heute 5/2009: 27, = Schulze 2009, im QV unter 8.1.7)

aufgrund dauernder Anspannung, ständiger sozialer Begegnungen, täglichen Stresses. Die Wirkung ist dann besonders tiefgreifend, wenn aufreibende Arbeit und dauernde Belastung von wenig Anerkennung und mitmenschlicher Unterstützung begleitet sind

(PH 4/2000, = Smolka 2000: 39, im QV unter 8.1.7)

Hinze opferte mehr und mehr Freizeit. [...] Zuletzt nahmen die Anforderungen in der Agentur jedoch ständig zu. Immer mehr Projekte wanderten auf seinen Schreibtisch.

(Gehirn&Geist 1/2016: 20, = Falkai 2016, in G&G, im QV unter 8.1.7)

Die „Burnout-Syndrom“ genannte Überbeanspruchung von Geist und Körper ergreift Spitzensportler und Sachbearbeiter gleichermaßen

(FAZ, 14.7.2012, = FAZ 2012b, im QV unter 8.1.6)

Besonders häufig sind Personen betroffen, die hoch motiviert sind – mit hohen Perfektionsansprüchen, hohem beruflichen und/oder sozialen Engagement, hohem Kontrollbedürfnis und oftmals geringer Delegationsneigung.

(FAZ, 16.3.2012, = Siebecke 2012, im QV unter 8.1.6)

„Immer wieder befinde ich mich in Arbeitssituationen, die nur durch äußersten Arbeitseinsatz zu bewältigen sind“, schreibt ein erschöpfter Angestellter.

(PH 11/2000, = Kerber 2000, im QV unter 8.1.7)

Die auf den letzten Seiten beschrieben sprachlichen Mittel, die Burnout vom ›Normalzustand‹ oder anderen sachverwandten Konzepten abgrenzen, erreichen dies dadurch, dass sie soziale und kulturelle Praktiken sowie biologische

Normen als Referenzwerte evozieren. Ob Spuren solcher Praktiken über die Textgrenzen hinaus im fachexternen Diskursstrang stabil bleiben und inwiefern sie dadurch auf den diskursiven Prozess des Definierens einwirken können, wird in Kapitel 6.2.4.1 noch eingehender untersucht.

Zum Abschluss dieses Kapitels sei noch analysiert, ob sich in den Medien- und Vermittlungstexten sprachliche Mittel manifestieren, mit denen die Autorinnen und Autoren einen Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, Validität oder intersubjektivität ihrer präsentierten Definitionen erheben, und ob bestimmte Merkmale des Konzepts sprachlich hervorgehoben präsentiert und dadurch zu »Kernmerkmalen« der Definition erhoben werden.

In den Medien- und Vermittlungstexten findet man neben dem Präsens auch das Präteritum und Perfekt in definierenden Passagen, die narrativ entfaltet oder zitierend auf eine andere Person als Urheber zurückgeführt werden. In den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern dominiert im Vergleich dazu in den definierenden Abschnitten das Präsens (vgl. Kap. 6.2.2.1), in Artikeln aus Fachzeitschriften, Sammelbänden und Monografien hingegen stößt man ebenfalls auf das Präteritum in referierten Fallbeispielen oder in Definitionen, die auf Zitaten beruhen (vgl. Kap. 6.2.2.2).⁶⁰¹ Interessant ist, dass in einigen Texten des fachexternen Diskursstrangs gezielt Tempuswechsel eingesetzt werden, um den Kontrast zwischen 'gesunden'/'normalen' und 'ungesunden'/'abnormalen' Zuständen zu unterstreichen und um den Wechsel von erzählter und besprochener Welt zu markieren (vgl. Weinrich ³2005: 198). So beispielsweise in Beleg 1 oben aus dem SPIEGEL (Nr. 52, 1988) und Beleg 2 oben aus der Süddeutschen Zeitung (31.12.1994, = RheinZ 1994) (Unterstreichungen T.S.):

Aus Beleg 1 oben:

Die junge Lehrerin begann ihre Lehrzeit [...] voller Elan. Doch bereits nach einem Jahr im Schuldienst ist sie ein Nervenbündel.

[...] Burnout heißt die knappe Diagnose, die der amerikanische Psychoanalytiker Herbert J. Freudenberger für krisenhafte Entwicklungen dieser Art prägte, nachdem Patienten in Verbindung mit ihrer Arbeit über Dauermüdigkeit, Gleichgültigkeit und Zynismus klagten, [...].

⁶⁰¹ Vgl. z. B. Beleg 5 in Kap. 6.2.2.2 (= Büssing/Schmitt 1998: 76, in ZfAO): „Der Begriff Burnout wurde 1974 von Freudenberger eingeführt. Er bezeichnete damit ein Syndrom, das [...]“ (Unterstreichung T.S.) und Beleg 8a-1 in Kap. 6.2.2.2 (= Kissling/Mendel/Förstl 2014: 2587, in DMW): „Der konkrete Fall [als Überschrift hervorgehoben, T.S.] [...] Die 45-jährige Patientin fühlte sich erschöpft, [...] Die Patientin wurde [...] dem Psychiater vorgestellt, der ein Burnout-Syndrom diagnostizierte [...]“ (Unterstreichung T.S.). Belege im QV unter 8.1.4.

Aus Beleg 2 oben:

Unmerklich veränderte sich sein Berufsalltag. [...] Der einstige Überflieger galt inzwischen kaum mehr als unterer Durchschnitt, [...] Er fühlte sich ausgebrannt. Hohe Erwartungen, heißt es in der Psychologie, gepaart mit [...] ergeben ein Burnout-Syndrom [...].

Durch die Tempuswechsel wird nicht nur die Abgrenzung zwischen einem erzählten Zustand 1 und erzählten Zustand 2 und dadurch eine binäre Sicht auf den ‘gesunden, erwünschten, normalen’ vorzeitigen und ‘ungesunden, unerwünschten, abnormalen’ Zustand erzeugt, sondern durch das Präsens kann das Erzählte nicht mehr „von einem distanzierten Sehpunkt aus“ als Beispiel eines Einzelnen betrachtet werden (vgl. Köller 2004: 436). Der kontrastive Einsatz des Präsens lenkt die Aufmerksamkeit auf die „Faktizität“ des thematisierten Tatbestands (vgl. ebd.: 433) und der Geltungsanspruch wird zudem durch den Gebrauch des Indikativs und durch den Verweis, dass diese Einschätzung von Fachleuten stammt, verstärkt.⁶⁰² Einige Beispiele zitieren die Definition H. Freudenberger und repetieren damit eine schon im fachlichen Diskursstrang sich zeigende intertextuelle Bezugnahmepraktik, die der Erstdefinition besondere Geltung zuschreibt.⁶⁰³ Die Geltung dieser Erstdefinition zeigt sich auch darin, dass in der Diskussion um den ‚richtigen‘ klassifizierenden Überbegriff Freudenbergers Erstcharakterisierung für die eigene Klassifizierung übernommen und mit dem Hinweis versehen wird, dass Stimmen, die sich auf ihn mit anderen Überbegriffen beriefen, einem Missverständnis auflügen (siehe oben Beleg 11, = Albrecht 2011a in der ZEIT, im QV unter 8.1.6).

Geltung wird den Definitionen zudem dadurch zugeschrieben, dass Fachleute aus dem Bereich der Medizin oder Psychotherapie zitiert werden, die sich teilweise selbst wiederum auf Mehrheitsmeinungen aus dem Fach berufen („weitgehende Einigkeit besteht heute darin, dass [...]“, siehe oben Beleg 4), und dass referiertes Wissen diesen Bereichen zugeordnet wird: So in den von fachlicher Seite stammenden Kommentaren, die auf die narrativen Fallbeispiele folgen (siehe oben in den

602 Wenn in einem Artikel gegenüber der ›*Diagnose Burnout*‹ eine kritische Grundhaltung besteht, dann wurde beobachtet, dass die auf die Erzählung oder den Fallbericht folgende ärztliche/psychiatrische Diagnosestellung als Teil der Geschichte weiter im Präteritum erzählt wird. Auf diese Art ist es im Folgenden leichter möglich, sich von dieser Form der Diagnosestellung im weiteren Verlauf des Textes zu distanzieren. Vgl. Beleg 5 oben (Falkai 2016 in G&G, im QV unter 8.1.6) oder im fachlichen Diskursstrang Beleg 8a-1 (= Kissling/Mendel/Förstl 2014: 2587 in der DMW, im QV unter 8.1.4) in Kap. 6.2.2.2.

603 Vgl. das vermittlungssemantische Verfahren der „Mitteilung der Chronologie einer Entdeckung als personalisierte Entdeckungsgeschichte“ und das Moment der „Referenzfixierung“ und Ersteinführung bei Liebert (2002: 13) sowie Wimmer (1979: 168). Vgl. dazu auch Kap. 6.1.1 dieser Arbeit.

Belegen 2, 3, 4, 5, 6), in Interviews mit Expertinnen und Experten (siehe z. B. Beleg 12 oben) oder durch Bezug auf Studien mit Formulierungen wie „nach Untersuchungen von Wissenschaftlern“ (FAZ, Gross 1992) oder „Experten machen die Anforderungen der Berufswelt verantwortlich“ (siehe Beleg 8 oben, SZ, Bohsem 2012a).

Im Vergleich zum fachlichen Diskurs, in dem zur Geltungsvalidierung in einigen Texten auf die empirische Methodik hingewiesen wird, verweisen Zeitungsmeldungen und -berichte im Kontext der Burnoutdefinitionen häufig auf Prävalenzraten, die die Definition dadurch realsemantisch stützen.⁶⁰⁴

Wie weiter oben schon beschrieben wird fachlicher Disput seit den 2010er Jahren in den Medientexten zwar aufgegriffen, aber selten werden verschiedene fachlichen Positionen, die als gleichwertig ausgewiesen werden, in einem Text einander gegenübergestellt (eine Ausnahme wurde in Beleg 11 oben präsentiert). Häufiger wird *eine* leitende fachliche Kritik bzw. (Gegen-)Meinung (*Burnout ist keine Krankheit, sondern ein Risikozustand*) referiert, teilweise wird diese Fachmeinung der Meinung von Personen, die in der Praxis tätig sind, gegenübergestellt,⁶⁰⁵ oder an die Kritik wird der Bericht über einen fachlichen Minimalkonsens angeschlossen, der sich zumeist auf einzelne Kernsymptome bezieht: So zum Beispiel in Beleg 11, wenn von der „dürre[n] Erkenntnis“ gesprochen wird, „dass die Betroffenen irgendwie unter emotionaler Erschöpfung, dem Gefühl der Leblosigkeit und verminderter Leistungsfähigkeit leiden“; oder in folgendem Informationskasten aus der Zeitschrift GEOkompakt (08/2014 = Eberle 2014: 28, im QV unter 8.1.7, siehe Abbildung 12), in dem ebenfalls verneint wird, dass ›Burnout‹ als Krankheit anerkannt sei. Es werden aber dennoch drei Kernsymptome, die auf Maslach/Jackson (1981) zurückgehen, und eine besonders gefährdete Personengruppe benannt:

604 Vgl. zum Beispiel in der FAZ vom 24.09.2010: 62: „Steigende Belastungen im Beruf [...] führten immer häufiger zu psychosomatischen Erkrankungen wie Burnout, Depression [...]“ (= FAZ 2010); in der SZ vom 17.08.2012: 17 (= Bohsem 2012a): „Die Fehlzeiten durch Burnout waren 2011 elf mal so hoch wie noch 2004 [...]“ oder im SPIEGEL 29.05.2011 (= Zeltner 2011): „Fast jeder dritte Klinikarzt leidet Studien zufolge unter einem Burnout“; Belege im QV unter 8.1.6.

605 Im Text von Kaulen (2010, FAZ vom 6.10.2010: 232) wird der kritischen Betrachtung des zitierten Health-Technology-Assessment-Berichts (Burnout sei keine international anerkannte, allgemeingültig definierte Diagnose) die Diagnostizierbarkeit der praktizierenden Ärzte gegenübergestellt. Letztere würden Burnout dennoch diagnostizieren. Ähnlich wird in SPIEGEL ONLINE Unispiegel vom 26.02.2012 berichtet, dass der Begriff ›Burnout‹ von den meisten Fachleuten angesichts der unterschiedlichen Erschöpfungserscheinungen mit Skepsis betrachtet würde, dass aber „62 Prozent der Berater vor allem in den vergangenen fünf Jahren ‚einen deutlichen Anstieg von Burnout im engeren Sinne‘“ sehen würden (SPIEGEL ONLINE, Unispiegel (= jjc/dpa 2012), oder in einem Beitrag der ZEIT wird eine Psychiaterin, die sich auf Managerberatung spezialisiert hat, zitiert: *Burnout* sei ein „Modebegriff“, der „oft falsch verwendet werde“, aber es sei wichtig „Zustände von Erschöpfung und Ausbrennen“ zu erkennen und zu behandeln (= Schoener 2013, DIE ZEIT); Belege im QV unter 8.1.6.

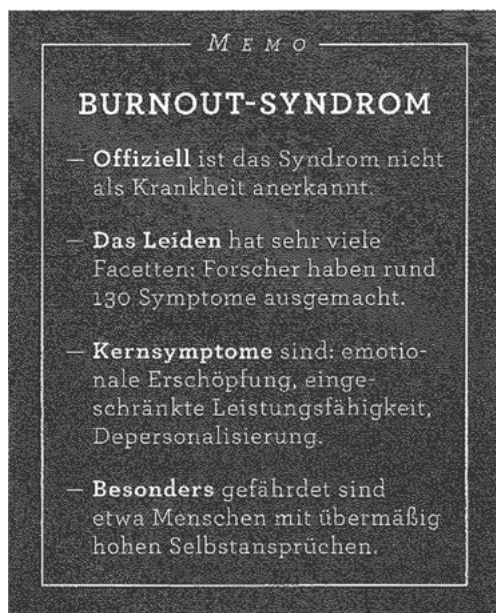


Abb. 12: Auszug aus GEOkompakt (08/2014 = Eberle 2014: 28, Kopie in schwarz-weiß), © GEO 2014, Verlag Gruner + Jahr, Hamburg.

In vielen fachexternen Texten werden ähnlich wie im Fachdiskurs zudem einzelne Berufsgruppen – teilweise verbunden mit persönlichen Eigenschaften dieser Personen – hervorgehoben (*insbesondere bei Führungskräften, vor allem ehrgeizige Leistungsträger*). Einige Berufe werden als prototypisch markiert, dadurch dass man von ihnen ausgehend die Liste betroffener Gruppen adversativ/substitutiv erweitert (*B. ist jedoch nicht nur das Schicksal jener Legionen hilfloser und unterbezahlter Helfer, sondern ...*).

Des Weiteren werden einzelne Symptome sprachlich gewichtet, wie gerade schon im Kasten der Zeitschrift GEOkompakt (siehe Abb. 12) deutlich wurde. Im fachexternen Diskurs zeigt sich dabei im Vergleich zum fachinternen Diskurs wiederum stärker die Perspektive der potenziell betroffenen Personen. Denn es werden nicht nur wie in den Fachtexten *Kernsymptome* oder *Hauptkriterien* erwähnt, sondern die fachexternen Texte informieren oft über „einige Warnsignale“ oder „Alarmzeichen“, über „das wichtigste Erkennungszeichen“ oder darüber, welche „ersten Warnzeichen“ als „alarmierend“ anzusehen sind:

Das wichtigste Erkennungszeichen: Man fühlt sich überwältigend erschöpft. [...] (FAZ, 19.04.2014, = Weiguny/Nienhaus 2014a, Unterstreichung T.S.); nahezu jeder Burnout ist eine Erschöpfungsdepression (Der SPIEGEL, 4–2011: 116, = Dettmer/Shafy/Tietz 2011); Betrachtet man den Symptomkatalog, so trifft einiges auch auf das Burnout-Syndrom zu. Dessen zentrales

Merkmal, »anhaltende Erschöpfung und Leistungsminderung« (Falkai 2016: 24, in G&G, im QV unter 8.1.7); *Was sind die ersten Warnzeichen?* [im Orig. als Überschrift markiert] *Alarmierend ist ein extrem ambitionierter Einsatz für das Unternehmen oder freiwillige unbezahlte Arbeit. Typisch für den Beginn der Erkrankung ist, dass Betroffene bei eingespielten Tätigkeiten plötzlich Fehler machen. Oder sie sind auffällig oft müde, unkonzentriert, klagen über Schlafstörungen, sind vergesslich, desinteressiert oder hyperaktiv.* (Focus-Gesundheit, Wagner 2012/2013: 49); *Diese Alarmzeichen sollten Sie beachten: Sie sind ständig müde; Sie haben das Gefühl, nie Zeit zu haben [...]* (AU 1997: 20); *Charakteristisch ist, dass sich die Betroffenen ständig müde und kraftlos fühlen, dennoch kaum Schlaf finden, innerlich unruhig und gereizt sind, nach der Arbeit kaum mehr abschalten und entspannen können* (AU 2005b: 40); *Gar nicht mehr abschalten können[,] gilt übrigens als eines der wichtigsten Warnsymptome für Burn-out. Welches sind die anderen?* [als Frage hervorgehoben gedruckt] *Erschöpfung, Leistungsabfall. Oft kommen dann körperliche Symptome wie Ohrgeräusche oder Magenprobleme hinzu* (AU 10/2011-A: 35f., = Rotherbl 2011); *Zu den wichtigen körperlichen Warnzeichen zählen Kopfschmerzen und Migräne, Rückenschmerzen, Magen-Darm-Störungen, erhöhter Blutdruck, Herzrasen und Schweißausbrüche, Tinnitus und Hörsturz.* (DIE ZEIT (Onlineausgabe) 08.07.2010, = Bahnsen 2010, im QV unter 8.1.6); *Drei Leitsymptome [...] kennzeichnen ein Burn-out-Syndrom. Typisch ist emotionale Erschöpfung: Die betroffene Person fühlt sich psychisch und körperlich ausgeleert. Mit dem Energiemangel tauchen ständige Müdigkeit, Niedergeschlagenheit und Anspannungszustände auf. Zweitens zählen Zynismus, Distanzierung und Depersonalisierung dazu. [...]. Drittens nimmt die Arbeitsleistung ab. Betroffene haben das Gefühl (und oft es dies auch Fakt), dass sie nicht mehr so gute Arbeit leisten wie früher* (DIE ZEIT (Onlineausgabe) 13.06. 2014, = Kleinschmidt 2014, im QV unter 8.1.6).

Sowohl Warnsymptome als auch die mit diesen Anzeichen verbunden Phasen oder Stufen der Erschöpfung werden in Magazinberichten teilweise typografisch hervorgehoben präsentiert.⁶⁰⁶

Für die Definitionen im fachlichen Diskursstrang wurde schon die generalisierende und damit geltungsqualifizierende Wirkung von Gattungsnamen beschrieben (Kap. 6.2.2.1), mit denen Personen- und Risikogruppen des Konzepts ›Burnout‹ benannt werden (z. B. *professionelle Helfer*). Denn dadurch, dass nicht Einzelpersonen, sondern Berufsgruppen als ‚Betroffene‘ benannt werden, wird den beschriebenen Symptomen und Entstehungsbedingungen über den Einzelfall hinausgehend eine Regelmäßigkeit oder Typizität zugeschrieben. Doch der Beschreibung des Einzelfalls in den narrativen Belegen kommt ebenfalls eine validierende Funktion in Bezug auf den Hergang der Geschichte zu. Der Umstand, dass in Beleg 5 nicht einfach nur die Erlebnisse eines „Werbetexters“, sondern die Erlebnisse der konkreten Person „Bernd Hinze“ erzählt werden, führt dazu, dass die Geschichte in einem persönlich-unmittelbaren, subjektiv-singulären und dadurch authentischen Licht

⁶⁰⁶ So z. B. in der AU 2005b: 40 als Treppe mit zwölf Stufen; im SPIEGEL 2/2011: 117 als drei Stufen, die sich mit dem Stresskreislauf verbinden (= Dettmer/Shafy/Tietz 2011) oder im Stern vom 3.12.2015 als „Erschöpfungsspirale“ mit vierzehn Stufen (= Schmitz 2015: 53, im QV unter 8.1.7).

erscheint (vgl. die Kategorie des Sinzeichens bei Peirce, Kap. 2.2.2). Bernd Hinze ist der ›Eigendynamik‹ der auftretenden Symptome unmittelbar ausgesetzt, das zeigt sich auch dadurch, dass er häufig die semantische Rolle des Patiens, Rezipienten oder Wahrnehmenden einnimmt.⁶⁰⁷ Am Ende der Erzählung wird sein subjektives Erleben von außen durch die Bewertung des Hausarztes „Burnout – als Folge chronischer Arbeitsüberlastung“ von fachlicher Seite aus bestätigt. Es wird durch diesen fachlichen Kommentar des Weiteren impliziert, dass sich die Qualität der beschriebenen Gefühle und Beschwerden (vgl. die Kategorie der Qualizeichen bei Peirce, Kap. 2.2.2), die sich bei Bernd Hinze aktuell zeigen, mit anderen Fällen und dort beschriebenen Beschwerden vergleichen lassen. Mit anderen Worten: Der Arzt erkennt darin ein Muster bzw. einen Typus und identifiziert aufgrund seines erworbenen Vergleichswissens das aktuell geschilderte Beschwerdebild mit dem über die Aktualität hinausreichenden, verallgemeinerten Beschwerdebild *Burnout* (vgl. die Kategorie des Legizeichens bei Peirce, Kap. 2.2.2). ›Burnout‹ wird dadurch sowohl singulär-subjektiv als auch kollektiv-intersubjektiv konstituiert.

Man könnte einwenden, dass die sprachlichen Mittel, die die gerade herausgearbeiteten semantischen Aspekte erzeugen (z. B. die ‘Unmittelbarkeit des subjektiven Erlebens’, ‘Eigendynamik’ des geschilderten Prozesses), zwar den Fortgang der Geschichte innerhalb der narrativen Einschübe plausibilisieren, aber dennoch nicht diskurs- bzw. fachübergreifend als sprachliche Mittel angesehen werden können, mit denen der definitorische Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, Validität oder Intersubjektivität gestützt wird. Bei der Definition eines Gegenstands aus dem Fach Chemie, wie z. B. bei der Definition von ›MOLEKÜL‹, dürfte die ‘Unmittelbarkeit des subjektiven Erlebens’ eine untergeordnete Rolle für die Geltung der Definition spielen. Der Aspekt der ‘Eigendynamik’ könnte hingegen ebenfalls zur Geltung einer Definition in diesem Bereich beitragen. Diese Gegenüberstellung geltungs-

607 Der Aspekt der ‘Eigendynamik’ bzw. ‘Eigengesetzlichkeit’ wird dadurch verstärkt, dass in der Erzählung die benannten UMGEBUNGSFAKTOREN personalisiert werden und als selbstinduzierte Bewegungen oder Prozesse erscheinen, wohingegen die Person Hinze überwiegend in der empfangenden, passiven oder wahrnehmenden Rolle verharrt: z. B. „Zuletzt nahmen die Anforderungen [...] ständig zu. Immer mehr Projekte wanderten auf seinen Schreibtisch. [...] Die Tage füllten sich sukzessive mit Besprechungen [...]. Anfangs gab ihm dieses Mehr an Aufgaben [...] einen gewissen Kick. Aber mit der Zeit agte es zunehmend an seinen Ressourcen. [...] Dazu gesellten sich körperliche Beschwerden [...]“ (Beleg 5 oben, = Falkai 2016: 20, in G&G, im QV unter 8.1.7). Friedemann Vogel beschreibt dieses Sprachgebrauchsmuster als „Autorität durch Anthropomorphisierung von Ausdrücken und Texten“ im Rahmen seiner Analyse zu „Sprachliche[n] Mittel[n] des Geltungsanspruchs im Kontext der Normgenese“ (vgl. Vogel 2012: 409f.). Zu semantischen Rollen und Verantwortungszuschreibungen in der Burnout-Ratgeberliteratur vgl. auch Schnedermann (i. Ersch.) und zu semantischen Rollen im Allgemeinen Primus (2012), von Polenz (2008: 169ff.) und Müller (2007: 94f.) sowie Kap. 6.2.4.2.

qualifizierender sprachlicher Mittel für Akte des Definierens im Bereich Chemie und im Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit führt vor Augen, dass in verschiedenen Fachgebieten und textuellen Erscheinungsformen unterschiedliche Funktions-Ansprüche an Definitionen gestellt werden können und dass diese auch mit unterschiedlichen sprachlichen Mitteln umgesetzt werden können. Die vorliegende Arbeit hat sich daher zum Ziel gesetzt, ein Analysemodell einer diskursiven Praxis des Definierens für den Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit zu entwerfen (vgl. Kap. 4.3.4 und 7.1–7.2).

Im Anschluss an dieses Kapitel werden die Plattformen Wikipedia, NetDoktor und Onmeda einer Analyse unterzogen. Das Kapitel 6.2.3.3 dient schließlich der (tabellarischen) Zusammenfassung der analysierten sprachlichen Mittel des Definierens in den verschiedenen Texten des fachexternen Diskursstrangs (Medientexte, Vermittlungstexten in populärwissenschaftlichen Zeitschriften, Texte auf Onlineportalen).

6.2.3.2 In Onlineplattformen: Wikipedia, NetDoktor und Onmeda

Für die Untersuchung sprachlicher Mittel des Definierens auf der Wikipedia-Plattform lohnt sich zunächst ein Blick in einen Text, der dort unter der Überschrift „Wie schreibe ich gute Artikel“⁶⁰⁸ veröffentlicht ist und als Richtlinie für die „kollaborative Konstruktion von Wissensbeständen“ auf Wikipedia angesehen werden kann (Gredel 2016a). Dort findet man unter dem Gliederungspunkt „Begriffsdefinition und Einleitung“ die „Richtlinien“, dass jeder Artikel durch eine „Begriffsdefinition“ eröffnet werden soll, durch welche das „Lemma“ als Bezeichnung“ geklärt wird bzw. durch die der „Begriff in seiner Grundbedeutung“ erläutert werde. „Homonyme“ sollen unterschieden werden und der „Gegenstand des Artikels“ soll „möglichst präzise in seinen sachlichen Kontext“ eingeordnet werden. „Superlative“ sollen in der Definition vermieden werden, was an das „Grundprinzip“ für Wikipedianer erinnert, „persönliche Standpunkte aus Wikipedia-Artikeln herauszuhalten“ („neutraler Standpunkt“).⁶⁰⁹ In diesen Anleitungspunkten spiegeln sich Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens wider, die in Kap. 4.2.2 herausgearbeitet wurden: so z. B. der Anspruch auf exakte und eindeutige Bestimmung bzw. Einordnung; der Anspruch auf angemessene

⁶⁰⁸ Siehe die folgende Anleitungssseite auf Wikipedia: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:Wie_schreibe_ich_gute_Artikel&oldid=188510203#Begriffsdefinition_und_Einleitung (Artikelstand: 13.05.2019, zuletzt eingesehen am 03.12.2019).

⁶⁰⁹ Zum Grundprinzip des neutralen Standpunkts siehe: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:Neutraler_Standpunkt&oldid=187247426 (Artikelstand: 04.04.2019, zuletzt eingesehen am 03.12.2019).

Umgrenztheit durch die Konzentration auf wesentliche bzw. grundlegende Faktoren und der Anspruch auf eine sachliche von emotionalen Konnotationen und Bewertungen freie Sachverhaltskonstitution/Begriffsbildung:

Aus dem Artikel „Wie schreibe ich gute Artikel“ in der Online-Enzyklopädie Wikipedia (Hinterlegung T.S., Unterstreichungen zur Kennzeichnung von Links im Orig., Links im Orig. blau, hier schwarz)⁶¹⁰

Begriffsdefinition und Einleitung eröffnen den Artikel und leiten zum ersten Abschnitt über. Sie sollen das Lemma als Bezeichnung klären und den Begriff in seiner Grundbedeutung erläutern. Bei mehrdeutigen Benennungen ist eine Begriffsklärung sinnvoll und der Hinweis auf die Begriffsklärungsseite angebracht, damit Homonyme unterschieden werden. Der erste Satz ordnet den Gegenstand des Artikels möglichst präzise in seinen sachlichen Kontext ein. Hierbei werden der Titel des Artikels und eventuelle Synonyme in Fettschrift gesetzt. Beispiele:

- **Aszites** (von altgriechisch *ασκίτης askitēs*) ist die medizinische Benennung für eine übermäßige Ansammlung von Flüssigkeit in der Bauchhöhle, genauer im Peritonealraum; andere Ausdrücke für diese krankhafte Flüssigkeitsansammlung sind **Hydraskos**, **Bauchwassersucht** oder **Wasserbauch**.
- Als **Aszites**, auch **Hydraskos**, **Bauchwassersucht** oder **Wasserbauch**, wird in der Medizin eine übermäßige Ansammlung von Flüssigkeit in der Bauchhöhle bezeichnet, genauer im Peritonealraum.

Unmittelbar darauf sollte eine kurze Einleitung mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Aspekte des Artikelinhalts folgen. Die Einleitung soll einen kurzen Überblick über das Thema ermöglichen und das Lemma in Grundzügen erklären. [...]

- Der Leser sollte die Einleitung mit einem Blick erfassen können. Hier sind Hauptsätze besonders wichtig. Kurze, einfache und aussagekräftige Formulierungen sind besser als lange oder geschachtelte Erklärungen.
- Gib nach Möglichkeit Kurzinformationen zur Herkunft des Lemmas mit einer Übersetzung ins Deutsche an (wie zum Beispiel bei Virus, Software oder Exklave).
- Verweise auch kurz auf die historische Bedeutung des Begriffs, sofern es sich nicht schon um ein historisches Thema handelt.
- Erwähne Superlative in der Einleitung nur, falls sie zur Erklärung des Lemmas maßgeblich beitragen oder sich das Lemma ausdrücklich auf solche Besonderheiten (ältester, größter) stützt. Andere Superlative gehören an passende Stellen im Fließtext.

Umgangssprachlich wird das Wort *Begriff* oft undifferenziert verwendet. Im Rahmen einer Begriffsdefinition oder -klärung sollten jedoch Formulierungen wie „Der Begriff bezeichnet ...“ vermieden werden, da sie erlauben, *Bezeichnung* und *Bezeichnetes* zu verwechseln und schon insofern missverständlich sind.

⁶¹⁰ Siehe die folgende Anleitungsseite auf Wikipedia: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:Wie_schreibe_ich_gute_Artikel&oldid=188510203#Begriffsdefinition_und_Einleitung (Artikelstand: 13.05.2019, zuletzt eingesehen am 03.12.2019).

Der letzte Hinweis hängt mit dem Begriffsbegriff zusammen, der auf Wikipedia gepflegt wird und der im obigen Zitat direkt mit folgendem Wikipedia-Eintrag zu „Begriff“ verlinkt wurde:

Im weiteren Sinne bezeichnet das Wort **Begriff** in der Philosophie, wie ein Wort zu verstehen ist (im Sinne von „zu begreifen“). Es handelt sich somit um die Verbindung einer sprachlichen Bezeichnung mit einem Gedankeninhalt (einem Konzept im psychologischen Sinn).⁶¹¹
(Unterstreichungen zur Kennzeichnung von Links im Orig., Links im Orig. blau, hier schwarz)

Die frühen Einträge zu ›Burnout‹ auf Wikipedia verwenden aber das Muster, von dem oben abgeraten wird (*der Begriff x bezeichnet y*, siehe unten den Eintrag vom 31.12.2004). Dies zeigt, dass der Begriffsbegriff auf Wikipedia bei Weitem nicht so einheitlich verwendet wird, wie angestrebt, bzw. in früheren Jahren noch nicht ausformuliert worden war.

Vor dem Hintergrund der oben genannten Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens verwundert es nicht, dass man in den Begriffsdefinitionen der Wikipedia-Artikelversionen zu ›Burnout‹ einen unpersönlichen, sprachökonomisch komprimierten Formulierungsstil vorfindet (ähnlich wie in den Fachlexika und Handbüchern, siehe Kap. 6.2.2.1). Der erste Eintrag zu ›Burnout‹ auf Wikipedia stammt vom 12. März 2004 und besteht nur aus zwei Sätzen, die sehr allgemein gehalten sind, und auf Berufe im helfenden Bereich fokussieren:

611 [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Begriff_\(Philosophie\)&oldid=177395919](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Begriff_(Philosophie)&oldid=177395919) (Artikelstand vom 13.05.2019, zuletzt eingesehen am 03.12.2019). Auf einer anderen Wikipedia-Seite zum Eintrag *Begriff*, die der Kategorie „Alltagssprache und Etymologie“ zugewiesen wurde, werden noch weitere Begriffsbegriffe angeführt: „Mit dem Wort **Begriff** wird der Bedeutungsinhalt einer Bezeichnung oder Vorstellung angesprochen. Ein Begriff bildet dabei eine semantische Einheit, die Teil einer Proposition oder eines Gedankens ist.^[1] Die Abgrenzung zu Worten oder Ausdrücken als *sprachlichen* Einheiten und Vorstellungen als *rein gedanklichen* Einheiten ist jedoch im Alltagsgebrauch und in verschiedenen Fachsprachen – je nach Perspektive – oft unscharf: Teilweise wird *Begriff* als „mentale Informationseinheit“ verstanden,^[2] oder bedeutungsgleich zum ‚Begriff‘ im Sinne der vormodernen philosophischen Tradition; unter *Begriff* kann aber auch ausdrücklich ein ‚lexikalisiertes Konzept‘ verstanden werden, also eine Kombination von Bezeichnung und ‚mentale[r] Repräsentation eines einzelnen Objekts oder einer kognitiven Kategorie‘.^[3]“ (siehe: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Begriff&oldid=188998655> (Artikelstand vom 28.05.2019, zuletzt eingesehen am 03.12.2019, Unterstreichungen zur Kennzeichnung von Links im Orig. wurden entfernt)).

Wikipedia, 12. März 2004, Eintrag zu „Burnout“

Burnout

Unter Burnout/Ausbrennen versteht man verschiedene Formen beruflicher Überlastung durch Stress und andere Faktoren. Burnout tritt insbesondere in „helfenden Berufen“ auf Pflegeberufe, Lehrer, Sozialarbeiter.⁶¹²

(Unterstreichungen zur Kennzeichnung von Links im Orig., Links im Orig. blau, hier schwarz)

Ende des Jahres 2004 ist der Artikel deutlich überarbeitet und füllt ausgedruckt beinahe zwei Din-A-4-Seiten. Die neue Begriffsdefinition setzt dabei schon einige der in den Richtlinien genannten Kriterien um, wie z. B. die Angabe zur „Herkunft des Lemmas“ und „einer Übersetzung ins Deutsche“. Auch hier orientierten sich die Verfasser/innen des Wikipedia-Artikels wohl an Lexikon-Vorlagen, da in den Richtlinien der Wikipedia im Jahr 2004 die Angaben zum Definieren noch nicht so konkret wie im Jahr 2019 ausformuliert waren.⁶¹³ Der Eintrag vom 31. Dezember 2004 ähnelt formal dem klassischen aristotelischen Muster von *genus proximum* – *differentia specifica*: Das hyperonyme Definiens-Nomen *Erschöpfung* wird attributiv spezifiziert durch die Adjektive *berufsbezogen* und *chronisch*. Die Ersteinführung wird auf H. Freudenberger und Ch. Maslach zurückgeführt und als Synonym wird *Erschöpfungsdepression* angegeben (die paradigmatische Bedeutungserläuterung durch Angabe von Synonymen wird jedoch in den Folgejahren nicht weitergeführt):

Wikipedia, 31. Dezember 2004, Eintrag zu „Burnout“ (Unterstreichungen zur Kennzeichnung von Links und Fettung im Orig., Links im Orig. blau, hier schwarz)

Der Begriff **Burnout** (engl. burn out: *ausbrennen*) bezeichnet einen besonderen Fall berufsbezogener, chronischer Erschöpfung und wurde 1974 erstmalig von Herbert Freudenberger und Christina Maslach eingeführt. Synonym wird der Begriff **Erschöpfungssyndrom** gebraucht.

Die folgende tabellarische Übersicht zeigt, dass das Grundmuster des „genus proximum – differentia specifica“ in den ersten Absätzen der Artikelversionen jeweils beibehalten wird. Als Definitorverben jeweils im ersten Satz der Beitragsversionen werden nur die folgenden drei Muster verwendet: *x bezeichnet y*; *mit x wird y bezeichnet* und *x ist y*. Der Definitionsabschnitt wird innerhalb dieses Rahmens von Jahr zu Jahr überarbeitet. Es wechseln die Definiens-Nomina höherer Abstraktion und vor allem die Einordnungspraktiken mit Bezug auf die Klassifikationssysteme ICD-10, ICD-11 und DSM-5. Darauf wird im Anschluss an die Präsentation der Tabelle noch

612 Diese Version ist abrufbar unter: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Burn-out&ol-did=808670> (zuletzt eingesehen am 03.12.2019).

613 „Wikipedia: Wie schreibe ich gute Artikel“ in der Fassung vom 21.12.2004, einsehbar unter: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:Wie_schreibe_ich_gute_Artikel&ol-did=3945206#Definition_des_Begriffs_und_%C3%9Cberschriften (zuletzt eingesehen am 23.6.2019).

ausführlich eingegangen. Der einführende Definitionsabschnitt entwickelt sich in den Burnout-Artikelversionen der Wikipedia von einer knappen Definition, die aus ein bis zwei Sätzen mit einem Definiens-Nomen und zwei bis drei spezifizierenden Merkmalen besteht, zu einem Definitionsabschnitt, der diese Basisangaben um symptomatische und ursächliche Angaben, Betroffenen-Gruppen, Klassifizierungsfragen und Prävalenzangaben erweitert:

Tab. 3: Vergleich der einleitenden Abschnitte der Artikelversionen zu ›Burnout‹ in der Online-Enzyklopädie Wikipedia von 2004–2019.⁶¹⁴

Datum	1. Satz	Weitere Merkmale und Angaben im Abschnitt vor dem Inhaltsverzeichnis (Definitor-Verb-Muster, Klassifizierung ICD-10, Angaben zu Symptomen und Entstehung)	
	Definiendum (schon mit erläuternder Übersetzung)	Nominaler Definiensausdruck höherer Abstraktion (grau hinterlegt T.S.) – <u>Spezifizierung</u> (Unterstreich. T.S.)	
31.12.2004	„Der Begriff Burnout ⁶¹⁵ (engl. burn out: <i>ausbrennen</i>)“	„einen <u>besonderen Fall berufsbezogener, chronischer Erschöpfung</u> “	– X bezeichnet y – Nennung der Ersteinführung (FB, Masl.)
21.12.2005	„Der Begriff Burnout (engl. burn out: <i>ausbrennen</i>)“	„einen <u>besonderen Fall berufsbezogener, chronischer Erschöpfung</u> “	– wie 2004
30.12.2006	„Der Begriff Ausgebranntsein oder englisch Burnout-Syndrom ⁶¹⁶ (engl. (to) burn out – <i>ausbrennen</i>)“	„einen <u>besonderen Fall berufsbezogener, chronischer Erschöpfung</u> “	– X bezeichnet y – Nennung der Ersteinführung (FB) – Nennung Einflussfaktoren – Nennung (typischer) Symptome – Burnout in der ICD-10 als „Diagnoseschlüssel Z73.0 erfasst“ (ohne Distanzmarker) – Prominente mit Burnout in den Medien – („Skispringer Sven Hannawald“, „Rapper Eminem“)

⁶¹⁴ In den Zitaten aus Wikipedia, die in der Tabelle zitiert werden, sind die Fußnoten und Verlinkungen, die auf Wikipedia gesetzt wurden, nicht enthalten.

⁶¹⁵ Durch die Formulierung „[d]er Begriff *Burnout*“ wird Burnout zudem der Gattung ›Begriff‹ prädikativ zugeordnet. Vgl. die Verwendung von Substantiven in „prädizierend-referierender [...] Funktion“ bei von Polenz (?2008: 164 f).

⁶¹⁶ In diesem Beispiel wird ›Burnout‹ durch das Kompositum *Burnout-Syndrom* der Gattung ›Syndrom‹ prädikativ zugeordnet.

Tab. 3 (fortgesetzt)

Datum	1. Satz		Weitere Merkmale und Angaben im Abschnitt vor dem Inhaltsverzeichnis (Definitor-Verb-Muster, Klassifizierung ICD-10, Angaben zu Symptomen und Entstehung)
	Definiendum (schon mit erläuternder Übersetzung)	Nominaler Definiensausdruck höherer Abstraktion (grau hinterlegt T.S.) – <u>Spezifizierung</u> (Unterstreich T.S.)	
29.12.2007	„ Ausgebranntsein oder englisch Burnout-Syndrom (engl. <i>to burn out</i> : ‚ausbrennen‘)“	„einen <u>besonderen Fall berufsbezogener und/oder familiärer chronischer Erschöpfung</u> “	– <i>x bezeichnet y</i> – Zuordnung zu den Kategorien „Psychische Störung“ und „Syndrom“⁶¹⁷ und Klassifikation nach ICD-10 „Z.73.0 – Ausgebranntsein“, in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – Nennung der Ersteführung (FB) – Nennung Einflussfaktoren (wie 2006) – Nennung (typischer) Symptome (wie 2006) – Distanzmarker in Bezug auf „Krankheit“: Burnout in der ICD-10 „wird jedoch als Syndrom, [...], nicht als eigenständige Krankheit anerkannt“ – Betroffenen-Gruppen: „insbesondere in ‚helfenden Berufen‘ (Ärzte, Pflegeberufe, Rettungsdienstpersonal, Lehrer, Sozialarbeiter, Erzieher)“; „Inzwischen ist klar: Burnout kann nahezu alle sozialen Gruppen treffen“ – Prominente mit Burnout in den Medien („Skispinger Sven Hannawald“, „Fußballspieler Sebastian Deisler“, „Jazz-Pianist Keith Karret“, „Rapper Eminem“)

⁶¹⁷ Diese Zuordnung erscheint jeweils unten im Wikipedia-Artikel. Sie wird in dieser Tabelle aufgenommen, da sie eine globale Zuordnungspraktik für den gesamten Artikel darstellt.

Tab. 3 (fortgesetzt)

Datum	1. Satz Definiendum (schon mit erläuternder Übersetzung)	Nominaler Definiensausdruck höherer Abstraktion (grau hinterlegt T.S.) – <u>Spezifizierung</u> (Unterstreich. T.S.)	Weitere Merkmale und Angaben im Abschnitt vor dem Inhaltsverzeichnis (Definitor-Verb-Muster, Klassifizierung ICD-10, Angaben zu Symptomen und Entstehung)
30.12.2008	„ Ausgebranntsein oder Burnout- Syndrom (engl. (to) burn out: ,ausbrennen‘)“	„eine <u>besonders</u> <u>ausgeprägte</u> <u>berufliche und/</u> <u>oder familiäre</u> <u>Erschöpfung</u> “	– <i>x bezeichnet y</i> – Überarbeitungshinweis: „Dieser Artikel oder Abschnitt bedarf einer Überarbeitung“ – Zuordnung zur Kategorie „Psychische Störung“ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – Nennung Einflussfaktoren (wie 2006) – Nennung (typischer) Symptome (wie 2006) – Therapieandeutung – Betroffenen-Gruppen: „kann nahezu alle sozialen Gruppen treffen – von Schülern über Forscher bis hin zu Arbeitslosen und Rentnern sind Krankheitsfälle bekannt“
26.12.2009	„Ein Burnout-Syndrom (engl. (to) burn out: ,ausbrennen‘)“	„ein Zustand <u>ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit reduzierter Leistungsfähigkeit</u> , das als <u>Endzustand</u> einer Entwicklungslinie bezeichnet werden kann, die mit <u>idealistischer Begeisterung beginnt und über</u>	– <i>x ist y</i> – Überarbeitungshinweis: (siehe 2008) – Zuordnung zur Kategorie „Psychische Störung“ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – Betroffenen-Gruppen: (siehe 2008)

Tab. 3 (fortgesetzt)

Datum	1. Satz		Weitere Merkmale und Angaben im Abschnitt vor dem Inhaltsverzeichnis (Definitor-Verb-Muster, Klassifizierung ICD-10, Angaben zu Symptomen und Entstehung)
	Definiendum (schon mit erläuternder Übersetzung)	Nominaler Definiensausdruck höherer Abstraktion (grau hinterlegt T.S.) – <u>Spezifizierung</u> (Unterstreich T.S.)	
		<u>frustrierende Ereignisse zur Desillusionierung und Apathie, psychosomatischen Erkrankungen und Depression oder Aggressivität und einer erhöhten Suchtgefährdung führt.</u>	
30.12.2010	„Ein Burnout-Syndrom (engl. <i>(to) burn out</i> : ‚ausbrennen‘) bzw. Ausgebranntsein“	„ein Zustand <u>ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit reduzierter Leistungsfähigkeit</u> , das als Endzustand [...]“ (siehe wie in 2009)	– <i>x ist y</i> – Zuordnung zur Kategorie „Psychische Störung“ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – Distanzmarker in Bezug auf „Krankheit“ und Folge/Ursache: „Burnout ist <u>keine Krankheit mit eindeutigen diagnostischen Kriterien</u> (siehe Abschnitt ICD), sondern <u>eine körperliche, emotionale und geistige Erschöpfung aufgrund beruflicher Überlastung und wird durch Stress ausgelöst, der nicht bewältigt werden kann.</u>“ – Betroffenen-Gruppen: „Burnout wurde zunächst in Helfenden Berufen beschrieben und ist auch in zahlreichen anderen Berufsgruppen zu beobachten. Dazu gehören Sportler, Politiker, Forschungsmitarbeiter, Langzeitpflegende kranker Angehöriger bis hin zu Verkäufer.“

Tab. 3 (fortgesetzt)

Datum	1. Satz Definiendum (schon mit erläuternder Übersetzung)	Nominaler Definiensausdruck höherer Abstraktion (grau hinterlegt T.S.) – <u>Spezifizierung</u> (Unterstreich. T.S.)	Weitere Merkmale und Angaben im Abschnitt vor dem Inhaltsverzeichnis (Definitor-Verb-Muster, Klassifizierung ICD-10, Angaben zu Symptomen und Entstehung)
27.12.2011	„Ein Burnout-Syndrom (engl. (to) burn out: ‚ausbrennen‘) bzw. Ausgebranntsein“	„ein Zustand <u>ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit reduzierter Leistungsfähigkeit</u> , das als Endzustand [...]“ (siehe wie in 2009 und 2010)	– x ist y – Zuordnung zur Kategorie „Psychische Störung“ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – Distanzmarker in Bezug auf „Krankheit“ und Folge/Ursache: „Burnout ist <u>keine</u> Krankheit, sondern ein Problem der Lebensbewältigung (siehe Abschnitt ICD). Es handelt sich um <u>eine körperliche, emotionale und geistige Erschöpfung aufgrund beruflicher Überlastung. Diese wird meist durch Stress ausgelöst, der aufgrund verminderter Belastbarkeit nicht bewältigt werden kann.</u>“
30.12.2012	„Ein Burnout-Syndrom (engl. (to) burn out: ‚ausbrennen‘) bzw. Ausgebranntsein“	„ein Zustand <u>ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit reduzierter Leistungsfähigkeit</u> . Es kann als <u>Endzustand</u> [...]“ (siehe wie in 2009, 2010 und 2011)	– x ist y – Zuordnung zur Kategorie „Psychische Störung“ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – „Das Burnout-Syndrom ist international <u>nicht als</u> Krankheit anerkannt, sondern gilt als Problem bei der Lebensbewältigung (siehe Abschnitt ICD). Es handelt sich um [...] (Fortsetzung siehe wie in 2011).“

Tab. 3 (fortgesetzt)

Datum	1. Satz Definiendum (schon mit erläuternder Übersetzung)	Nominaler Definiensausdruck höherer Abstraktion (grau hinterlegt T.S.) – Spezifizierung (Unterstreich. T.S.)	Weitere Merkmale und Angaben im Abschnitt vor dem Inhaltsverzeichnis (Definitor-Verb-Muster, Klassifizierung ICD-10, Angaben zu Symptomen und Entstehung)
31.12. 2013	„Ein Burnout-Syndrom (engl. <i>to burn out</i> : ,ausbrennen‘) bzw. Ausgebranntsein“	„ein Zustand <u>ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit reduzierter Leistungsfähigkeit</u> . Es kann als Endzustand [...]“ (siehe 2012)	– <i>x ist y</i> – Zuordnung zur Kategorie „ Psychische Störung “ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – Distanzmarker in Bezug auf „Krankheit“ und Folge/Ursache: „Das Burnout-Syndrom ist wissenschaftlich <u>nicht als Krankheit</u> anerkannt, sondern gilt im ICD-10 als Problem bei der Lebensbewältigung. Es handelt sich um [...] (Fortsetzung siehe wie in 2011).
16.12. 2014	„Ein Burnout-Syndrom (engl. <i>burn out</i> : ,ausbrennen‘) bzw. Ausgebranntsein“	„ein Zustand <u>ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit reduzierter Leistungsfähigkeit</u> . Es kann als Endzustand [...]“ (siehe 2012 und 2013)	– <i>x ist y</i> – Zuordnung zur Kategorie „ Psychische Störung “ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – Distanzmarker in Bezug auf „Krankheit“ und Folge/Ursache: (siehe wie in 2013)
16.12. 2015	„Ein Burnout-Syndrom (engl. <i>burn out</i> : ,ausbrennen‘) bzw. Ausgebranntsein“	„ein Zustand <u>ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit reduzierter Leistungsfähigkeit</u> . Es kann als Endzustand [...]“ (siehe 2012, 2013 und 2014)	– <i>x ist y</i> – Zuordnung zur Kategorie „ Psychische Störung “ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – Distanzmarker in Bezug auf „Krankheit“ und Folge/Ursache: (siehe wie in 2013)
16.12. 2016	Mit Burnout-Syndrom oder Burn-out (engl. <i>burn out</i> ,ausbrennen‘)	„ein Zustand [...], der von psychischer und physischer <u>Erschöpfung</u> gekennzeichnet ist.“	– <i>mit x wird y bezeichnet</i> – Zuordnung zur Kategorie „ Psychische Störung “ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel

Tab. 3 (fortgesetzt)

Datum	1. Satz	Nominaler	Weitere Merkmale und Angaben im Abschnitt vor dem Inhaltsverzeichnis (Definitor-Verb-Muster, Klassifizierung ICD-10, Angaben zu Symptomen und Entstehung)
Definiendum (schon mit erläuternder Übersetzung)	Definiensausdruck höherer Abstraktion (grau hinterlegt T.S.) – <u>Spezifizierung</u> (Unterstreich. T.S.)	– Verweis auf Definition in „medizinischen Lexika“, Symptomtrias (Maslach), Folge, Ursache, Prozess: „In medizinischen Lexika ist beschrieben, dass Burnout mit emotionaler Erschöpfung und dem Gefühl von Überforderung, reduzierter Leistungszufriedenheit und evtl. Depersonalisation infolge Diskrepanz zwischen Erwartung und Realität einhergehe, und dass Burnout der Endzustand <u>eines Prozesses von idealistischer Begeisterung über Desillusionierung, Frustration und Apathie</u> sei. [...] Als Ursache für das Burnout-Syndrom wird häufig auf Stress rekuriert.“ – Verweis auf das „gängigste Konzept“ von Ch. Maslach: „Diese Beschreibung folgt dem heute gängigsten Konzept von Burnout nach Christina Maslach.“ – Distanzmarker in Bezug auf Diagnose in ICD-10 und DSM-5: Das Burnout-Syndrom gilt <u>nicht</u> als <u>Krankheit</u> im Sinne des ICD-10, sondern ist eine <u>Zusatzdiagnose, die Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung bezeichnet</u>. Auch im aktuellen Klassifikationssystem der American Psychiatric Association, dem diagnostischen und statistischen Handbuch psychischer Störungen (DSM-5), wird Burnout <u>nicht als eigenständige Diagnose</u> aufgeführt.“	

Tab. 3 (fortgesetzt)

Datum	1. Satz		Weitere Merkmale und Angaben im Abschnitt vor dem Inhaltsverzeichnis (Definitor-Verb-Muster, Klassifizierung ICD-10, Angaben zu Symptomen und Entstehung)
	Definiendum (schon mit erläuternder Übersetzung)	Nominaler Definiensausdruck höherer Abstraktion (grau hinterlegt T.S.) – <u>Spezifizierung</u> (Unterstreich. T.S.)	
21.12. 2017	„Burn-out oder Burnout, auch Burnout-Syndrom (englisch <i>burn out</i> ‚ausbrennen‘)“	„ein Oberbegriff für Typen <u>persönlicher Krisen, die mit eher unauffälligen Frühsymptomen beginnen und mit völliger Arbeitsunfähigkeit oder sogar Suizid enden können.</u> “	– <i>x ist y</i> – Zuordnung zur Kategorie „Psychische Störung“ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – Symptomtrias nach Ch. Maslach: „Burn-out geht <u>mit emotionaler Erschöpfung und dem Gefühl von Überforderung sowie reduzierter Leistungszufriedenheit einher.</u>“ – Kritik bzgl. Uneinheitlichkeit, Abgrenzung und Weite des Begriffs: „Die Symptomatik wird allerdings uneinheitlich beschrieben – Burisch identifizierte mehr als 130 Symptome – und überlappt mit der diverser anderer Störungsbilder (z. B. Depression).“ – Ursachen: „Als Ursachen für Burnout wird häufig auf Stress rekurriert, wobei sowohl exogene Faktoren der (Arbeits-)Umwelt, als auch persönliche Dispositionen wie Perfektionismus oder die Unfähigkeit zur Abgrenzung diskutiert werden.“ – Folge von ... /Prozess: „Burnout kann auch mit Depersonalisation infolge einer Diskrepanz zwischen eigener Erwartung und Realität einhergehen und Endzustand eines Prozesses von idealistischer Begeisterung über Desillusionierung, Frustration und Apathie sein.“

Tab. 3 (fortgesetzt)

Datum	1. Satz Definiendum (schon mit erläuternder Übersetzung)	Nominaler Definiensausdruck höherer Abstraktion (grau hinterlegt T.S.) – <u>Spezifizierung</u> (Unterstreich. T.S.)	Weitere Merkmale und Angaben im Abschnitt vor dem Inhaltsverzeichnis (Definitor-Verb-Muster, Klassifizierung ICD-10, Angaben zu Symptomen und Entstehung)
			– Angabe Prävalenz: „Die Lebenszeit-Prävalenz von Burnout in Deutschland beträgt auf der Datengrundlage der bevölkerungsrepräsentativen ‚Studie zur Gesundheit Erwachsener in Deutschland (DEGS1)‘ 4,2 % und die 12-Monats-Prävalenz 1,5 %.“
02.12. 2018	wie 2017	wie 2017	– wie 2017
24.06. 2019	„ Burn-out oder Burnout (auch Burnout-Syndrom , von englisch <i>burn out</i> ‚ausbrennen‘)“	„ein Oberbegriff für <u>bestimmte Arten von persönlichen Krisen, die als Reaktion auf andauernden Stress und Überlastung am Arbeitsplatz auftreten.</u> “	– x ist y – Zuordnung zur Kategorie „Psychische Störung“ und Klassifikation nach ICD-10 Z.73.0 in einem Kasten oben rechts platziert im Artikel – Symptomtrias nach Ch. Maslach (siehe 2016) – Kritik bzgl. Uneinheitlichkeit, Abgrenzung und Weite des Begriffs (siehe 2016) plus Zusatz: „Burnout-Syndrome können mit eher unauffälligen Frühsymptomen beginnen und bis hin zu völliger Arbeitsunfähigkeit oder Suizid führen.“ – Ursachen (ähnlich wie 2016) – Folge von ... /Prozess (siehe 2016) – Angabe Prävalenz (siehe 2016)

Beim Definiensausdruck (siehe die 2. Spalte der Tabelle oben) zeigen sich einige Anpassungen über die Zeit. Bis Ende 2006 wird *Burnout* explizit als „Begriff“ definiert. 2007 fällt diese Angabe weg, was eine stärkere realdefinito-rische Orientierung der Autorinnen und Autoren andeuten könnte. Interessant ist, dass im Jahr 2007 zudem der Ausdruck *Syndrom* an *Burnout* angehängt wird und der Definiensausdruck dadurch selbst ein Klassifizierungsmerkmal bzw. eine Gattungszugehörigkeit erhält. Die Bezeichnung *Burnout-Syndrom* bleibt bis

heute bestehen, rückt allerdings im Jahr 2017 an die dritte Stelle („Burn-out oder Burnout, auch Burnout-Syndrom“, Hervorhebung im Zitat entfernt, T.S.). Dass in den Jahren 2007 und 2008 der deutsche substantivierte Partizipialausdruck *Ausgebranntsein* verwendet wird, könnte damit zusammenhängen, dass in diesem Zeitraum der Informationskasten der ICD-10 oben im Artikel eingblendet wird. Denn in der deutschen Version der ICD-10 lautet der Klassifizierungsschlüssel: „Z73 Ausgebranntsein [Burn-out]“. Auf den Einsatz dieses ICD-10-Kastens wird später in diesem Kapitel noch eingegangen.

Als Genera proxima dieser einleitenden Absätze (siehe die 3. und 4. Spalte der Tabelle oben) stellen sich heraus: *Fall [...] Erschöpfung* (2004–2007); *Erschöpfung* (2008); *Zustand [...] Erschöpfung und Endzustand* (2009–2010); *Zustand [...] Erschöpfung, Endzustand und Problem (bei) der Lebensbewältigung* (2011–2015); *Zustand [...] Erschöpfung, Endzustand und Zusatzdiagnose* (2016); *Oberbegriff für Typen ... Krisen* (2017–2019). Die Artikel setzen den Begriff ›Burnout‹ damit von 2004 bis 2016 durchgängig aus der Perspektive eines Endzustands ins Licht. 2017–2019 wird aus der Perspektive des Endzustands die Perspektive des Wendepunkts durch das Hyperonym *Krise*.

Ab dem Jahr 2009 bis 2016 basiert der erste Definitions-Abschnitt auf der Definition des Klinischen Wörterbuchs Pschyrembel (²⁶¹2007, siehe Beleg 4 in Kap. 6.2.2.1). Die Definition aus dem Pschyrembel wird nicht wörtlich zitiert, sondern es werden einzelne dort genannte Symptome und Phasen übernommen und in eine eigene weniger elliptische Satzstruktur gebracht. Zum direkten Vergleich sei im Folgenden nochmals die Definition aus der 261. Auflage des Pschyrembel und danach der Wikipedia-Eintrag aus dem Jahr 2009 zitiert. In diesem ist grau hinterlegt, welche Formulierungen von Wikipedia hinzugefügt wurden bzw. an welchen Stellen der Pschyrembel-Eintrag verändert wurde:

Pschyrembel, Klinisches Wörterbuch (²⁶¹2007): 295 (graue Hinterlegung T.S.):

Burn|out-Syn|drom (↑; engl. out aus; Syndrom*) n;

Burned-out-Syndrom, auch Ausbrennen; Zustand emotionaler Erschöpfung, reduzierter Leistungsfähigkeit u. evtl. Depersonalisierung inf. Diskrepanz zw. Erwartung u. Realität; Endzustand eines Prozesses von idealist. Begeisterung über Desillusionierung, Frustration u. Apathie; **Häufigkeit:** geschätzte Prävalenz ca. 10 % der Arbeitnehmer mit entspr. Berufen (20–30% aller Arbeitnehmer sind gefährdet); **Sympt.:** psychosomati. Erkr., Depression od. Aggressivität, erhöhte Suchtgefahr; **Ther.:** im fortgeschrittenen Stadium Psychotherapie; bei gleichzeitiger Depression Antidepressiva

Wikipedia, 26. Dezember 2009, Eintrag zu „Burnout“ (graue Hinterlegung, T.S., Unterstreichungen zur Kennzeichnung von Links im Orig., Links im Original blau, hier schwarz)

Ein **Burnout-Syndrom** (engl. (to) burn out: „ausbrennen“) ist ein Zustand ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit reduzierter Leistungsfähigkeit, das als Endzustand einer Ent-

wicklungslinie bezeichnet werden kann, die mit idealistischer Begeisterung beginnt und über frustrierende Erlebnisse zu Desillusionierung und Apathie, psychosomatischen Erkrankungen und Depression oder Aggressivität und einer erhöhten Suchtgefährdung führt.^[1](

Burnout kann nahezu alle sozialen Gruppen treffen – von Schülern über Forscher bis hin zu Arbeitslosen und Rentnern sind Krankheitsfälle bekannt.⁶¹⁸

Der Wikipedia-Eintrag fügt auf der einen Seite zum Pschyrembel-Eintrag Verben und eine lexikalische Steigerungsform (*ausgesprochener emotionaler Erschöpfung*) hinzu, und er stellt semantische Beziehungsgefüge zwischen Symptomen und Prozessstufen her, die im Pschyrembel-Eintrag durch Aufzählung offen gehaltenen werden (im Wikipedia-Eintrag wird das zweite Symptom *reduzierte Leistungsfähigkeit* durch die Präposition *mit* zum Nebensymptom des Hauptsymptoms *Erschöpfung* und die *frustrierenden Erlebnisse führen* zur *Desillusionierung*). Auf der anderen Seite lässt der Wikipedia-Eintrag aber auch einige Angaben des Pschyrembel-Eintrags unerwähnt: So z. B. das dritte Symptom „Depersonalisierung“, das im Pschyrembel mit der Kennzeichnung „evtl.“ als nicht gänzlich gesichert angegeben wird, und die Angaben zur Prävalenz und Therapie. In den hier verglichenen Artikelfassungen findet man diesen Bezug auf den Pschyrembel per Fußnote, aber ohne genaue Kennzeichnung des Zitierten bis in Jahr 2015. Wikipedia präsentiert diese auf dem Pschyrembel basierenden Informationen in einer unpersönlichen Satzstruktur im Präsens Indikativ als intersubjektives und monolithisches fachliches Wissen. Der Verweis auf das klinische Wörterbuch in der Fußnote dient als Autoritätsanker. Im Jahr 2016 wird im Fließtext ergänzt, dass Burnout „in medizinischen Lexika“ auf diese Weise beschrieben werde.

Ab dem Jahr 2017 wird der erste Absatz im Wikipedia-Artikel deutlich überarbeitet. Dies liegt jedoch vor allem daran, dass ab diesem Jahr nicht mehr die Definition in Anlehnung an den Pschyrembel zitiert wird, sondern ab diesem Jahr das Psychologische Wörterbuch DORSCH in der 16. Auflage als Grundlage herangezogen wird (Burisch im Dorsch (¹⁶2013: 312f.); vgl. auch Beleg 7 in Kap. 6.2.2.1). Der Eintrag im DORSCH wurde von Matthias Burisch geschrieben, der im deutschen Diskurs viele Texte zum Thema „Burnout“ verantwortet und in verschiedenen Publikationsformen fachintern und fachextern zitiert wird. In Kap. 6.2.4.2 wird daran anknüpfend der Frage nachgegangen, inwiefern sich in solchen intertextuellen Bezugnahmepraktiken und intertextuellen Beziehungsgefügen Foucault'sche Prinzipien der Verknappung wie z. B. „der Autor als Prinzip der Gruppierung von Diskursen“ (Foucault [1970] 1993: 20) oder der Disziplinen zeigt.

⁶¹⁸ Artikelfassung vom 26.12.2009 auf Wikipedia zu ›Burnout‹ unter: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Burn-out&oldid=68443289#cite_note-1 (zuletzt eingesehen am 3.12.2019).

Des Weiteren wird es in Kap. 6.2.4.2 um die Frage gehen, ob das Prinzip „Autor“ und weitere Verknappungs- und Ausschlussprozeduren zur Durchsetzung bestimmter definitorischer Konzeptualisierungen beitragen.

Die konstanten Verweise auf die ICD-10 ab dem Jahr 2004 zeigen, dass das internationale Klassifikationssystem der Krankheiten eine einflussreiche Autoritätsinstanz für die Definition auf Wikipedia darstellt. In den Jahren 2004–2006 wird im Fließtext⁶¹⁹ der Artikelfassungen darauf verwiesen, dass „Burn-out“ in der „ICD-10 [...] als ‚Ausgebranntsein‘ und ‚Zustand der totalen Erschöpfung‘ mit dem Diagnoseschlüssel Z73.0 erfasst“ würde. In diesen Jahrgängen wird die ICD-10 eindeutig geltungsverstärkend angeführt. Ab dem Jahr 2007 wird der Burnout-Artikel innerhalb der Wikipedia-Plattform der Kategorie „Psychische Störung“ zugeteilt.⁶²⁰ Und ab dieser Zeit erscheint rechts oben im Artikel auch ein typografisch deutlich hervorgehobener Kasten, der die ICD-10-Kennung für Burnout angibt. Die Beschriftung dieses Kastens erfährt leichte Änderungen, die für die Klassifizierung und die deklarative Kraft der Definition von ›Burnout‹ als „Diagnose“ bedeutsam sind (siehe die Abbildungen 13–16):

2007⁶²¹

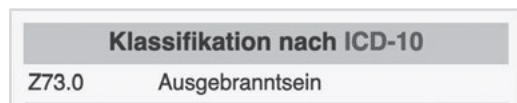


Abb. 13: Kasten mit ICD-Kennung im Wikipedia-Beitrag zu ›Burnout‹ vom 29.12.2007 (zuletzt eingesehen am 3.12.2019), CC BY-SA 3.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode>).

619 In den Fassungen vom 31.12.2004 und 21.12.2005 zwei Absätze nach dem Inhaltsverzeichnis, in der Fassung vom 30.12.2006 im Absatz vor dem Inhaltsverzeichnis. Der Wikipediatext ist unter der Lizenz CC BY-SA 3.0 verfügbar.

620 Die Kategorie „Psychische Störung“ wurde auf Wikipedia am 02.05.2005 angelegt: https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Kategorie:Psychische_St%C3%B6rung&oldid=5616555 (zuletzt eingesehen am 24.6.2019).

621 In den Kästen gibt es jeweils noch eine Verlinkung auf die ICD-10, welche in den Abbildungen abgeschnitten wurde. Diese entspricht trotz alter Versionen des Wikipedia-Eintrags zu ›Burnout‹ jeweils der neuesten ICD-10-Version zur Zeit des Abrufdatums.

2008 (gleich 2009, ähnlich 2010⁶²²)

Klassifikation nach ICD-10	
Z73.0	Ausgebranntsein Burn-out Zustand der totalen Erschöpfung

Abb. 14: Kasten mit ICD-Kennung im Wikipedia-Beitrag zu ›*BURNOUT*‹ vom 30.12.2008 (zuletzt eingesehen am 3.12.2019), CC BY-SA 3.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode>).

2011 (gleich 2012, 2013, 2014, 2015)

Klassifikation nach ICD-10	
Z73	Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung
Z73.0 Ausgebranntsein	(Burn-out, Zustand der totalen Erschöpfung)

Abb. 15: Kasten mit ICD-Kennung im Wikipedia-Beitrag zu ›*BURNOUT*‹ vom 27.12.2011 (zuletzt eingesehen am 3.12.2019), CC BY-SA 3.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode>).

2016 (gleich 2017, 2018, 2019⁶²³)

Klassifikation nach ICD-10	
Z73	Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung
Inkl. Ausgebranntsein [Burn-out] ICD-10-GM 	

Abb. 16: Kasten mit ICD-Kennung im Wikipedia-Beitrag zu ›*BURNOUT*‹ vom 28.12.2016 (zuletzt eingesehen am 3.12.2019), CC BY-SA 3.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode>).

⁶²² Im Jahr 2010 wird allerdings noch hinzugefügt, dass es „in der englischen Originalfassung: ‘state of vital exhaustion’“ heißen würde.

⁶²³ In der Artikelfassung vom 24.6.2019.

Im Jahr 2007 wird im Kasten nur die deutsche Übersetzung „Ausgebrannt-sein“ zusammen mit der Kennung Z73.0 angegeben (siehe Abbildung 13). Im Fließtext im dritten Absatz wird allerdings schon darauf hingewiesen, dass Burnout trotz dieses Diagnoseschlüssels „nicht als eigenständige Erkrankung anerkannt würde“.⁶²⁴ Im Jahr 2008 und 2009 wird diese distanzierende Anmerkung in das letzte Kapitel „Burnout in der ICD“ des Wikipedia-Eintrags verschoben.⁶²⁵ Ab dem Jahr 2010 werden die genannten Distanzmarker wieder in den ersten oder zweiten Absatz zu Beginn des Wikipedia-Artikels zu ›Burnout‹ und ab 2017 in eines der ersten Unterkapitel gestellt.⁶²⁶

Ab 2008 erfolgt in den ICD-Kästen zu Beginn der Artikel außerdem eine Expansion durch die Erläuterung „Zustand der totalen Erschöpfung“ (siehe Abbildung 14). Ab dem Jahr 2011 wird die Überkategorie von Z73 innerhalb der ICD-10 ebenfalls im Kasten angezeigt (siehe Abbildung 15): „Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung“ und im Fließtext wird erläutert, dass Burnout demnach eine „Rahmen- oder Zusatzdiagnose und keine (!) Behandlungsdiagnose“ darstelle. Nur letztere könne „zum Beispiel die Einweisung in ein Krankenhaus ermöglichen.“⁶²⁷ Ein Jahr später werden im Abschnitt „Burn-out in der ICD-10“ noch weitere ICD-Diagnosen angeführt, die als „Behandlungsdiagnosen“ mit dem „Burnout-Syndrom“ in Bezug gebracht werden bzw. von diesem abgegrenzt werden könnten:

624 Vgl. die Artikelfassung vom 29.12.2007 auf Wikipedia zu ›Burnout‹ unter: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Burn-out&oldid=40543491> (zuletzt eingesehen am 3.12.2019).

625 Burnout wird als „Einflussfaktor“, aber nicht als „Syndrom“ klassifiziert, da er dem Abschnitt Z zugewiesen sei, der Faktoren beinhalte „die den Gesundheitszustand beeinflussen und zur Inanspruchnahme des Gesundheitssystems führen“. Vgl. die Artikelfassung vom 30.12.2010 auf Wikipedia zu ›Burnout‹ unter: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Burn-out&oldid=83232737> (zuletzt eingesehen am 3.12.2019).

626 Die genauen Formulierungen in den Artikelversionen lauten: „keine Krankheit mit eindeutigen diagnostischen Kriterien, sondern eine körperliche, emotionale und geistige Erschöpfung aufgrund [...]“ (30.12.2010); „keine Krankheit, sondern ein Problem der Lebensbewältigung“ (27.12.2011); „ist international nicht als Krankheit anerkannt, sondern gilt als Problem der Lebensbewältigung“ (30.12.2012); „ist wissenschaftlich nicht als Krankheit anerkannt, sondern gilt im ICD-10 als ein Problem der Lebensbewältigung“ (31.12.2013; 16.12.2014; 16.12.2015); „Das Burnout-Syndrom gilt nicht als Krankheit im Sinne des ICD-10, sondern ist eine Zusatzdiagnose, die Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung bezeichnet.“ (28.12.2016); ab dem Jahr 2017 erscheint der Hinweis im 4. Unterkapitel („Burnout als Diagnose“) des Burnout-Artikels: „Burnout ist im Unterschied zu Depression keine Behandlungs-, sondern eine Rahmen- oder Zusatzdiagnose.“ (21.12.2017); ähnlich in den Fassungen vom 2.12.2018 und 24.6.2019 (Unterstreichungen zur Kennzeichnung von Links in den Originalzitaten., Links im Orig. blau, hier schwarz).

627 Vgl. die Artikelfassung vom 27.12.2011 auf Wikipedia zu ›Burnout‹ unter: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Burn-out&oldid=97607282> (zuletzt eingesehen am 3.12.2019).

Dagegen ist die Feststellung einer Depression eine Behandlungsdiagnose. Ein *reines* Burnout-Syndrom ist ein Ausschlusskriterium für eine *Neurasthenie* (F48.0),^[23] die in der Diagnose aber als *Burnout-basiert* beschrieben wird und die Leistungspflicht eines Krankenversicherers begründen kann. Auch wird die *Depersonalisierung* (s. u. und F48.1)^[23] als ein mögliches Symptom des Burnouts betrachtet.⁶²⁸

(Aus der Artikelversion zu „Burn-out“ vom 30.12.2012 der Online-Enzyklopädie Wikipedia, graue Hinterlegung T.S., Unterstreichungen zur Kennzeichnung von Links im Orig., Links im Orig. blau, hier schwarz)

Diese abgrenzende Klassifizierung wird mit leichten Veränderungen bis 2018 beibehalten. Ab 2016 bezieht der Kasten sich schon vorab auf die ICD-10-Onlineversion der WHO des Jahres 2019 (siehe Abbildung 16) und im Fließtext wird erwähnt, dass Burnout auch im DSM-5, dem diagnostischen und statistischen Handbuch psychischer Störungen der American Psychiatric Association, nicht „als eigenständige Diagnose aufgeführt“ sei. Im Jahr 2019 (Fassung vom 22.6.2019)⁶²⁹ gibt es schließlich wiederum eine Neuerung, die durch die ICD-11 entstanden ist, die die ICD-10 ab dem Jahr 2022 ablösen soll. Burnout bleibt ein Zusatzfaktor bzw. eine Zusatzdiagnose⁶³⁰, aber wird in der ICD-11 eindeutig als *Syndrom* der Arbeitswelt beschrieben:

Aus der Artikelversion zu Burnout vom 22.6.2019 der Online-Enzyklopädie Wikipedia

In der Version ICD-11, die ab Januar 2022 gelten soll, ist Burn-Out als Syndrom aufgrund von „Stress am Arbeitsplatz, der nicht erfolgreich verarbeitet werden kann“ definiert.^[24] Dabei heißt es ausdrücklich, das Syndrom solle nicht verwendet werden, um Erfahrungen in anderen Lebensbereichen zu erfassen, sondern auf den Arbeitsplatz beschränkt sein.^[25]

Die vollständige Definition aus der ICD-11 reformuliert zudem die Symptomtrias, die auf Maslach/Jackson (1981) zurückgeht (siehe Beleg 12 in Kap. 6.2.2.2). In den Kapiteln 6.2.4.2 wird anhand von intertextuellen Bezugnahmepraktiken analysiert, wie sich diese drei Symptome im Burnoutdiskurs durchsetzen konnten, sodass sie nun in die ICD-11 aufgenommen wurden. Zuvor werden im Vergleich zu den Artikelfassungen der Wikipedia noch die sprachlichen Mittel des Definierens der Einträge zum Phänomen/Konzept ›BURNOUT‹ auf den Internetportalen „Net-Doktor“ und „Onmeda“ analysiert.

628 Siehe die Artikelfassung vom 30.12.2012 auf Wikipedia zu ›Burnout‹ unter: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Burn-out&oldid=112270018> (zuletzt eingesehen am 3.12.2019).

629 Siehe die Artikelfassung vom 22.6.2019 auf Wikipedia zu ›Burnout‹ unter: <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Burn-out&oldid=189780829> (zuletzt eingesehen am 3.12.2019).

630 Die ICD-11-Kategorie, in die *Burnout* eingeordnet ist, lautet: “Problems associated with employment or unemployment”, siehe: <https://icd.who.int/browse11/l-m/en#/http%3a%2f%2fid.who.int%2fidc%2fentfity%2f129180281> (zuletzt eingesehen am 3.12.20, = WHO 2019b, im QV unter 8.1.3).

Die zuletzt aktualisierten Fassungen der Einträge zu ›Burnout‹ auf diesen Plattformen (NetDoktor vom 28. Juni 2018⁶³¹ und Onmeda vom 14.02.2019⁶³²) weisen sowohl Unterschiede als auch Ähnlichkeiten zu den Wikipedia-Einträgen auf. Sowohl auf NetDoktor als auch auf Onmeda wird auf die ICD-10-Kennung verwiesen. Die Artikel ähneln den Wikipedia-Einträgen in der Kapitelstruktur. Sie weisen einen Einführungsabschnitt, Abschnitte zu Symptomen, Ursachen, Diagnosen, Phasen/Verlauf, Testung/Messung, Therapie, Prognose und Prävention auf. Zu Beginn der Artikel geben sie folgende zusammenfassende Kurzdefinitionen:

Onmeda, 14.02.2019, = Nagel (2019) (Unterstreichungen, T.S., sonstige Hervorhebungen im Original, im QV unter 8.1.8)

Was ist das Burnout-Syndrom?

Unter dem Begriff Burnout-Syndrom versteht man einen **Zustand totaler körperlicher, emotionaler und geistiger Erschöpfung** sowie **verringerten Leistungsfähigkeit**. **Übersetzt bedeutet** der aus dem Englischen stammende Begriff Burnout so viel wie „**Ausbrennen**“. **Menschen mit Burnout fühlen sich extrem erschöpft und innerlich leer.**

NetDoktor, 28.06.2018, = Dobmeier/Fux 2018 (Unterstreichungen, T.S., im QV unter 8.1.8)

Burnout beschreibt einen Zustand tiefer emotionaler, körperlicher und geistiger Erschöpfung. Die Betroffenen können sich nur schlecht konzentrieren, machen viele Fehler. Manche verlieren auch die Energie für ihr Privatleben. Burnout wird meist auf Überforderung und Stress im Beruf zurückgeführt. Die Ursachen sind aber vielfältig. Wie Sie Burnout erkennen, wie Sie sich schützen und Burnout überwinden, erfahren Sie hier.

Die Definition auf Onmeda beginnt mit einer *Was-ist-Frage* (siehe dazu Kap. 6.2.2.2, 224–225). Für den ersten Satz der Definition wählen sowohl die Autorin auf Onmeda als auch die Autorinnen auf NetDoktor das ‚klassische‘ Definitionsschema. Sie ähneln darin den Definitionen in den Wikipedia-Artikeln, und sie definieren *Burnout* primär als einen *Erschöpfungszustand*, der durch attributive Ergänzungen noch weiter spezifiziert wird. Die Symptome werden in beiden Definitionen im Anschluss personalisiert, indem aufgezählt wird, wie sich „Menschen mit Burnout“ bzw. die „Betroffenen“ fühlen oder welche Verhaltens- und Erlebensweisen diese zeigen. NetDoktor gibt noch einen Hinweis auf die Entstehung von Burnout und spricht die Leser/innen im letzten Satz direkt an. Auch im Beitrag von Onmeda werden die Leser/innen im späteren Textverlauf direkt angesprochen („Beleuchten Sie Ihren

631 Dieser Artikel ist abrufbar unter: <https://www.netdoktor.de/krankheiten/burnout/> (zuletzt eingesehen am 24.11.2019).

632 Dieser Artikel ist abrufbar unter: https://www.onmeda.de/krankheiten/burnout_syndrom.html (zuletzt eingesehen am 24.11.2019).

eigenen Perfektionsdrang und fahren Sie diesen falls notwendig runter.“ Hervorh. entfernt, T.S.). Durch diese zuletzt genannten Vermittlungsmethoden (Personalisierung und Lesersprache) unterscheiden sich die Artikel auf Onmeda und NetDoktor von den Wikipedia-Artikelfassungen, in denen die unpersönliche Schreibweise jeweils in den Artikelversionen beibehalten wird. Die Artikel auf Onmeda und NetDoktor stellen dadurch hybride Textformen zwischen Wikipedia und ratgebenden Aufklärungstexten dar. Denn sie kombinieren Darstellungsformen, die man in den Wikipedia-Artikeln findet, mit einigen Vermittlungsmethoden von medialen Vermittlungstextsorten (vgl. Kap. 6.2.3.1), wobei sie in der Personalisierung jedoch nicht so weit gehen, dass sie ihre Übersichtsbeiträge zu ›Burnout‹ mit einem Fallbeispiele oder verschiedenen narrativen Passagen einleiten.

Wie gezeigt wurde, weisen die sich punktuell manifestierenden Definitionen in den medialen Textsorten und auf Wikipedia, NetDoktor und Onmeda Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede auf. Diese Gemeinsamkeiten und Unterschiede werden im folgenden Kapitel nochmals zusammengefasst und in diesem Zuge auch mit den sprachlichen Mitteln des fachinternen Diskursstrangs (vgl. Kap. 6.2.2.4) verglichen. Dazu werden die sprachlichen Mittel des Definierens für den gesamten fachexternen Diskursstrang tabellarisch zusammengeführt und im Rahmen des praxeologischen Analysevorgehens dieser Arbeit heuristisch mit den Teilpraktiken und sprachlichen Stimuli des Definierens, die sich in der Fläche der Diskursstränge zeigen und in den Kapiteln 6.2.4.1 und 6.2.4.2 beschrieben werden, verknüpft.

6.2.3.3 Zusammenfassung sprachlicher Mittel des Definierens im fachexternen Diskursstrang aus punktueller Perspektive und Ausblick auf sprachliche Stimuli des Definierens in der Fläche der Diskursstränge

In den letzten beiden Kapiteln wurden in Presetexten, populärwissenschaftlichen Zeitschriften und Onlineportalen sprachliche Mittel von der Morphem- bis zur Textabschnittsebene beschrieben, die definitorische Aufgaben erfüllen.

Auf Wikipedia und den Online-Portalen dominieren ähnlich wie in den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern Formulierungen wie: *der Begriff Burnout bezeichnet einen Zustand ... ; mit Burnout wird ein Zustand ... bezeichnet* oder *ein Burnout-Syndrom ist ein Zustand* Diese syntaktischen Muster führen zu deskriptiven, kategorisierenden und taxonomisch-klassifizierenden Definitionen, da sie den zu definierenden Ausdruck bzw. Begriff (*Burnout/Burn-out/Burnout-Syndrom*) über das zugeordnete abstrahierende Nomen und dessen Spezifizierung (*Zustand tiefer emotionaler, körperlicher und geistiger Erschöpfung*) einem Bereich (PHYSISCHE(S) UND PSYCHISCHE(S) RESSOURCEN UND WOHLERGEHEN) zuordnen oder den Begriff in eine stabile taxonomische Ordnung wie zum Beispiel die ICD-10 eingliedern (z. B. dadurch, dass *Burnout* nach der ICD-10 keine *Behandlungs-*, sondern

eine *Zusatzdiagnose* bezeichnet). Auf den Online-Portalen Onmeda und NetDoktor und in den Wikipedia-Artikelfassungen seit dem Jahr 2006 wird im Kontext der Definition auf die ICD-10 explizit Bezug genommen (s. Kap. 6.2.3.2). In einigen Fällen wird durch die Wahl des zu definierenden Ausdrucks bereits selbst eine Einordnung vorgenommen. Dies ist der Fall, wenn der Ausdruck *Burnout-Syndrom* definiert werden soll, denn das Determinativum *Syndrom* verortet die nachfolgende Definitionshandlung direkt im medizinischen Bereich.

Die Richtung der definierenden Bestimmung des Gegenstands erfolgt in den Onlineportalen vom Allgemeinen zum Speziellen, ähnlich wie in den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern und den meisten fachlichen Übersichtsartikeln und Originalarbeiten (vgl. Kap. 6.2.2.1–6.2.2.4). Die Definitionsentfaltung basiert meist auf einer Zustandsbeschreibung, die um typische Prozessstadien und ursächliche Faktoren auf dem ‚Weg‘ zum Endzustand ›*Burnout*‹ ergänzt wird.

Interessant ist des Weiteren folgende Entwicklung, die man an den Definitionen der Wikipedia-Artikelversionen von 2004 bis 2019 beobachten kann: Zu Beginn werden die Definitionen ohne Quellverweis im unpersönlichen, wissenschaftlichen Stil als gesicherte Definitionen „der *einen* Wissenschaft“ (Liebert 2002: 11) präsentiert bzw. Distanzierungsmarker werden erst am Ende des Artikels und dadurch nicht im direkten Kontext der Definition platziert (so in den Artikelfassungen der Jahre 2008 und 2009). Seit dem Jahr 2010 wird diese Praxis dahingehend verändert, dass die Debatte um den Krankheits- bzw. Diagnosestatus von ›*Burnout*‹ mit Bezug auf die ICD-10 und die Diskussion um einzelne Symptome und Ursachen in Teilen schon in die definierenden Abschnitte mit aufgenommen wird. Bei der Zurückweisung des Hyperonyms *Krankheit* bzw. *Behandlungsdiagnose* für Burnout und der Substitution durch Hyperonyme wie *Problem der Lebensbewältigung* oder *Zusatzdiagnose* wird auf die ICD-10 verwiesen, welche in diesem Fall jedoch wiederum als einzelne, allgemeingültige fachliche Stimme inszeniert wird (vgl. Kap. 6.2.3.2).

Das dominante Definitionsentfaltungsmuster in den meisten Magazinberichten und vielen ratgebenden Aufklärungstexten und Problemdarstellungen der untersuchten Zeitungen und Zeitschriften setzt sich deutlich vom Definitionsmuster der Onlineportale ab. In Kap. 6.2.3.1 wurde herausgearbeitet, dass in diesen Textsorten häufig narrativ über Fallbeispiele mit anschließendem Deutungskommentar definiert wird.

Diese Definitionen beginnen beim konkreten individuellen Beispiel. Meist wird die Geschichte eines Individuums, das zudem Vertreter/in einer beruflichen Rolle ist, erzählt. Die Erzählung läuft entweder auf einen Wendepunkt zu oder es wird eine Vorher-Nachher-Konstellation geschildert, wobei der vorige Zustand durchweg positiver ist als der Folgezustand. Abgeschlossen wird die Beispielgeschichte häufig mit einem Deutungskommentar, der von einer ärztlichen, therapeutischen Expertin/einem Experten im Rahmen der Erzählung geäußert wird. Sie leiten von dieser Bei-

spielerzählung zudem vielfach zum intersubjektiven, verallgemeinerbaren Zustand oder Prozess über, d. h., dass diese Beispielerzählung auch auf andere Personen bestimmter Berufsgruppen oder alle Personen übertragen wird. Von Fallbeispielen aus Fachzeitschriften unterscheiden sie sich unter anderem dadurch, dass sie erzählerisch Spannung erzeugen oder Kontrastlinien innerhalb der Erzählung durch gezielte Tempuswechsel oder sprachliche Mittel der Graduierung und Quantifizierung kreieren (zu den weiteren Unterscheidungsmerkmalen, siehe Kap. 6.2.3.1).

In Zeitungsmeldungen oder -berichten über Erhebungen, Umfragen, prominente Burnout-Fälle oder Studien und Interviews wird ›Burnout‹ meist nur knapp in einem oder wenigen Sätzen definiert:

- In Interviews und im Titelbereich der Medientexte findet man häufig Frage-Antwort-Muster, wobei die Fragemuster stärker auf die Leser/innen bezogen sind als in Fachtexten und deren Orientierungsbedürfnis befriedigen sollen⁶³³;
- In Berichten über Sportler/innen oder Trainer/innen, die aufgrund von *Burnout* ausfallen, werden meist nur ein bis zwei Hauptsymptome angegeben. Dabei geht es in der Regel darum, dass die „Energiereserven“ oder die „Power“ erschöpft sind und dass diese für die Erfüllung der Anforderungen im Hochleistungssport nicht mehr ausreichen;
- Vergleicht man die Definitionen dieser Medientexte mit den Formen des Definierens, die aus wissenschaftsgeschichtlicher sowie linguistischer und terminologischer Literatur zusammengefasst wurden (vgl. Kap. 4.2.3 und 4.2.4), so wird deutlich, dass die fachexternen Definitionen in der Regel verschiedene Formen (also z. B. die klassische, genetische und ostensive Definition) verbinden. Man findet Kombinationen aus paradigmatischen Einzelbeispielen (Def. durch Beispiel), einer Übersetzung des Ausdrucks *Burnout* (Def. durch Übersetzung), durch Besetzung derselben Referenzstelle mit einem Hyperonym, einer Aufzählung typischer psychischer und somatischer Symptome (ostensive Def.) und einer knappen Angabe von Entstehungsbedingungen und persönlichen riskanten Eigenschaften (genetische Def.).
- Der Frage der ‘korrekten’ ‘allgemeingültigen’ taxonomisch-klassifizierenden Einordnung (in der Regel mit Bezug auf die ICD-10) wird in den Medientexten ab den 2010er Jahren neben anderen Formen des Definierens große Bedeutung beigemessen (siehe Kap. 6.3.1.1). Diese geht einher mit der Zurückweisung von Hyperonymen wie *Diagnose* oder *Krankheit* und der Angabe substitutiver Hyperonyme (z. B. *Zusatzdiagnose*, *Risikozustand*).

⁶³³ Insbesondere die folgenden Fragemuster findet man in den fachlichen Texten kaum: *Wie-erkennen wir/erkenne ich x?*; *Was-ist-noch x?* *Was ist schon y?* siehe Kap. 6.2.2.1 und 6.2.3.1.

Bei den sprachlichen Mittel, die in den fachexternen Vermittlungstexten eingesetzt werden, um ›Burnout‹ von ‘normalen’ ‘alltäglichen’ ›ERSCHÖPFUNGSZUSTÄNDEN‹ bzw. von ‘normalem’ ›Verhalten und Erleben‹ und ‘normalen’ ›Arbeitsbedingungen‹ abzugrenzen, lassen sich einerseits viele Überschneidungen zu den sprachlichen Mitteln in Fachtexten aufzeigen, andererseits weisen einzelne Medientexte eine noch größere Varianz und Intensivierung der Symptome auf: Das heißt, dass die Charakterisierung von ›Burnout‹ in Medientexten häufig sowohl über Fokuspartikeln, Intensitätspartikeln und Abtönungspartikeln als auch über Adjektive und Adverbien, die die beschriebenen Sachverhalte quantifizieren oder steigern, sprachlich vielgestaltig ausgeformt wird. Mit dieser Fülle der sprachlichen Mittel geht einher, dass die SYMPTOME oder ENTSTEHUNGSBEDINGUNGEN zwar meist konkreter und häufig in höherer Steigerungsstufe als in den Fachtexten dargestellt werden, mit den dort genannten Symptomen und Entstehungsbedingungen aber große Ähnlichkeit aufweisen (siehe Kap. 6.2.3.1).⁶³⁴

In den Kapiteln 6.2.3.1 und 6.2.3.2 wurden schließlich sprachliche Mittel beschrieben, durch die einzelne Symptome des Konzepts ›Burnout‹ besonders hervorgehoben werden. Des Weiteren findet man Formulierungen, die explizit auf fachlichen Konsens verweisen oder sprachliche Strategien, um die fachliche Validität und intersubjektive Geltung der Definition zu unterstreichen. Diese sind in folgender Tabelle (siehe Tabelle 4) beschrieben zusammen mit den anderen sprachlichen Mitteln, die in exponierten Passagen an der Textoberfläche in den untersuchten fachexternen Texten definitorische Aufgaben übernehmen. Zusätzlich wird in der folgenden Tabelle, parallel zur zusammenfassenden Tabelle der definitorischen Sprachmittel im fachinterne Diskursstrang in Kap. 6.2.2.4, rekapituliert, welche abstrakt-idealen Erwartungen an eine (gute) Definition und damit an den Akt des Definierens als regelgeleiteten sozialen Prozess im öffentlichen Burnout-Diskurs selbst gestellt werden (Spalte 3) und welche Teil-Funktionen des Definierens daraus erwachsen (vgl. Kap. 4.2.2).

In Kapitel 6.2.2.4, in dem die sprachlichen Mittel des Definierens im fachinternen Diskursstrang zusammengefasst sind, wurde schon beschrieben, wie Spalte 2 und 3 analytisch aufeinander bezogen werden. Auch für den fachex-

634 Das Symptom „verminderte Leistungsfähigkeit“ (vgl. z. B. Barth 2001/2010: 70) wird beispielsweise konkret auf die Arbeit bezogen: „Die eigene Arbeit wird als wirkungslos erlebt.“ (FAZ, 19.4.2014, = Weiguny/Nienhaus 2014a.). Diese ‚Übersetzungen‘ zwischen abstrakteren Symptombezeichnungen des fachlichen Diskursstrangs und medialen Ausformungen fußen auf Interpretationsakten und lassen sich in vielen Fällen nicht eindeutig zuordnen.

Tab. 4: Sprachliche Mittel, die definitorische Aufgaben erfüllen (punktueller Perspektive), und Ansprüche, die von Stimmen im Diskurs an die Tätigkeit des Definierens gestellt werden (im fachexternen-öffentlichen Diskursstrang).

Sprachliche Ebenen	Textoberfläche:		Abstrakt-ideale Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs (Kap. 4.2.2) (Die Positionen der einzelnen „Ansprüche“ in der Tabelle beziehen sich nicht exakt auf die (sprachlichen) Zeichenressourcen bzw. könnten an mehreren Stellen platziert werden.)
	Diskursstrang 1	Diskursstrang 2	
	Presstexte und populärwissenschaftliche Zeitschriften	Wikipedia und Internetportale (NetDoktor, Onmeda)	
Textabschnitts- und Satzebene	Textsorte Magazinbericht, Problem- und Sachdarstellung, (Magazin-)Meldung, Interview szenischer Beginn u. Ausstieg, chronologischer Aufbau (insbes. bei Magazinberichten); Wechsel zw. Beispiel und Sachbericht, berichtenden und zitierenden Passagen	Textsorte Wikipedia: enzyklopädischer Eintrag NetDoktor/Onmeda: Mischung aus Handbuchartikel und ratgebendem Aufklärungstext	
	Stil Persönlicher, detailreicher Stil, weniger nominale Hypotaxen	Stil Unpersönlicher komprimierter hypotaktischer Nominalstil im ersten definierenden Abschnitt	

Tab. 4 (fortgesetzt)

Dominante Definitionsentfaltungsmuster: Eine sich exemplarisch narrativ entfaltende Ereignis-Definition plus professionellem verallgemeinerndem (Diagnose-/Deutungs-) Kommentar zuordnend-prädizierende Vertextungsmuster durch anaphorische oder kataphorische verallgemeinernde Deutungskommentare zur erzählten bzw. folgenden Ereigniskette: <i>Irgendwann ging gar nichts mehr [...]. Der [Hausarzt] tippte auf Burnout – als Folge von Arbeitsüberlastung.</i>	Dominante Definitionsentfaltungsmuster: Eine sich deskriptiv entfaltende (taxonomische) ›Gattungs‹ bzw. ›(End-)Zustands‹-Definition 1) Zuerst Nennung eines abstrakteren Definiens- Nomens: <i>Zustand, Fall, Erschöpfung</i> 2) Dann qualitätsattribuierende Nominalphrasen oder Relativsatzgefüge zur Spezifizierung: <i>totaler körperlicher, emotionaler und geistiger Erschöpfung sowie verringerter Leistungsfähigkeit</i> zuordnend-prädizierende Satzmuster mit Verbgefügen oder Satzzeichen, die eine Entsprechungs- oder Identifizierungs-Relation herstellen (= Definitor): <i>Burnout, Burnout-Syndrom bezeichnet y; mit B./B-S wird y bezeichnet und B./B-S ist y; unter B./B-S versteht man y; B./B-S beschreibt y</i>	Anspruch auf exakte und eindeutige Bestimmung und Zuordnung Anspruch auf Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum

Weitere syntaktische Muster in den fachexternen Textsorten:

- zuordnend-prädizierende Satzmuster mit Verbgefügen oder Satzzeichen, die eine Äquivalenz- oder Identifizierungs-Relation herstellen
- Paradigmatische Bedeutungserläuterung über Synonyme und Übersetzung
- Aufzählung typischer Berufsgruppen, Gruppen von ‚Betroffenen‘ (*insbesondere Personen in ...*)
- Aufzählung typischer, charakteristischer, häufiger Symptome und persönlicher und umweltbedingter Entstehungsbedingungen auch über konditionale Satzgefüge
- *Was-ist-(schon/noch)-Frage-Antwort-Muster //*
- *Wie-erkennt-man-Frage-Antwort-Muster*

Tab. 4 (fortgesetzt)

	– Negierte Äußerungseinheiten in Verbindung mit substitutiven Konnektoren zur Zurückweisung und anschließenden Ersetzung von Definiens-Nomina bzw. deren Rahmenkonzepten (<i>keine Krankheit, sondern Risikozustand</i>) – Äußerungseinheiten mit adversativen, substitutiven und konzessiven Konnektoren, um Komponenten von ›Burnout‹ von anderen ›Zuständen‹, ›Merkmalen‹, ›Bedingungen‹ zu unterscheiden.	
(Mehr-) Wort- und Morphem-ebene	Kategorisierung und Klassifizierung durch: Definiens-Nomina mittlerer und hoher Abstraktion (Bezug auf Metakonzepte, Grundkonzepte des jeweiligen Fachs) <i>Zustand, Endzustand, Erschöpfungsdepression, Symptomkomplex, Verbote einer psychischen Erkrankung, Vorläufersyndrom, (nicht) Krankheit, Zusatzdiagnose, Zusammenbruch (eines Menschen), Risikozustand, Phase, Ausweichdiagnose</i> Gattungs- und Sammelbezeichnungen, die zumeist durch 'typische' Zusatzangaben spezifiziert werden <i>(zur Angabe von Personen- und Risikogruppen, z. B. Eltern, die ein behindertes Kind pflegen, Menschen in helfenden Berufen, die fröhliche engagierte Lehrerin, krank werden die Engagierten, der engagierte, kompetente Mitarbeiter in Führungsposition, wer an seiner Arbeit keinen Spaß mehr hat ..., der ...)</i> Weitere Spezifizierung durch Adjektive, Partizipien, Partikeln: Abgrenzung u. Spezifizierung einzelner Symptome und Entstehungsbedingungen von 'normalen' Zuständen/Bedingungen/Erwartungsnormen durch sprachliche Mittel zum Anzeigen von Dauer, Frequenz, Intensität, Graduierung, Negierung, Gegensätzen, Substitution (z. B.: <u>aber</u> mit der Zeit nagte es zunehmend an seinen Ressourcen; <u>nur</u> noch müde, ging <u>gar</u> nichts mehr, fühlte sich <u>schon</u> morgens erledigt, konnte ich <u>nicht mehr</u> abschalten, wird zur <u>unzumutbaren</u> Kraftanstrengung, Leistungsfähigkeit nimmt <u>dramatisch</u> ab, Es fehlt <u>jeglicher</u> Antrieb, aufgrund <u>dauernder</u> Anspannung etc.)	Anspruch auf Trennschärfe und Deutlichkeit

Tab. 4 (fortgesetzt)

Gewichtung einzelner Merkmale <i>das wichtigste Erkennungszeichen; ein deutliches Symptom für Burnout; dessen zentrales Merkmal ... , dem für B. typischen ... ; eines der wichtigsten Warnsymptome für Burnout; Was sind die ersten Warnzeichen? Alarmierend ist ...</i>	Anspruch auf angemessene Umgrenzung und Konzentration auf wesentliche Faktoren
Intersubjektivierung/Konsensstiftung durch <i>Weitgehende Einigkeit besteht heute darin, dass; Das ist derzeit fachlicher Konsens</i>	
Sprachliche Mittel des Geltungsanspruchs – Außer in narrativen Passagen meist Präsens Indikativ – Präteritum Indikativ in narrativen Passagen und in zitierten Definitionen, in letzteren teilw. in Verbindung mit Distanzmarkern, Wechsel vom Präteritum (erzählte Welt, Vorzeitigkeit in Bezug auf den Zustand ›Burnout‹) ins Präsens (besprochene Welt, Gleichzeitigkeit in Bezug auf den Zustand ›Burnout‹) – Rückbezug auf personalisierte Entdeckungsgeschichte und den damit zusammenhängenden definierenden Referenzfixierungsakt – Rückbezug auf Expertentum bzw. die <i>eine</i> Wissenschaft (vgl. Liebert 2002: 11) und (paraphrasierende) Zitate von Expertendefinitionen (<i>nach Untersuchungen von Wissenschaftlern</i>, – Rückbezug auf Prävalenzangaben (<i>Ansteigen von psychosomatischen Erkrankungen wie Burnout ...</i>) – Diagnosen wie „Depression“ oder „Burn-out“ <i>führen zu jeder zehnten Krankschreibung</i> – ‘Unmittelbarkeit’ und ‘Eigendynamik’ der beschriebenen Symptome und Bedingungen (Personen sind meist in den semantischen Rollen des Patiens oder Experiencers); Diagnose kommt von außen von Fachleuten	Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, Validität, Intersubjektivität Anspruch auf eine neutrale, objektorientierte Sachverhaltskonstitution/Begriffsbildung

ternen Diskursstrang geht es darum, Praktiken zu eruieren, die zwischen den sprachlichen Zeichenressourcen und den abstrakt-idealen Ansprüchen an die Tätigkeit des Definierens vermitteln, dadurch dass sie einzelne Zwecke oder Aufgaben, die aus den Definitions-Ansprüchen erwachsen, mit verfügbaren sprachlichen Ressourcen verbinden. In Kap. 6.2.2.4 wurde deren praktisch-prozesshafter Charakter betont und erläutert, warum sich diese Praktiken am besten durch Verben benennen lassen (siehe unten Spalte 2 in Tabelle 5.1). Auch im fachexter-

nen Diskursstrang ergeben sich zwei Gruppen definitorischer Praktiken, wenn man die verschiedenen Zwecke und Aufgaben, die aus den Ansprüchen an die Tätigkeit des Definierens erwachsen, mit den sprachlichen Ressourcen verbindet und bündelt: |definitorische Praktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung| (siehe Tab. 5.1) und |definitorische Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungvalidierung| (siehe Tab. 5.2). In den folgenden zwei Tabellen werden diese Praktiken für den fachexternen Diskursstrang, d. h. ihre Bindegliedfunktion zwischen den punktuell herausgearbeiteten Zeichenressourcen (siehe Kapitel 6.2.3.1 und 6.2.3.2 und Tabelle 4) und Ansprüchen an die Tätigkeit des Definierens nochmals zusammenfassend dargestellt. Danach wird ein kurzer Ausblick auf die Kapitel 6.2.4.1 und 6.2.4.2 gegeben. In diesen Kapiteln wird es darum gehen, Zeichenkombinationen zu eruieren, die über Einzeltexte hinweg in der Fläche des Diskursstrangs wiederholt auftreten, definitionsähnliche Effekte stimulieren und die punktuellen Definitionsangebote dadurch verfestigen können.

Tab. 5.1: Exemplarische Herleitung der |definitorischen Teilpraktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung| (im fachexternen-öffentlichen Diskursstrang).

Textoberfläche (punktueller Perspektive, Kap. 6.2.3.1 und 6.2.3.2)	Praktiken mittlerer Abstraktion	Einzelne Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs (Kap. 4.2.2)
Onlineportale (bes. Wikipedia) zuordnend-präzifizierende Satzmuster wie z. B. <i>B./B. -S. bezeichnet y; unter B./B. -S. versteht man y; ...</i> 1) Zuerst Nennung eines Definiens-Nomens höherer Abstraktion (<i>Zustand, Erschöpfung ...</i>)	Definiens u. Definiendum einander zuweisen/doppelt referieren , ⁶³⁵	Anspruch auf Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum

635 Stanaityté (2005: 97 f.) beschreibt diese Praktik des Zuweisens in Alltagsdefinitionen unter Rückgriff auf die Satzsemantik von P. v. Polenz (1985) folgendermaßen: „Wenn man davon ausgeht, dass Alltagsdefinitionen eine lexikalische Einheit in ihrer Bedeutung erläutern (aus der satzsemantischen Sicht betrachtet sind es Referenzstellen bzw. Bezugsobjekte), so hieße dies, dass das Explizieren einer Bedeutung ein Akt des doppelten Referierens ist: zunächst wird ein Bezug zu einer Referenzstelle hergestellt, worauf dann der zweite Akt des Referierens folgt, indem auf die gleiche Referenzstelle ein weiterer Bezug genommen wird, der sich von dem ersten dadurch unterscheidet, dass er andere Referenzausdrücke zur gleichen Bezugsstelle verwendet.“

Tab. 5.1 (fortgesetzt)

Textoberfläche (punktuelle Perspektive, Kap. 6.2.3.1 und 6.2.3.2)	Praktiken mittlerer Abstraktion	Einzelne Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs (Kap. 4.2.2)
2) Dann qualitäts-attribuierende Nominalphrasen oder Relativsatzgefüge zur Spezifizierung	gleichsetzen , sortal kategorisieren einordnen , ⁶³⁶ klassifizieren/in eine Taxonomie einordnen , ⁶³⁷ aufgliedern , spezifizieren , subkategorisieren , charakterisieren/ kennzeichnen , typ. Bsp. erzählen/typisieren , Merkmale, Phasen, Verhaltensweisen, Handlungen aufgliedern, spezifizieren, kontrastieren , Ursache-Folge-Beziehungen explizieren , einer Diagnose zuweisen , durch Angabe von weiteren Kriterien von sachverw. Konzepten abgrenzen und damit eingrenzen , eine Kategorisierung oder Klassifizierung negieren/ zurückweisen und ersetzen ,	Anspruch auf exakte und eindeutige Bestimmung und Zuordnung Anspruch auf Trennschärfe und Deutlichkeit Anspruch auf Trennschärfe und Deutlichkeit
Presstexte (insb. Magazinberichte) Narratives Fallbeispiel mit ana- oder kataphorischem Deutungskommentar [...] <i>irgendwann ging gar nichts mehr.</i> [...]. <i>Der Hausarzt tippte auf Burnout – als Folge von Arbeitsüberlastung.</i>		
Weitere sprachliche Mittel in fachexternen Texten insgesamt z. B.:		
Paradigmatische Bedeutungserläuterung über Synonyme oder Übersetzung		
Typisierende Abstracta und Aufzählungen 'typischer' Symptome für B., Betroffengruppen (Gattungsbezeichnungen)		

636 Die Praktik des |Kategorisierens| macht darauf aufmerksam, dass bei der Verwendung eines Definiens-Ausdrucks (z. B. *Burnout ist ein Syndrom*) verschiedene semantische Kategorisierungen vorgenommen werden: Durch die Wortart Substantiv beispielsweise wird eine „kategoriale Bedeutung“ transportiert: Denn diese Formulierung fordert uns dazu auf, das zu Definierende als etwas, „das eigenständig existiert und was sich im physischen Raum als eigenständige Größe auch isolieren lässt“, oder als „eigenständig betrachtete Größe im geistigen Raum“ zu verstehen (Köller 2004: 349 f.); Wenn man Hyperonyme dieser Definiens-Substantive bildet, so erhält man eine übergeordnete Interpretationsperspektive. Konerding entwickelte dieses Verfahren der Hyperonymenreduktion und Benennung von Matrixframes im Bereich der Framesemantik (vgl. Konerding 1993; 2005). Bei Syndrom käme man zur übergeordneten Interpretationsperspektive/zum Matrixframe ›ZUSTAND‹. In dieser Arbeit wird im Folgenden von ›Metakonzepthen‹ in diesem Zusammenhang gesprochen.

637 Die Praktik des |Klassifizierens| bezieht sich in diesem Rahmen stärker als das |Kategorisieren| auf die Zuordnung zu festgelegten Klassen in terminologischen Systemen oder gesellschaftlich-fachlichen Taxonomien wie der Internationalen Klassifikation der Krankheiten (ICD).

Tab. 5.1 (fortgesetzt)

Textoberfläche (punktuelle Perspektive, Kap. 6.2.3.1 und 6.2.3.2)	Praktiken mittlerer Abstraktion	Einzelne Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs (Kap. 4.2.2)
Negierte Äußerungseinheiten in Verbindung mit substitutiven Konnektoren zur Zurückweisung und anschließenden Ersetzung von generalisierenden Abstracta, die an ein Klassifikationssystem rückgebunden sind Tempuswechsel innerhalb der Erzählung sprachliche Mittel zum Anzeigen von Dauer, Frequenz, Intensität Graduierung, Negierung, z. B. <i>chronische Erschöpfung</i>, <i>nur noch müde</i>, <i>fühlte sich schon morgens erledigt</i>, <i>Leistungsfähigkeit nimmt dramatisch ab</i>, etc. s. Tab. 4 in diesem Kapitel	eine (einzelne) Kennzeichnung negieren/zurückweisen und ersetzen  Definitorische Praktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung 	
Ausblick auf Kap. 6.2.4.1 Textoberfläche (flächige Perspektive) Sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung in der Fläche der Diskursstränge		

Anhand der in Tab. 5.1 (Spalte 1) aufgeführten Satzmuster wird der zu definierende Ausdruck im Fall der Onlineportale meist schon selbst durch den Zusatz *Syndrom* dem medizinischen Bereich |zugeordnet|⁶³⁸ und danach, wie in den meisten fachinternen Textsorten (siehe Tab. 2.1 in Kap. 6.2.2.4), über ein generalisierendes Abstractum (*Zustand ausgesprochener emotionaler Erschöpfung*, *Oberbegriff* für bestimmte *Arten von persönlichen Krisen*) einem Definiens-Metakzept |zugeordnet| und dadurch |kategorisiert|. Dieses Konzept wird dann

⁶³⁸ Die |so| ausgezeichneten auf Verben zurückgehenden Formen verweisen im Folgenden auf die Praktiken mittlerer Abstraktion (siehe Spalte 2, Tab. 5.1).

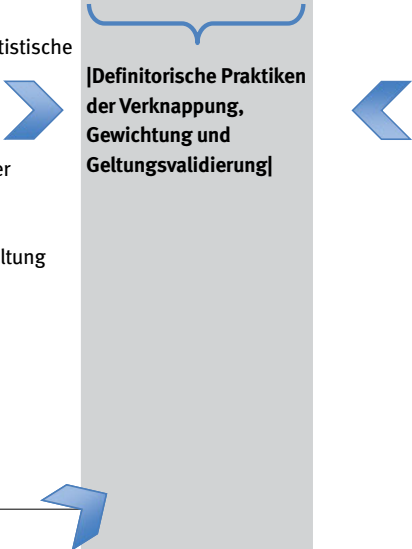
seinerseits noch attributiv oder prädikativ |spezifiziert| bzw. |subkategorisiert| (z. B. durch die Zusätze 'emotional' oder 'chronisch' zum Konzept ›Erschöpfung‹). In den Textversionen auf Wikipedia werden seit 2010 des Weiteren bestimmte Abstracta (*Behandlungsdiagnose*, *Krankheit*), die an das Klassifikationssystem ICD gesellschaftlich rückgebunden sind, direkt im Definitionsabschnitt zurückgewiesen und durch andere Abstracta dieses Klassifikationssystems (z. B. *Problem der Lebensbewältigung*, *Zusatzdiagnose*) ersetzt, wodurch ›Burnout‹ innerhalb dieses Systems |eingeordnet| und |klassifiziert| wird.

Im Fall der analysierten Magazinberichte der im Korpus befindlichen Zeitungen und Zeitschriften wird der Erzählung eines Fallbeispiels eines Individuums ein fachlicher Deutungs- bzw. Diagnosekommentar |zugeordnet|, wodurch das Fallbeispiel |eingeordnet| und meist auch |klassifiziert| wird, und zwar mit Bezug auf das bestehende in einer Gesellschaft gültige Klassifikationssystem ICD. Je nach Erzählweise wird das im Fallbeispiel Thematisierte eher als ›Transformationsprozess‹ oder als ›Zustand, der im Kontrast zu einem früheren Zustand steht‹, |charakterisiert| und dadurch verschiedenen Metakzepten (›Zustand‹, ›Ereignis‹/›Prozess‹) |zugeordnet| und dadurch wiederum |kategorisiert|. Spezifiziert wird dieser ›Prozess‹ oder ›Zustand‹ schließlich innerhalb der Erzählung durch die Aufzählung einzelner |charakterisierender| Begleitumstände oder Gefühle und Verhaltensweisen und deren |Gegenüberstellung| zu und |Abgrenzung| von 'normalen' Begleitumständen und Verhaltensweisen.

Erscheinen diese zuordnend-präzifizierenden Vertextungs- und Satzmuster ohne Distanzmarker, so wird eine Adäquatheitsbeziehung zwischen Definiens und Definiendum unterstellt. Bei Definitionen, die ein zugeordnetes Definiensnomen höherer Abstraktion negieren, wird diese Adäquatheitsbeziehung zurückgewiesen. Daran schließt jedoch meistens der Vorschlag für ein anderes, als adäquater angesehenes Definiensnomen an (siehe oben die zitierten Beispiele der Textversionen auf Wikipedia seit dem Jahr 2010).

In der obigen Tabelle 4 wurden des Weiteren sprachliche Mittel zusammengestellt, durch die in den fachexternen Texten einzelne Merkmale innerhalb der Definition als *Warnsymptome* |hervorgehoben| werden oder durch die etwas als Mehrheitsmeinung, intersubjektiver Konsens oder objektive Tatsache markiert und dadurch |verdichtet| und |validiert| wird. Des Weiteren wurde gezeigt, dass sprachliche Zeichen, die beispielsweise die 'Eigendynamik' des in der Erzählung präsentierten Prozesses unterstützen, eine spätere Klassifizierung als *Syndrom* oder *Krankheit* |plausibilisieren| können. In welcher Weise sich diese sprachlichen Ressourcen mit den Ansprüchen, die im Burnout-Diskurs in Bezug auf die Geltung von Definition erhoben werden, verbinden, sei in der folgenden Tabelle (Tab. 5.2) nochmals zusammengefasst:

Tab. 5.2 (fortgesetzt)

Textoberfläche (punktuelle Perspektive, Kap. 6.2.3.1 und 6.2.3.2)	Teilpraktiken mittlerer Abstraktion	Einzelne Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs (Kap. 4.2.2)
– Geltungsanspruch: Text(abschnitts)-Ebene: Geltung der Textsorte: enzyklopädischer Artikel, Neutralitätsanspruch in den Statuten von Wikipedia; Sprachliche Marker für Unmittelbarkeit und Eigendynamik der Ereignisse in den medialen Fallbeispielen als Garant für eine authentische bzw. alethische Vermittlung der Grundinformation Verweis auf <i>wissenschaftliche</i> Erforschung und intersubjektive Gültigkeit (<i>einen <u>anerkannten</u> Selbsttest; in der Fachliteratur heißt es ...</i>) – Verallgemeinerung der Einzelfallbeispiele durch Gruppenbezeichnungen und statistische Prävalenzangaben – Lesersprache: potenzielle Übereinstimmung der berichteten Ereignisse mit der Lebenswelt der Leser/innen; Aufforderung zur Prüfung der Geltung des Berichteten für die eigene Lebenswelt – Modus: Präsens, Indikativ in Onlineportalen und bei Diagnosekommentaren in Magazinberichten	 [Definitorische Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung]	
Ausblick auf Kap. 6.2.4.2 Textoberfläche (flächige Perspektive): (Sprachliche) Stimuli definitorischer Praktiken der [Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung]		

Dem Anspruch auf angemessene Umgrenzung tragen Formulierungen Rechnung, die in der Vielzahl der Symptome einzelne [als besonders wichtig herausstellen] bzw. [gewichten]. Wie in Kap. 6.2.3.1 beschrieben, werden diese hervorgehobenen Symptome im fachexternen Diskursstrang häufig auch als *Warnsymptome* bezeichnet. Dadurch werden diese Symptome nicht nur [assertiert], sondern sie implizieren auch die [Aufforderung], die beschriebenen Symptome mit dem eigenen Gesundheitszustand [abzugleichen] und bei Übereinstimmung zu beachten. Denn „warnen ist ein Prädikat, das zwischen den Repräsentativen und den Direktiven steht: mit ihm ist sowohl *ankündigen* (repräsentativ) als auch *auffordern* (etwas nicht zu tun) (direktiv) impliziert“ (Harras/Winkler/Erb 2004)⁶⁴⁰. Maßstab für den Anspruch auf Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum ist bei einer direktiv-warnenden Definition demnach, dass möglichst alle ‘gefährdeten’ Leser/innen bei diesem Abgleich Übereinstimmungen feststellen können. Die Verwendung des Ausdrucks *Warnsymptome*, den man mit ‘Symptome, die als Warnung für die Entstehung einer Gesundheitsgefährdung gelten’ paraphrasieren kann, ist des Weiteren ein Indiz dafür, dass die Verfasser/innen der Texte auf eine teilweise schon gefestigte konvergente Bewertung des Phänomens zurückgreifen und dem Phänomen einen realen Gehalt zuschreiben. Denn es wäre kommunikativ inkonsistent, vor etwas zu warnen, dessen Realität man generell anzweifelt. Eine ähnliche faktizitätsbekräftigende Wirkung erzielen die in Medientexten angeführten Zahlenangaben, die unter Berufung auf Umfragestudien oder statistische Erhebungen über die Prävalenz von ›Burnout‹ in der Bevölkerung berichten.

In Kapitel 6.2.3.1 wurde des Weiteren beschrieben, dass fachliche Kritik am Konzept ›Burnout‹ seit den 2010er Jahren in den Medientexten zwar global aufgegriffen wird, dass aber selten verschiedene fachliche Positionen und Definitionen in einem Text einander als gleichwertige repräsentative Definitionen gegenübergestellt werden, wie beispielsweise in einigen Originalarbeiten aus dem Bereich der Arbeits- und Organisationspsychologie oder pädagogischen Psychologie zum Thema „Burnout“ (vgl. Kap. 6.2.2.2). Die fachexternen Texte lassen überwiegend fachliche Stimmen zu Wort kommen, die mit der Diagnostizierung und Behandlung psychischer Krankheiten befasst sind. Sie berichten deren Kritik, dass es für ›Burnout‹ im Vergleich zu anderen psychischen Krankheiten „keine einheitliche, international gültige wissenschaftliche Definition“ gebe (vgl. Beleg 10 in Kap. 6.2.3.1). In diesen Medientexten und auf Wikipedia wird damit nicht nur eine Definition, die die ‚Realität‘ adäquat repräsentiert, sondern eine Definition mit deklarativer Kraft gefordert, auf deren Basis Krankschreibungen erfolgen

⁶⁴⁰ Vgl. den Eintrag zu *warnen* in der Onlineversion des „Handbuchs für deutsche Kommunikationsverben“ unter: <https://www.owid.de/artikel/298934> (zuletzt eingesehen am 18.7.2019).

können. Fachexterne Ratgebertexte schließlich beziehen sich einerseits ebenfalls auf die Forderung nach einer deklarativen Definition, andererseits präsentieren sie aber auch repräsentativ-direktive Definitionen, wenn sie, wie oben beschrieben, trotz des ‚Defizits‘ einer als allgemeingültig deklarierten Definition *Warnsymptome* auflisten. In welcher Weise sich Definitionstypen mit repräsentativer, deklarativer und repräsentativ-direktiver (sprich warnender) Grundfunktion diskursiv beeinflussen können, wird in Kapitel 7.2 abschließend diskutiert werden.

Im folgenden Kapitel 6.2.4.1 wird der Frage nachgegangen, ob sich an den Textoberflächen der untersuchten Teilkorpora über die punktuellen Passagen des Definierens hinaus Aussage- und Zeichenformationen manifestieren, die das Phänomen BURNOUT ein- bzw. abgrenzen und inwiefern sich diese flächigen Ein- und Abgrenzungspraktiken diskursiv stabil manifestieren und die expliziten (punktuellen) Definitionsbestrebungen beeinflussen.

6.2.4 Sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken im fachinternen und fachexternen Diskursstrang

6.2.4.0 Vorbemerkung

Mit dem Wort *Stimulus* verwendet diese Arbeit im Folgenden einen Terminus, der auch im Fachbereich Psychologie/Medizin verwendet wird. Der Terminus soll darauf aufmerksam machen, dass bestimmte, wiederholt auftretende Zeichenkombinationen, seien sie bewusst gesetzt oder nicht, wie Reize in einem Reiz-Reaktions-Schema, bestimmte Effekte mit großer Wahrscheinlichkeit hervorrufen können. Es geht im Folgenden darum, zu zeigen, dass bestimmte Verhaltensroutinen, deren Spuren im Diskurs ausfindig gemacht werden können, definitionsähnliche Effekte stimulieren können. Ferner geht es um die Frage, welchen Einfluss diskursive (flächige) Verweisstrukturen auf Definierensprozesse haben können und in welchem Maße sich flächige und punktuelle Praktiken des Definierens gegenseitig bedingen. In den vorausgehenden Kapiteln wurde an verschiedenen Stellen schon darauf verwiesen, dass sprachliche Mittel, die das Konzept und Phänomen ›BURNOUT‹ ein- und abgrenzen, nicht selten sozial- und fachkulturelle Praktiken sowie biologische Normen als Referenzwerte ins Spiel bringen. Des Weiteren wurde punktuell schon herausgestellt, dass die Eingrenzung und Verortung des Phänomens dadurch verfestigt werden kann, dass es wiederholt in ähnlichen „Anordnungen der Äußerungsfolgen“ (Foucault [1969] 1981: 83f.) und unter vergleichbaren fach- oder bereichskulturellen Rahmenbedingungen erscheint. In den folgenden Kapiteln soll herausgearbeitet werden, ob sich diese Beobachtungen zu gewohnheitsmäßigen Verhaltens- und Handlungsweisen, sprich diskursiven Praktiken verdichten, welche die expliziten definitorischen Bemühungen begleiten, mit

ihnen interagieren und auf diese Weise zur diskursiven Entstehung einer Definition des Phänomens ›BURNOUT‹ beitragen. In den folgenden Kapiteln liegt der Schwerpunkt auf der Analyse von Praktiken, welche die Eingrenzung von ›Burnout‹ durch die wiederholte Zuordnung zu einem Bereich (Fach-, Forschungs- oder Praxisgebiet) und durch Formen der Abgrenzung von anderen sachverwandten Konzepten und Zuständen stützen oder verstärken. Die Analyse erfolgt direkt vergleichend im fachlichen und fachexternen Diskursstrang, da dadurch die Bedingungsverhältnisse zwischen diesen Diskurssträngen besser dargestellt werden können.

6.2.4.1 Sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung im fachinternen und fachexternen Diskursstrang

Sowohl in den Texten der Fachlexika, Hand- und Lehrbücher und den Artikeln der Fachzeitschriften und Monografien als auch in den fachexternen medialen Texten und auf Onlineportalen konnten Stimuli für Praktiken extrahiert werden, die den definitorischen Anspruch auf angemessene Umgrenzung sowie eindeutige Trennschärfe und Deutlichkeit der Konstituierung des Gegenstands unterstützen. Zunächst werden verschiedene diskursive Relationsgefüge im fachinternen und fachexternen Bereich vorgestellt, die ›BURNOUT‹ dadurch eingrenzen, dass sie es stabil einem Bereich zuordnen. Daran anschließend wird analysiert, welche sprachlichen Stimuli den Bezug zu sozial-kulturellen Praktiken, Fach- und Normvorstellungen in den beiden Diskurssträngen auslösen, die ›BURNOUT‹ von bedeutungsähnlichen Konzepten und dem sog. Normalzustand abgrenzen. Durch die parallele Beschreibung dieser Stimuli in fachlichen und fachexternen Texten wird direkt überprüft, ob sich diese Stimuli und die mit ihnen verbundenen Wissensbestände unterscheiden oder ob sie sich überschneiden und gegenseitig bedingen.

Zunächst ergibt der Blick in Überblickslehrwerke, die in das gesamte Forschungsgebiet der Psychologie einführen, thematisch folgende Verortung des Gegenstands ›BURNOUT‹: Zimbardo (⁵1992, im QV unter 8.1.2) kommt auf ›BURNOUT‹ in Kap. 12 „Gesundheit, Streß und Bewältigungsstrategien“ in den Unterkapiteln „Gesundheitswesen und Gesundheitspolitik“ (S. 477) und „Dehumanisierung zur Selbstverteidigung“ (S. 590–591) zu sprechen; Myers (²2014, im QV unter 8.1.2) behandelt ›BURNOUT‹ in Kap. 19.2 „Arbeit und Gesundheit“ im Rahmen des Kap. 19, das einen Überblick über das psychologische Anwendungsfach der „Arbeits- und Organisationspsychologie“ gibt; in der Einführung von Gerrig/Zimbardo (²⁰2015, im QV unter 8.1.2) wird dem „Burnout“ in Kap. 12 „Emotionen, Stress, Gesundheit“ im Unterkapitel „Gesundheitspsychologie“ ein Abschnitt unter der Überschrift „Burnout im Beruf und das Gesundheitssystem“ gewidmet; im International Handbook of Psychology erscheint „burnout“ im Kapitel „Developmental Psychology II: Adult-

hood and Aging“ als mögliche Folge von „continuous occupational stress“. In diesem Kapitel werden Herausforderungen des Erwachsenenalters besprochen wie „work, marriage, childbearing“ etc. Es folgt eine Kurzdefinition, welche die dreigliedrige Symptomatik nach Maslach/Jackson ohne Angabe der Quelle wiedergibt (Pulkkinen 2000: 275, im QV unter 8.1.2).⁶⁴¹ ›Burnout‹ erscheint in diesen Kapitelüberschriften als ein Konzept, das zusammen mit den Themen „Gesundheit“, „Stress“ und „Arbeit“ verhandelt und in den Fachbereichen der Gesundheitspolitik, -psychologie sowie Arbeits- und Organisationspsychologie untersucht wird.

Betrachtet man daraufhin die Enzyklopädie der Psychologie, die seit den frühen 1980er Jahren erscheint und aktuell 88 verschiedene Bände umfasst,⁶⁴² so erscheint ›BURNOUT‹ über alle Handbücher hinweg als ein Phänomen, das in Arbeitskontexten verortet wird.⁶⁴³ Berufe, die aus der Perspektive verschiedener Fachrichtungen mit ›BURNOUT‹ in Verbindung gebracht werden, sind vor allem klinische und pflegende Berufe⁶⁴⁴, Lehrberufe⁶⁴⁵, Berufe im Leis-

641 In einigen einführenden Überblickswerken zur Psychologie erscheint das Thema „Burnout“ aber auch nicht, z. B. Pawlik (2006) oder Schütz/Brand/Selg et al. (2015), im QV unter 8.1.2.

642 Man erhält 88 Treffer, recherchiert im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek am 19.11.2018. Darunter sind jedoch auch Bände aus den frühen 1980er Jahren, die im Freihandbereich der Universitätsbibliothek Heidelberg nicht mehr vorgehalten werden, weil aktuellere Bände zu den jeweiligen Spezialfächern erschienen sind. Der Verlag Hogrefe stellt im Internet eine grafische Übersicht mit den schon veröffentlichten und geplanten Titeln der Enzyklopädie bereit. Es befindet sich allerdings keine Datumsangabe auf der Übersicht: https://www.hogrefe.de/fileadmin/user_upload/hogrefe_de/Downloads/Enzyklopedie/EdP_Gesamtuebersicht.pdf (zuletzt eingesehen am: 27.12.2019). Die einzelnen Bände der Enzyklopädie, die in Tab. 6 im Anhang aufgeführt werden und in denen *Burnout* als Stichwort erscheint, sind im Quellenverzeichnis unter 8.1.2 aufgeführt.

643 Siehe im Anhang zu diesem Kapitel Tabelle 6 und dort die Zeilen 6, 13, 18, 19, 20, 22, 24 und 25.

644 Siehe im Anhang zu diesem Kapitel Tabelle 6 und dort die Zeilen 18, 19, 20 und 25; vgl. dazu auch weitere Fachzeitschriftenartikel z. B. in der Fachzeitschrift *DMW*: Eckart (2008); Bossenmayer (2012); Hamader/Nöhammer (2012); Bergner (2016); in der Fachzeitschrift *PiD*: Fengler (2001); in der Fachzeitschrift *PPmP*: Herschbach (1991), Bermejo/Muthny (1993), Seidler/Schreiber-Willnow/Hamacher-Erbguth et al. (2004), Zwack/Abel/Schweitzer (2011), Burger/Tektas/Paulsen et al. (2014) und Scholz/Neumann/Steinmann et al. (2015); im *Dt. Ärztebl.*: Stoschek (1996), Glöser (1996) und die (kritischen) Leserbriefe dazu von Deuser (1996), Hauck (1996) und Wächtler (1996); Schweizer (1997); Rottenfuß (1999) und die (kritischen) Leserbriefe dazu von Hien (1999), Dittrich (1999), Papenburg (1999) und Hammerström (1999); Abele (2001); Ruebsam-Simon (2002); Clade (2002); Madel (2003) und ein Leserbrief dazu von Drees (2003); Bergner (2004) und die (kritischen) Leserbriefe dazu von Schuster (2004), Drees (2004), Kolitzus (2004), Gebhardt (2004) und Wittmund (2004); Bühring (2005); Gothe/Köster/Storz et al. (2007); Knesebeck von dem/Klein/Frie et al. (2010), Unrath/Zeeb/Letzel et al. (2012), Voltmer/Kötter/Westermann (2015), alle im QV unter 8.1.4).

645 Siehe im Anhang zu diesem Kapitel Tabelle 6 und dort die Zeilen 18, 22 und 24; vgl. dazu auch weitere Fachzeitschriftenartikel in *PiEU*: Stück/Rigotti/Mohr (2004); Stück/Rigotti/Balzer

tungssport⁶⁴⁶ und Berufe der Kundenbetreuung im Dienstleistungssektor⁶⁴⁷. ›BURNOUT‹ wird insbesondere im Kontext der Themen „Stress“, „Belastung“, „Leistungsprobleme“ und psychische „Gesundheit“ verhandelt. Die meisten Einzelartikel, die das Stichwort *Burnout* enthalten, verzeichnen die Handbücher der Fachbereichs-Serie „Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitspsychologie“ (5), „Medizinische Psychologie“ (4), „Sportpsychologie“ (4) und „Sozialpsychologie“ (3).⁶⁴⁸ In den enzyklopädischen Bänden der „klinischen Psychologie“ erscheint ›BURNOUT‹ interessanterweise nur im Zusammenhang mit klinischem Pflegepersonal und Ärzten/Ärztinnen, die BURNOUT-SYMPTOME zeigen, nicht dagegen als Diagnose für Patienten/Patientinnen in der Klinik.

Betrachtet man im Vergleich zu dieser innerfachlichen Einordnung des Phänomens bzw. Begriffs ›BURNOUT‹, welchen Zeitungs-Ressorts Medientexte, die das Stichwort *Burnout* enthalten, zugeordnet werden (im Folgenden betrachtet am Beispiel der Süddeutschen Zeitung), so ergibt sich ein zunächst nicht allzu spezifisches Bild. Bei genauerer Betrachtung der Beleglage findet man jedoch Überschneidungen zu den Einordnungspraktiken im fachinternen Diskursstrang.

Bei den Texten der Süddeutschen Zeitung vom 1.1.1992 bis 31.12.2000⁶⁴⁹ und 1.1.2011 bis 31.12.2012⁶⁵⁰ findet man folgende zugeordnete Ressortverteilungen, die auf den ersten Blick wenig spezifisch erscheinen:

(2005); Wudy/Jerusalem (2011); Bodensteiner (2016); Dicke/Holzberger/Kunina-Habenicht et al. (2016); Keller-Schneider (2016); im Dt. Ärztebl.: Weber/Weltle/Lederer (2004) und Scheuch/Haufe/Seibt (2015); sowie Becker/Gonschorek (1991) im QV unter 8.1.5.

646 Siehe im Anhang zu diesem Kapitel Tabelle 6 und dort die Zeile 22. Vgl. auch Schenk/Vogt/Wippert (2006) in der Zeitschrift „Leistungsport“ und Altfeld/Kellmann (2013) in der Zeitschrift „Sportpsychologie“, beide im QV unter 8.1.5.

647 Siehe im Anhang zu diesem Kapitel Tabelle 6 und dort Zeile 20. Vgl. auch Dormann/Zapf/Isic (2002) in der ZfAO, im QV unter 8.1.4.

648 Siehe im Anhang zu diesem Kapitel Tabelle 6.

649 Gesucht wurde mit folgender Suchsyntax: *burn-out** ODER *burnout** in den überregionalen und den Landkreisausgaben der Süddeutschen Zeitung. Vgl. auch Kap. 5.1.3 dieser Arbeit. Von dieser Recherche wurden nur einzelne Titel, die zitiert werden und das Thema „Burnout“ ausführlicher behandeln, in das Quellenverzeichnis im Anhang (siehe Süddeutsche Zeitung unter 8.1.6) übernommen. Kurze Meldungen zu einem Vortrag oder Seminar, die nur für diese Ressort-Recherche genutzt wurden, sind also nicht einzeln im Quellenverzeichnis aufgeführt.

650 Gesucht wurde mit folgender Suchsyntax: *burn-out** ODER *burnout**. Die Landkreisausgaben als Quelle wurden bei dieser Recherche allerdings aufgrund der Fülle der Ergebnisse nicht mehr berücksichtigt. Von dieser Recherche wurden nur einzelne Titel, die zitiert werden und das Thema „Burnout“ ausführlicher behandeln, in das Quellenverzeichnis im Anhang (unter Süddeutsche Zeitung, unter 8.1.6) übernommen. Kurze Meldungen zu einem Vortrag oder Seminar, die nur für diese Ressort-Recherche genutzt wurden, sind also nicht einzeln im Quellenverzeichnis aufgeführt.

1992–2000 (167 Treffer)

Nachrichten (43), Landkreis (17), Bildung und Beruf (15), München (9), Feuilleton (9), Beilage (9), Bayern (8), Service (7), Leserbrief (6), Sport (5), Wirtschaft (4), Münchner Kultur (4), Die Seite Drei (3), Schule und Hochschule (3), Immobilien (2), Politik (2), Wissenschaft (2), Letzte Seite (2), Gesellschaft (2), Reise (1), Medien (1), Themen aus Deutschland (1), Themen (1), SZ am Wochenende (1), Sachbuch (1), Münchner Wirtschaft (1), Münchner Sport (1), Mode (1), Literatur (1), Computerseite (1), Berlin-Service (1), Berlin-Seite (1), Anzeige (1), SZ Extra (1)

2011–2013 (250 Treffer)

Wirtschaft (39), Sport (34), Beruf und Karriere (22), Feuilleton (19), SZ Wochenende (18), Geld (17), Politik (15), Panorama (15), Medien (11), Forum (10), Beilage (8), Die Seite Drei (5), München/Bayern (5), Sport in Bayern (5), Reise (4), Forum & Leserbrief (3), Themen des Tages (3), Wissen (3), Literatur (3), Literaturbeilage (2), Mobiles Leben (2), Meinungsseite (2), JETZT.DE (2), Sportbeilage (1), Report (1), Filmseite (1)

Die größte Rubrik „Nachrichten“ zusammen mit der Rubrik „Landkreis“ im Abschnitt 1992–2003 enthält folgende Nachrichtenbereiche:

- über Burnout bei Lehrkräften im Kontext von Schule u. Kindergärten (24 Texte);⁶⁵¹
- Seminar- oder Vortragsankündigungen zum Thema „Burnout“ (9 Texte);
- Burnout in Pfarrgemeinden/sozialen Berufen/im Bereich soziale Arbeit/bei der Nachbarschaftshilfe (6 Texte);
- Burnout bei Pflegekräften (in Altenheimen) (4 Texte); bei Krankenhauspersonal (2 Texte) und pflegenden Angehörigen (1 Text);
- Meldungen zu Burnout im Kontext der Themen Medikamenten-Abhängigkeit/Doppelbelastung/Wechseljahre bei Frauen (2 Texte);
- Meldungen zu Burnout bei Personen aus der Kommunalpolitik (1 Text);
- Burnout im Rahmen von Glossen (2 Texte);
- Bericht über Chronisches Erschöpfungssyndrom und Burnout (2 Texte) und über Burnout und Workaholismus (1 Text);
- Kabarettist, der einen Burnout-Lehrer imitiert (1 Text);
- eine Meldung über einen IT-Fachmann, der aussteigt und sich beruflich neu orientiert (1 Text).

651 Interessant ist, dass auch über Lehrer/innen mit vielen Berufsjahren oder über Pensionierungen von Schul-/Kindergarten-Rektoren/-Rektorinnen der Landkreise berichtet wird. In diesen wird meist lobend betont, dass sie kein ›Burnout‹ hätten. Dies belegt wiederum, dass dieses Phänomen für den Lehrberuf (ab den 1990er Jahren) als typisch angesehen wird und die belobigten Personen sich von diesem eventuell als neu klassifizierten Typus absetzen: „Seit 31 Jahren, 30 davon an der Grund- und Hauptschule in Kirchseeon, ist Waltraud Müller Lehrerin. Aber von Frustration oder gar Anzeichen des ‚Burn-out-Syndroms‘ keine Spur“ (SZ, Landkreise, Ebersberg, 24.11.1998: 4). Ähnlich z. B. SZ, Landkreise, Starnberg, 29.6.1998: 2.

Bei der zweiten Unterrubrik „Seminar- und Vortragsankündigungen“ ist wiederum interessant, an wen sich die Seminare richten, wenn sie nicht generell über den „Stand der Burnout-Forschung“ berichten oder sich an „alle“ wenden⁶⁵². Denn auch hier finden sich die ‘typischen’ Betroffenengruppen wieder:

Er wies darauf hin, dass ein Grund für die zunehmende Überlastung der Lehrkräfte darin liegen könnte, dass das Durchschnittsalter der Lehrer steigt. [...] Einmal im Monat werden Veranstaltungen von der GEW angeboten, die dem „Burnout“-Syndrom vorbeugen sollen. (SZ, Landkreise, Erding, 12.08.1999: 4).

Ein besonderer Baustein ist die Mitarbeiter-Fortbildung des Dachauer Forums: Lehrer, Erzieher, Eltern und alle Referenten des Forums bekommen Hilfestellung, um als Mensch und Berufstätiger zu überleben. So heißt es für einen ganzheitlichen Gesprächskreis: ‘Den roten Faden finden’ – gegen das Burn-out- Syndrom. (SZ, Landkreise, Dachau, 18.01.1996: 3)

Ein Seminar für alle, die ehrenamtlich als Führungskräfte in Vereinen arbeiten, [...]. Neben Organisations- und Verwaltungskenntnissen stehen psychologische „Komponenten“ auf dem Lehrplan: Die Motivation der ehrenamtlichen Mitarbeiter, die Vermeidung und Beilegung von internen Streitigkeiten und die Verhinderung des „Burnout-Syndroms“ bei überarbeiteten Ehrenamtlichen nehmen einen großen Teil der Seminarzeit ein. (SZ, Landkreise, München-Land, 03.06.1997: 7)

Mehrfachbelastungen bei Frauen führen oft zum „burn out Syndrom“. Um Beruf, Familie und Freizeit unter einen Hut zu bekommen, veranstaltet die Volkshochschule in Freising am Freitag, 18. Februar, von 18 bis 21 Uhr, und am Samstag, 19. Februar, von 10 bis 13 Uhr und von 15 bis 18 Uhr, ein Seminar.⁶⁵³ (SZ, Landkreise, Freising, 11.02.2000: 2)

In den Texten des Ressorts „Bildung und Beruf“ werden schließlich insbesondere die folgenden drei Betroffenen-Gruppen genannt: 1.) Personen, die in Unternehmen Führungspositionen bekleiden und/oder eine sehr hohe Wochenarbeitszeit aufweisen ab dem Alter von 30 Jahren; 2.) Personen, für die der Beruf im Mittel-

652 Vortragsankündigung allgemein zum Stand der Burnout-Forschung findet man z. B. in SZ, Landkreise, Fürstenfeldbruck, 27.04.1999: 12; oder eine Veranstaltung „Ausgebrannt und Ausgelaugt“, die sich an alle wendet, die etwas „gegen die Feststellung ‚Ich bin fix und fertig‘ (Neudeutsch: Burnout)“ und gegen die danach aufgezählten Zustände machen möchten: „Privat gebraucht, beruflich gefordert, gesundheitlich verbraucht, kräftemäßig ausgelaugt, menschlich überfordert und seelisch ausgebrannt“ sind Zustände, über die viele klagen, die aber nicht dazu führen müssen, sich aufzugeben“ (ila/SZ, Landkreise, Fürstenfeldbruck, 11.01.1999: 4).

653 Weitere Seminarankündigungen, die sich an Frauen wenden: „Für alle Frauen, die sich ausgelaugt vom Alltag fühlen und sich Gutes tun wollen, bietet die Volkshochschule Dachau ein Anti-Streß-Seminar an.“ (SZ, 3.3.1997, Landkreise, Dachau: 3); vgl. auch SZ, Landkreise, Erding, 20.12.2000: R10. Das Thema „Überlastung“ und „Burnout“ speziell bzw. verstärkt bei Frauen wird z. B. auch in folgenden Beiträgen thematisiert FAZ (2001); Kals (2004, FAZ); Meck (2010, FAZ); mamk (2012, SPIEGEL ONLINE); DER SPIEGEL (1992); Brnada/Gasser/Kapeller (2010, DIE ZEIT), alle Belege im QV unter 8.1.6.

punkt ihres Lebens steht; 3.) Personen, die Berufe und/oder Tätigkeiten im sozialen Bereich ausüben und eine Restgruppe:

„Berufstätige“, „bereits 30-jährige“, „vielen, deren Lebensmittelpunkt der Job ist“, „[A]ngespannte Manager“, „Menschen, die mit ihrem Beruf verheiratet sind“, „Unternehmensberatungen sind prädestiniert für Workaholismus und Burnout“, „Führungskräfte scheinen auf Grund der Arbeitsstrukturen besonders gefährdet zu sein. Doch entgegen dem gängigen Klischee von der Managerkrankheit, wählen auch der kleine Angestellte oder die Hausfrau den Sprung in die Arbeitsflut als Strategie“, „Manager über 50“, „Menschen, die Hochleistung vollbringen und trotzdem ständig Angst um ihren Job haben müssen, können nicht motiviert sein“, „der berufstätige Mensch“, „Jungmanagerin“, „der jungenhafte Geschäftsführer“, „Ausgelaugt von einer achtzig-Stunden-Woche in einer Unternehmensberatung, vernachlässigt der Enddreißiger auch seine Frau“, „sechs Risikotypen der sogenannten ‘Workaholics‘“, „Die Krankenschwester auf einer Intensivstation leidet darunter, der Verkaufsrepräsentant, Eltern, die ein behindertes Kind, Kinder, die ihre greisen Eltern pflegen, der Schalterbeamte, der Lehrer angesichts der lärmenden, gewaltbereiten Heranwachsenden oder der Drogentherapeut, der nach Jahren die Flinte ins Korn wirft und resigniert und verbittert erkennt, daß all sein Bemühen vergeblich war“;

Erstaunlich erscheint, dass es in diesem ersten Vergleichszeitraum der Süddeutschen Zeitung keine Rubrik zu „Gesundheit“ oder „Medizin“ gibt. Ausführliche Problem- oder Magazinberichte zum Thema „Burnout“ findet man vor allem im Ressort „Bildung und Beruf“⁶⁵⁴, in der Rubrik „Die Seite 3“⁶⁵⁵ und vereinzelt im Ressort „Nachrichten“⁶⁵⁶, „Sport“⁶⁵⁷ und „Wissenschaft“⁶⁵⁸.

Elf Jahre später im Belegzeitraum 2011–2012 findet man wie im ersten Zeitraum keine Rubrik „Gesundheit“ und ebenfalls nur wenige Beiträge im Ressort „Wissenschaft“. Der Bereich mit den meisten Beiträgen ist in diesem Zeitraum das Wirtschaftsressort.⁶⁵⁹ Dieses enthält, wie zuvor das Ressort „Bildung und Beruf“, neben Meldungen zu Fehlzeiten und politisch geforderten Aktionen auch die meisten ausführlichen (Problem-)Berichte⁶⁶⁰. Als ‚Betroffenen‘-Gruppen erschei-

654 SZ, 31.12.1994 (= Rheinz 1994: 801); SZ 19.4.1997 (= Mohr 1997: 801); SZ 16.01.1999 (= Dilk 1999: 53); SZ, 9.–10.12.2000 (= Gestmann 2000: V1/1); im QV unter 8.1.6.

655 SZ, 08.10.1994 (= Lebert 1994: 3); SZ, 10.4.1999 (= Emundts 1999: 3); im QV unter 8.1.6.

656 Z. B. SZ, Freising, 06.05.1997 (= Weinfurtnr 1997: 2).

657 So z. B. ein Problembericht über Erschöpfung und Burnout bei jungen Tennisprofis in SZ, 9.11.1994 (= Muz 1994: 64, im QV unter 8.1.6).

658 So z. B. zwei Beiträge über „Burnout“ in Verbindung mit Drogenkonsum im Silicon Valley (SZ, 24.10.2000, = Krempf 2000: V2/17) und Burnout in Verbindung mit Herz-Kreislauf-Erkrankungen (SZ, 20.1.1994, = tst 1994: 50); im QV unter 8.1.6.

659 Aufgrund der Fülle der Beiträge mit dem Stichwort *Burnout* ab den 2010er Jahren konnten in diesem Zeitraum die ländlichen Ausgaben nicht mehr berücksichtigt werden.

660 Z. B. SZ, 18.11.2011 (= Sogorski 2011: 19); SZ, 17.08.2012 (= Bohsem 2012a: 17); SZ, 18.8.2012 (= Brömmling 2012: 22).

nen in diesem Ressort neben der nicht weiter spezifizierten Gruppe von Beschäftigten vor allem Personen mit Leitungsfunktion, hoher Verantwortung, in sozialen Berufen sowie fleißige, motivierte und mit der Arbeit identifizierte Personen ab dem Alter von 30 Jahren bis Ende 50:

„Gesundheit der Beschäftigten“; „Besonders betroffen sind die fleißigen und motivierten Mitarbeiter“; „Besonders betroffen sind laut Studie Arbeitnehmer mit Vorgesetzten-Funktion“; „Mitarbeiter“; „Menschen in Berufen mit hoher sozialer Verantwortung und geringer gesellschaftlicher Anerkennung werden öfter seelisch krank als andere“; Krankenschwestern, Sozialarbeiter, Erzieherinnen und Seelsorger sind hochgefährdet – Berufe, in denen auch der Kräftermangel viele zur Mehrarbeit zwingt“, „der moderne Mensch“; „Die Abteilungsleiterin ist krankgeschrieben“; „Der Rechtsanwalt gibt seine erfolgreiche Tätigkeit in der Anwaltskanzlei auf“; „Die Kollegin hat Depressionen, obwohl die doch viel erfolgreicher ist als man selbst.“; „warum hat sich der Mitarbeiter, der völlig in seiner Arbeit aufging, das Leben genommen?“; „Wer einen sozialen Beruf ausübt, ist deutlich häufiger von einem Burn-out betroffen.“; „So fehlten [...] vor allem Sozialpädagogen, Helfer in der Krankenpflege, Krankenschwestern und Kindergärtnerinnen bei der Arbeit. Häufig betroffen sind aber auch Werbefachleute sowie Wächter und Aufseher. Insgesamt leiden Frauen deutlich häufiger unter zu hoher Arbeitsbelastung. [...] Am häufigsten tritt das Phänomen im Alter zwischen 40 und 59 Jahren auf.“⁶⁶¹

Das Ressort „Sport“ folgt von der Menge der Treffertexte, die das Stichwort *Burnout/Burn-out* enthalten, auf das Wirtschaftsressort. In diesen Texten wird vom (zeitweisen) Rücktritt von Sportlerinnen und Sportlern aufgrund von Burnout-Symptomen oder Burnout-Gerüchten, berichtet.⁶⁶²

Wie in den letzten Belegen deutlich wurde, werden nicht nur bestimmte Berufe häufiger genannt als andere, sondern man findet Sprachgebrauchsmus-

661 Weitere Belege: „Burn-out-Fälle in Dax-Konzernen“; „Entschleunigung der Burn-out-geplagten Gesellschaft“; „dass die Burn-out-Rate, die Anzahl derer mit Erschöpfungssyndrom, gerade in den sozialen Berufen besonders hoch ist“; „Mitarbeiter“; „dass immer mehr Beschäftigte unter einem steigenden Arbeitsdruck und zunehmender Arbeitsverdichtung leiden“; „erinnert an Fußballtrainer oder Sportler mit Burn-Out-Syndrom und findet: ‚Die Arbeitnehmer in den Betrieben verdienen die gleiche Aufmerksamkeit wie Prominente.‘“; „Ein Seminar zur Prophylaxe von Burn-out hilft nun den Mitarbeitern“; „im Umfeld des Bankers hieß es, er sei überarbeitet und leide an einem Burn-out“; „Viele Berufstätige sind betroffen“; „Der Konzern-Chef soll sich überarbeitet haben“; „dass Burn-out zu einem immer größeren Problem in der Bankenbranche werde“; „weil es oft die besonders Fleißigen, die besonders Fröhlichen trifft“; „Vom Burn-out-Syndrom und anderen psychischen Krankheiten sind [...] inzwischen 20 Prozent der Beschäftigten betroffen“; .

662 Zum Beispiel im Fußball über Ralf Rangnicks Rücktritt im Jahr 2011 und sein Wiedereinstieg im Jahr 2012 (SZ, 17.02.2012: 28 oder über den Ersatztorwart von Hannover 96 Markus Miller (SZ München, 23.11.2011: 28) oder im Tennissport über Florian Mayer (SZ, 22.12.2011: 39). Über Burnout im Leistungssport berichten auch einige Artikel im SPIEGEL/SPIEGEL ONLINE, im QV unter 8.1.6: Aha/sid (2011a); chp/sid (2011); Kraus (2012); DER SPIEGEL (1986); DER SPIEGEL (1989); DER SPIEGEL (1994); DER SPIEGEL (1995a); SPIEGEL ONLINE (2003a und b und 2004 und 2006); Weinzierl (2011); Ahrens (2011).

ter, die auf diese Personengruppen, aufmerksam machen bzw. diese von anderen weniger betroffenen Gruppen dadurch abgrenzen:

Besonders betroffen sind; Menschen in Berufen mit ... werden öfter seelisch krank als andere; Wer einen ... ausübt, ist deutlich häufiger von einem Burn-out betroffen; gerade in den sozialen Berufen besonders hoch ist; oft die besonders Fleißigen; nicht nur ... leiden unter; insbesondere bei ... auftreten kann, die ...;

Durch diese und ähnliche Suchwörter findet man auch in den Texten der anderen Zeitschriftenkorpora und Onlineportale hervorgehobene ‚Betroffenen‘-Gruppen, die den Personen-Gruppen, die aus den Texten der untersuchten Ressorts der Süddeutschen Zeitung extrahiert wurden, ähneln (Unterstreichungen T.S.):

Doch nicht nur Manager oder Leistungssportler leiden unter Dauerstress und enormem Leistungsdruck. Seelische Erkrankungen haben in den letzten Jahren deutlich zugenommen. (FAZ, 17.06.2007, = jur/FAZ 2007, im QV unter 8.1.6)

Das erklärt, warum nicht nur Spitzenmanager an Burn-out erkranken, sondern auch so mancher Hartz-IV-Empfänger. (ZEIT Wissen, Nr. 3/2014, = Willmann 2014, im QV unter 8.1.6)

Heute leiden insbesondere Führungskräfte und High-Potentials sowie Lehrer unter beruflicher Erschöpfung (FAZ, 20.8.2004, = Obermeier 2004, im QV unter 8.1.6)

Am Burn-out erkranken primär die Leistungsträger einer Gesellschaft, also jene, die besonders leidenschaftlich für eine Sache brennen. (FAZ, 16.3.2012, S. B2, = Marlovitz 2012, im QV unter 8.1.6)

Experten zufolge trifft die Diagnose Burnout vor allem ehrgeizige Leistungsträger. (SPIEGEL ONLINE 2011c, im QV unter 8.1.6)

Gerade die Leistungsträger fühlen sich bei der Prävention von Unternehmen und Vorgesetzten im Stich gelassen (SPIEGEL ONLINE, 2012c, im QV unter 8.1.6)

Oft trifft es die, die alles geben. (SPIEGEL ONLINE, 2012b, im QV unter 8.1.6)

Burn-out ist nicht nur im Kontext helfender Berufe zu finden, wie Christina Maslach, die bekannteste wissenschaftliche Vertreterin des Konzepts, ursprünglich dachte; auch Eltern, Sportler, Manager und Unterbeschäftigte beklagen Burn-out.

(Die Zeit, Online-Ausgabe, 08.12.2011, = Pawelzik 2011, im QV unter 8.1.6)

Vor allem Menschen, die stark in ihrem Beruf aufgehen und sich dabei für andere Menschen aufopfern, sind häufig vom Burnout-Syndrom betroffen. Meist geschieht dies in sozialen Berufen wie Lehrer, Arzt oder Krankenpfleger. Prinzipiell kann jedoch jeder, unabhängig vom Beruf, am Burnout-Syndrom erkranken, zum Beispiel auch durch familiäre Belastungen.

(Hervorhebungen durch Fettung im Orig., Onmeda.de, 14.2.2019 „Burnout-Syndrom: Ausgebrannt und erschöpft“, im QV unter 8.1.8)

Dass Burnout insbesondere in Pflegeberufen auftritt, ist kein Wunder, weil es im zwischenmenschlichen Bereich immer Resonanzerwartungen gibt.

(PH, 01/2013, = Schönberger 2013, im QV unter 8.1.7)

Diese Befunde zu typischen Personengruppen in Texten, die ›BURNOUT‹ thematisieren, passen des Weiteren zu den Berufskontexten, die in Kapitel 6.1.2 für die Mehrworteinheit *sich ausgebrannt fühlen* im ZEIT-Korpus extrahiert wurden (siehe Kap. 6.1.2).⁶⁶³

Weiterhin wird ›Burnout‹ dadurch stabil einem fachlichen Bereich zugeordnet, dass die Autorinnen und Autoren von Fachartikeln oder Vermittlungstexten sowie die Zitatgeber/innen in Medientexten über die Einzeltexte fachintern und fachextern hinweg aus ähnlichen Fachbereichen stammen.

Betrachtet man in einer auf kein einzelnes medizinisches Fach konzentrierten Zeitschrift wie dem „Deutschen Ärzteblatt“ die Fachrichtungen, aus denen die Autorinnen und Autoren der Original- und Übersichtsarbeiten sowie der Problem- und Kurzberichte zum Phänomen bzw. Konzept ›Burnout‹ stammen, so erhält man folgende Übersicht:⁶⁶⁴

663 Und auch in den Unterkorpora von SPIEGEL/SPIEGEL ONLINE und FAZ/FAZ.NET findet man die Berufsgruppen Lehrer/innen, Sportler/innen und Trainer/innen, Prominente besonders häufig sowie die Gruppen Leistungsträger, Manager/innen, Führungskräfte, soziale Berufe (z. B. Polizisten/innen, Pflegepersonal, Ärztinnen/Ärzte, Sozialarbeiter/innen), Politiker/innen, Studierende und Callcenter-Mitarbeiter/innen: Belege im SPIEGEL/auf SPIEGEL ONLINE: DER SPIEGEL (1987; 1990; 1993; 1995b; 2001; 2010b); SPIEGEL ONLINE (2002a/b; 2003a/b; 2004; 2006; 2011a); Hinrichs/Koch/Meyer (2004); Brandt (2004); Hinrichs/Meyer (2004); Leffers (2007); Leffers (2008); Weinzierl (2011); Kraus (2012); Jjc/dpa (2012); dpa (2010); Hebel/Röbel (2013); Kröher (2012); Marquart (2011); Walter (2007); Meiritz (2011); Meiritz (2012); Wöhrle (2011); Maeck (2012); weitere Belege in PH 1/2013 (= Schönberger 2013); Belege in der FAZ/auf FAZ.NET: Stein (1981); Seibertz (1989); Gross (1992); dpa (2004 a/b); Hahn (2004); FAZ (2006); Lutterotti (2007); Nawrath (2007); Martin (2008); Reinsch (2010); Camp (2010); Daniels (2011); Otto (2011); Hetzrodt (2013); Bender (2013); Palm (2013); dpa (2013); Zimmering (2014); Arens (2014); Astheimer (2014a); Breitbart/Schwenk (2015); Dieterle (2015); Dpa/svs/tine (2015); FAZ.NET (2015); FAZ (2016). Dass das Attribut ›Burnout‹ Führungskräften oder Personen im Spitzensport zugesprochen wird (in der Form einer Frage, ob sie sich je ausgebrannt gefühlt hätten/ausgebrannt sind), auch wenn es von diesen dann abgelehnt wird, zeigen Beeger (2015, FAZ.NET) und Eder (2016, FAZ.NET). In einer im Dt. Ärztebl. abgedruckten dapd-Meldung werden ebenfalls Berufsgruppen hervorgehoben: „Immer mehr Menschen fühlten sich ausgebrannt, vor allem Führungskräfte und engagierte Mitarbeiter“ (dapd 2011, Dt. Ärztebl, im QV unter 8.1.4). Einige Artikel gehen auch noch auf Jugendliche und Kinder als ‚Betroffene‘ von ›Burnout‹ ein: Weiß (2016, FAZ); Sentker (2003, PH 2/2003); Otto (2016, PH 9/2016).

664 31 Texte erfüllen diese Textsortenkriterien. Der älteste Fachartikel stammt aus dem Jahr 1995, der jüngste aus dem Jahr 2017. Bei Beiträgen, in denen (mehrere) Autoren/Autorinnen unterschiedlichen Fachrichtungen durch die Nennung ihrer Fachzugehörigkeit zugeordnet werden

Tab. 7: Fachrichtungen der Autorinnen/Autoren, die über ›Burnout‹ im Dt. Ärzteblatt schreiben (1995–2017).

Fachrichtung	Anzahl der Texte mit Autoren/Autorinnen dieser Fachrichtungen
Schnittstelle zwischen	12
– medizinischen und soziologischen Fächern und (arbeits-) soziologischen Fragestellungen	
– psychologischen und (arbeits-)soziologischen Fächern/ Fragestellungen	
Schnittstelle zwischen	12
Medizin und Psychologie:	
Psychiatrie, Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie	
Gesundheitswissenschaften, Public-Health-Forschung, Versorgungsforschung, Epidemiologie	7
Allgemeinmedizin	3
Personalberatung, Supervision	2
Pädagogik	1
Medizinmanagement	1

BURNOUT erscheint im „Deutschen Ärzteblatt“ ähnlich wie in der Handbuchreihe der Enzyklopädie der Psychologie als ein Phänomen, das von Fachkreisen aufgegriffen und erforscht wird, die an der Schnittstelle von psychologischen, medizinischen und soziologischen Fragestellungen forschen und weniger Grundlagen, sondern anwendungsbezogene Forschung betreiben.

Vergleicht man dies mit den in Medientexten zum Thema „Burnout“ zitierten Expertinnen und Experten und ihrer medialen Zuweisung, so erkennt man einige Ähnlichkeiten zur fachlichen Aufteilung im Deutschen Ärzteblatt, insbesondere auch in Bezug auf die Schnittstellenfächer. Fachleute, die in Beiträgen der FAZ zwischen 1992–2012⁶⁶⁵ zitiert werden, entstammen nach Häufigkeit und ähnlichen Überfächern gelistet, folgenden Fachbereichen:

können, wird jeder Autor/jede Autorin mit seinen/ihren Fachrichtungen auf die Fachgruppen in der nachfolgenden Tabelle verteilt, auch wenn dadurch ein Text zwei- oder mehrfach in der Zählung erscheint.

665 Dieser Auszählung liegen 57 Texte des FAZ-Teilkorpus zugrunde. Zur Korpuszusammenstellung siehe Kap. 5.1.3.

Psychiatrie/Psychotherapie/psychosomatische Medizin (14); Medizin (allg.) (4); Arbeitsmedizin/Betriebsärzte (4); Psychoanalyse (3); Psychologie (allg.) (2); Psychokardiologie (1); Psychoanalytische Sozialpsychologie (1); Wirtschaftspsychologie (1); Sportpsychotherapie (1); Gesundheitspsychologie (1); Arbeitsökonomie (1); Sportmedizin (1); Neurologie (1); Medizinsoziologie (1); Managementforschung (1); Programmforschung (1),

Fachleute dieser Fachbereiche werden auch in anderen Magazinen und Zeitungen gerne zitiert, wie die folgenden Belege verdeutlichen (Unterstrichungen T.S.):

Eine Haltung, die Manfred Sigwart von vielen seiner Patienten kennt. Der Oberarzt der psychosomatischen Abteilung ist seit drei Jahren in der Habichtswald-Klinik in Kassel-Wilhelmshöhe. (DIE ZEIT (Online-Ausgabe) 26.4.2001, = Schenk 2001, im QV unter 8.1.6)

Wie man aus dieser Stressspirale wieder herauskommt und was man tun kann, um Erschöpfung zu vermeiden, erläutert der Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie am nächsten Dienstag, 29. März, von 19 Uhr an in den Räumen der F.A.Z.-Redaktion. (FAZ, 24.03.2011, = Jff 2011, im QV unter 8.1.6)

Thorsten Rarreck, 47, Mannschaftsarzt des Fußball-Bundesligisten Schalke 04, über den Rücktritt des am Burnout-Syndrom erkrankten Trainers Ralf Rangnick
(DER SPIEGEL 39/2011: 118, = Der Spiegel 2011d, im QV unter 8.1.6)

„Hoher Druck produziert auf Dauer Ex-Leistungsträger, das kann keine Firma wollen“, sagt Kerstin Reviol, TÜV-Expertin für Arbeitspsychologie. [...]

Danach beginnt das, was der Psychologe die „Zuspitzung“ nennt. Er konfrontiert sie mit ihren persönlichen Prioritäten, fragt nach, wenn es um Freundschaften und das Verhältnis zum Partner geht. „Dann kommen wir meistens an den Punkt, an dem sie merken, dass sie auf dem Weg in den Burnout sind“, sagt Ahrens.

(SPIEGEL ONLINE, 23.5.2011 = Brenner 2011, im QV unter 8.1.6)

„Immer mehr Unternehmen investieren in das emotionale und psychische Wohlbefinden ihrer Mitarbeiter“, erklärt Tony Urwin, der leitende Arbeitspsychologe der Priority.

(DIE ZEIT, Nr. 5/2015, S. 28, = Jungclaussen 2015, im QV unter 8.1.6)

Zudem gibt es Personen, die in ihrem Beruf mit ‚Burnout-Fällen‘ zu tun haben und die ebenfalls als Experten befragt werden:

Mit Burnout ist nicht zu spaßen: „In schweren Fällen sind die Betroffenen sogar suizidgefährdet“, sagt Frank Berndt. „Häufig geht an einer stationären Behandlung in einer Klinik dann kein Weg vorbei“, so der Führungskräftetrainer.

(manager-magazin.de, 19.12.2008, = Heimann 2008, unter SPIEGEL, im QV unter 8.1.6)

Millionen Deutsche leiden an Burnout – und immer mehr Arbeitnehmer zeigen Stresssymptome am Arbeitsplatz. Aber was lässt sich dagegen tun? Und wie erkennt man frühzeitig die Warnsignale des Körpers? Managementberater Rüdiger Klepsch gibt die wichtigsten Tipps.

(SPIEGEL ONLINE, 28.2.2011, = Klepsch 2011, im QV unter 8.1.6)

Heiler ist Berater für betriebliche Gesundheitsförderung. So oder so ähnlich laufen viele seiner Untersuchungen ab. Wenn der Münchner mit seinem Team in ein Unternehmen geht, kann er anhand einer Reihe kleiner Tests das Burn-out-Risiko der Belegschaft grob einschätzen. (SZ, 17.11.2012, S. V211, = Fiedler 2012, im QV unter 8.1.6)

Diese Belege haben exemplifiziert, dass die Erforschung von und der Umgang mit ›BURNOUT‹ primär den Fächern Medizin, Psychiatrie und Psychologie und Schnittstellenfächern wie zum Beispiel der Arbeitsmedizin oder der medizinischen Soziologie und medizinischen Psychologie zugewiesen wird. Wirtschafts- und Arbeitswissenschaftler/innen ohne klinischen Hintergrund werden in den Pressetexten ebenso, aber seltener befragt. Auf Wikipedia wird ›BURNOUT‹ seit dem Jahr 2007 der Kategorie „Psychische Störung“ und bis 2008 auch der Kategorie „Syndrom“ zugeordnet.

Dass medial in hohem Maße Personen des klinischen Bereichs (insbesondere Psychiater und Psychotherapeuten) befragt werden, ist ein interessanter Befund im Hinblick darauf, dass manche klinischen Fächer, insbesondere die Psychiatrie, dem Thema „Burnout“ am kritischsten gegenüberstehen und sich der Behandlung im Vergleich zu anderen Fächern erst spät angenommen haben: Vergleicht man durch eine Recherche in der psychologisch-bibliografischen Datenbank Psyn dex und im Untersuchungskorpus, ab welchem Zeitpunkt Texte zum BURNOUT-Phänomen in der „Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie“ im Vergleich zur psychiatrischen Zeitschrift „Der Nervenarzt“ auffindbar sind, so fällt Folgendes auf: In der Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie erscheinen erste Beiträge, in denen das Konzept ›Burnout‹ in der Forschung Verwendung findet, bereits Anfang der 1990er Jahre (z. B. Büssing/Glaser 1991; 1993; Nijhuis/Smulders 1996; Büssing/Schmitt 1998, ZfAO, im QV unter 8.1.4). In der klinisch-psychiatrischen Zeitschrift „Der Nervenarzt“ wird der Ausdruck *Burnout* hingegen erst in einem Übersichtsbeitrag im Jahr 2012 verwendet. Dies bedeutet natürlich nicht, dass in letzterer Zeitschrift in den Jahren zuvor keine Arbeiten zum Themenbereich ›Depression‹, ›Stress‹ und ›Leistungsfähigkeit bei Arbeitnehmern/innen‹ erschienen sind, doch auch die Suche nach Beiträgen zu sachverwandten Themen ergab nur wenige Beitragstreffer in dieser Zeitschrift.⁶⁶⁶ Des Weiteren fällt auf, dass in der Zeitschrift „Der Nervenarzt“ in allen sechs Texten seit dem Jahr 2012, die ›Burnout‹ als Haupt- oder

666 Beiträge zu sachverwandten Themen wie ›Berufsstress‹ (›occupational stress‹), die in das Fachkorpus aufgenommen wurden, sind z. B. Christian (1981) zum „allgemeinen psychosomatischen Syndrom“ bei Arbeitnehmern; Linden/Muschalla 2007; Siegrist (2013); Rau/Henkel (2013); Lederbogen/Ströhle (2012); alle Belege im QV unter „Der Nervenarzt“ in Abschnitt 8.1.4.

Nebenthema behandeln, ein Bezug zur ICD-10 hergestellt wird,⁶⁶⁷ woran sich der Verweis anschließt, dass ›Burnout‹ in diesem Klassifikationssystem nicht als Krankheit/Diagnose, sondern nur unter der Rubrik Z als „Zusatzdiagnose (Z 73.0)“ gelistet sei. Es folgt in einigen Texten der Rat bzw. Vorschlag, ›Burnout‹ als „Risikozustand“ für eine „spätere psychische Erkrankung“ zu betrachten. Der Begriff ›Burnout‹ wird in diesen Texten durch die Nennung der ICD-10 mit anderen Definitionen (z. B. ›Depression‹ oder ›Anpassungsstörung‹), die in diesem Regelwerk deklarativ als Diagnosen definiert wurden, verglichen. Von deklarativen Definitionen kann in diesem Zusammenhang gesprochen werden, weil der propositionale Gehalt dieser Diagnosedefinitionen institutionell mit der Wirklichkeit dahingehend zur Deckung gebracht wird, dass jemand nur dann als ›depressiv‹ gilt und Leistungen der Krankenkasse in Anspruch nehmen kann, wenn er die dort definierten Symptome über einen bestimmten Zeitraum hinweg aufweist (vgl. Searle 1980: 98; Saß/Saß-Houben 2005: 137ff.; vgl. Kap. 4.3.2). In den Texten der „Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie“ wird hingegen nur in einem von 18 Texten die ICD-10 zitiert. Die meisten Texte sind Originalarbeiten (15 Texte), 14 davon stützen sich zur Erhebung von (einzelnen) Burnout-Variablen auf das Maslach Burnout Inventory⁶⁶⁸, wobei sie teilweise aber auch andere Definitionen diskutieren (z. B. Büssing/Schmitt 1998) und mit anderen Messinstrumenten kombinieren (Michel/Stegmaier/Meiser et al. 2009) oder die Güte des Messinstruments überprüfen (z. B. Neubach/Schmidt 2000). Man sieht, dass in diesen Studien keine Notwendigkeit besteht, die Definition im Hinblick auf Kennwerte für Krankschreibungspraktiken zu deklarieren. Die Definitionen dienen als Arbeitsgrundlage zur Überprüfung von Hypothesen und die Definition kann oder soll durch den Forschungsprozess durchaus noch revidiert werden. Die „Repräsentativität“ bzw. Geltung der Definition wird jedoch dennoch daran bemessen, ob ihre Aussagen über den Bezugsgegenstand „der Welt entsprechen“ (Searle 1980: 84) bzw. an andere zeichengebundenen kollektiven Erfahrungen und an den Status quo des sich in Zeichen manifestierenden „Willen[s] zum Wissen“ (Foucault [1970] 1993: 15) anschließen (vgl. Kap. 4.3.2).

667 Siehe die Texte: Berger/Schneller/Maier (2012); Berger/Gravert/Schneller et al. (2013); Hamann/Parchmann/Mendel et al. (2013); Hillert/Koch/Lehr et al. (2013); Riedel-Heller/Luppa/Seidler et al. (2013); Schramm/Berger (2013).

668 Büssing/Glaser 1991; Büssing/Glaser 1993; Büssing/Schmitt 1998; Dormann/Zapf/Isic 2002; Büssing/Glaser/Höge 2004; Neubach/Schmidt 2004; Lehr/Schmitz/Hillert 2008; Neubach/Schmidt 2008; Michel/Stegmaier/Meiser 2009; Raeder/Mutz/Widmer et al. 2009; Freund/Diestel/Schmidt 2012; Holstad/Rigotto/Otto 2013; Turgut/Michel/Sonntag 2014; Wassermann/Hoppe/Reis et al. 2014.; alle Belege im QV bei ZfAO im Abschnitt 8.1.4.

Betrachtet man in diesen beiden Zeitschriften, wie die Autorinnen und Autoren mit dem Ausdruck *Syndrom* umgehen, so zeigen sich ebenfalls deutliche Unterschiede: In der „Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie“ wird der Ausdruck *Syndrom* nur in 5 von 18 Artikeln verwendet.⁶⁶⁹ In den zwölf untersuchten Texten der Zeitschrift „Der Nervenarzt“ gehen sechs Texte unter der Bezeichnung *Burnout* auf das dahinterliegende Phänomen ein. Von diesen sechs Texten erwähnt ein Text den Ausdruck *Burnout-Syndrom* ohne im direkten Kontext befindliche Distanzmarker (Jurkat/Richter/Cramer 2011). Der nächste Beitrag distanziert sich zu Beginn vom „medialen ‚Hype‘ um das Thema Burn-out“ (Riedel-Heller/Luppa/Seidler et al. (2013): 832) und ordnet das „Burnout-Syndrom“ in der Folge als nicht neue, aber „ernstzunehmende Risikokonstellation“ ein (ebd.: 834); in zwei weiteren Texten werden Burnout-Komposita wie „Burnout-Folgeerkrankungen“ verwendet, der Ausdruck *Syndrom* erscheint selbst nicht (Hillert/Koch/Lehr 2013; Rössler/Hengartner/Ajdacic-Gross 2013). In den letzten drei dieser sechs Texte distanzieren sich die Autoren/Autorinnen ausdrücklich von der Bezeichnung *Syndrom*: Berger/Schneller/Maier (2012) setzen es in Anführungszeichen, Schramm/Berger (2013) sprechen vom „so genannten Burnout-Syndrom[s]“ und Hamann/Parchmann/Mendel et al. (2013: 840) sprechen im Abstract ihres Beitrags davon, dass das „Konzept des Burnouts und vor allem seine Verwendung als Diagnose [...] derzeit in der deutschen Psychiatrie sehr umstritten“ seien (Unterstreichung T.S.). Sie ergänzen dazu: „In den Medien und am Arbeitsplatz spielt das Burnout-Syndrom allerdings eine zentrale Rolle und die Fehltagel aufgrund von Burnout steigen seit Jahren steil an“ (Unterstreichung T.S.).

Interessant ist, dass in Texten der „Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie“, deren Definierungsprozesse nicht auf das Klassifikationssystem bezogen sind, der Ausdruck *Syndrom* eher selten und im Falle seiner Verwendung neutral, d. h. ohne Distanzierungsmarker, verwendet wird. Der distanziertere Umgang mit dem Ausdruck *Syndrom* in Texten der Zeitschrift „Der Nervenarzt“ könnte hingegen damit zusammenhängen, dass mit der Verwendung des Aus-

⁶⁶⁹ In einem Text von Neubach/Schmidt (2000: 140) wird betont, dass die Autorinnen Maslach/Jackson (1981) ›Burnout‹ in ihrem Fragebogenmodell als mehrdimensionales *Syndrom* definiert hätten. In den vier anderen Texten wird der Ausdruck *Syndrom* ohne Quellenzuschreibung oder Distanzierung als Synonym neben *Burnout* verwendet (Büssing/Schmitt 1998; Kernen/Meier 2002; Lehr/Schmitz/Hillert 2008; Neubach/Schmidt 2004); Siehe im QV unter ZfAO im Abschnitt 8.1.4.

drucks *Syndrom* eine implizite Zuordnung zum klinischen Bereich einhergeht.⁶⁷⁰ Denn diese Distanzbekundung tritt häufig zusammen mit dem Verweis auf, *Burnout* sei keine *Krankheit* bzw. *Diagnose*, teilweise wird auch von *Modediagnose* gesprochen.⁶⁷¹ Burnout wird stattdessen als *Risikozustand* für bestehende Diagnosen klassifiziert. Dass Fachleute aus der psychiatrischen Praxis eine solche bewusste Abwehrhaltung einnehmen, könnte ein Indiz dafür sein, dass sie einer im fachexternen Bereich schon konventionell gebrauchten Wortverbindung etwas entgegensetzen möchten. Denn das Kookkurrenzprofil zu *Burnout* in der Kookkurrenzdatenbank CCDB, die Medientexte auswertet, zeigt, dass *Burnout* und *Syndrom* bereits eine dominante Wortverbindungsstruktur eingegangen sind.⁶⁷² In Kap. 7.3 wird anknüpfend an diese Beobachtung der Frage nachgegangen, inwiefern bestimmte diskursive Verfestigungen, die in dieser Arbeit im Rahmen diskursiver Praktiken des Definierens untersucht werden, einerseits den Eindruck von Konsens produzieren und andererseits Dissens provozieren.

Eine ebenfalls eingrenzende und durch Wiederholung in verschiedenen Texten des Diskurses sich verstetigende Rolle übernehmen die Schlüsselwörter oder Keywords, deren Angabe in vielen Fachzeitschriften zum festen Bestandteil der Textsorten Originalarbeit und Übersichtsarbeit/Review geworden ist. Vergleicht man die Schlüsselwörter aller Korpustexte der Zeitschriften „Deutsche medizinische Wochenschrift“, „Der Nervenarzt“, „Psychologie in Erziehung und Unterricht“, „Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie“ und „Psychotherapie Psychosomatik und medizinische Psychologie“, dann ergibt sich folgende Übersicht:⁶⁷³

670 Siehe die Bedeutung auf Duden Online zum Ausdruck *Syndrom*: „Krankheitsbild, das sich aus dem Zusammentreffen verschiedener charakteristischer Symptome ergibt.“ <https://www.duden.de/rechtschreibung/Syndrom> (zuletzt eingesehen am 28.12.2019).

671 In den zitierten Texten der Zeitschrift „Der Nervenarzt“ wird bei Hamann/Parchmann/Mendel (2013: 839) referiert, dass *Burnout* als „eigenständiges Krankheitsbild“ von Teilnehmenden des Jahreskongresses der „Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN)“ im Mittel „verneint“ wurde, und es wird von *Burnout* als *Modediagnose* (ebd.: 840) gesprochen.

672 *Syndrom* weist im Kookkurrenzprofil der Kookkurrenz-Datenbank „CCDB“ des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache den höchsten Log-Likelihood-Ratio-Wert (LLR) auf. Gesucht wurde das Kookkurrenzprofil zu Burnout auf der Seite <http://corpora.ids-mannheim.de/ccdb/> (zuletzt eingesehen am: 28.12.2019).

673 Das „Dt. Ärzteblatt“ weist in seinen Artikeln keine Schlüsselwörter/Keywords aus.

Tab. 8: Schlüsselwörter/Keywords der Fachzeitschriften-Beiträge, die ›BURNOUT‹ behandeln.

Zeitschrift	Keywords/Schlüsselwörter
Deutsche med. Wochenschrift (DMW)	<i>Burn-out/Burnout-Syndrom</i> (5) ZUGEORDNETE, UNTERSUCHTE BEREICHE, PERSONENGRUPPEN: Ärzte/Ärztinnen (<i>als Patienten</i>) (3), MedizinstudentInnen; Arzt-Patient-Interaktion; Suchttherapeuten/Suchthelfer; Krankenhaus; Schule; Professionalisierung in der Altenpflege; Intensivmedizin SYMPTOMATOLOGIE UND UNTERSUCHUNGSZUSAMMENHÄNGE ZU ANDEREN (ÄHNLICHEN) FORSCHUNGSKONZEPTEN/-VARIABLEN, TLW. HYPOTHETISCHE FAKTOREN FÜR ÄTIOLOGIE UND VERLAUF UND MÖGLICHE ZIELE: Zu den Konzepten ›Belastung‹ und ›Beanspruchung‹ (4): <i>arbeitsbedingte Belastung, psychopathologische Symptombelastung, Beanspruchungsfolgen, Belastungen am Arbeitsplatz; Stress/Stressoren/Stressreaktionen</i> (3); <i>Depression</i> (2); <i>psychische Gesundheit</i> (2); <i>emotionale Erschöpfung; Depersonalisation; Angst; CFS; Symptome; Ätiologie; Arbeitsbedingungen; Anforderungen; Lärm; Schichtarbeit; Multitasking; Ressourcen; Unterbrechungen; Behandlungsfehler; Krankheitsverlauf;</i> (MEDIZINISCHE, PSYCHOLOG.) VERFAHREN UND ZIELE: <i>Prävention</i> (3), <i>(Differential-)Diagnose</i> (2), <i>Therapie</i> (2), <i>(Betriebliche) Gesundheitsförderung</i> (2); <i>Screening; Prävalenz;</i>
Der Nervenarzt	<i>Burn-out/Burnout</i> (5) ZUGEORDNETE, UNTERSUCHTE BEREICHE, PERSONENGRUPPEN: <i>Arbeitsplatz</i> (4); <i>Gesundheitswesen; Medizinstudierende; Allgemeinbevölkerung</i> SYMPTOMATOLOGIE UND UNTERSUCHUNGSZUSAMMENHÄNGE ZU ANDEREN (ÄHNLICHEN) FORSCHUNGSKONZEPTEN/-VARIABLEN, TLW. HYPOTHETISCHE FAKTOREN FÜR ÄTIOLOGIE UND VERLAUF: <i>Psychische Erkrankung/Psychische Störungen</i> (3); <i>Depression</i> (2); <i>Berufliche Gratifikationskrise; Stress; Coping; Psychosoziale Belastungen; Persönlichkeit; Interpersonelle Beziehungen; Regeneration; Lehrergesundheit; Gesundheit</i> (MEDIZINISCHE, PSYCHOLOG.) VERFAHREN: <i>Prävention/Primärprävention</i> (4); <i>(Psycho-)Therapie</i> (4), <i>Diagnose</i> (1) <i>Gestufte Versorgung, Stressmanagement</i> (1), <i>Psychiatrische Epidemiologie, Psychologische Modelle</i>
Psychologie in Erziehung und Unterricht (PiEU)	Ausbrennen (3) Burnout (9) „burnout“-Syndrom ZUGEORDNETE ODER UNTERSUCHTE BEREICHE, PERSONENGRUPPEN: <i>Burnout im Studium</i> (1) <i>Lehrer-Burnout</i> (1), <i>Lehrkräfte</i> (1) <i>Lehrerbildung</i> (1) <i>Lehrerberuf Lehrerforschung</i> (1), <i>Lehrer</i> (3) <i>Grundschullehrkräfte</i> (1) <i>Vorbereitungsdienst</i> (1), <i>Referendariat</i> (1), <i>Sozialberufe</i>

Tab. 8 (fortgesetzt)

Zeitschrift	Keywords/Schlüsselwörter
Zeitschrift für Arbeits- und Organisations- psychologie (ZfAO)	SYMPTOMATOLOGIE UND UNTERSUCHUNGSZUSAMMENHÄNGE ZU ANDEREN (ÄHNLICHEN) FORSCHUNGSKONZEPTEN/-VARIABLEN, TLW. HYPOTHETISCHE FAKTOREN FÜR ÄTIOLOGIE UND VERLAUF: <u>Zum Konzept ›Stress‹ und ›Stressbewältigung/Coping‹ (9): (Chronischer) Stress (6), Coping (2), Bewältigungsstile; zu Konzepten rund um ›Ressourcen‹ und ›Anforderungen‹ (6): (persönliche) Ressourcen (3), Ressourcen-Verlust(-Spiralen) (2), Ressourcenerhaltung; Selbstwirksamkeit(erwartung) (5); Emotionale Erschöpfung (4); <u>Zu den Konzepten ›Belastung‹ und ›Beanspruchung‹ (5): Belastung (und Beanspruchung) (4), Theorie der Lehrerbeanspruchung; Gesundheit (2); Zum Konzept ›Zufriedenheit‹ (2): Zufriedenheit mit der Freizeit, Lebenszufriedenheit; Zum Konzept ›Leistungsfähigkeit‹ (2): Gefühl von Versagen (Reduzierte persönliche Leistungsfähigkeit), reduziertes Wirksamkeitserleben (= persönliche Leistungsfähigkeit); Zum Konzept ›Depersonalisation/Dehumanisierung‹ (2): Dehumanisierung, Depersonalisation; Selbstregulation (bei der Unterrichtsvorbereitung) (2); Soziale Unterstützung (2); Frustration; Psychische Symptome; Psychosomatische Beschwerden; Ärger; Angst; Depression; Prodromalmerkmale; Big Four; emotionale Intelligenz; Schulkultur; Lehrer-Schüler-Beziehung; Beratungsinteraktion; Beratungsakzeptanz; Etikettierung; Berufsrolle; Hautwiderstand;</u></u> FORSCHUNGSMETHODEN: Veränderungsmessung; AVEM; LISREL (2); Trainingsevaluation; Intervention;
	Burnout (5), Burnout-Dimensionen, Burnout-Modelle ZUGEORDNETE ODER UNTERSUCHTE BEREICHE, PERSONENGRUPPEN: <u>In den Bereichen ›med. Versorgung‹ und ›Pflege‹: Krankenhaus, Krankenpflegekräfte, Krankenpflege; Altenpflege/Altenpflegekräfte (3); Pflegepersonal, Ambulante Pflege; Call Center; Dienstleistung; Lehrer; Patchworker</u> SYMPTOMATOLOGIE UND UNTERSUCHUNGSZUSAMMENHÄNGE ZU ANDEREN (ÄHNLICHEN) FORSCHUNGSKONZEPTEN/-VARIABLEN, TLW. HYPOTHETISCHE FAKTOREN FÜR ÄTIOLOGIE UND VERLAUF: <u>Zu den Konzepten ›Belastung‹ und ›Beanspruchung‹ (7): Arbeitsbelastungen (3), psychische Belastung, physische Belastung, Belastung, psychische Beanspruchung am Arbeitsplatz; zu Konzepten rund um ›Ressourcen‹ und ›Anforderungen‹ (4): (persönliche) Ressourcen (2), Job Demands-Resources Model, Arbeitsanforderungen; zum Konzept ›emotionale Erschöpfung‹ (4); Zum Konzept ›Kontrolle‹ (4): Demands-Control-Model, Kontrollspielräume, Kontrollmöglichkeiten, Selbstkontrolle; Zum Konzept ›Emotion‹ (3): Emotionsarbeit (2); emotionale Dissonanz; Depersonalisation; Tätigkeitsspielraum; Persönlichkeitsförderung; vollständige Tätigkeit; Qualifikationserfordernisse, Qualifikationsmöglichkeiten; Transformationale Führung; prozedurale Fairness; kognitive Irritation; Bewältigungsmuster; beruflicher Stress; psychische Störungen; Change-</u>

Tab. 8 (fortgesetzt)

Zeitschrift	Keywords/Schlüsselwörter
Psychotherapie, Psychosomatik und Medizinische Psychologie (PPmP)	<i>Charakteristika; Wahrnehmung des Arbeitskontextes; Reaktionen während Veränderungen an Hochschulen; Mediatoreffekt; Ego-Depletion; soziale Unterstützung; Gesundheitsbeschwerden; Fehlzeiten; flexible Beschäftigung; Selbstwert; Arbeitszufriedenheit; Sinnstiftung;</i> FORSCHUNGSMETHODEN: Tätigkeits- und Arbeitsanalyse(verfahren) (3), Clusteranalyse (2), Reliabilität, Validität; ZIELE: Gesundheitsförderung; Persönlichkeitsförderung; Betriebliche Gesundheitsförderung; Arbeits- und Gesundheitsschutz;
	<i>Burn-out syndrome, burnout (3), Burnout (7), Personal Burnout</i> ZUGEORDNETE ODER UNTERSUCHTE BEREICHE, PERSONENGRUPPEN: <u>In den Bereichen »med. Versorgung« und »Pflege« (13):</u> <i>Caring for elderly, Medizinstudium, medizinische Ausbildung (2), Vorklinik (2), pflegende Angehörige, Palliativversorgung, physicians, nurses, clinicians in surgery, Body oriented psychotherapists, Ärztegesundheit; Studierende (2), Studierendenerberatung, Bachelor; teacher; repräsentative Stichprobe; pastors;</i>
	SYMPTOMATOLOGIE UND UNTERSUCHUNGSZUSAMMENHÄNGE ZU ANDEREN (ÄHNLICHEN) FORSCHUNGSKONZEPTEN/-VARIABLEN, TLW. HYPOTHETISCHE FAKTOREN FÜR ÄTIOLOGIE UND VERLAUF: <u>Zum Konzept »Belastung« (4):</u> <i>Überlastung, (psychosoziale) Belastung, psychosocial burden, strains; Zum Konzept Stress (4): stress/Stress/psychosocial stress at work/arbeitsbezogener Distress; Zum Konzept »Erschöpfung« (3): Erschöpfung (2), chronisches Erschöpfungs-Syndrom; Zum Konzept »Störung« (2): somatoform disorders, Arbeitsstörungen; Zum Konzept »Emotion« (2): Emotionserleben, Emotionsregulation; Depression (2); Lebensqualität (2); demand-control model, imbalance model; social support; health resources, attachment style; structural Integration; Angst; Arbeitsverhalten; effort-reward; professional experience; Bindung; unspezifische psychische und somatische Beschwerden; psychosocial experiences; religiosity, spirituality, Resilienz</i>
	(MEDIZINISCHE, PSYCHOLOG.) FORSCHUNGSMETHODEN UND PRAXIS-VERFAHREN: <i>Präventions- und Gesundheitsförderung/Prävention im Gesundheitswesen (2); psychosomatic medicine; supervision; staff training; medical studies; MBI-SS; Kunst-Therapie; construct validity; Concentrative Movement Therapy (KBT); international study for development of psychotherapists (ISDP)</i>

Über alle Zeitschriften hinweg wird in den Keywords ein Bezug zur Arbeitswelt hergestellt, explizit über Ausdrücke wie *Arbeitsbelastungen*, *Arbeitsstörungen* oder dadurch, dass Berufsgruppen aufgezählt werden. Nicht verwunderlich ist, dass in den Zeitschriften, je nach Ausrichtung der Zeitschrift, bestimmte Berufsgruppen besonders im Fokus der Untersuchungen stehen (z. B. Lehrer in der Zeitschrift PiEU). Interessant ist jedoch, dass in den klinischen Zeitschriften die klinischen bzw. pflegenden Berufe selbst so intensiv beforscht werden und dass diese Personengruppe sich in fast allen Fachzeitschriften wiederfindet.⁶⁷⁴ Da Keywords in der Form der Aufzählung dargeboten werden, kann man, wenn man die Keywords ohne Vorwissen liest, teilweise nicht entscheiden, in welchem semantischen Verhältnis die dort genannten Wörter zum Begriff ›Burnout‹ stehen. In den Zeitschriften „Der Nervenarzt“ und „PPmP“ werden beispielsweise in mehreren Artikeln die Schlüsselwörter *psychische Erkrankung*, *psychische Störung* oder auch *somatoform disorder* verwendet, die man in dieser Position als Hyperonyme zu ›Burnout‹ interpretieren könnte. ›Burnout‹ wird in einigen dieser Beiträge jedoch nicht selbst als ›psychische Störung‹, sondern als „Risikozustand“ klassifiziert, der zu einer ›psychischen Störung‹ führen könne (z. B. Berger/Schneller/Maier 2012, Der Nervenarzt).⁶⁷⁵ Bei den Keywords werden meist verschiedene Kategorien zusammen dargeboten. Man muss aufmerksam sein, dass man bei ihrer Interpretation keine voreiligen Schlüsse über semantische Relationen zieht: So werden einerseits SYMPTOME von ›BURNOUT‹ gelistet, zwölfmal über vier Zeitschriften verteilt das Symptom (*emotionale, chronische Erschöpfung*) und viermal über drei Zeitschriften das Symptom *Depersonalisation/Dehumanisierung*. Dass dies Symptome sind, weiß man aber nur, wenn man zuvor einige Beiträge gelesen hat, in denen diese als Symptome von ›Burnout‹ benannt wurden. *Depression* erscheint siebenmal über die Zeitschriften verteilt, wobei es bei genauerer Textlektüre als Konzept, dessen Überschneidungen zu ›Burnout‹ untersucht werden (z. B. Reime/Steiner 2001, PPmP), oder als das eigentliche Krankheitsbild hinter ›Burnout‹ behandelt wird (vgl. Hamann/Parchmann/Mendel 2013, Der Nervenarzt). Keywords, die ebenfalls über alle Fachzeitschriften hinweg auftreten, sind Wörter rund um die Begriffe ›Belastung‹/›Beanspruchung‹ (20 mal), ›Stress‹ (16 mal), ›Gesundheit‹ (14 mal), ›Ressourcen und Anforderungen‹ (10 mal) sowie ›Kontrolle/control‹ (5 mal), in denen auch Forschungsmodelle wie das „(Job) Demands-Resources Model“/“(Arbeits)tätigkeit-

⁶⁷⁴ Siehe in Tab. 8 in den Zeitschriften: DMW, Der Nervenarzt, ZfAO und PPmP.

⁶⁷⁵ Bei Bauer/Häfner/Kächele et al. 2003 (PPmP, im QV unter 8.1.4) wiederum dient „somatoform disorder“ in den Keywords durchaus als Hyperonym, denn ›Burnout‹ wird im Artikel folgendermaßen beschrieben (ebd.: 216): „Das Burn-out-Syndrom ist also eine medizinisch relevante Gesundheitsstörung, [...]“ (Unterstreichung T.S.).

Anforderungen-Ressourcen-Modell“⁶⁷⁶, das Demand-Control-(Support-)Modell/Modell der Anforderung-Kontrolle-(Unterstützung) nach Karasek/Theorell 1990 (zitiert nach Rigotti 2019)⁶⁷⁷ und die „Norm zur psychischen Belastung und Beanspruchung“⁶⁷⁸ mitschwingen. Durch diese gerade aufgezählten Keywords wird ›Burnout‹ stärker dem Bereich der ›Salutogenese‹ und Prävention als der ›Pathogenese‹ zugeordnet. Das wiederholte Auftreten gleicher oder ähnlicher Keywords kann daher die definitorische Einordnung eines Begriffs maßgeblich unterstützen. Die in den Keywords angesprochenen Konzepte und Modelle (z. B. ›Stress‹, ›Belastung‹, ›Beanspruchung‹, ›Gratifikationskrise‹, ›Ressourcen‹, ›Demands-Control-Model‹) finden im öffentlichen Diskurs insbesondere Verbreitung über die Wikipedia-Artikelversionen zu „Burnout“ und Artikel in populärwissenschaftlichen Zeitschriften wie „Psychologie Heute“ oder „Gehirn&Geist“ und in Metaphern, die diesen Erklärungsmodellen ähneln (siehe Kap. 6.2.4.2).⁶⁷⁹

676 Das „Anforderungs-Ressourcen-Modell“ ist „ein Rahmenmodell zur Erklärung von Gesundheit [...] aus systemischer bzw. ökologischer Perspektive. Es beruht auf stresstheoret. Modellen (Stress) wie der Salutogenese und wurde von dem Trierer Psychologen Peter Becker und Mitarbeitern 1994 entwickelt“ (= Faltermaier/Hübner 2019, Dorsch, Lexikon der Psychologie, Onlineausgabe: <https://portal.hogrefe.com/dorsch/anforderungs-ressourcen-modell/>, zuletzt abgerufen am 27.12.2019, im QV unter 8.1.2). Das „Job-demands-resources model“ wurde „als arbeitspsychol. Modell i. R. der Burn-out-Forschung entwickelt. Es dient der Erklärung von pos. und neg. Befindensindikatoren im Arbeitskontext. Faktoren der Arbeit können demnach eingeteilt werden in Anforderungen (*demands*) und Ressourcen (*resources*). Durch eine Häufung von Anforderungen (z. B. Zeitdruck, ungünstige Umgebungsbedingungen, Schichtarbeit) kommt es über den sog. *health impairment process* zu neg. Folgen wie Erschöpfung oder Burn-out.“ (Schladitz 2019, Dorsch, Lexikon der Psychologie, Onlineausgabe: <https://portal-hogrefe-com.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/dorsch/job-demands-resources-modell/>, zuletzt abgerufen über die Universitätsbibliothek Heidelberg am 27.12.2019, im QV unter 8.1.2, vgl. auch Demerouti/Nachreiner/Bakker et al. 2001, im QV unter 8.1.5).

677 Rigotti (2019), Dorsch, Lexikon der Psychologie, Online-Ausgabe: <https://portal-hogrefe-com.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/dorsch/demand-control-support-modell/>, zuletzt abgerufen über die Universitätsbibliothek Heidelberg am 27.12.2019, im QV unter 8.1.2).

678 Vgl. dazu im Überblick Nachreiner 2012: 8ff., im QV unter 8.1.5, sowie Kap. 5.2. dieser Arbeit.

679 „Gratifikationskrise nennen es Experten, wenn das Gefühl, der hohe berufliche Einsatz würde nicht ausreichend gewürdigt, sich zum zusätzlichen Stressfaktor entwickelt“ (G&G 11/2005: 17. = Kraft 2005, im QV unter 8.1.7); „Auch Erschöpfung, vielleicht das zentrale Merkmal eines Burnout, entsteht aus einer übermäßigen Beanspruchung physischer und psychischer Ressourcen“ (G&G, Dossier, 1/2016: 75, = Altstötter-Gleich 2016); „Schließlich haben sich verschiedene Studien mit dem Zusammenhang zwischen dem Fünf-Faktoren-Persönlichkeitsmodell (Big Five) und Burn-out beschäftigt. Hier scheint eine neurotische Persönlichkeit [...] besonders Gefahr [zu] laufen, einen Burn-out zu entwickeln.“ (PH 5/2009: 28, = Schulze 2009); Unterstreichungen in den Zitaten T.S.

Wie in den Kapiteln 6.2.2.1 und 6.2.2.2 schon angedeutet wurde, wird der Gegenstand BURNOUT schließlich sowohl in den Fachtexten (in Lexika, Hand- und Lehrbuchtexten sowie Fachzeitschriften und Monografien) als auch in fachexternen Texten (Presstexten und Onlineportalen) über sprachliche Mittel der Gradierung, Quantifizierung und Negation punktuell eingegrenzt, dadurch, dass bei den Symptombangaben verschiedene Bezugsnormen und Gegenpole impliziert werden. Diese geben Anhaltspunkte darüber, wie das Verhältnis zwischen Über-, Unter- und Normalmaß zu interpretieren ist. Treten diese punktuellen Eingrenzungspraktiken wiederholt an verschiedenen Stellen im Diskurs auf, so können sie den Gegenstand und das Konzept ›BURNOUT‹ zwischen den Polen ›normal‹/›gesund‹ und ›abnormal‹/›krank‹ verorten und dadurch weiter eingrenzen und festlegen. Sie entfalten insbesondere durch das wiederholte Auftreten in der Fläche des Diskurses ihre ab- und eingrenzende-definitorische Kraft. Die implizit aufgerufenen Referenznormen, Gegenpole und Vergleichsstandards, die im Folgenden anhand von Beispielen differenziert werden, sind Ausdruck diskursiver ›Polyphonie‹ (vgl. Angermüller/Scholz 2013: 307), die hier als ein flächiges Diskursphänomen eingeordnet wird, da auf eine Partitur von Stimmen (kollektive Wissensbestände und Normvorstellungen) außerhalb des analysierten Textes/Textabschnitts (implizit) Bezug genommen wird: Wenn über eine Pflegeperson im Rahmen einer Symptombeschreibung gesagt wird, sie handle *herzlos*, dann schwingt in dieser Aussage eine „generische Prädikation“ (vgl. Schmidt-Brücken 2015: 38ff.) bzw. sozial-kulturelle Praktik mit, die unter ‘normalen’ Umständen für diesen Berufskontext ›teilnehmende Fürsorge‹ vorsieht.⁶⁸⁰ Das für ›Burnout‹ oft als typisch genannte Symptom des ›Zynismus‹ wird in solchen diskursiv-polyphonen Gegenüberstellungen ausgestaltet. Im Kontrast zu dieser implizit mitgemeinten sozial-kulturellen Praktik wird dieses Verhalten zum erklärungsbedürftigen Signal und damit zum Symptom (vgl. Sebeok 1984: 42; vgl. von Uexküll 1984b: 32).⁶⁸¹

Sowohl über die verschiedenen Textsorten des fachlichen als auch über die Texte des fachexternen Diskursstrangs verteilt, findet man frequente, durative und steigernde Adjektive, Adverbien (vgl. Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997: 1536ff., Band 2), Partikeln (diese vor allem fachextern) und Wortbildungselemente in Kombination mit negierenden Sprachmitteln, die die Bezugsausdrücke hinsichtlich ihrer Frequenz und Dauer sowie Intensität spezifizieren und damit antonyme oder auch komplementäre Gegensatzpole evozieren.⁶⁸² Durch diese sprach-

⁶⁸⁰ Vgl. dazu Köller (2004): „Bei der Verwendung des Negationssuffixes *-los* gilt in der Regel die Annahme, dass die jeweilige Eigenschaft nicht erwünscht ist“ (Köller 2004: 365f.).

⁶⁸¹ Vgl. dazu die Termini *Zeichen*, *Signal*, *Symptom* in der medizinischen Semiotik Kap. 2.2.1 dieser Arbeit.

⁶⁸² Schippan (?2002: 215) bestimmt „Antonymie“ wie folgt: „Die Negation eines Ausdrucks impliziert nicht notwendigerweise die Behauptung des anderen, sondern zwischen zwei antony-

lichen Mittel wird beispielsweise angezeigt, dass der REFERENZZUSTAND bzw. das angeführte BEOBACHTUNGSMERKMAL (z. B. *Überforderung*) sich nur graduell von anderen Ausprägungen desselben MERKMALS (z. B. *Unterforderung*) unterscheidet bzw. oberhalb oder unterhalb eines GEMEINSAMEN DURCHSCHNITTSWERTS (z. B. *weder zu hohe noch zu niedrige Anforderung an x/sich/etwas*) einer Skala eingeordnet werden kann.⁶⁸³ Es wird mit einem Wort wie *Überforderung* ein impliziter wertender Vergleich initiiert, denn *Überforderung* bedeutet, dass höhere Anforderungen an eine Person gestellt werden, als dies 'angemessen' erscheint.⁶⁸⁴ Um die Bezugsnorm für diese einstufende Bewertung auszumachen, muss wiederum eine Vergleichsmenge mitgedacht werden. Ko- und kontextuell bieten sich in den untersuchten Belegen des fachlichen und fachexternen Burnoutdiskurses Normen an, die sich zum einen auf biologische Durchschnittswerte, zum anderen auf sozialkulturelle Praktiken und darüber hinaus auf Individualnormen beziehen:

Im Verlauf eines Arbeitslebens kann es üblicherweise immer mal wieder zu vorübergehenden Überlastungen kommen, die mit vegetativen Stresssymptomen wie Schweißausbrüchen, Schlafstörungen und einem allgemeinen Gefühl der Erschöpfung einhergehen können. Diese Arbeitsüberlastungsfolgen sollten sich jedoch im Rahmen von Wochenenderholung oder Urlauben rasch zurückbilden. Bei länger anhaltender Überforderung

mischen Polen gibt es Übergänge. [...] So treten Antonyme meistens dort auf, wo auf der Grundlage bestimmter Kriterien Qualitäten eingeschätzt und diese Qualitäten auf eine angenommene ‚Null-Stufe‘ bezogen werden.“ Bei der Komplementarität hingegen sind „Zwischenstufen nicht möglich. Handelt es sich um Adjektive, so sind sie oft nicht komparierbar, weil nicht graduierbar. Die Behauptung des einen impliziert die Verneinung des anderen“ (ebd.). Aus logischer Perspektive lassen sich ›Antonymie‹ und ›Komplementarität‹ eindeutig unterscheiden, im Sprachmaterial gibt es zwischen diesen aber fließende Grenzen (vgl. Gsell 1979: 107; Rachidi 1989: 95). Im Laufe des Kapitels wird noch auf die gradierbaren Komplementäre eingegangen (vgl. Rachidi 1989: 93). Nach Schuster wurde in der psychiatrischen Schreibpraxis auf die Erklärungskraft komplementärer Adjektivpaare (Schuster 2010: 236f.) und Graduierungen zur Angabe „der Stärke oder Ausprägung eines Symptoms oder einer Krankheit“ (ebd.: 238) schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesetzt. Später wurden mit dem Lehrbuch von Emil Kraepelin auch Affixe wie *über-* (z. B. in *Überempfindlichkeit*, *Überanstrengung*) produktiv (Schuster 2010: 290f.).

683 Vgl. Schippan ²2002: 215; Rachidi (1989: 98) spricht vom „gemeinsamen Teilinhalt antonymer Adjektive“, der „im Bereich der Norm bzw. in der Indifferenzzone anzusiedeln ist.“ Sie bezieht sich dabei u. a. auch auf Gsell 1979.

684 Vgl. die Bedeutungsangabe auf „duden.de“ zum Verb *überfordern*: „zu hohe Anforderungen an jemanden, sich, etwas stellen“ (Unterstreichung T.S.) und zum Intensitätspartikel *zu* findet man folgenden Eintrag: „kennzeichnet ein (hohes oder geringes) Maß, das nicht mehr angemessen oder akzeptabel erscheint“ (Unterstreichung T.S.). Die Bedeutungsangaben sind einsehbar unter: <https://www.duden.de/rechtschreibung/ueberfordern> und <https://www.duden.de/rechtschreibung/zu> (Adverb (zuletzt eingesehen am 27.12.2019)).

kann der Begriff Burnout zur Charakterisierung eines Zustands chronischer emotionaler Erschöpfung, einer kritischen Distanz zu der als überfordernd erlebten Arbeit und einer Reduzierung der eigenen Leistungsfähigkeit bei vegetativen Stresssymptomen genutzt werden [8].

(Unterstreichungen T.S.) (Schramm/Berger 2013: 816, Der Nervenarzt, im QV unter 8.1.4)

Wie das zitierte Beispiel zeigt, werden Überforderungserlebnisse im Arbeitskontext aufgerufen und mit somatischen („Schweißausbrüchen“) und emotional-psychischen („kritischen Distanz zu der [...] Arbeit“) Merkmalen sowie Verhaltensmerkmalen („Reduzierung der eigenen Leistungsfähigkeit“) verbunden. Auf den Kern der Bewertungsnorm wird im obigen Zitat durch das Verb *sollen* hingewiesen: Bei einem ‚normalen‘, ‚gesunden‘, ‚durchschnittlichen‘ Vertreter der Gattung ›arbeitende Person‹ *sollten* sich diese Merkmale nach „vorübergehenden Überlastungen“ am *Wochenende* oder im *Urlaub* *rasch zurückbilden*. Es kommen hier ›biologische Belastungsgrenzen‹ in Bezug auf die Länge und Häufigkeit der belastenden Faktoren (z. B. durchschnittliches Schlaf- und Ruhebedürfnis, durchschnittliche Konzentrationsspanne), aber auch ›sozialkulturelle Idealnormen‹ in Bezug auf die Einstellung zur Arbeit (*kritische Distanz zur Arbeit* wird hier in Verbindung mit anderen Merkmalen als SYMPTOM für BURNOUT angeführt) und ›individuell-durchschnittliche Erwartungsnormen‹ in Bezug auf die Leistungsfähigkeit (*Reduzierung der eigenen Leistungsfähigkeit* im Vergleich zu früher) ins Spiel.

In fachexternen Texten werden diese verschiedenen Ebenen und Normen in Bezug auf ›BURNOUT‹ ebenfalls miteinander verbunden. Die Symptome werden dabei meist über eine noch konkretere Ebene vermittelt, wie der folgende „Selbsttest“ zeigt, der am Ende eines Magazinberichts auf faz.net präsentiert wird (Meck 2010, FAZ, im QV unter 8.1.6). Denn auch in diesem Test werden die in den Fragen präsentierten konkretisierten Merkmale erst dadurch zu „bedrohlichen“ Symptomen, dass die sich testende Person biologische Normalfunktionen (z. B.: Nach Schlaf/Urlaub fühlt man sich erholt) und sozial-kulturelle oder auch individuell-durchschnittliche Erwartungen (z. B.: Arbeit sollte Freude bereiten/ Bisher hat mir die Arbeit meistens Freude bereitet) als Vergleichswerte mitdenkt (faz.net 08.03.2010, = Meck 2010):

Sind Sie von Burnout gefährdet? Ein Selbsttest

Wenn Sie mehr als eine der folgenden acht Fragen mit „Ja“ beantworten, sollten sie überlegen, ob Sie vom Burn out-Syndrom bedroht sind:

- Gehen Sie lustlos zur Arbeit?
- Fühlen Sie sich morgens nach dem Schlafen wie zerschlagen?
- Belastet Sie der Umgang mit Kollegen, ziehen Sie sich zurück?
- Fühlen Sie sich von Ihren Mitmenschen genervt?
- Sind Sie öfter gereizt?

- Fühlen Sie sich auch nach Urlaub oder Wochenende nicht richtig erholt?
- Sind Sie öfter erkältet, oder haben Sie Magen-, Kopf- oder Rückenschmerzen und Kreislaufprobleme?
- Haben Sie deutlich mehr Lust auf Zigaretten, Alkohol, Süßigkeiten oder Tabletten?

Die meisten im fachlichen und fachexternen Korpus angeführten SOMATISCHEN MERKMALE (z. B.: *chronische Erschöpfung* (durative Quantitätsantonymie), *schwere Erschöpfung* (gradierende Qualitätsantonymie), *immer wieder auftretendes Herzrasen*, *öfter erkältet* (frequente Quantitätsantonymie), *verminderte Schlafqualität* (gradierende Qualitätsantonymie)) werden auf den ›durchschnittlich gesunden Menschen eines bestimmten Alters‹ bezogen. Rachidi spricht in diesem Zusammenhang unter Rückbezug auf Leisi (⁴1971: 101–105) von einer ›Speziesnorm‹ (Rachidi 1989: 99). Auch bei der Beschreibung PSYCHISCHER ZUSTÄNDE, PERSONELLER EIGENSCHAFTEN und VERHALTENS AUFFÄLLIGKEITEN kommen durchschnittliche menschliche und gruppenspezifische Vergleichswerte ins Spiel: So gibt es implizite Vorstellungen davon, wie eine normale *Leistungsbereitschaft* oder *-fähigkeit* einer (z. B. jugendlichen, erwachsenen) Person (z. B. mit bestimmter Ausbildung, Lebenssituation) aussieht, woran man eine durchschnittliche *Motivation* oder ein durchschnittliches *Engagement* in bestimmten Bereichen (z. B. Universität, Krankenhaus, Konzern) im Vergleich zu *besonderem Engagement* oder *Idealismus* erkennt und in welchen Situationen oder unter welchen Umständen (z. B. schlechtes Betriebsklima) es durchaus als ‚normal‘ gilt, mit *Misstrauen*, *Zynismus* oder *Frustration* statt *Zufriedenheit* oder *Selbstwirksamkeitserwartung* zu reagieren.⁶⁸⁵ Anhand der Spezifizierungen, die im letzten Satz in Klammern hinzugefügt wurden, wird deutlich, dass es hier nicht nur um biologische, die menschliche Spezies betreffende graduelle Kennwerte geht, sondern dass je nach Kontext sozialgesellschaftliche und kulturelle Erwartungsnormen mit ins Spiel kommen. Betrachtet man diese Erwartungsnormen noch genauer, dann wird deutlich, dass es neben dem Bezug auf durchschnittliche Werte auch so etwas wie Ideal- und Tauglichkeitsnormen gibt, die in Konflikt zueinander geraten und dadurch zum SYMPTOM werden können, wie in den folgenden beiden fachlichen Kurzdefinitionen des Begriffs ›Burnout‹ nach Edelwich/Brodsky (1984) (zitiert in einer Tabelle bei Sonntag/Frieling/Stegmaier ³2012) und Bergknapp (2009, PiD) und drei Fallbeispielen aus dem fachexternen Diskursstrang (SPIEGEL ONLINE, = Abé 2012 und FAZ.NET, = Weiguny/Nienhaus 2014a) deutlich wird (Unterstreichungen T.S.):

⁶⁸⁵ Die kursivierten Wörter in diesem Satz und in den folgenden Absätzen gehen auf Belege im Korpus zurück.

Edelwich/Brodsky (1984) (zitiert in einer Tabelle bei Sonntag/Frieling/Stegmaier ³2012: 320, im QV unter 8.1.2)

Vierstufiger Prozess der Desillusionierung: 1. idealistische Begeisterung (unrealistische Erwartungen, übermäßiges Engagement) 2. Stagnation: Unzufriedenheit mit organisatorischen Rahmenbedingungen der Arbeit, weiterhin großes Engagement 3. Frustration der idealistischen Erwartungen 4. Apathie, Frustration, Zynismus, emotionaler Rückzug, Vermeidung von Klientenkontakten.

«... zunehmender Verlust an Idealismus und Energie ... » (S. 12) durch fortschreitende Desillusionierung, hervorgerufen durch Überidentifikation mit Klienten sowie durch Erfahrungen mit den Arbeitsbedingungen. Edelwich/Brodsky (1984)

Bergknapp (2009: 240) (PiD, im QV unter 8.1.4)

Aus glühenden Idealisten wurden im Laufe der Zeit frustrierte müde und reizbare Zyniker, die am Ende gleichgültig, körperlich erschöpft und feindselig ihren Klienten gegenüber waren.⁶⁸⁶

SPIEGEL ONLINE, 08.08.2012 (= Abé 2012, im QV unter 8.1.6)

[...] Ich bin stets ein ehrgeiziger Typ gewesen.

In der Schule hatte ich Bestnoten, für meine Doktorarbeit bekam ich einen Preis. Ich fühlte mich nur dann anerkannt, wenn ich Leistung brachte. Entsprechend verhielt ich mich auch im Berufsleben. Ich wollte meine Aufgaben immer perfekt erledigen. So stieg ich schnell weiter auf. Schließlich bekam ich eine Führungsposition, übernahm sehr viel Verantwortung.

In meiner Branche kann man sich keine Fehler leisten. In den schlimmsten Phasen arbeitete ich etwa 80 Stunden in der Woche, 140 Überstunden im Monat. Wenn ich nach Hause kam, konnte ich nicht mehr abschalten. In dieser Zeit litt auch die Beziehung zu meiner Frau, für meine Kinder hatte ich kaum mehr Zeit. Mein Blick verengte sich. Ich war gefangen in einem Tunnel, es gab nur noch die Karriere.

So fühlte ich mich einsamer. Nachts wachte ich auf, schwitzte. Morgens musste ich mich übergeben. Dann trank ich etwas Wasser, schluckte ein paar Stück Traubenzucker und ging in mein erstes Meeting.

[...]

Im Herbst 2010 war es schließlich so weit, drei Jahre nachdem ich diese Führungsposition übernommen hatte: Ich hatte einen Burnout. [...]

686 Ähnliche Beispiele aus dem Korpus findet man auch im Pschyrembel, Klinisches Wörterbuch (²⁶¹2007): 295: „Endzustand eines Prozesses von idealist. Begeisterung über Desillusionierung, Frustration u. Apathie“ (im QV unter 8.1.2); oder bei Barth ²2001: 85: „Am Anfang des Burnouts steht fast regelhaft eine enthusiastische und idealistische Einstellung zum Beruf. Die Erfahrung, dass die idealistischen Ziele an der Realität scheitern, führt dazu, dass Zufriedenheit und Erfüllung im Beruf immer mehr in den Hintergrund geraten (Barth ²2001/²2010: 85, im QV unter 8.1.2).

DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 20.04.2011 (= Wagner 2011, im QV unter 8.1.6)

Helen Heinemann kennt viele solcher Geschichten, wie Marita sie erzählt, deren Name auf ihren Wunsch hin geändert wurde. Heinemann ist Psychotherapeutin und leitet das Institut für Burn-out-Prävention in Hamburg. Zynismus und Burn-out hängen eng zusammen – Zynismus ist die erste Reaktion, wenn eine Situation im Beruf entsteht, aus der sich ein Burn-out entwickeln kann. Er entsteht unter anderem, wenn Ansprüche enttäuscht werden, wenn der eigene Idealismus und das eigene Engagement keinen Widerhall finden und dann die Resignation zum ersten Mal an die Bürotür klopft.

[Durch Unterstreichungen hervorgehobene Links entfernt, T.S.]

FAZ.NET, 19.04.2014 (= Weiguny/Nienhaus 2014a, im QV unter 8.1.6)

Anfällig für den Zusammenbruch sind insbesondere zwei Typen von Menschen: Perfektionisten und Idealisten. Das sind perfiderweise häufig diejenigen, die in ihrer Arbeit besonders engagiert sind, voller Enthusiasmus für die Sache. Sie brennen für ihren Beruf – und dann sind sie irgendwann ausgebrannt. „Der typische Burnout-Patient ist der engagierte, kompetente Mitarbeiter in Führungsposition oder der Selbständige Mitte 40, der über Monate bis Jahre chronisch seine persönlichen Grenzen der Arbeitsfähigkeit überschritten hat“, sagt Götz Mundle, medizinischer Geschäftsführer der Oberbergkliniken, die Burnout-Patienten behandeln. Diese Grenzen überschreitet der Erschöpfte entweder, weil er sich moralisch verpflichtet fühlt – das sind die Idealisten, häufig unter Lehrern, Ärzten, Krankenschwestern zu finden – oder weil er selbst nach höchster Perfektion strebt, sich dabei unrealistische Ziele setzt, alles tut, um die eigene Grandiosität zu beweisen. „Narzisstische Persönlichkeiten sind anfällig“, sagt Mundle. Und Menschen, die schon in der Kindheit gelernt haben: Nur wenn ich etwas leiste, werde ich von meinen Eltern wahrgenommen.

Eigenschaften, die gesellschaftlich eigentlich ein eher hohes Ansehen genießen und in vielen Arbeitskontexten auch ›Idealnormen‹ darstellen,⁶⁸⁷ wie ›Idealismus‹, ›Ehrgeiz‹, ›Engagement‹ im Beruf und ›Identifikation mit Personen/Dingen des eigenen Arbeitsumfeldes‹, werden zu problematischen Eigenschaften, wenn sie in einem Übermaß vorkommen (*übermäßiges Engagement, übermäßiger Ehrgeiz, nach höchster Perfektion, Überidentifikation, glühende Idealisten*). Denn dieses Übermaß führt zu einer negativen Transformation der Gesundheit (*Übelkeit, Schlafprobleme*), negativen Emotionen gegenüber der Arbeit (*Desillusionierung, Unzufriedenheit, Frustration, reizbare Zyniker*) oder zur Beeinträchtigung der eigentlichen beruflichen Aufgabe (*Apathie, gleichgültig, Vermeidung von Klientenkontakten, feindselig ihren Klienten gegenüber, Grenzen der Arbeitsfähigkeit überschritten, unrealistische Ziele*). Dadurch werden die mit der jeweiligen Arbeit

⁶⁸⁷ So findet man beispielsweise Belege, die davon sprechen, dass „gerade die allerbesten Leute bestimmter Berufsgruppen am stärksten vom Ausbrennen bedroht zu sein“ scheinen (vgl. Barth ²2001: 83, im QV unter 8.1.2). Hier spielen zweifelsohne auch Konnotationen der Metaphorik des „Brennens für etwas“ eine entscheidende Rolle. Vgl. Kap. 6.1.2 dieser Arbeit.

verbundenen ›Tauglichkeitsnormen‹ verletzt. Zudem können andere soziale Erwartungen und Idealnomen (z. B. bezogen auf die Partner- und Elternrolle) mit der ‐übererfüllten‹ Berufsrolle in Konflikt stehen. Das *Engagement* oder die *Ideale* ‐taugen“ nämlich nur, wenn sie zu den Realisierungsbedingungen passen, und Motivationsverlust wird als ‐normal‹ bzw. ‐gesund‹ angesehen, wenn die Zielerreichung über die Kräfte bzw. Möglichkeiten hinausgehen würde. Dies wird besonders deutlich, wenn von *unrealistischen Erwartungen* in Verbindung mit *Idealismus* gesprochen wird. Der *vierstufige Prozess* im oben zitierten Beispiel nach Edelwich/Brodsky evoziert eine Kausalkette, in der sich eine Aufspaltung in zwei sich gegenüberliegende Pole ergibt. Auf der einen Seite steht die ‐grenzenlose, selbstlose‹ ›Einsatzbereitschaft für positiv bewertete Ziele und Normen‹ und auf der anderen Seite der ›Zyniker‹, ein ‐die Wertgefühle anderer herabsetzender Spötter“⁶⁸⁸, der den Gegenpol zum ›Idealisten‹ darstellt. Besonders das semantische Merkmal des Einsatzes oder Handelns aufgrund bestimmter ›Werte‹ wird hier in sein Gegenteil verkehrt. Die dahinterstehende Skala ›wertbezogene(r) Einsatz-Zurückhaltung im Beruf (psychisch und physisch)‹ könnte man, wenn man jeden Zwischenzustand explizit formuliert, wie folgt darstellen:

Tab. 9: Skala ›wertbezogene(r) Einsatz-Zurückhaltung im Beruf (psychisch und physisch)‹.

›übermäßiger Einsatz‹	›sehr großer, ständiger Einsatz‹ x‹/›größter Einsatz im Vgl. zu x‹ –	›größerer Einsatz als x‹/›großer Einsatz im Vgl. zu x‹	›unmarkierter durchschnittlicher Einsatz‹ /›durchschnittliche Zurückhaltung‹	›größere Zurückhaltung als x‹/›große Zurückhaltung im Vgl. zu x‹	›sehr große Zurückhaltung‹ ›größte, ständige Zurückhaltung‹	›übermäßige Zurückhaltung‹

Wenn man darüber nachdenkt, dass man zur Bezeichnung des rechts abgebildeten Pols statt von *großer Zurückhaltung* auch von *geringem oder fehlendem Einsatz* sprechen könnte, wohingegen *fehlende Zurückhaltung* als Benennungsalternative für den links abgebildeten Pol unpassend klingt, so stößt man auf ein Phänomen, dass Rachidi mit Bezug auf Gsell folgendermaßen umschreibt:

Unter Polarität soll in Anlehnung an Gsell (1979, 122f) die Tatsache verstanden werden, daß der ‐naive Sprecher‹ eine deutliche ‐positive‹ oder ‐negative‹ Vorstellung mit je einem der Terme eines Gegensatzpaares verbindet, sowie die Übersetzung dieser Sprecherintuition in linguistische Begriffe. (Rachidi 1989: 102)

⁶⁸⁸ Vgl. die Bedeutungsangabe auf „duden.de“, abrufbar unter: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Zyniker> (zuletzt abgerufen am 18.01.2019).

In diesem Zusammenhang ist des Weiteren interessant, dass in den untersuchten Texten PSYCHISCHE ZUSTÄNDE und PERSONELLE EIGENSCHAFTEN häufig durch Gegensatzkonstellationen konstituiert werden, die in der linguistischen Literatur als „gradierbare Komplementäre“⁶⁸⁹ beschrieben werden. Gegensatzpaare dieses Typs seien jeweils auf eine Skala zu beziehen, „die eine unerwünschte Eigenschaft, wie z. B. Schmutz oder Ungenauigkeit, denotiert“ und deren positiver Endpunkt (z. B. Sauberkeit oder Genauigkeit) „das (völlige oder weitgehende) Fehlen der unerwünschten Eigenschaft markiert“ (Rachidi 1989: 93). Dieselbe Relation findet sich auch im Gegensatzpaar *gesund* – *krank* wieder und folgende ex- und implizit transportierten Gegensatzpaare in den Belegen des fachlichen Diskursstrangs lassen sich als gradierbar-komplementär klassifizieren: *zufrieden* – *unzufrieden*, *frustriert*, *resigniert*; (*realistisch*) – *unrealistisch*; (*effektiv*) – *ineffektiv/verringerte Effektivität*; (*bewältigbar*) – *unbewältigbar*, *pflichtbewusst* – (*verantwortungslos*), *ehrgeizig* (*antriebslos* oder *gleichgültig*); (*flexibel*) – *unflexibel*, (*funktional*) – *dysfunktional*, (*mitfühlend*) – *gefühllos*, *gleichgültig*, *herzlos*, *zynisch*; (*leistungsfähig*) – *reduzierte Leistungsfähigkeit/leistungsunfähig*; *distanzierungsfähig* – (*distanzierungsunfähig*); (*ausgeglichen*) – *unausgeglichen*; (*belastbar*) – *reizbar*; (*entspannt*) – *angespannt*; (*ruhig*) – *unruhig* ... Die ‘positiven’ Pole dieser Gegensatzpaare lesen sich beinahe durchgehend wie eine Aufzählung erwünschter Eigenschaften in einer Stellenausschreibung. Sie sind teilweise in Klammern geschrieben, weil sie in den Texten zur Beschreibung von ›Burnout‹ nicht immer explizit genannt werden. Ihre ‘negativen’ Gegenpole hingegen werden zur Beschreibung von ›Burnout‹ häufig verwendet, wodurch dieses Konzept deutlich von den ‘erwünschten’ oder ‘normalen’ Leistungsprofilen abgegrenzt bzw. diesen sogar diametral gegenübergestellt wird.

Die genauere Betrachtung der sprachlichen Mittel der Gradierung, Quantifizierung, Polarisierung und Negation über die Einzeltexte hinweg hat gezeigt, dass ›Burnout‹ durch diese Mittel erstaunlich stabil sowohl fachintern als auch fachextern jenseits gesellschaftlich-kultureller Vorstellungen von ‘normalen’ bzw. ‘erwünschten’ oder ‘gesunden’ Erlebens- und Verhaltensweisen im berufli-

689 Gradierbare komplementäre Adjektivpaare (z. B. *sauber* – *schmutzig*) sind einerseits ähnlich wie antonyme Adjektivpaare (z. B. *groß* – *klein*) gradierbar (z. B. *sauber* (*sauberer*) – *schmutzig* (*schmutziger*)), andererseits „verhalten sich diese Adjektive logisch wie Komplementäre: Die Negation des einen Terms impliziert die Assertion des anderen“ (Rachidi 1989: 93). Rachidi verdeutlicht dies am Bsp. *sauber* – *schmutzig*: Wenn die Wäsche nicht sauber ist, dann ist sie „zumindest ein bißchen schmutzig“ (ebd.) und wenn eine Person nicht *gesund* ist, dann ist sie *zumindest ein bisschen krank*. Bei antonymen Gegensatzpaaren würde dieser „Test“ nicht funktionieren. Denn folgendem Satz würden Teilnehmer/innen eines Testrahmens nicht zustimmen: *Wenn Anja nicht groß ist, dann ist sie zumindest ein bisschen klein.

chen Kontext verortet wird und durch verschiedene sprachliche Steigerungsmittel in Bezug auf die Dauer und Intensität der Merkmale auch deutlich von Konzepten wie ›Stress‹ bzw. ›Stressbelastung‹ oder ›normaler‹ ›Erschöpfung‹ unterschieden wird, die ›vorübergehend‹ sind und deren ›negative‹ Folgen innerhalb kurzer Zeiträume ›reversibel‹ sind.

Eine qualitative Abgrenzung zu sachverwandten Konzepten wie der ›Depression‹ oder ›Neurasthenie‹ findet in den untersuchten Texten des fachlichen und fachexternen Diskursstrangs allerdings nicht in gleich ausgeprägter Weise anhand dieser sprachlichen Mittel der Frequenz, Dauer, Intensität, Polarisierung und Negierung statt. Dies könnte damit zusammenhängen, dass bei allen Konzepten ›Erschöpfung‹ eine Rolle spielt und die Merkmale der zuletzt genannten Konzepte mit eben diesen sprachlichen Mittel jenseits des durchschnittlichen gesunden Referenzpunkts verortet werden. Die Nähe zwischen den Konzepten ›Burnout‹ und ›Depression‹ wird de facto an verschiedenen Stellen (kritisch) angemerkt, einerseits im fachlichen Diskurs (z. B. bei Reime/Steiner 2001: 304ff., PPmP; Dörr/Nater 2013: 75, PPmP, im QV unter 8.1.4; Korczak/Kister/Huber 2010: 24, im QV unter 8.1.5) und andererseits im fachexternen Diskursstrang (z. B. in den Artikelversionen auf Wikipedia zu Burnout ab dem Jahr 2010 oder in der ZEIT 49/2011, = Albrecht 2011a/b, im QV unter 8.1.6). Einige Texte konstatieren jedoch auch Unterschiede, bspw. in den Kernsymptomen, der Extension einzelner Symptome (z. B. in PH 5/2009, = Binkert 2009: 30 und PH compact 27/2011, = Benkert 2011: 45, im QV unter 8.1.7, vgl. auch Kap. 6.2.3.1 dieser Arbeit) oder in Intensitätsunterschieden, wie bei Reime/Steiner (2001: 304) in einer Originalarbeit der Fachzeitschrift „Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie“:

Die Gemeinsamkeiten zwischen Burnout und einer Depression bzw. „dysthymen Störung“ ([3], S. 407) bestehen in „... *Interessens-, Motivationsverlust und Apathie, Rückzug, negativem Selbstwertgefühl und dem Gefühl mangelnder Kompetenz*“ ([4], S. 87). Die Differenzen betreffen z. B. die Intensität der Symptome. Unter einer Depression sollen die Betroffenen stärker leiden als unter Burnout, so dass erstere sich mehr auf den Alltag und das gesundheitliche Wohlbefinden auswirken soll [1] [5] [6] [7]. Burnout soll sich im Gegensatz zur Depression vorwiegend im Berufsleben manifestieren und mit Arbeitsbelastungen wie z. B. hoher Fallzahl, Zeitdruck und fehlender Anerkennung durch Vorgesetzte zusammenhängen [1] [4] [5] [6] [7].

(Reime/Steiner 2001: 304, Fettmarkierung der Zahlen entfernt, Unterstreichungen, T.S.)

Ob diese Konzepte sich wirklich anhand einer unterschiedlichen Verwendung von sprachlichen Mitteln der Intensität bzw. Quantität voneinander abgrenzen lassen, wäre Gegenstand einer eigenen Studie, die Texte dezidiert zur ›Depression‹ und zu ›Burnout‹ anhand qualitativer und quantitativer linguistischer Kriterien zur Konstituierung von Dauer, Frequenz und Intensität auswertet und vergleicht.

Anker für diese ziemlich stabile Verortung der einzelnen Merkmale des Konzepts ›Burnout‹ auf der Seite des ‘ungesunden’, ‘nicht normalen oder erwünschten’ Merkmale-Pols sind dabei verschiedene fachliche, aber auch Common-Sense-Normen – z. B. biologische und biopsychische Speziesnormen, sozialgesellschaftliche und kulturelle Idealnomen, berufliche und lebensweltliche Tauglichkeitsnormen, Individual- oder Gruppennormen –, die als implizite Vergleichsfolien ihre ein- und abgrenzende Wirkung entfalten. Sie formen die verschiedenen semantischen Dimensionen zwischen den Metakzepten ›Gesundheit‹/›Normalität‹ und ›Krankheit‹/›Störung‹/›Abnormalität‹ aus. Es geht nicht nur um die Abwesenheit somatischer Auffälligkeiten im Vergleich zur Gesamtpopulation (Speziesnormen), sondern die Analyse der sprachlichen Oberfläche verweist auch auf berufliche und lebensweltliche Tauglichkeitsnormen (*realistisches Engagement* vs. *unrealistischer Idealismus*) und auf das Zusammenspiel individueller, gruppenspezifischer und gesellschaftlich-kultureller Erwartungsnormen in bestimmten Bereichen und Lebensphasen.

Im folgenden Kapitel 6.2.4.2 wird gefragt, welche in der Fläche der Diskursstränge wiederholt auftretenden Zeichenkombinationen Effekte stimulieren können, die eine Verfestigung der in diesem Kapitel erarbeiteten Ein- und Zuordnungspraktiken sowie die diskursive Durchsetzung bestimmter Definitionsvarianten bewirken und deren Geltung validieren.

6.2.4.2 Sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung im fachinternen und fachexternen Diskursstrang

Analog zu Kapitel 6.2.4.1 wird in diesem Kapitel gefragt, welche wiederholt in der Fläche der Diskursstränge auftretenden Zeichenkombinationen Effekte stimulieren können, die eine Verfestigung und Geltungsvalidierung bestimmter Definitionsvarianten und Zuordnungspraktiken bewirken. Das folgende Kapitel widmet sich zunächst der Frage, welche sprachlichen sowie typo- und topografischen Stimuli auf Praktiken hindeuten, die dazu führen, dass einzelne Aspekte oder Definitionen hervorgehoben und dadurch besonders wichtig erscheinen (= Praktiken der Gewichtung). Daraufhin wird analysiert, durch welche intertextuellen Bezugnahme- sowie fachkulturellen und medialen Praktiken die Vielfalt von Definitionsvarianten in der Zusammenschau über einen gewissen Zeitraum hinweg reduziert wird und einzelne Definitionsvarianten eine dominante Diskursposition erhalten (= Praktiken der Verknappung).⁶⁹⁰ Zum Abschluss geht es darum, Marker der Intersubjektivität, Validität, und Neutralität herauszuarbeiten, mit

⁶⁹⁰ Schon Foucault hat auf Verknappungsprozeduren hingewiesen. Vgl. Kap. 4.1.3.

denen die allgemeine Gültigkeit der (dominanten) Definitionen insbesondere im Bereich von Gesundheit und Krankheit weiter gestützt wird (= Praktiken der Geltungsvalidierung im medizinischen Bereich).⁶⁹¹

Die Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung, die in diesem Kapitel beschrieben werden, sind Teil des in dieser Arbeit entwickelten Analyseprogramms der Unifizierung: Das heißt, es werden insbesondere sprachliche Mittel und Praktiken im Diskurs identifiziert, die statt einer agonalen eine vereinheitlichende, unifizierende Dimension transportieren und damit den Definitionsprozess unterstützen (vgl. dazu auch Kap. 6.2.1 dieser Arbeit). Im Zentrum des Analyseinteresses stehen Praktiken, die wie „Klassifikations-, Anordnungs-, Verteilungsprinzipien“ (Foucault [1970] 1993: 17 und Kap. 4.1.3) wirken und dazu führen, dass divergierende Konzepte im Diskurs weniger sichtbar werden und dadurch der Eindruck von Übereinstimmung entsteht. Damit sei nicht gesagt, dass dieser Konsens von den beteiligten Sprecherinnen und Sprechern immer intendiert erzeugt wird oder dass es keine sprachlichen Marker für Agonalität gäbe (vgl. dazu Kap. 7.3). Es wird gezeigt werden, dass sich fachlicher und gesellschaftlicher ‚Konsens‘ im Diskurs auch durch nicht (gänzlich) intendierte Verhaltensroutinen herauskristallisieren kann.

Die Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung werden direkt sowohl für die fachinternen als auch fachexternen Texte beschrieben. Denn auf diese Weise können die intertextuellen Bezugnahmepraktiken, die zur Verknappung des Diskurses beitragen, an einzelnen Beispielen über die Diskursstränge hinweg nachgezeichnet werden.

Im Rahmen der Analysen der definitorischen Passagen aus punktueller Perspektive wurde schon darauf hingewiesen, dass bestimmte Symptome durch Ausdrücke wie *Kern-* bzw. *Warnsymptome*, *wichtigste Erkennungszeichen* als besonders konstitutiv für ›BURNOUT‹ herausgestellt werden und bestimmte Gruppen durch Ausdrücke wie *insbesondere* oder *nicht nur ... auch* als besonders ‘betroffene’ Personengruppen und -typen hervorgehoben werden (vgl. Kap. 6.2.2.1/6.2.2.2 und 6.2.3.1/6.2.3.2). Eine ähnlich gewichtende Funktion können typo- und topografische Strukturierungen innerhalb von „transkriptive[n] Bezugnahmeformen“ (Jäger 2012b: 16) bewirken: In Lehrbüchern, Abstracts sowie Magazin- und Zeitungsberichten wird diese Auszeichnungsart gerne verwendet:

⁶⁹¹ Die Analyse der Praktiken der Geltungsvalidierung im medizinischen Bereich knüpft an linguistische Analysen zu sprachlichen Mitteln des Geltungsanspruchs an (Deppermann 1997; Vogel 2012, Schnedermann 2016). Auf einige dieser Sprachmittel, die die Geltung einer Definition stützen, wurde schon bei der Analyse der Definitionspassagen aus punktueller Perspektive eingegangen (vgl. Kap. 6.2.2.1 und Kap. 6.2.3.1 und die Überblickstabellen 1, 2.1, 2.2, 4, 5.1 und 5.2 in den Kap. 6.2.2.4 und 6.2.3.3).

In folgendem Kapitel „Wirkungen der Arbeit“ und Unterkapitel „Spezifische Auswirkungen von Stress“ (Schaper ³2014; 531, im QV unter 8.1.2) im Lehrbuch zur Einführung in die Arbeits- und Organisationspsychologie von Nerdinger/Blickle/Schaper (³2014) (siehe Abbildung 17) werden beispielsweise die Symptome „chronische Erschöpfung“ und „Zynismus-Aspekt“ sowie als Entstehungsbedingung die „Beziehung zwischen Klient und Betreuer“, was auf helfende oder Dienstleistungsberufe verweist, fett markiert. Farblich hervorgehoben und eingerahmt wird die Definition nach Maslach/Jackson (1984) präsentiert. Sie wird als eine „der bekanntesten Definitionen“ im Absatz zuvor beschrieben neben anderen Definitionen, die entweder stärker „das Individuum (Persönlichkeit des Helfers), die organisatorischen Bedingungen oder gesellschaftliche Prozesse fokussieren“ (Schaper ³2014: 531, siehe Abb. 17 auf der folgenden Seite).⁶⁹²

Im Kapitel „Burnout“ von Berger/Berner/Schramm (⁵2015) im Lehrbuch für „Psychische Erkrankungen“ (siehe Abbildung 18 auf Seite 423) werden ebenfalls einzelne Namen und Merkmale hervorgehoben: einerseits „Herbert Freudenberger“ und andererseits „Christina Maslach“, deren Symptomtrias („emotionale[r] Erschöpfung, Depersonalisation und verringerte Leistungsfähigkeit bei beruflicher Überforderung“) ebenfalls im fetten Schriftsatz gedruckt wird. Als ‚Betroffenen‘-Gruppe werden „Menschen in sozialen Berufen“ schriftlich akzentuiert. Später im Text erfolgt eine weitere typografische Hervorhebung der Kritik an der weiten Extension des Begriffs ›Burnout‹, durch die dieser Begriff sich auf „jedwede Art von beruflicher Erschöpfung“ beziehe. Schließlich werden zwei weitere Distanzmarker in fetter Schrifttype gesetzt: Erstens wird das klassifizierende Rahmenkonzept „psychische Erkrankung bzw. eigenständige Diagnose“ mit Bezug auf die ICD-10 und das DSM-5 als nicht gültig beschrieben, und zweitens erscheint ein Hinweis auf „16 unterschiedliche Definitionen“. Doch trotz dieses Hinweises auf die Vielfalt der Definitionen wird direkt im Anschluss nur die Definition von Maslach/Jackson mit Bezug auf das MBI zitiert, wobei zwei Symptome wiederum typografisch hervorgehoben werden. In diesen Beispielen zeigt sich die Wirkmacht des Foucault’schen Prinzips des „Kommentars“, der zwar erlaube, „etwas anderes als den Text selbst zu sagen“ (Foucault [1970] 1993: 20), diesen aber dennoch reproduziere und zwar als „Spiel der *Identität* in der Form der *Wiederholung* und des *Selben*“ (Foucault [1970] 1993: 22, kursiv im Orig.; Kap. 4.1.3).

692 Weitere Beispiele aus dem Korpus, die zwar mehrere Definitionen bzw. Beschreibungskonzepte erwähnen und/oder Kritik an der zur „Diagnose“ gewordenen Definition ›Burnout‹ üben, dennoch aber die Definition von Maslach (und Jackson) deutlich hervorheben (z. B. typografisch oder topografisch zu Beginn des Kapitels oder durch eine vergleichsweise ausführliche Zitierweise), findet man auch bei Krapp/Weidemann (⁴2001: 326); Weber (²2011: 426); Nowak (²2010: 69); Groth (2013); Kunter/Pohlmann (2015: 274); Gerrig/Zimbardo (²⁰2015); alle Belege im QV unter 8.1.2.

schlecht und dem Ausmaß privater Belastungen), dass die „objektiv“ ermittelte Arbeitsintensität mit dem Auftreten von depressiven Verstimmungen und Angststörungen in Zusammenhang stehen. Entsprechende Zusammenhänge konnten allerdings nicht für den objektiv ermittelten Handlungsspielraum mit den psychischen Beeinträchtigungen festgestellt werden.

Anhand einer Mediatoranalyse konnte außerdem ermittelt werden, dass die von den Arbeitskräften wahrgenommene **Arbeitsintensität** den Zusammenhang zwischen der objektiv ermittelten Arbeitsintensität und den psychischen Beeinträchtigungen teilweise vermittelt. Die psychischen Beeinträchtigungen treten schließlich umso häufiger auf, je höher die wahrgenommene Arbeitsintensität und je geringer der wahrgenommene Handlungsspielraum ist. Zumindest für den Zusammenhang von hoher Arbeitsintensität und psychischen Beeinträchtigungen lässt sich somit nachweisen, dass hierbei keine Urteilsverzerrungen der Betroffenen verantwortlich gemacht werden können. Anders liegt der Fall allerdings bei der Bewertung des **Handlungsspielraumes**, wozu unterschiedliche Erklärungen herangezogen werden können: Zum einen kann es sein, dass psychisch beeinträchtigte Menschen aufgrund ihrer veränderten Wahrnehmung weniger Handlungsspielraum erleben. Zum anderen ist es aber auch möglich, dass der objektiv vorhandene Spielraum nicht genutzt werden kann (z. B. aufgrund eines zu hohen Arbeitsdrucks oder weil entsprechende Kompetenzen fehlen).

Unter den langfristigen Auswirkungen von Stress, die durch Arbeitsbelastungen entstehen, wurde außerdem die Entstehung von Herz-Kreislauf-Krankheiten (vgl. Siegrist, 1996) und das Burn-out-Syndrom in besonderem Maße untersucht. Im Folgenden soll das arbeitspsychologisch sehr gut untersuchte Burn-out-Syndrom genauer dargestellt werden.

Burn-out-Syndrom

Das Burn-out-Syndrom wurde ursprünglich vor allem in Sozial- und Pflegeberufen untersucht und bezeichnet einen besonderen Zustand berufsbezogener **chronischer Erschöpfung**. Es gibt unterschiedliche Definitionen von Burn-out, die danach unterteilt werden, ob sie das Individuum (Persönlichkeit des Helfers), die organisatorischen Bedingungen oder gesellschaftliche Prozesse fokussieren (vgl. Burisch, 2010). Eine der bekanntesten Definitionen nach Maslach und Jackson (1984) ist die folgende:

Definition

Burn-out bezeichnet einen besonderen Zustand berufsbezogener chronischer Erschöpfung insbesondere in Sozial- und Pflegeberufen. Es wird meist als ein Syndrom aus emotionaler Erschöpfung, Depersonalisierung und reduzierter Leistungsfähigkeit beschrieben. **Emotionale Erschöpfung** ist durch hohe interpersonelle Anforderungen und die Beanspruchung emotionaler Ressourcen gekennzeichnet. Die Betroffenen fühlen sich durch den Kontakt mit anderen Menschen emotional überanstrengt und ausgelaugt. **Depersonalisation** beinhaltet negative, gefühlslose und zynische Einstellungen gegenüber Klienten, Kunden oder Patienten; ein Zustand, in dem die Betroffenen gefühlslose und abgestumpfte Reaktionen gegenüber ihren Klienten zeigen. **Persönliche Leistungseinbußen** beschreibt die Tendenz, die eigene Arbeit negativ zu bewerten und ein Gefühl mangelnden bzw. schwachen beruflichen Selbstwertes zu entwickeln.

Der Aspekt der Depersonalisation, der am stärksten mit dem Kontext der helfenden Berufe verbunden ist, wurde in späteren, allgemeiner gefassten Definitionsversuchen auch als „**Zynismus**“-Aspekt bezeichnet, womit eine gleichgültige und distanzierte Haltung gegenüber der Arbeit sowie ihren Inhalten und Mitteln bezeichnet wird.

Als entscheidender Faktor für die Entstehung von Burn-out gilt die enge **emotionale Beziehung zwischen Klient und Betreuer**. Durch unrealistisch hohe Erwartungen des Betreuenden an seine Wirkungsmöglichkeiten im Rahmen solcher Beziehungen kann eine chronische emotionale Belastung entstehen, die nicht erfolgreich bewältigt wird und bis hin zu Zynismus gegenüber den zu betreuenden Klienten als Extremform der Depersonalisation führt. Die Entstehung von Burn-out ist ein komplexer Prozess und wird durch unterschiedliche Faktoren beeinflusst (Cordes & Dougherty, 1993). Zum einen sind dies Anforderungen des Berufes und der Tätigkeit, zum anderen Persönlichkeitseigenschaften und Merkmale der persönlichen Lebenssituation. So wird insbesondere für die Tätigkeiten in helfenden Berufen ein hohes Maß an persönlicher Zuwendung und emotionaler Anteilnahme verlangt, die häufig nicht ausreichend gegeben werden kann, weshalb sich als Folge Gefühle des Versagens einstellen. Zudem sind die Tätigkeiten in diesem Bereich häufig körperlich belastend und es gibt nur wenige Möglichkeiten, auf die Arbeitsbedingungen Einfluss zu nehmen, was zu Unzufriedenheit, Hilflosigkeit und zu Resignation führen kann. Andere Faktoren können sich aber als Puffer gegen die Belastungen erweisen, so z. B. die wahrgenommene Autonomie oder Kontrolle bei der Arbeit, Merkmale der persönlichen Lebenssituation wie eine intakte Familie und intakte sozi-

Abb. 17: Typografische Hervorhebungen in Schaper (2014: 531, im QV unter 8.1.2, hier in schwarz-weiß). Reprinted/adapted by permission from Springer Nature: Springer eBook, Wirkungen der Arbeit by Niclas Schaper, © 2014.

KAPITEL

04

Mathias Berger, Michael M. Berner und Elisabeth Schramm

Burnout

04.1 Terminologie

04.1.1 Historische Entwicklung

Der Begriff Burnout wurde erstmals von dem New Yorker Psychotherapeuten **Herbert Freudenberger** (1974) geprägt. Aufgrund selbst erlebter Erschöpfung durch eine Mehrfachbelastung als niedergelassener Psychotherapeut, als ehrenamtlicher Mitarbeiter in einer Ambulanz für drogenabhängige Jugendliche sowie als Dozent beschrieb er das Risiko, dass **Menschen in sozialen Berufen** durch idealistisches, übergroßes Engagement „ausbrennen“ können. Den aus der Raketentechnologie abgeleiteten Begriff übernahm er zur besonders bildlichen Darstellung eines Zustands, sich verausgabt und müde zu fühlen, verbunden mit Infektanfälligkeit, häufigen Kopfschmerzen, Magen-Darm-Problemen, Schlaflosigkeit, Kurzatmigkeit oder anderen vegetativen Symptomen. Im Kontakt mit Kollegen komme es zu emotionalen Ausbrüchen, leichter Reizbarkeit und rigidem unflexiblem Denken. Diese Symptomatik sei nur exemplarisch, da das Burnout sich interindividuell sehr vielfältig darstellen könne. Freudenberger betonte, dass es sich **nicht um eine seelische Erkrankung**, sondern lediglich um das Resultat einer beruflichen Überlastung handle.

Die Psychologin **Christina Maslach** bemühte sich ab 1981 um eine operationale Definition und die Entwicklung eines Messinstruments zu deren Erfassung und Quantifizierung (Maslach und Jackson 1981). Sie definierte Burnout als das gemeinsame Auftreten von **emotionaler Erschöpfung, Depersonalisation und verringerter Leistungsfähigkeit bei beruflicher Überforderung**. Das von ihr entwickelte *Maslach Burnout Inventory* (MBI) erfasst mithilfe von 22 Fragen das Vorliegen von Symptomen dieser drei Dimensionen. Das für die Berufsgruppe der Therapeuten entwickelte Instrument wird bei ca. 90 % aller veröffentlichten Studien zu diesem Problem eingesetzt. Hingegen findet das von ihr im Nachgang für die Allgemeinbevölkerung entwickelte Instrument MBI-GS, von dem es keine validierte deutsche Version gibt, kaum Anwendung (Schutte et al. 2000). In den letzten Jahren hat sich der Begriff „Burnout“ insb. in Deutschland stark verbreitet und wird jenseits der sozialen Berufe mit zunehmender Unschärfe für **jedwede Art von beruflicher Erschöpfung**, aber auch **häuslicher Überlastung, belastenden zwischenmenschlichen Beziehungen** oder bei **Überlastung im Leistungssport** verwendet.

Rook (1998) stellte in einer Übersicht **16 unterschiedliche Definitionen** des Begriffs „Burnout“ einander gegenüber. Weit verbreitet ist eine an den drei Dimensionen des MBI ausgerichtete Definition, die als wesentliche Elemente das Gefühl der emotionalen Er-

schöpfung und inneren Leere (*emotional exhaustion*), die zunehmende **Depersonalisation i. S. einer Distanzierung** zu den Inhalten der Arbeit und das **fehlende Erleben von eigener Effizienz und Leistungszufriedenheit** bei der Arbeit (*personal accomplishment*) ansieht.

04.1.2 Klassifikation

In der Internationalen Klassifikation Psychischer Störungen (ICD-10) wird Burnout **nicht als psychische Erkrankung bzw. eigenständige Diagnose** im Kapitel V (F-Diagnosen) geführt. Lediglich im Anhang, d. h. im Kapitel XXI – Faktoren, die den Gesundheitszustand beeinflussen und zur Inanspruchnahme von Gesundheitsdiensten führen – wird der Begriff unter der Ziffer Z73 „Probleme verbunden mit Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung“ angeführt. Hier wird unter Z73.0 „Ausgebranntsein“ mit den Unterpunkten „Burnout“ und „Zustand der totalen Erschöpfung“ aufgelistet. Die Burnout-Problematik könnte auch mit der Ziffer Z73.1 „Akzentuierung von Persönlichkeitszügen“, d. h. Typ-A-Verhalten (Verhaltensmuster, das durch zügelloses Ehrgeiz, starkes Erfolgsstreben, Ungeduld, Konkurrenzdenken und Druckgefühl charakterisiert ist), oder aber auch mit der Ziffer Z56 „Probleme in Verbindung mit Berufstätigkeit und Arbeitslosigkeit“ erfasst werden. Auch in der anstehenden Revision ICD-11 ist nicht geplant, dem Burnout eine eigene diagnostische Kategorie zuzuordnen.

Im DSM-5 wird Burnout ebenfalls nicht als eigenständige Diagnose erwähnt. Burnout kann lediglich unter Ziffer 68.20 „Probleme im Beruf“ eingeordnet werden. Entsprechend der initialen Definition von Freudenberger handelt es sich im DSM-IV nicht um eine Erkrankung, sondern um **ein zu beobachtendes Phänomen**. Da Burnout keine zu behandelnde Krankheitsdiagnose im ICD-10 darstellt, wurde es nicht in den Katalog der Deutschen Krankenkassen aufgenommen. Etwas anders wird das Problem des Ausgebranntseins von den Rentenversicherungsträgern behandelt: Die Rehabilitation zielt definitionsgemäß auf die Beseitigung oder Verminderung negativer Krankheitsfolgen auf den Ebenen der Funktionen, Aktivitäten und Partizipationen. Hierzu wird die Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF) mit einer entsprechenden Funktionsklassifikation genutzt. Da etwa die Hälfte der Rehabilitanden unter einer vitalen Erschöpfung leidet (auch Erschöpfung der Reserven bzw. Burnout-Syndrom genannt), gilt Burnout nach differenzialdiagnostischer Abgrenzung von Folgen körperlicher Erkrankung, Chronic-Fa-

Abb. 18: Typografische Hervorhebungen in Berger/Berner/Schramm (©2015: e30, im QV unter 8.1.2, hier in schwarz-weiß). © Elsevier GmbH, Urban & Fischer, München, Berger, Psychische Erkrankungen. Klinik und Therapie. 5. Auflage 2015.

Ein ganz ähnliches Vorgehen sieht man beim Eintrag zu „Burnout“ im Überkapitel „Psychische Belastung und Beanspruchung“ im Lehrbuch für Arbeitsmedizin (= Groth 2013: 73). Sowohl die Symptomtrias nach Maslach/Jackson im grau hinter-

legten Kasten oben als auch die „Symptomcluster[n]“ des Maslach Burnout Inventory weiter unten werden durch Fettdruck und Spiegelstriche hervorgehoben zitiert, und es wird zugleich darauf hingewiesen, dass ›BURNOUT‹ nur ein „Erschöpfungssyndrom“ bzw. ›Risikozustand‹ und keine „Krankheit“ sei (siehe Abbildung 19):

6.3 Burnout

Burnout

- Risikozustand bei längerfristiger Arbeitsüberforderung
- Zustand von emotionaler Erschöpfung begleitet von Zynismus, Distanzierung und reduzierter Leistungszufriedenheit
- Keine Krankheit, aber bei fehlender Regeneration erhöhtes Risiko psychischer und psychosomatischer Folgeerkrankungen

Weder die Arbeitsmedizin noch andere Fachgebiete verfügen über eine verbindliche Definition des Burnouts. Burnout ist keine Krankheit und ist im ICD-10 als Erschöpfungssyndrom lediglich als ein mit Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung verbundenes Problem kodiert (ICD-10 Z73.0). Praktikabel ist, sich an dem **Maslach-Burnout-Inventar (MBI)** zu orientieren. Dabei handelt es sich um das international verbreitetste Inventar zur Testung einer Burnout-Gefährdung. Die einzelnen Items des MBI lassen sich zu folgenden 3 Symptomclustern zusammenfassen:

- **Emotionale Erschöpfung:** Gefühl der Überforderung und des Ausgelaugtseins verbunden mit Energiemangel, Müdigkeit, Niedergeschlagenheit und Anspannungszuständen
- **Zynismus und Distanzierung:** Emotionaler Zustand, in dem aus dem idealisierten mit positiven Erwartungen verbundenen Verhältnis zur Arbeit Frustration und eine Distanzierung von der Arbeit geworden sind. Die Betroffenen erleben Schuldzuweisungen und Verbitterung gegenüber den Arbeitsbedingungen, eine Abwertung der

[Seitenwechsel von S. 73 zu S. 74, Groth (2013)]

Arbeit und einen Zynismus, der sich u. a. gegen Kollegen und auch ihre Klientel richtet. Dieser Zustand ist häufig mit Schuldgefühlen oder auch einem vollständigen Gefühlverlust (Depersonalisation) verbunden

- **Verringerte Leistungszufriedenheit:** Empfundene nachhaltige Minderung der Arbeitsleistung, Kompetenz und Kreativität verbunden mit Konzentrationsstörungen und Arbeitsunzufriedenheit

[Nach diesen Spiegelstrichen erfolgt u. a. noch der Hinweis, dass es für „die Diagnose eines Burnout-Syndroms“ notwendig sei, „dass die Betroffenen ihr Beschwerdebild als Folge ihrer Arbeitsbelastung erleben“ und dass ein „Burnout-Syndrom“ zu „einer anderen psychischen/psychosomatischen Erkrankung führen“ könne und „wegen der symptomatischen Überschneidungen diagnostisch von diesen nur schwer abzugrenzen“ sei (Groth 2013: 74).]

Abb. 19: Typografische Hervorhebungen in Groth (2013: 73–74, Ausschnitte der Seiten, im QV unter 8.1.2). Reprinted/adapted by permission from Springer Nature: Springer eBook, Psychische Belastung und Beanspruchung by K. Groth, Copyright © 2013.

Eine besonders verknappende Wirkung entfalten des Weiteren Schaubilder. In Kapitel 6.2.2.1 (Beleg 6) wurde schon ein Schaubild aus dem Lehrbuch von Nerdinger/Blickle/Schaper (³2014: 532) beschrieben, das die drei Symptome nach Maslach/Jackson (1981; 1984) – im Schaubild per Pfeil aufeinander folgend – präsentiert und mit verschiedenen Stressorenquellen verbindet. In ähnlicher Weise verfährt auch das folgende Schaubild (siehe Abbildung 20), indem es die drei Hauptsymptome für ›Burnout‹ nach Maslach/Jackson (1981; 1984, siehe Beleg 2 in Kap. 6.2.2.1) in einen größeren Zusammenhang, in diesem Fall in das Klassifikationssystem nach der ICD-10, einordnet und ›Burnout‹ damit als Folge von „Arbeitsüberforderung“ und als „Risiko-Zustand“ für „Folgekrankheiten“ platziert:

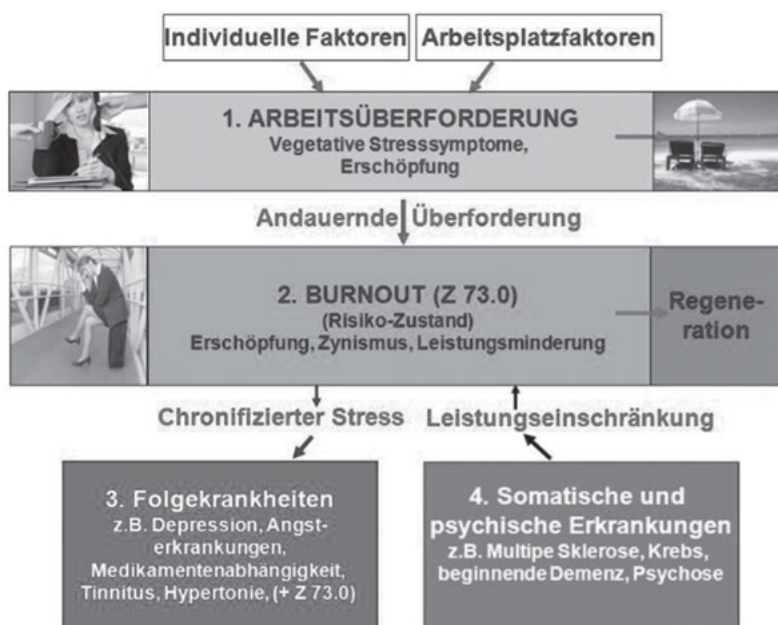


Abb. 1 DGPPN-Konzept zum Übergang von Arbeitsbelastung zur Krankheit

Abb. 20: Einordnung von ›Burnout‹ mit den drei ›Hauptsymptomen‹ nach Maslach/Jackson (1981/1984) im Kontext des Klassifikationssystems ICD-10 im Positionspapier der DGPPN (2012: 4, hier in schwarz-weiß), siehe im QV unter 8.1.9, © DGPPN, M. Berger et al. 2012.

Es gibt allerdings auch Kapitel in Hand- und Lehrbüchern, in denen die Definition von Maslach/Jackson nicht in dieser dominanten Weise typografisch hervorgehoben erscheint oder sogar unerwähnt bleibt.

Im Lehrbuch von Sonntag/Frieling/Stegmaier (³2012: 320) sind vier Definitionen in einer farblich hervorgehobenen Tabelle einander gegenübergestellt (siehe Abbil-

dung 21), und im Fließtext erfolgt keine Gewichtung, welche Definition am meisten verbreitet sei, sondern die Definitionen werden danach unterschieden, ob sie sich eher auf individuelle Merkmale oder Faktoren der Arbeitsumgebung stützen. Das Thema „Burnout“ ist in das Großkapitel „Teil III: Personale Voraussetzungen und deren Förderung“ eingebettet, wie man durch den Seitenkopf (siehe Abb. 21) erkennen kann. In der mittleren Tabellenspalte werden Ausschnitte aus den Definitionen direkt bzw. in Übersetzung zitiert, und in der Spalte rechts daneben werden diese Definitionen über Erläuterungen im aufgelisteten Format beschrieben:

320 Teil III: Personale Voraussetzungen und deren Förderung

Tabelle III-23: Ausgewählte Definitionen und Konzepte von Burnout

Autoren	Definition	Phänomenbeschreibung
Edelwich & Brodsky (1984)	«... zunehmender Verlust an Idealismus und Energie ...» (S. 12) durch fortschreitende Desillusionierung, hervorgerufen durch Überidentifikation mit Klienten sowie durch Erfahrungen mit den Arbeitsbedingungen.	Vierstufiger Prozess der Desillusionierung: 1. idealistische Begeisterung (unrealistische Erwartungen, übermäßiges Engagement) 2. Stagnation: Unzufriedenheit mit organisatorischen Rahmenbedingungen der Arbeit, weiterhin großes Engagement 3. Frustration der idealistischen Erwartungen 4. Apathie, Frustration, Zynismus, emotionaler Rückzug, Vermeidung von Klientenkontakten
Pines, Aronson & Kafry (1983)	«Ausbrennen ist das Resultat andauernder oder wiederholter emotionaler Belastung im Zusammenhang mit langfristigem, intensivem Einsatz für andere Menschen» (S. 25).	• körperliche Erschöpfung (chronische Müdigkeit, Kopfschmerzen, Schlafstörungen ...) • emotionale Erschöpfung (Reizbarkeit, Hilflosigkeit, Entmutigung, Leere ...) • geistige Erschöpfung (negative Einstellung zu sich selbst, zum Leben, zu anderen Menschen) • emotionale und physische Distanzierung von Klienten(-problemen)
Maslach & Jackson (1984)	«... Syndrom aus emotionaler Erschöpfung, Depersonalisation u. reduzierter Leistungsfähigkeit das bei Individuen, die in irgendeiner Weise mit Menschen arbeiten, auftreten kann» (S. 134).	• Gefühl, durch den Kontakt mit anderen Menschen emotional überanstrengt und ausgelaugt zu sein • gefühllose und abgestumpfte Reaktion auf die zu betreuenden Personen/Klienten • Gefühl des Kompetenz- und Erfolgsverlustes bei der Arbeit
Cherniss (1980)	«... ein Prozeß, in welchem ein ursprünglich engagierter Professioneller sich als Reaktion auf in der Arbeit erfahrene(n) Streß und Streß-Reaktion (stress and strain) von seiner oder ihrer Arbeit zurückzieht» (Enzmann & Kleiber, 1989, S. 42).	• Verlust von Kompetenzgefühl • Apathie, Zynismus und Rigidität • veränderte Einstellung zur Arbeit und zu den Klienten • Gefühle von Erschöpfung und Anspannung

Abb. 21: Gegenüberstellung von Burnout-Definitionen bei Sonntag/Frieling/Stegmaier (³2012: 320, im QV unter 8.1.2, hier in schwarz-weiß), © by Verlag Hans Huber, Hogrefe AG, Bern, 2013 und Sonntag/Frieling/Stegmaier 2012.

Nicht erwähnt wird die Definition von Maslach/Jackson vor allem in Handbuchtexten, wenn *Burnout* nur am Rande erwähnt wird (z. B. Dittmann-Kohli/Sowarska/Timmer 1997; Ulich ⁵2001; Dormann/Zapf 2007, im QV unter 8.1.2) oder wenn sich in einem Unterfach andere Konzepte verbreitet und durchgesetzt haben. So gibt es beispielsweise Handbuchkapitel aus dem Bereich der pädagogischen Psychologie, die eine andere Konzeptualisierung von ›Burnout‹ bevorzugen oder zumindest gleichberechtigt verwenden (so z. B. Schaarschmidt 2008 und Krapp/Weidemann (⁴2001: 325, im QV unter 8.1.2). Denn in diesem Unterfach hat sich ein Diagnoseinstrument durchgesetzt, das entwickelt wurde, um im Kontext des Überthemas „Lehrerbelastung“ gesundheitsgefährdende und gesundheitsförderliche Muster der Belastungsbewältigung zu erheben: das Verfahren des Arbeitsbezogenen Verhaltens- und Erlebensmusters (AVEM), das ein „Risikomuster B“ ausweist (Schaarschmidt/Fischer ²2003 zitiert nach Schaarschmidt 2008: 202, im QV unter 8.1.2 und 8.1.5).

Betrachtet man aber insgesamt in den 53 im Korpus enthaltenen Fachlexikon-, Hand- und Lehrbuchtexten aus verschiedenen medizinischen und psychologischen Unterfächern, die das Thema „Burnout“ nicht nur erwähnen, sondern mindestens in einem Satz bzw. Abschnitt behandeln,⁶⁹³ wie häufig die Definition, die auf Maslach/Jackson zurückgeht, als einzige Referenz oder hervorgehoben zitiert wird,⁶⁹⁴ dann erhält man folgende Übersicht:

693 Manche dieser Lexikon-, Hand- und Lehrbuchartikel behandeln das Thema „Burnout“ ausführlich, einige Hand- und Lehrbuchartikel schneiden das Thema „Burnout“ im Rahmen anderer Kapitel an (diese Texte ergeben zusammen 54 im Korpus enthaltene Texte (darunter sind beim „Dorsch – Lexikon der Psychologie“ und „Psyhyrembel – Klinisches Wörterbuch“ und teilweise auch bei anderen Lehrbüchern mehrere Auflagen enthalten, siehe das Quellenverzeichnis in Kap. 8.1.2)). Im Quellenverzeichnis dieses Unterkorpus sind aber auch Hand- und Lehrbücher enthalten, die das Stichwort „Burnout“ nicht enthalten (so z. B. Pawlik 2006; Kanning/Staufenbiel 2012; Bamberg/Mohr/Busch 2012, u. weitere) oder nur am Rande ohne weitere Bedeutungsangabe erwähnen (so z. B. Oerter/Bruhn 2005; Semmer/Grebner/Elfering 2010). Sie wurden als Quellen dennoch in das Unterkorpus aufgenommen, da dies zeigt, dass nicht jedes Lehrbuch einschlägiger Praxisbereiche, beispielsweise der Arbeitspsychologie, Organisationspsychologie oder pädagogischen Psychologie, *Burnout* zwingend enthält und dass in einigen Fachrichtungen wie z. B. der Allgemeinmedizin das Thema „Burnout“ nicht (z. B. Kochen ⁵2017; Jobst/Abholz ⁴2013) oder falls doch, nur am Rande genannt wird (so z. B. bei Gesenhues/Gesenhues/Weltermann et al. ⁸2017: 1276).

694 Hervorgehoben zitiert heißt in diesem Zusammenhang, wenn die Definition oder Symptome der Definition von Maslach/Jackson (1981) und/oder das Maslach Burnout Inventory (MBI) reformuliert oder zitiert und dabei deutlich im Vergleich zu anderen Konzepten hervorgehoben werden, zum Beispiel durch fette Schrifttype, durch Einrahmung oder dadurch, dass diese Definition/diese Symptome zu Beginn des Hand- oder Lehrbucheintrags und am ausführlichsten zitiert werden (teilweise wird diese Definition auch mit einem Hinweis versehen, dass sie weit

Tab. 10: Die Definition nach Maslach/Jackson im Korpus „Fachlexika-, Hand- und Lehrbücher“.

Fachlexikon-, Hand- u. Lehrbuchtexte, die nur die Symptomtrias, die auf Maslach/Jackson zurückgeht, zitieren/ reformulieren (mit oder ohne Quellenverweis, teilw. auch problematisieren)	Fachlexikon-, Hand- u. Lehrbuchtexte, welche die Symptomtrias, die auf Maslach/Jackson zurückgeht, hervorgehoben neben anderen Definitionen/ Konzepten zitieren/ reformulieren, teilw. auch problematisieren	Fachlexikon-, Hand- u. Lehrbuchtexte, die verschiedene Definitionen gleichberechtigt nebeneinander präsentieren, dabei auch die Def. von Maslach/Jackson, aber nicht hervorgehoben	Fachlexika, Hand- und Lehrbücher, die <i>Burnout</i> kurz erwähnen, auf 1–2 Quellen beziehen (die nicht auf Maslach/Jackson zurückgehen) oder ohne fremdes (bzw. eindeutig erkennbares implizites) Zitat definieren
11	24	6	12

Die tabellarische Übersicht zeigt, dass die Definition, die auf das Maslach Burnout Inventory zurückgeht, in den Fachlexika und Hand- und Lehrbüchern in über der Hälfte der analysierten Texte als dominante Definitionsvariante konstituiert wird. Fachlexika, Hand- und Lehrbücher führen des Weiteren schon qua Publikations- und Textsorte diskursiv zu einer Verknappung der Quellen, weil sie für den geforderten komprimierten Überblick pro Thema eine Auswahl treffen müssen. Sie besetzen eine mächtige diskursive Position, da sie häufig als erste Anlaufstelle zum Einstieg in ein Thema und mit dem Anspruch, einen Überblick zu erhalten, konsultiert werden. Sie werden darüber hinaus von Personen verfasst, denen von Vertreterinnen/Vertretern einer Disziplin eine fachliche Reputation, bezogen auf dieses Thema, zugeschrieben wird. Die Einträge sind des Weiteren nach Regeln verfasst, die in dieser Disziplin gelten (vgl. Foucault [1970] 1993: 22ff.).⁶⁹⁵

verbreitet sei). Es werden in diese Zählung auch Texte aufgenommen, die zwar Distanzmarker in Bezug auf die Geltung der Definition setzen (z. B. dass es keine allgemeingültige Definition gebe), dann aber dennoch im direkten Anschluss ausschließlich die Definition bzw. die drei Haupt-Symptome nach Maslach/Jackson (1981) reformulieren/zitieren.

695 Ähnlich wie Fachlexika, Hand- und Lehrbücher können des Weiteren Abstracts im Rahmen von fachlichen Übersichtsartikeln Hervorhebungs- und Verknappungseffekte produzieren, wenn eine Definition als einzige im Abstract und damit topografisch im ersten wahrgenommenen Abschnitt des Fachartikels erscheint. In Kap. 6.2.2.2 wurde dies schon bei Beleg 7 (= Bauer/Häfner/Kächele et al. (2003: 213) in PPmP 53 (5) im QV unter 8.1.4) beschrieben. Die Textsorte Abstract zeichnet sich meist dadurch aus, dass es strenge Vorgaben für die Zeichenanzahl gibt, und sie geht mit der Medialitätserwartung einher, dass der wichtigste Inhalt des Beitrags dort in kurzer Zusammenfassung präsentiert wird. Bauer et al. ziehen in ihrem Abstract den Namen

Aus diesen Gründen dienen Lexika und Handbücher, teilweise vermittelt über Onlineplattformen wie Wikipedia, wahrscheinlich zudem häufig als Quellen für Vermittlungstexte, auch wenn diese Quellen medial selten eindeutig sichtbar gemacht werden.⁶⁹⁶ Studien legen nahe, dass Plattformen wie Wikipedia journalistisch genutzt werden, beispielsweise auch für die Suche nach weiteren Quellen.⁶⁹⁷ In Kapitel 6.2.3.2 wurde durch den Vergleich der Wikipedia-Artikelversionen zu „Burnout“ ausgewertet, dass der erste Definitions-Abschnitt in den ausgewerteten Artikelversionen der Jahre 2009 bis 2016 auf der Definition des Klinischen Wörterbuchs *Psychyrembel* (²⁶¹2007, siehe Beleg 4 in Kap. 6.2.2.1) basiert (für einen genauen Vergleich der *Psychyrembel*- und Wikipedia-Versionen siehe Kap. 6.2.3.2). Ob die Medien sich an diesen Einträgen der Fachlexika, Hand- und Lehrbücher oder Wikipedia orientieren, ist nicht sicher herauszufinden, da selten die Quelle angegeben wird und einzelne Symptome nicht in derselben Strenge wie bei

Herbert Freudenberger und die drei Symptome, die auf Maslach/Jackson (1984) zurückgehen, so zusammen, dass diese Definition des „Burnout-Syndroms“ als Definition von Freudenberger interpretiert werden kann. Eine Seite später wird im Fließtext jedoch betont, „dass es keine allgemein gültige Definition von Burn-out“ gebe. Eine ähnliche nicht direkt im Kontext der Definition kenntlich gemachte Verschmelzung zweier Definitionsquellen, und zwar der klassifizierenden Einordnung von ›Burnout‹ in der ICD-10 und der Definition von ›Burnout‹ nach Maslach/Jackson (1984), findet man auch in einem Diskussionsbeitrag von Keller-Schneider (2016: 305) in der Fachzeitschrift *PfEU*: „Gemäß medizinischer Definition (ICD 10 der Weltgesundheitsorganisation [...]) ist Burnout ein depressives Syndrom, das sich in der Konstellation von emotionaler Erschöpfung, Depersonalisierung (Zynismus) und Leistungsmangel diagnostizieren lässt.“ Reviews bzw. Übersichtsbeiträgen kommt ähnlich wie den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern eine bedeutende Diskursposition zu, da sie von Forschenden und Fachleuten in der Praxis zur überblickshaften Informationsgewinnung über die wichtigsten Erkenntnisse und Studien und zum Einstieg in ein Thema genutzt werden. Auf einer übersichtlichen Seitenzahl sollen die wichtigsten Studien und Erkenntnisse zu einem Thema zusammengefasst werden.

696 Man findet im SPIEGEL-Korpus einen expliziten Beleg dafür, dass die Definition von „Burnout“ über Wikipedia mit Bezug auf den *Psychyrembel* zitiert wird (= Lobo 2013, DER SPIEGEL, im QV unter 8.1.5), wobei der Autor des SPIEGEL-Artikels nicht überprüft, inwiefern sich die Wikipedia-Version von der Version im *Psychyrembel* unterscheidet (siehe dazu Kap. 6.2.3.2). Einen Beleg, dass ein klinisches Wörterbuch wie der *Psychyrembel* von Journalistinnen und Journalisten verwendet wird, findet man zudem in einem Artikel der Zeitung *DIE ZEIT* aus dem Jahr 1999, in der in Bezug auf den Begriff ›Burnout‹ geschrieben wird: „In Nachschlagewerken wie dem *Psychyrembel* taucht der Begriff erst gar nicht auf“ (= Blech 1999, *DIE ZEIT* im QV unter 8.1.5). *Burnout* wurde erst in der 259. Auflage (2002: 251, im QV unter 8.1.2) in den *Psychyrembel* als Stichwort aufgenommen.

697 Dies legt ein Bericht der Bundeszentrale für politische Bildung aus dem Jahr 2012 nahe, der verschiedene Studien zur journalistischen Onlinerecherche und die Verwendung von Wikipedia zusammenfasst (Neubarth/Neuberger 2012, abrufbar unter: <http://www.bpb.de/gesellschaft/digitales/wikipedia/145822/die-wikipedisierung-des-journalismus?p=all>, zuletzt eingesehen am 27.12.2019).

Zitaten reproduziert werden. Daher ist eine genaue Auszählung, wie häufig die Symptome nach der Definition von Maslach/Jackson (1981/1984) oder anderen Definitionsformen benannt werden, nicht in der gleichen Weise möglich wie bei den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern. Die drei Symptome, die auf das Messinstrument des Maslach Burnout Inventory und teilweise auf Symptome nach Freudenberg (1974) zurückgehen oder diesen ähneln,⁶⁹⁸ werden jedoch über alle Dekaden wiederholt aufgerufen, wie die folgenden Belege aus dem Medienkorpus zeigen. Dabei wird das Symptom „Depersonalisierung“ sprachlich am stärksten variiert. Im ersten Beleg werden die Symptome zudem als „Phasen“ dargestellt, die aufeinander folgen (Unterstreichungen im Folgenden T.S.):

1) Süddeutsche Zeitung, 3.3.2001: V1/1 (= Brunner 2001, im QV unter 8.1.6)

Drei verschiedene Phasen gibt es im Burnout: a) Erschöpfung, b) Gereiztheit und Gleichgültigkeit, c) Leistungseinschränkungen.

2) Psychologie Heute, 10/2002: 24 (= Krumpholz-Reichel 2002, im QV unter 8.1.7)

Holländische Forscher untersuchen die psychische Ermüdung in der Arbeitswelt [als Zwischenüberschrift etwas größer gesetzt] [...]

In einem Fragebogen wurde der Grad der Erschöpfung, der Zweifel an der eigenen Kompetenz, aber auch das Maß an Zynismus als Kriterien für psychische Ermüdung evaluiert. [...]

Chronische Ermattung ist der Endzustand eines langen psychischen Prozesses: „Wer wegen Überforderung oder einem schlechten Betriebsklima aus der Balance gerät, zieht sich zunächst auf einen distanzierten Standpunkt zurück, um in der akuten Situation nicht das Gesicht zu verlieren“, erklärt Wilmar Schaufeli, Professor für Arbeits- und Organisationspsychologie an der Universität Utrecht und im Großprojekt *Fatigue at work* federführend für chronische Erschöpfung und Burnout zuständig. „Zu große Distanz im Job verschlechtert die sozialen Beziehungen und verhindert in einem nächsten Schritt gute Arbeitsergebnisse, was wiederum dazu führt, dass man sich psychisch der Arbeit nicht mehr gewachsen fühlt“ – und ermattet kapituliert.

3) Frankfurter Allgemeine Zeitung, 3.4.2004: 55 (= Kals 2004, im QV unter 8.1.6)

Neben komplexen Wechselwirkungen läßt sich ein Burn-out-Syndrom durch drei Elemente charakterisieren: emotionale Erschöpfung, Dehumanisierung und Zynismus und schließlich

698 Das Symptom „Zynismus“, das häufig genannt wird und in den Aufzählungen teilweise das Symptom „Depersonalisation“ zu ersetzen scheint, nennt auch Freudenberg (1974: 161): „becomes the ‘house cynic’“. Freudenberg nennt auch einige somatische Symptome, die in Medientexten aufgegriffen werden: „exhaustion and fatigue, being unable to shake a lingering cold, suffering from frequent headaches and gastrointestinal disturbances, sleeplessness and shortness of breath“. Emotionale Merkmale und Verhaltenssymptome sind bei Freudenberg z. B.: „Quickness to anger, [...] instantaneous irritation and frustration responses“; „cries too easily“, „becomes excessively stubborn, and inflexible“ (ebd.: 160f.).

lich eine verminderte Leistungszufriedenheit. „Weitgehende Einigkeit besteht heute darin, daß Distress, also negativer Streß, ein Schlüsselphänomen in der Entstehung des Burn-out darstellt“, sagt der Arbeitsmediziner Andreas Weber.

4) DIE ZEIT, 20.7.2006 Nr. 30 (= Kuhrt 2006, im QV unter 8.1.6)

ZEIT: Was unterscheidet denn Burn-out von Erschöpfung?

Siegrist: Burn-out ist durch drei Merkmale gekennzeichnet: emotionale Erschöpfung, den Abfall der Leistungsfähigkeit und das Auftreten von Entfremdungsgefühlen bei der Arbeit. Das heißt, dass man nicht mehr mit Freude an die Arbeit geht, sondern sich innerlich distanziert. Insofern ist Burn-out ein bisschen spezifischer als Erschöpfung.

5) SZ, 29.11.2008: V2-9 (SZ 2008a, im QV unter 8.1.6)

Was ist Burnout?

„Burnout“ bedeutet „Ausbrennen“. Der Psychoanalytiker Herbert J. Freudenberger prägte den Begriff erstmals 1974 in Deutschland. Bis heute gibt es allerdings weder eine allgemein akzeptierte Definition, noch gilt Burnout als klinische Diagnose. Der Begriff taucht in den ICD-10, der internationalen Klassifikation der Krankheiten, nur im Anhang auf. Zu den drei wichtigsten Symptomen von Burnout zählen den US-Forschern Maslach und Jackson zufolge: emotionale Erschöpfung, Depersonalisierung im Sinne einer nicht-mitfühlenden, ablehnenden oder gar aggressiv-zynischen Haltung gegenüber Kunden oder Klienten und das subjektive Gefühl mangelnder Leistungsfähigkeit. Hinzu kommen diverse seelische und körperliche Beschwerden wie Ängste, Abstumpfung, Reizbarkeit, ständige Müdigkeit, häufige Infektionen, Rücken-, Herzkreislauf- oder Magen-Darm-Probleme.

6) FAZ, 6.10.2010: N1 (= Kaulen 2010, im QV unter 8.1.6)

“Burnout”: Hat die Diagnose Methode, oder ist es Mode?

Die inflationäre Verwendung des Begriffs Burnout suggeriert, dass eine ganze Gesellschaft psychisch erschöpft ist. [...]

Jeder hat ein intuitives Verständnis davon, aber weder die internationale Klassifikation der Krankheiten noch das „Diagnostische und Statistische Handbuch psychischer Störungen“ listen Burnout als eigenständige Erkrankung. Es fehlt auch ein allgemein anerkanntes Instrument, um die Störung von anderen Krankheiten, etwa der Depression und den Angsterkrankungen, abzugrenzen. Trotzdem wird sie laufend diagnostiziert. [...]

Der Begriff Burnout leitet sich aus der Arbeitswelt her. Die meisten Ärzte verstehen darunter einen Zustand aus arbeitsbedingter Erschöpfung, Selbstentfremdung, Zynismus und verminderter Leistungsfähigkeit [14]. Im praktischen Alltag zählen noch Dutzende weiterer Symptome dazu, etwa verstärkte Anspannung, Schlafstörungen, Unruhe, Konzentrationschwäche, mangelnde Motivation und reduzierte Arbeitsleistung. Für Korczak sind diese Zuschreibungen ein beliebiger Katalog negativer Befindlichkeitsstörungen, die keine Rückschlüsse auf den Beginn der Symptome zulassen. In der wissenschaftlichen Literatur werde die Störung deshalb auch als „randunscharfe Menge“ bezeichnet, so der Medizinsoziologe im Gespräch. [...]

7) ZEIT ONLINE, 29. Juli 2010 (= Heyn 2010, im QV unter 8.1.6)

[...] ZEIT ONLINE: Wie kann ich feststellen, ob ich unter Burn-out leide?

Bergner: Erstes Symptom ist die emotionale Erschöpfung. Man kann sie selbst diagnostizieren. Sätze wie „Ich kann nicht mehr“ oder „Es macht alles keinen Sinn“ sind klassisch für emotional erschöpfte Menschen. Zweites Symptom ist die sogenannte Depersonalisation. Die Betroffenen ziehen sich zurück. Das dritte Symptom ist die Leistungsabnahme. Erst wenn alle drei Symptome erfüllt sind, lässt sich die Diagnose Burn-out stellen. [...]

8) DIE ZEIT, 8.7.2010, Nr. 28/2010 (= Rudzio 2010b) [Der folgende Ausschnitt, der als Screenshot dargestellt wird (siehe Abbildung 22), ist in dieser grauen Hinterlegung als „Lexikon-Abschnitt“ in den Fließtext des Zeitungsartikels integriert]⁶⁹⁹

BURN-OUT	Was ist Burn-out? Von einem Burn-out wird heute gesprochen, wenn der Patient drei Symptome zeigt: Er ist emotional und körperlich erschöpft, entfremdet sich immer mehr von seiner Arbeit, zieht sich von Freunden zurück, da er keine Kraft mehr für sie aufbringt, und hat das Vertrauen in seine Fähigkeiten verloren.
WAS KANN ICH DAGEGEN TUN?	Wie kommt es dazu? Gefährdet ist, wer dauerhaft an seine Grenzen geht, was Zeit und Energie betrifft. Dazu können Frustrationen kommen, wenn etwa ein Dozent oder ein Chef die eigene Arbeit nicht anerkennt, wenn man nicht die Noten oder die Bezahlung bekommt, die angemessen wären.
WIE KANN ICH VORBEUGEN?	Bin ich gefährdet? Das können Sie mit diesem Test nachprüfen: www.burnout-fachberatung.de/burnout-test.htm Auch wenn Sie noch nicht vor dem Zusammenbruch stehen, diese Zeilen Sie aber zum Nachdenken gebracht haben, sollten Sie etwas gegen Ihre Überlastung tun.

Abb. 22: Ausschnitt aus dem Artikel „Kostenstelle Mensch“, DIE ZEIT, 8.7.2010 (= Rudzio 2010b, im QV unter 8.1.6), © Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG 2010.

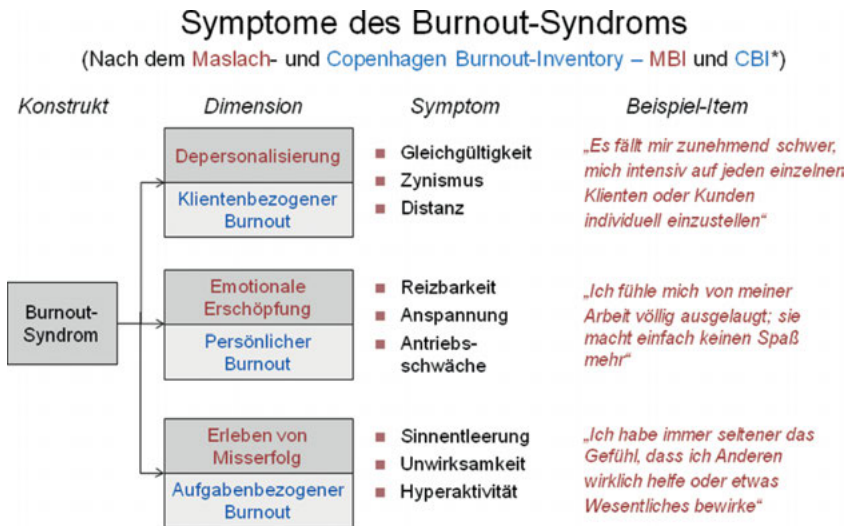
9) Wikipedia, Artikelfassung zu „Burnout“ vom 26.12.2009

Ein Burnout-Syndrom (engl. *(to) burn out*: „ausbrennen“) ist ein Zustand ausgesprochener emotionaler Erschöpfung mit reduzierter Leistungsfähigkeit, das als Endzustand einer Entwicklungslinie bezeichnet werden kann, die mit idealistischer Begeisterung beginnt und über frustrierende Erlebnisse zu Desillusionierung und Apathie, psychosomatischen Erkrankungen und Depression oder Aggressivität und einer erhöhten Suchtgefährdung führt.[1]⁷⁰⁰

⁶⁹⁹ In dem im dritten Abschnitt verlinkten Test werden diese Symptome und weitere in Form von Fragebogen-Items wiederaufgenommen, vgl. <https://www.burnout-fachberatung.de/burnout-test.htm> (zuletzt abgerufen am 22.11.2019). Eine Definition von *Burnout*, die in Form eines grau hinterlegten Kastens bzw. „Glossars“ in den Zeitungsartikel integriert ist, und eine Verlinkung auf einen Burnout-Test einer externen Seite (in diesem Fall auf folgende Seite: <https://www.hilfe-bei-burnout.de/burnout-test-lang/>), findet man beispielsweise auch bei Heinrich (2011, DIE ZEIT Nr. 40/2011, siehe im QV unter 8.1.6), vgl. dazu auch Abb. 12.

⁷⁰⁰ Unterstreichungen, die Links auf Wikipedia markieren, wurden hier entfernt, T.S. Diese Definition geht auf die Definition im Klinischen Wörterbuch Pschyrembel zurück. Das Symptom

10) Wikipedia von 2011–2019: Unter Symptomen wird auf Wikipedia von 2011–2019 nur die Symptomtrias von Maslach/Jackson zugrunde gelegt und grafisch mit dem Copenhagen Burnout Inventory (CBI) verbunden (siehe die folgende Abbildung 23):⁷⁰¹



* Maslach, C. u.a., 'Job Burnout', in: Annual Review of Psychology 52 (2001) und Kristensen, T. S. u.a., 'The Copenhagen Burnout Inventory: A new tool for the assessment of burnout', in: Work & Stress 19 (2005) No. 3

Quelle: Institut für Management-Innovation, Prof. Dr. Waldemar Pelz

Abb. 23: Grafische Abbildung im Abschnitt „Symptome“ im Korpus der Wikipedia-Artikelfassungen von 2011–2019, CC BY-SA 3.0 DE (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/legalcode>).⁷⁰²

11) NetDoktor, 12.6.2014, (= Bannert 2014, im QV unter 8.1.8)

In seiner Firma ist Schmidt nicht der einzige, der sich ausgebrannt fühlt. Ein mysteriöses Virus scheint sich unaufhaltsam in der Werbeagentur auszubreiten: Immer mehr Kollegen

der „Depersonalisierung“ wird in Wikipedia aber nicht übernommen. Diese Definition bleibt bis 2016 beinahe unverändert zu Beginn des Wikipedia-Artikels zu Burnout bestehen (siehe Kap. 6.2.3.2).

701 Die Zusammenführung des Copenhagen Burnout Inventory mit dem Maslach Burnout Inventory ist von der Forschung her nicht gedeckt. In Kap. 6.2.2.2 dieser Arbeit (siehe Beleg 6b) wurde gezeigt, dass die Autorinnen/Autoren des CBI ihren Fragebogen gerade aufgrund ihrer Kritik am MBI entwickelten (Kristensen/Borritz/Villadsen et al. 2005, im QV unter 8.1.5).

702 https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Symptome_des_Burnout-Syndroms.png (Stand: 23.9.2021). Es wurde jährlich die letzte bearbeitete Version eines Jahres zum Vergleich verwendet: das heißt die Wikipedia-Artikel-Fassungen zu „Burn-out“ vom 27.12.2011; 30.12.2012; 31.12.2013; 16.12.2014; 16.12.2015; 28.12.2016; 21.12.2017; 2.12.2018; 6.12.2019.

sind gestresst und überfordert. Sie infizieren andere mit ihrer emotionalen Erschöpfung und ihrer reduzierten Leistungsfähigkeit.

12) Gehirn&Geist Dossier 1/2016: 25 (= Falkai 2016, im QV unter 8.1.7)

Betrachtet man den Symptomkatalog, so trifft einiges auch auf das Burnout-Syndrom zu. Dessen zentrales Merkmal, »anhaltende Erschöpfung und Leistungsminde- rung«, meint letztlich nichts anderes als das Hauptsymptom »Antriebsmangel und erhöhte Ermüdbarkeit« im Diagnosekatalog für Depressionen. Und hinter dem für Burnout typischen Zynismus verbergen sich möglicherweise »Gefühle von Schuld und Wertlosigkeit sowie negative und pessimistische Zukunftsperspektiven«, also Zusatzsymptome der Depression.⁷⁰³

Außerdem kann man die Symptome „emotionale Erschöpfung“, „Depersonalisation“ (medial-öffentlich häufig mit ›Zynismus‹, ›Entfremdung‹, oder ›Distanz‹ gleichgesetzt) und „verminderte Leistungsfähigkeit“ in vielen Fallnarrationen als abstraktere Konzepte hinter den geschilderten Veränderungen im Verhalten und Erleben der Personen ausmachen:

13) Der Spiegel, Nr. 52 (1988: 162, im QV unter 8.1.6)

Zu Beginn seiner Karriere war der Berliner Professor für seine Studenten jederzeit zu sprechen. Neugierig und umtriebiger engagierte sich der Wissenschaftler für Studienreform und Selbstverwaltung und war stets dabei, wenn ein „autoritärer Zopf“ abzuschneiden war.

Heute beschränkt der inzwischen 53jährige Professor seine Begegnungen mit Studenten, „diesen narzißtischen Kretins“, auf ein kühles Minimum, sitzt Konferenzen seufzend ab und lebt müde und resigniert zwischen seinen Bücherwänden. Neuerdings ist der Akademiker regelmäßig beim Arzt: Er schläft miserabel, und sein Herz setzt zu unvermittelten Sprüngen an.

Die junge Lehrerin begann ihre Lehrzeit an einer nordrhein-westfälischen Gesamtschule voller Elan. Doch bereits nach einem Jahr im Schuldienst ist sie „ein Nervenbündel“, fällt nach dem Unterricht in einen Erschöpfungsschlaf und brütet nachts über ihren Stunden-vorbereitungen: „Ich hätte nie gedacht, daß ich mal so werden könnte wie die säuerlichen alten Kollegen, die die Kinder bloß anschreien und Strafarbeiten aufgeben“, seufzt sie und erzählt, inzwischen haue sie auch dazwischen, „anders kommt man einfach nicht durch“.

14) Gehirn&Geist Dossier, 1/2016: 20 (= Falkai 2016)

Zunehmend wandelte sich die Freude am Job in Abscheu – insbesondere jüngerer Kollegen gegenüber, die vermeintlich leistungsfähiger waren. Hinzu konnte sich immer schlechter konzentrieren und fühlte sich schon morgens erledigt. Dazu gesellten sich körperliche

703 Weitere Belege aus dem Korpus in der FAZ/FAZ.NET: mit explizitem Bezug auf Maslach (= Stock 2010); indirekter Bezug bei Nawrath (2007) „In der Wissenschaft wird Burn-out als Zustand emotionaler Erschöpfung, Distanziertheit und reduzierter persönlicher Leistungsfähigkeit bezeichnet“ und Dunsch (2016); im Karriere-SPIEGEL 31.10.2013 (= Burisch 2013); bis hier alle Belege im QV unter 8.1.6; GEOkompakt (08/2014, = Eberle 2014: 28, im QV unter 8.1.7).

Beschwerden: Kopfweh, Magendrücken, Rückenschmerzen. Urlaub – sofern er sich denn welchen gönnte – vermochte die Lage nicht mehr zu verbessern.

In den Beispielen wird der zynischen Haltung der Personen (durch die Abwertung der Studierenden durch das Adjektiv „säuerlich“ und „die Kinder bloß anschreien“ und „Abscheu“), der physischen und emotionalen Erschöpfung („lebt müde und resigniert“, „Nervenbündel“, „Erschöpfungsschlaf“, „schon morgens erledigt“) und der verminderten Leistungsfähigkeit („brütet nachts über ihren Stundenvorbereitungen“, „immer schlechter konzentrieren“) Ausdruck verliehen.⁷⁰⁴ Diese Textauszüge zeigen jedoch auch, dass die Symptome weniger eindeutig zugewiesen werden und dass noch weitere Symptome genannt werden (z. B. *anfänglicher Elan* sowie *Schlaf- und Herzprobleme*) bzw. die Symptome für ›BURNOUT‹ in den Medientexten stärker variieren. Die weitere Symptomatik, insbesondere der Wechsel der Merkmale ›idealistische Begeisterung‹, ›Engagement‹, ›verstärkter Einsatz‹ in ihr Gegenteil, wird im Diskurs über weitere intertextuelle Bezugnahmepraktiken verfestigt, die im Folgenden beschrieben werden.

Eine Verknappung der Symptome bewirkt sowohl in fachlichen Übersichtstexten als auch in fachexternen Problem- und Magazinberichten grafisch hervorgehoben Gedrucktes in Kästen und Abbildungen, die Phasen- oder Symptommodelle darstellen. Bei der Durchsicht der Quellen zeigte sich, dass sich in verschiedenen Textsorten des Burnout-Diskurses (implizite) intertextuelle Verweise zum einen auf die in Überkategorien untergliederte Symptom-Zusammenfassung von Matthias Burisch (²1994; ³2006; ⁵2014, im QV unter 8.1.5) und zum anderen auf ein Phasenmodell von Freudenberger/North (1985; ⁹2002, im QV unter 8.1.5) manifestieren.

Matthias Burisch, der eine in Deutschland mehrfach aufgelegte Monografie über das Burnout-Syndrom Ende der 1980er Jahre publizierte (1. Auflage 1989), hat nach einer eingehenden Literaturrecherche „alle in der Literatur häufig genannten Symptome“ in einer „Übersicht [...] unter sieben Oberkategorien aufgelistet“ und „teils noch einmal in Unterkategorien aufgeteilt“ (hier zitiert nach Burisch ⁵2014: 25–29).⁷⁰⁵ Diese Oberkategorien werden in der Folge im fachlichen Diskursstrang vor allem in Übersichtsbeiträgen in Fachzeitschriften aufgenommen. Die folgende Übersicht zeigt eine Kurzfassung dieser Synopse beispielhaft (siehe Abbildung 24):

704 Ähnliche narrative Definitionsentfaltungen, in denen man die beschriebenen Symptome ausmachen kann, sind z. B. SZ, 31.12.1994 (= Rheinz 1994, im QV unter 8.1.6); PH 4/2000 (= Smolka 2000: 39f., im QV unter 8.1.7); FAZ, 4.4.2004 (= Kals 2004: 55, im QV unter 8.1.6); SZ 30.10.2012 (Haas/Wolff 2012: 26, im QV unter 8.1.6).

705 Burisch spricht davon, dass das „Symptombild in den genannten Studien [...] sehr vielschichtig, andererseits aber von Studie zu Studie überraschend einheitlich“ sei (Burisch ⁵2014: 25).

Tabelle 2: Burnout Symptomatik nach Burisch²¹ (Kurzfassung)

1. Warnsymptome der Anfangsphase	a) Vermehrtes Engagement für Ziele b) Erschöpfung
2. Reduziertes Engagement	a) Für Klienten, Patienten etc. b) Für andere allgemein c) Für die Arbeit d) Erhöhte Ansprüche
3. Emotionale Reaktionen, Schuldzuweisung	a) Depression, Schuldgefühle b) Aggression
4. Abbau	a) Der kognitiven Fähigkeit b) Der Motivation c) Der Kreativität d) Entdifferenzierung
5. Verflachung	a) Des emotionalen Lebens b) Des sozialen Lebens c) Des geistigen Lebens
6. Psychosomatische Reaktionen	
7. Verzweiflung	

Abb. 24: Kurzfassung der Synopse der Burnout-Symptomatik nach M. Burisch im HTA-Bericht Korczak/Kister/Huber (2010: 15, im QV unter 8.1.5), © Korczak et al., DIMDI, Köln 2010.

Diese Oberkategorien von „1. Warnsymptome der Anfangsphase“ bis „7. Verzweiflung“ erscheinen nun auch in weiteren Übersichtbeiträgen und Monografien, z. B. bei Rook (1998: 125)⁷⁰⁶; Rösing (2003: 58–60); Beschner/Schönfeldt-Lecuona/Braun et al. (2009: 216)⁷⁰⁷; von Känel (2008: 479)⁷⁰⁸; Nil/Jacobshagen/Schächinger et al. (2010: 76)⁷⁰⁹, Kaschka/Korczak/Broich (2011: 782)⁷¹⁰; Weimer/Kraus (2011: 240)⁷¹¹; in der Übersichtsmonografie von Seibold/Schuh (2010: 156 ff.)⁷¹²; bei Gumz/Brähler/Erices (2012: 34)⁷¹³ oder im Beitrag von Altfeld/Kellmann (2013: 48)⁷¹⁴.

Im fachexternen Diskursstrang wurden diese sieben symptomatischen Oberkategorien von Burisch in den Artikelversionen zu „Burn-out“ des Wikipedia-Portals von 2005–2010⁷¹⁵ als Gliederungspunkte des Inhaltsverzeichnisses für das Kapitel „Die Burnout-Symptomatik“ ohne Verweis auf Burisch übernommen und

⁷⁰⁶ Im QV unter 8.1.5.

⁷⁰⁷ In der Fachzeitschrift PiD, im QV unter 8.1.4.

⁷⁰⁸ In der Fachzeitschrift Praxis, siehe im QV unter 8.1.5.

⁷⁰⁹ In der Fachzeitschrift Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie, siehe im QV unter 8.1.5.

⁷¹⁰ Im Dt. Ärztebl., siehe im QV unter 8.1.4.

⁷¹¹ In der Fachzeitschrift Der Psychotherapeut, siehe im QV unter 8.1.5.

⁷¹² Im QV unter 8.1.5.

⁷¹³ In der Fachzeitschrift PPmP, im QV unter 8.1.4.

⁷¹⁴ In der Zeitschrift für Sportpsychologie, im QV unter 8.1.5.

⁷¹⁵ Es wurde aus der Versionengeschichte des Wikipedia-Eintrags zu „Burn-out“ jährlich die letzte bearbeitete Version eines Jahres zum Vergleich verwendet (von 2005–2010).

mit den Untersymptomen von Burisch und weiteren Merkmalsangaben kombiniert. Im Folgenden sei zur Veranschaulichung der erste Teil der Artikelgliederung des Wikipedia-Eintrags zu „Burn-out“ vom 21.12.2005 zitiert (graue Hinterlegung T.S.):

15) Wikipedia: Burn-out (21.12.2005)

Inhaltsverzeichnis

- 1 Kurzbeschreibung
- 2 Die Burnout-Symptomatik – Charakteristische Merkmale
 - 2.1 Warnsymptome der Anfangsphase
 - 2.2 Reduziertes Engagement
 - 2.3 Schulduzuweisungen als emotionale Reaktion
 - 2.4 Abbau
 - 2.5 Verflachung
 - 2.6 Psychosomatische Reaktionen
 - 2.7 Verzweiflung
 - 2.8 Zusammenfassung
- 3 Messung
- [...]

Auf der Plattform „Netdoktor.de“ wurden diese sieben Überkategorien nach Burisch zu einem Phasenmodell verbunden. Schrift und Umrandung der ersten Phasen sind optisch transparenter als die der letzten Phasen, wodurch die zunehmende Dringlichkeit des Burnout-Phänomens gestalterisch unterstrichen wird (siehe Abbildung 25 auf der nächsten Seite).

Nach Foucault greifen hier die Prinzipien des „Autors“ und des „Kommentars“: Sie verknappen die Ereignishaftigkeit und Zufälligkeit des Diskurses, indem sie im Fall des „Kommentars“ Textteile des zitierten Materials reproduzieren und im Fall des „Autors“ sprachlich-diskursiv gebundene Perspektiven auf das Phänomen/Konzept ›BURNOUT‹ auf einen „Ursprung“ beziehen, damit gruppieren und in einem „Mittelpunkt ihres Zusammenhalts“ verdichten (vgl. Foucault [1970] 1993: 20ff. und Kap. 4.1.3). Die Verknappung durch die Stimme eines Autors wird im Burnoutdiskurs, hier durch den Autor Burisch, dadurch noch verstärkt, dass Burisch nicht nur in fachlichen Übersichtsbeiträgen (siehe oben) mit seiner Monografie und der symptomatischen Zusammenfassung, sondern auch in fachexternen Texten äußerst präsent ist.⁷¹⁶ Burisch tritt außerdem im Medien-

716 So bezieht sich beispielsweise Gross (1992) in der FAZ vom 29.2.1992 in einem Problembericht auf die Monografie von Burisch (1989) und die dort erläuterten „Kategorien“ bzw. Stufen der Burnout-Symptomatik (im QV unter 8.1.6); Schwertfeger bezieht sich auf SPIEGEL ONLINE vom 22.7.2010 auf Burisch und seine Monografie, die sie als „Standardwerk“ bezeichnet; Bahnsen



Abb. 25: Transformation der Symptom-Gliederung nach Burisch (§2014: 25–29) in ein Phasenmodell auf © NetDoktor.de (= Dobmeier/Fux 2018, im QV unter 8.1.8, <https://www.netdoktor.de/krankheiten/burnout/>, zuletzt abgerufen am 6.4.2021, hier in schwarz-weiß).

und Vermittlungsdiskurs, teilweise auch in Fachmagazinen, als Interviewpartner und als Autor von Medienartikeln und Krankenkassenbroschüren auf.⁷¹⁷

(2010) bezieht sich in einem Beitrag der ZEIT vom 8.7.2010 auf frühe Stadien des Burnout nach Burisch (im QV unter 8.1.6). Weitere Belege, die sich auf die Symptom-Oberkategorien bzw. Phasen nach Burisch beziehen sind z. B.: FAS, 13.9.2015 (= Oberhuber 2015: 35, im QV unter 8.1.6); PH compact, 27/2011 (= Schulze 2011: 41); PH 5/2009 (= Schulze 2009: 27, im QV unter 8.1.7); Geo kompakt, Nr. 40/2014 (= Eberle 2014: 26, im QV unter 8.1.7).

⁷¹⁷ So z. B. in einem Interview in der Fachzeitschrift Psychotherapie im Dialog (= Burisch/Borcsa/Wilms 2009, PiD, im QV unter 8.1.4); in einem Übersichtsbeitrag für PH 9/1994 (= Burisch 1994b: 22–26) oder in einer Rezension zum Buch von C. Cherniss „Jenseits von Burnout und Praxisschock. Hilfen für Menschen in lehrenden, helfenden und beratenden Berufen“ in PH 4/2000 (= Burisch 2000: 72, im QV unter 8.1.7); oder in einem Problembericht zu „Burn-out“ im Lehrberuf in der Hamburger Lehrerzeitung 1/1985 (= Burisch 1985: 8–11, im QV unter 8.1.7); oder für die Präsentation eines Selbsttests auf SPIEGEL ONLINE vom 31.10.2013 (= Burisch 2013, im QV unter 8.1.6); oder als Inter-

Fachextern wird des Weiteren das Zwei- und Zwölf-Phasenmodell von Freudenberger/Richelson (1980a: 41–83) und Freudenberger/North (1985; ⁹2002) in verschiedenen Textquellen zitiert. Das Zweiphasenmodell erscheint in den Artikel-Fassungen zu „Burnout“ auf Wikipedia in den Jahren 2005–2010 jeweils als erstes Phasenmodell neben anderen Phasenmodellen.⁷¹⁸ Ab dem Jahr 2011 wird es durch das Zwölf-Phasenmodell getauscht, und die anderen Phasenmodelle werden 2012 aus dem Wikipedia-Artikel entfernt. Sowohl das Zweiphasenmodell (Freudenberger/Richelson 1980: 41ff.) als auch das Zwölfphasenmodell (Freudenberger/North 1985: 86ff.; ⁹2002: 121ff.) transportieren eine Dichotomie zwischen einem Anfangsstadium, das durch einen hohen, scheinbar mühelosen Einsatz der eigenen Fähigkeiten und positiven Gefühlen geprägt ist, und einem Endstadium, das von chronischer Erschöpfung, einem Verlust von kognitiven, kreativen Fähigkeiten und negativen Gefühlen begleitet ist. Exemplarisch sei eine Abbildung aus der Apotheken Umschau zitiert, die das Zwölfphasen-Modell als absteigende Treppe ins Bild setzt und im Begleittext als „Abstieg“ betitelt und auf Herbert Freudenberger bezieht:⁷¹⁹

Diese temporale und qualitative Dichotomie zwischen einem Anfangs- und Endzustand spiegelt sich auch im Titel des Beitrags aus der Apotheken Umschau „Erst Feuer und Flamme, dann ausgebrannt“ (AU 2005b: 40) und in vielen narrativen Definitionsentfaltungen wider, wie sie in Kapitel 6.2.3.1 analysiert wurden. Die Abbildung in der Apotheken Umschau (siehe Abbildung 26) zeigt des

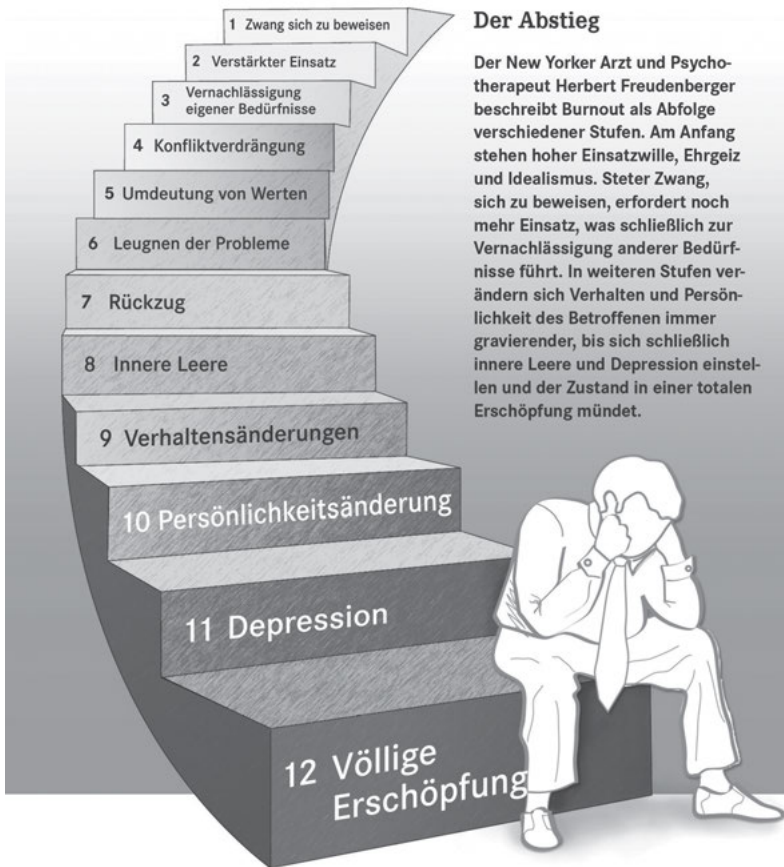
viewpartner auf SPIEGEL ONLINE (= SPIEGEL ONLINE 2000; 2011d, im QV unter 8.1.6); oder im Interview mit der AU 10/2011-A (= Rotherbl: 34–37, im QV unter 8.1.7); oder als Autor der Broschüre „Burnout vorbeugen“ der Techniker Krankenkasse (= Burisch 2012, im QV unter 8.1.9).

718 In der Wikipedia-Artikel-Fassung zu „Burn-out“ vom 21.12.2005. Im Unterkapitel „Phasen des Burnout-Syndroms“ wird nach der folgenden Zwischenüberschrift „H. Freudenberger“ das Zwei-Phasenmodell wie folgt wiedergegeben: „Hier wird eine Entwicklung von einem empfindsamen zu einem empfindungslosen Stadium beschrieben.“

- empfindsames Stadium: Negative Gefühle werden nicht beachtet, ein hoher Energieeinsatz zum Erreichen gewohnter Leistungen aufgebracht und chronische Müdigkeit verdrängt.
- empfindungsloses Stadium: es treten Symptome wie Gleichgültigkeit, Schuldzuschreibungen an die Umwelt, Angst nicht anerkannt zu sein und Desorientierung auf.“

719 Das Zwölf-Phasenmodell von Freudenberger/North (1985: 86ff.; ⁹2002: 121ff.) wird u. a. in folgenden populärwissenschaftlichen Zeitschriftentexten abgebildet oder erwähnt: AU 11/2012-A: 24 (= Schweiger 2012); AU 05/2014-A: 12–13 (= Wolfrum/Steinmüller 2014); GEO WISSEN, Nr. 48, 2011 (= Simon 2011: 56, im QV unter 8.1.7); Eine ähnliche Form der Treppendarstellung, jedoch mit Bezug auf „Erfahrungen von Patienten des Zentrums für seelische Gesundheit der Asklepios-Klinik Hamburg-Harburg“, findet man im Stern, Nr. 50/2015 (= Schmitz 2015: 53). In Fachtexten werden die zwölf Stadien in einem Kasten hervorgehoben gedruckt im HTA-Bericht von Korczak/Kister/Huber (2010: 15, im QV unter 8.1.5); im Dt. Ärztebl. bei Kaschka/Korczak/Broich (2011, im QV unter 8.1.4) bei Burisch (⁵2014: 41); Seibold/Schuh (⁵2010: 169).

Rat & Hilfe



Erst Feuer und Flamme, dann ausgebrannt

Arbeitswelt Ein „Burnout“ kommt nicht von heute auf morgen. Wer die Warnsignale rechtzeitig erkennt, kann gegensteuern

Abb. 26: Das Zwölf-Phasenmodell nach Freudenberger/North (1985: 86 ff.; 2002: 121 ff.) in Apotheken Umschau 5/2005-B: 40 (= AU (2005b) im QV unter 8.1.7, kopierter Ausschnitt in schwarz-weiß © Wort & Bild Verlag/Apotheken Umschau/Dr. Ulrike Möhle).

Weiteren einige Attribute, die sich in fast allen Fotografien und Illustrationen,⁷²⁰ die in Medien- und Onlinetexten, aber teilweise auch in Lehrbüchern und Artikeln des Deutschen Ärzteblatts⁷²¹ veröffentlicht werden, wiederholen: Die abgebildete Person wird als 'arbeitende' und 'erschöpfte' Person ikonisch-indexikalisch gekennzeichnet (durch Anzug, Krawatte, gesenkten Blick/Kopf, der auf die Hände gestützt ist, auf der untersten Treppenstufe nach einem mehrstufigen Weg abwärts statt aufwärts, siehe Abb. 26). Ähnliche Bildattribute werden auch in den folgenden Beispielen im Deutschen Ärzteblatt und im Magazin Gehirn&Geist in Szene gesetzt. In den folgenden Fotografien (Abb. 27 und 28) werden zudem die 'übermäßige' ›Belastung‹ durch einen SCHREIBTISCH VOLLER (KRANKEN-)AKTEN und das 'Arbeiten zu einer späten Stunde bzw. ohne Tageslicht' durch einen LAPTOP ALS LICHTQUELLE IM DUNKLEN RAUM dargestellt. Durch die Nahaufnahme sind Gestik und Mimik der dargestellten Personen zu erkennen, es wird eine gewisse Nähe suggeriert. Die Personen, um deren Befinden es geht, werden meist zentrumsnah im Vordergrund des Bildes scharf gestellt.

Die Fotografien plausibilisieren visuell den Kausalzusammenhang zwischen einem ›übersteigerten Maß an Aufgaben‹ (sich türmende (Kranken-)Akten) und den sich in der Körperhaltung zeigenden ›Erschöpfungs-Symptomen‹ (Kopf wird in die Hand gestützt etc.). Die Bilder wiederholen dadurch auf visueller Ebene die schon durch quantifizierende und graduierende Sprachmittel erreichte Ein-

720 Sylvia Bendel Larcher charakterisiert Fotografien im Kapitel „Bildanalyse“ im Rahmen ihrer Einführung in die Diskursanalyse als bedeutungsoffene ikonische Abbildungen, die auf ‚real‘ existierende konkrete Objekte verweisen (Bendel Larcher 2015: 128). „Illustrationen“ weisen nach Bendel Larcher ebenfalls Ähnlichkeiten mit dem Abgebildeten auf (= ikonischer Zeichenmodus), doch es müsse ihnen „kein realer Gegenstand in der Wirklichkeit“ vorausgehen, sondern sie könnten auf Personen, Gegenstände in einer fiktiven Welt verweisen (Bsp. Illustration einer konkreten Person in einer Märchenszene). Sie seien „bedeutungsfixiert“, da sie ausgehend vom Text jeweils „eine bestimmte Szene“ oder Situationen wiedergeben würden, weshalb sie auch „nicht [ohne Weiteres, T.S.] in andere Kontexte übertragbar“ seien (ebd.: 129). Bei den Fotografien im Burnout-Diskurs wird in der Regel jedoch auch „eine bestimmte Szene“ inszeniert. Dadurch bilden diese Fotografien zwar reale Personen und Gegenstände ab, aber mit der abgebildeten Szene und über Text-Bild-Bezüge werden Sachverhaltsfixierungsversuche unternommen.

721 Im Deutschen Ärzteblatt findet man Fotografien und Illustrationen in Texten, die unter den Rubriken „Themen der Zeit“, „Politik“ und „Varia“ aktuelle Status- oder Problembereiche zum Phänomenbereich BURNOUT IM ÄRZTLICHEN, SOZIALEN BEREICH/BEI PERSONENGRUPPEN MIT HOHER BELASTUNG (z. B. ALLEINERZIEHENDE BERUFSTÄTIGE PERSONEN) sowie Nachrichten zu Fehlzeiten-reports und Kurzzusammenfassungen von Studien zu diesem Thema präsentieren. In anderen Fachtexten (Übersichtsarbeiten und Originalarbeiten) des Dt. Ärzteblatts und anderer Fachzeitschriften findet man in der Regel keine Fotografien und Illustrationen, sondern Visualisierungen und Diagramme. Auf zwei Diagramme, eines in Kap. 6.2.2.1 (siehe die Beschreibung in Beleg 6) und eines in Kap. 6.2.2.2 (siehe Beleg 10, = Abb. 9) wurde im Rahmen der Analyse eingegangen.



Foto: Peter Wirtz

Burn-out ist die Krankheit des Überengagements.

Abb. 27: Fotografie (von © Peter Wirtz) im Beitrag von Bergner (2004: A 2234, im Deutschen Ärzteblatt in der Rubrik „Themen der Zeit“, im QV unter 8.1.4, hier in schwarz-weiß und anonymisiert).



**Lange Arbeitszeiten und müde Gesichter –
typisch für unsere moderne Arbeitswelt?**

Abb. 28: Fotografie (Lizenz © iStock/Gemenacom) im Beitrag von Falkai (2016: 21, im Magazin Gehirn&Geist, im QV unter 8.1.7, hier in schwarz-weiß)

ordnung von ›BURNOUT‹ oberhalb von ‘normalen’, d. h. ‘nicht gesteigerten’ und ‘nicht-krankmachenden’ BEDINGUNGEN IM ARBEITSLEBEN (vgl. dazu Kap. 6.2.2.1; 6.2.2.2 und 6.2.3.1).

Weitere intertextuelle Bezüge kann man zwischen der Metaphorik fachlicher Erklärungstheorien, die häufig im Zusammenhang mit ›Burnout‹ erforscht werden (wie die Fachartikel und Keyword-Analyse zeigen, vgl. Kap. 6.2.4.1), und der in Medien- und Onlinetexten verwandten Metaphern erkennen. Diese Bezüge können am Beispiel der „Theorie der Ressourcenerhaltung“, des „Arbeitsfähigkeit-Anforderungen-Ressourcen-Modell[s]“ und des Modells der „Gratifikationskrise“ und Belegen aus dem Fach-, Medien- und Vermittlungstextkorpus aufgezeigt werden. Dazu wird zunächst eine Beschreibung der Modelle aus der Onlineversion des „Lexikons der Psychologie – Dorsch“ zitiert (Unterstreichungen (= Links) im Original, graue Hinterlegungen T.S.):

Nach der Theorie der Ressourcenerhaltung von Hobfoll (1989) sind Personen besser auf die Stressbewältigung vorbereitet, wenn sie über vielfältige Ressourcen zur Stressbewältigung verfügen und sie aufrechterhalten. Verluste machen die Personen sehr verletzlich. [...] ⁷²²

(Greif 2021)

[engl.] «Arbeitsfähigkeit-Anforderungen-Ressourcen-Modell», Abk. *JD-R-Modell*, [AO], wurde als arbeitspsychol. Modell i. R. der *Burn-out-Forschung* entwickelt. Es dient der Erklärung von pos. und neg. Befindensindikatoren im Arbeitskontext. Faktoren der Arbeit können demnach eingeteilt werden in *Anforderungen (demands)* und *Ressourcen (resources)*. Durch eine Häufung von Anforderungen (z. B. Zeitdruck, ungünstige Umgebungsbedingungen, Schichtarbeit) kommt es über den sog. *health impairment process* zu neg. Folgen wie Erschöpfung oder *Burn-out*. Im Ggs. dazu führen Ressourcen (z. B. Autonomie, Unterstützung, Rückmeldungen) über den motivationalen Prozess des Modells zu höherem Engagement und besserer Leistung bei der Arbeit. Das Modell wurde zusätzlich um einen Interaktionseffekt zw. Anforderungen und Ressourcen erweitert. So können vorhandene Ressourcen die neg. Wirkung der Anforderungen abschwächen. *Anforderungs-Ressourcen-Modell*. ⁷²³

(Faltermaier/Hübner 2021)

(= G.) [engl. *gratification crisis*; lat. *gratificari* sich gefällig erweisen], [AO, GES], das Modell der beruflichen G. [engl. *Effort-Reward Imbalance Model*; *Effort-Reward-Imbalance Modell*] wurde vom Medizinsoziologen Johannes Siegrist entwickelt. Es postuliert gesundheitliche Risiken bei einem Ungleichgewicht zw. Verausgaben, die sich aus externalen Anforderungen und Verpflichtungen sowie einer internalen (übersteigerten) Verausgabensneigung (auch als *Overcommitment* bezeichnet; *Commitment*) und Belohnung auf der anderen Seite (Lohn, Aufstiegsmöglichkeiten/Sicherheit, Wertschätzung) ergeben können.

⁷²² Abrufbar unter: <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/stress-am-arbeitsplatz>, zuletzt eingesehen am 9.4.2021.

⁷²³ Abrufbar unter: <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/anforderungs-ressourcen-modell>, zuletzt eingesehen am 9.4.2021 (siehe im Literaturverzeichnis unter Faltermaier/Hübner 2019).

Zahlreiche Studien belegen den Zusammenhang zw. G. und psych. Beanspruchungsfolgen (Burn-out) sowie Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Gesundheit, berufliche Bedingungen.⁷²⁴
(Rigotti 2021)

Zusammenhänge zwischen diesen Modellen und Symptomen von ›Burnout‹ und mit beruflicher oder schulischer Belastung assoziierten psychosomatischen Beschwerden und/oder depressiven Symptomen wurden in verschiedenen Studien erforscht oder in Übersichtsbeiträgen dargelegt⁷²⁵ und zeigen sich im fachlichen Diskurs beispielsweise in den folgenden Formulierungen:

15) Buchwald/Hobfoll (2004: 247) in Psychologie in Erziehung und Unterricht (im QV unter 8.1.4, Unterstreichungen T.S.)

[...] Die ‚Theorie der Ressourcenerhaltung‘ stellt Burnout als einen kontinuierlichen Prozess dar, dessen zentrale Ursache das andauernde, normalerweise schleichende Schwinden von Ressourcen ist. Die Entwicklung von Burnout entspricht einer Ressourcenverlustspirale, die ihre Dynamik durch das Zusammenwirken von Arbeitsstressoren und deren erfolgloser Bewältigung erlangt. Ausgebrannte Menschen erleben permanent drohende oder tatsächliche Ressourcenverluste oder erhalten nach andauernder Fehlinvestition von Ressourcen nur minimale Ressourcengewinne.

16) Klein/Grosse Frie/Blum et al. (2010: 375) in Psychotherapie, Psychosomatik und medizinische Psychologie (im QV unter 8.1.4, Unterstreichungen T.S.)

Beim Modell beruflicher Gratifikationskrisen von Siegrist [21] liegen psychosoziale Arbeitsbelastungen bei einer Verletzung der sozialen Reziprozität am Arbeitsplatz vor. Ein dauerhaftes Ungleichgewicht zwischen Verausgabung und Belohnung in Form von Gehalt bzw. beruflichem Aufstieg, Wertschätzung und Arbeitsplatzsicherheit führt dabei zu einer Stresserfahrung, welche das Krankheits- und Burnout-Risiko erhöht. Ergänzt wird dieses Modell durch die intrinsische Komponente der übersteigerten beruflichen Verausgabungsneigung. Dabei handelt es sich um ein psychisches Bewältigungsmuster, welches eine bestehende Gratifikationskrise zusätzlich verstärken kann. Assoziationen zwischen beruflichen Gratifikationskrisen und Burnout wurden für verschiedene Berufsgruppen ebenfalls bereits nachgewiesen [14, 22, 23].

724 Abrufbar unter: <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/gratifikationskrise>, zuletzt eingesehen am 9.4.2021 (siehe im Literaturverzeichnis unter Rigotti 2019).

725 Klein/Grosse Frie/Blum et al. (2010, in PPmP); Neubach/Schmidt (2004, in ZfAO); Freund/Diestel/Schmidt (2012, in ZfAO); Wassermann/Hoppe/Reis et al. (2014, in ZfAO); Neuenschwander (2003, in PiEU); Buchwald/Hobfoll (2004, in PiEU); Gerber/Pühse (2007, in PiEU); Bodensteiner (2016, in PiEU); Keller-Schneider (2016, in PiEU); Berger/Falkai/Maier (2012, im Dt. Ärztebl.); Riedel-Heller/Luppa/Seidler (2013, in Der Nervenarzt); Abel/Schweitzer/Matthäus (2009, in PiD); Schulze (2009, in PiD); Albrecht/Giernalczyk (2016, in PiD); Siegrist (2016, in PiD); Koehler/Koehler (2014, in DMW), alle Belege im QV unter 8.1.4; Ahola/Hakanen/Perhoniemi et al. (2014); Avanzi/Zaniboni/Balducci et al. (2014); Siebecke/Ciesinger/Klatt (2011), im QV unter 8.1.5.

17) Schaufeli/Buunk (2003: 408) in The Handbook of Work and Health Psychology (im QV unter 8.1.2, Unterstreichungen T.S.)

Burnout as a Lack of Reciprocity [im Orig. als Überschrift etwas größer und kursiv gesetzt] By definition, the relationship between caregiver and recipient is complementary, which is semantically illustrated by the term caregiver and recipient; the former gives, the latter receives. However, according to equity theory, people pursue reciprocity in interpersonal relationships: what they invest and gain from a relationship should be proportional to the investments and gains of the other party in the relationship. Clearly, this is not the case in the human services: the caregiver-recipient relationship is unbalanced in terms of costs and benefits or investments and outcomes.

Diese Belege zeigen, dass diese Erklärungsmodelle mit der Metapher der „Ressourcenverlustspirale“, den ökonomischen Metaphern von ›Investition‹, ›Verbrauch‹, ›Gewinn‹, ›Belohnung‹, ›Erfolg bzw. erfolgreiche Investition‹ und ›Verlust‹ und der Metapher des ›Ungleichgewichts‹ zwischen diesen proportional aufeinander bezogenen Größen operieren. Die Metapher der „Ressource“⁷²⁶ zeigt des Weiteren, dass es eine Vorstellung davon gibt, dass bestimmte Größen zur Verfügung stehen, um Anforderungen zu bedienen bzw. negative Effekte oder die Investition und damit den Verbrauch dieser Ressourcen wieder auszugleichen.⁷²⁷

In Problem- und Magazinberichten aus Zeitungen und populärwissenschaftlichen Zeitschriften findet man teilweise direkte Bezüge auf die genannten Modelle oder indirekte Bezüge auf das ›Ungleichgewicht‹ zwischen ›Anforderungen‹,

726 Die Gebrauchshäufigkeit des Wortes *Ressource* ist seit 1945 nach dem DWDS-Zeitungskorpus bis 2009 kontinuierlich angestiegen: <https://www.dwds.de/r/plot?view=1&corpus=zeitungen&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=1&grand=1&slice=1&prune=0&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1945%3A2018&q1=Ressource> (zuletzt eingesehen am 31.12.2019). Dabei ist allerdings noch nicht erklärt, in welcher Häufigkeit es in übertragener Form für ›psychische Ressourcen‹ verwendet wird. Es ist jedoch interessant, dass sich in der belegreichen Monografie von Schuster zur psychiatrischen Schreibpraxis von 1800–1939 keine Belege für diese Verwendung des Ausdrucks *Ressource* finden. Es wäre daher möglich, dass die Verwendung der Bezeichnung *Ressource* als ‘psychisches, menschliches Einsatzmittel’ aus dem amerikanischen Englisch entlehnt wurde und auf die Human-Relations-Bewegung und das Human-Resource-Management zurückgeht. Diese These müsste jedoch an größeren Textkorpora überprüft werden.

727 Vgl. die Etymologie des Worts *Ressource*: „entstanden aus dem Part. Perf. von afrz. mfrz. *resourdre* ‘sich erheben, sich erholen’, aus gleichbed. lat. *resurgere*; vgl. lat. *surgere* ‘(sich) erheben’, kontrahiert aus *subrigere*, zu lat. *regere* ‘geraderichten, lenken, leiten’“. (Pfeiffer/Braun 1993, Onlineversion im DWDS, siehe im Literaturverzeichnis unter den verwendeten Internetquellen unter 8.3).

›Investitionen bzw. Verbrauch von Ressourcen‹ und ›Belohnung‹ und ›Wiedergewinnung von Ressourcen‹.⁷²⁸

18) DIE ZEIT 21.10.1999 (= Reicherzer 1999, im QV unter 8.1.6, Unterstreichungen T.S.)

Fleißige Chefs sind stets im Einsatz, obwohl sie den Preis der Überstunden nur zu gut kennen. In der Studie von Cooper erklärten 72 Prozent der Befragten, die langen Arbeitszeiten würden ihrer Beziehung schaden, und 59 Prozent gaben zu, damit ihre Gesundheit zu ruinieren. Ihren deutschen Kollegen geht es nicht besser. Auch die Wissenschaftler aus Göttingen fanden bei ihrer Studie häufig Hinweise auf „drohende kulturelle Verarmung und persönliche wie soziale Entfremdung“. Und Hoff setzt hinzu: „Die Folgen sind immer wieder die gleichen. Produktivität und Motivation sinken, im sozialen Umfeld gibt es Probleme, und außerdem droht der Burnout.“

19) Psychologie Heute 4/2002: 39 (= Smolka 2000, im QV unter 8.1.7, Unterstreichungen T.S.)

Die Wirkung ist dann besonders tiefgreifend, wenn aufreibende Arbeit und dauernde Belastung von wenig Anerkennung und mitmenschlicher Unterstützung begleitet sind.

20) Gehirn&Geist 11/2005: 17 (= Kraft 2005, im QV unter 8.1.7, Unterstreichungen T.S.)

Gratifikationskrise nennen es Experten, wenn das Gefühl, der hohe berufliche Einsatz würde nicht ausreichend gewürdigt, sich zum zusätzlichen Stressfaktor entwickelt.

21) Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.4.2013: N1 (= Sahm 2013, im QV unter 8.1.6, Unterstreichungen T.S.)

Das Profil der Anforderung in der Arbeitswelt hat sich geändert, im Medizinbetrieb in besonderer Weise, worauf Ulrich Egle, Psychosomatiker der Celenus-Klinik in Gängenbach, nachdrücklich hinwies. Mangelnder persönlicher Einfluss auf den Arbeitsablauf, administrative Zwänge, Verknappung der personellen Ressourcen und nicht selten auch der Mangel an Gratifikation, also Anerkennung der Tätigkeit, machen aus dem Berufsalltag eine Last.

22) Gehirn&Geist Dossier 1/2016: 75 (= Altstötter-Gleich 2016, im QV unter 8.1.7, Unterstreichungen T.S.)

Auch Erschöpfung, vielleicht das zentrale Merkmal eines Burnout, entsteht aus einer übermäßigen Beanspruchung physischer und psychischer Ressourcen

728 Ähnliche Belege z. B.: „Ein Missverhältnis zwischen Verausgabung und Belohnung nannte Egle als allgemeine Ursache von Burn-out“ (Hetrodt 2013, FAZ, im QV unter 8.1.6); „Ein Betroffener zieht Bilanz: „Gesundheit, Glück und Zufriedenheit lassen sich offensichtlich nicht mehr mit dieser Art von Arbeit in Einklang bringen.““ (PH 11/2000, = Kerber 2000: 34); „Erhalten Lehrer trotz hohen Engagements keine positive Rückmeldung von Schülern, Eltern oder Kollegen, dann entsteht eine sogenannte Gratifikationskrise, wodurch sich das Risiko für eine Burn-out-Entwicklung erhöht“ (PH 01/2004, = Krumpholz-Reichel 2004: 34); „Burnout entsteht ja dadurch, dass es eine Diskrepanz zwischen den Bewältigungsmöglichkeiten und den Anforderungen gibt“ (PH 9/2016, = Otto 2016), alle letztgenannten Belege im QV unter 8.1.7.

23) Gehirn&Geist Dossier 1/2016: 20 (= Falkai 2016, im QV unter 8.1.7, Unterstreichungen T.S.)

Zuletzt nahmen die Anforderungen in der Agentur jedoch ständig zu. Immer mehr Projekte wanderten auf seinen Schreibtisch. Die Tage füllten sich sukzessive mit Besprechungen, Kundengesprächen und Präsentationen. Anfangs gab ihm dieses Mehr an Aufgaben, das schnell getaktete Arbeitsleben einen gewissen Kick. Aber mit der Zeit pagte es zunehmend an seinen Ressourcen. Hinze opferte mehr und mehr Freizeit. [...] Der Kontakt zu Freunden schlief nach und nach ein, seine Frau zog sich zurück, und seinen kleinen Sohn sah er praktisch gar nicht.

Irgendwann ging gar nichts mehr. Hinze verließ die Agentur früher als gewohnt und ging direkt ins Bett. Trotzdem fühlte er sich morgens wie gerädert.

24) FAZ.NET, 29.10.2015 (= epd 2015, im QV unter 7.1.6, Unterstreichungen T.S.)

„Solange es mehr Ressourcen als Stressoren gibt oder das Verhältnis zumindest ausgeglichen wird, trägt das zur psychischen Gesundheit bei“, erläutert Lang. Kippe das Verhältnis, könne sich langfristig daraus eine psychische Erkrankung ergeben. Unter den Ressourcen verbucht sie etwa die Vielfältigkeit der Aufgabe, den Handlungsspielraum, eine klare Zuständigkeit, gute Arbeitsmittel, die Möglichkeit zur Fortbildung sowie ein nettes Kollegium. Stressoren könnten dagegen eine Über- oder Unterforderung, eine ständige Erreichbarkeit auch zu Hause, Zeitdruck sowie ein schlechter Umgang mit den Kollegen sein.

Auch die Metaphern eines ›gestörten Gleichgewichts zwischen Energie-Entwertung und Energie-Aufladung⁷²⁹ und eines ›Akkus, der nicht mehr aufgeladen werden kann⁷³⁰ weisen durch das konstatierte Missverhältnis zwischen Entwertung und Ladung Ähnlichkeiten zum metaphorischen Modell einer ›unausgewogenen Ausgaben-Gewinn-Bilanzierung‹ auf. Diese Metaphern einer sozioökonomischen Sichtweise auf Krankheit (vgl. Kap. 3.2 und Eckart ⁸2017: 323) erhalten dadurch eine definitorische Kraft im Burnout-Diskurs, dass sie variierend über verschiedene textuelle Erscheinungsformen hinweg auftreten.

Zum Abschluss dieses Kapitels geht es um Praktiken, die gleich impliziten Regeln im medizinisch-gesundheitlichen Bereich die Geltung einer Sachverhaltskonstituierung bzw. Definition stützen. Es geht dabei weniger um Faktizitäts- und

729 Vgl. dazu den Beleg auf FAZ.NET, 27.01.2012 (= Astheimer 2012, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.): „Die Bundesanstalt für Arbeitsmedizin spricht von einem ‚Endzustand emotionaler Erschöpfung‘, andere Erklärungen greifen auf die Physik zurück, indem sie Burnout beschreiben als System, dem dauerhaft mehr Energie entzogen als zugeführt wird.“

730 Spiegel-Online, 18.8.2011 (= Hucht 2011, Unterstreichung T.S.): „Letztlich habe [sic] in dem Jahr mit meinem zweiten Baby mehr gearbeitet als je zuvor. Meinem Mann ging es ähnlich. Im Nachhinein war das eine nicht so kluge Entscheidung. Es war wie bei einem Computer-Akku, der immer gut funktioniert, egal wie lange er geladen wird. Der dann aber ganz plötzlich nicht mehr zu laden ist.“

Autoritätsstimuli, die themen- und diskursübergreifend eingesetzt werden,⁷³¹ sondern um fachkulturelle Praktiken, die insbesondere im medizinisch-semiotischen Prozess des Definierens geltungsverstärkend wirken und in den untersuchten Texten des fachlichen und fachexternen Diskursstrangs vermehrt zum Einsatz kommen. Dies wird zunächst an medizinischen Textsorten-Routinen und danach an Zeichenformationen in fachlichen und fachexternen Texten erläutert, die ›Burnout‹ als typischen Sachverhalt des medizinisch-semanticen Funktionszusammenhangs verorten, dadurch dass sie bei der definitorischen Konstituierung von ›BURNOUT‹ Bedeutungsaspekte evozieren, die sowohl in fachlichen als auch alltagssemantischen Kontexten häufig mit ›Symptomen‹, ›Syndromen‹ und ›Krankheit‹ verbunden werden (vgl. von Uexküll 1984b: 32f. und Kap. 3.1–3.3).

In Kapitel 5.3.3.2 wurden die gängigen medizinischen Textsorten beschrieben. Übersichtsarbeiten aus dem Bereich der Medizin bzw. Psychiatrie und Psychotherapie enthalten häufig, ähnlich zu Lehrbuchartikeln über Krankheiten, Abschnitte zu Definition, Ätiologie und Pathogenese, Prävalenz/Epidemiologie, Diagnostik und Differenzialdiagnostik, Prävention, Therapie (vgl. dazu Wiese 2000: 713f.). ›BURNOUT‹ wird in den Übersichtsbeiträgen zumeist innerhalb dieses Textaufbau-Schemas behandelt und dadurch aus der Perspektive des Fachs Medizin dargestellt und diskutiert. Diese Arbeit argumentiert, dass dieser Textaufbau, der sich fachextern-öffentlich dann beispielsweise auch auf der Wikipedia-Plattform wiederfindet, die Geltung der Konstituierung des Phänomens als medizinischer Sachverhalt und damit indirekt auch seine Definition stützt, auch wenn das Ergebnis des Übersichtsbeitrags lautet: „Beim derzeitigen Kenntnis- und Diskussionsstand sollte der Begriff ‚Burn-out‘ nicht als Diagnose [...] verwendet werden“ (Kaschka/Korczak/Broich 2011: 786, im Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4). Ein ähnlicher Effekt wird mit Titeln wie „Differentialdiagnostik des Burnout-Syndroms“ oder „Therapie des Burnout-Syndroms“ erzeugt. Das Phänomen/Konzept ›BURNOUT‹ wird damit auf Titelebene den praktischen Disziplinen der Differenzialdiagnostik und Therapie zugeordnet, auch wenn der HTA-Bericht zur „Differentialdiagnostik des Burnout-Syndroms“ zu dem Schluss gelangt, dass die bisher „verwendeten Burnout-Messinstrumente [...] nicht differential-diagnostisch validiert“ seien (HTA-Bericht von Korczak/Kister/Huber 2010: 1). Hier greift das Foucault'sche Verknappungsprinzip der „Disziplin“ (Foucault [1970] 1993: 22f.), und es zeigt sich, dass Wissen im Rahmen von „Fachkulturen“ und deren Praktiken entsteht und dass innerhalb dieser Prakti-

⁷³¹ Zum Beispiel Gebrauch des Indikativs in einem Kontext, in dem auf ‚reale‘ Sachverhalte referiert wird, Verweis auf Diskursautoritäten oder diskursive Mehrheiten etc. Vgl. dazu Felder (2006b); Vogel (2012) im Kontext rechtlicher Normgenese; Deppermann (1997) für Glaubwürdigkeitsstrategien in Schlichtungsgesprächen.

ken auch die semantischen Kämpfe stattfinden (Konerding 2015b: 72, siehe auch Kap. 4.1.3 und Kap. 7.3).

In den Kapiteln 3.1 bis 3.3 wurden die Grundkonzepte bzw. Termini medizinischer und psychologischer Wissensproduktion, z. B. das medizinisch-psychologische Verständnis von ›Symptomen‹, ›medizinischen Zeichen‹, ›Störungen‹, ›Syndromen‹, ›Symptomclustern‹ und verschiedene Konzepte von ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹ sowie typische Zeichenaspekte und -Funktionen in diesen Praxisbereichen beschrieben. Dort wurden die Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten dieser Konzepte herausgearbeitet. In diesem Kapitel sind im Zusammenhang mit Praktiken der Geltungsvalidierung für den medizinisch-psychologischen Bereich insbesondere die Attribute interessant, die über verschiedene Krankheits-Konzepte hinweg erscheinen. In Kapitel 3.3 wurden folgende Attribute herausgearbeitet (hier erfolgt eine komprimierte Auflistung, für eine ausführliche Übersicht und dazu passende Belege siehe die Kap. 3.1–3.3 dieser Arbeit):

Die Krankheitsursachen sind in der Regel nicht ‘bewusst’, ‘vollständig kontrolliert’, ‘kompetent’, ‘motiviert’ und ‘freiwillig’ von einer Person herbeigeführt. Die Attribute, die mit Symptomen, Syndromen und Krankheitszuständen verbunden werden, sind ‘Anomalien vor dem Hintergrund von fachlichem und gesellschaftlichem Wissen’ (im juristischen Krankheitskonzept ‘regelwidriger Körper- und Geisteszustand’), ‘Hilfs- bzw. Behandlungsbedürftigkeit’, ‘Mangel an selbstregulierenden Faktoren’, ‘(drohende) eigendynamisch auftretende Funktions- und Möglichkeitseinschränkungen’, ‘Unwohlsein’, ‘Leiden’ und ‘Unbewusstheit’; besonders in juristischen und versicherungstechnischen Kontexten ist das Attribut der ‘Arbeitsunfähigkeit’ zudem wichtig.

Betrachtet man nun verschiedene Belege des fachlichen und fachexternen Diskursstrangs, in denen Burnout definiert wird, so stößt man in diesen Kontexten auf eine Fülle grammatischer und autosemantischer Zeichen, die ähnliche semantische Dimensionen transportieren.

So findet man sowohl in Lexikon-, Hand- und Lehrbuchtexten als auch in vielen fachexternen Texten Formen, die den geschilderten Zustand/Prozess als ein Geschehen perspektivieren, das ‘eigendynamisch’, ohne gänzlich kontrolliertes oder bewusstes Zutun der beteiligten Menschen abläuft. Folgende Bezeichnungen und Formulierungen können eine solche Wirkung, dass das SYMPTOM wie ein Wetterzeichen *auftritt*, ohne dass es bewusst produziert würde (vgl. Peirce CP 8.185⁷³²), unterstützen:

732 Vgl. folgendes Zitat von Peirce: „But it appears to me that all symptoms of disease, signs of weather, etc., have no utterer“ (CP 8.185) und Kap. 2.2.1 dieser Arbeit.

Neben der Nennung verschiedener (beruflicher) Gruppenbezeichnungen ist häufig die Rede von *Betroffenen/ ... sind betroffen*⁷³³ oder auch von *Patienten*⁷³⁴, *Opfern*⁷³⁵ (vermehrt in fachexternen Texten) und *gefährdeten Arbeitnehmern/ ... sind gefährdet*⁷³⁶. Sie sind durch diese Formulierungen „Patiens-Partizipanten“

733 Weitere Beispiele: „Der Begriff Burnout [...] bezeichnet ein Syndrom, von dem vor allem Angehörige von Sozialberufen betroffen sind“ (Schüpbach/Kause: 2009: 505, im QV unter 8.1.2); „ein Zustand, in dem die Betroffenen gefühllose und abgestumpfte Reaktionen gegenüber ihren Klienten zeigen“ (Schaper ³2014: 531, im QV unter 8.1.2); Barth ²2001/⁴2010, (im QV unter 8.1.2); Bauer (2009: 251, PiD); Bergner (2004: A-2232) und Wittmund (2004: A-2679) im Dt. Ärztebl., alle zuletzt genannten Beiträge im QV unter 8.1.4; siehe auch im fachexternen Diskursstrang AU 05/2005-B: 40 (= AU 2005b); AU 2011d, 18.10.2011 und PH 01/2004 (= Krumpholz-Reichel 2004), im QV unter 8.1.7; ZEIT ONLINE 29.7. 2010 (= Heyn 2010, im QV unter 8.1.6); „Sarah Günther findet es deshalb richtig, dass Betroffene den Weg an die Öffentlichkeit wählen“ (Wenzel 2012, FAZ.NET, im QV unter 8.1.6); „Burnout und arbeitsbedingter Stress trafen immer mehr Menschen“ (= dpa/dapd/end 2013, SPIEGEL ONLINE, im QV unter 8.1.6).

734 Z. B. „Programm für stationäre Burn-out-Patienten“ (Stier-Jarmer/Frisch/Oberhauser et al. (2016: S. III im Anhang des Beitrags), im Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4; Bauer (2009: 253, PiD); Kissling/Mendel/Förstl (2014: 2588, DMW, im QV unter 8.1.4); Reime/Steiner (2001: 304, PPmP) und Söllner/Behringer/Böhme (2016: 227, PPmP), im QV unter 8.1.4; in fachexternen Texten: DIE ZEIT, Rudzio (2010b); SPIEGEL (Nr. 52, 1988); FAZ, Weiguny/Nienhaus (2014a); GEO WISSEN, Frömel/Recht (2011); .

735 SPIEGEL ONLINE/manager magazin: „Gerade die Leistungsfähigen sind die Opfer.“ (= Klepsch 2011); „Wachsende Opferzahl“ (= Werle 2012b) im QV unter 8.1.6); „„Heute“, schrieb Byung-Chul Han, ‚beutet man sich selbst aus, wobei man sich in Freiheit wähnt. Das Leistungsobjekt ist Täter und Opfer zugleich‘ (Freidel 2013, FAZ); Interessant in diesem Zusammenhang ist auch die Mehrwortseinheit *Kampf gegen Burnout* und welche Personengruppen hierbei im Kontext als Akteure eingesetzt werden, um Opfer zu vermeiden/Personen vor ›Burnout‹ zu schützen: z. B. „Arbeitgeber sollen den Kampf gegen ‚Burn-out‘ aufnehmen“ (FAZ, 30.1.2013, = Steinau-Steinrück (2013); vgl. auch FAZ 2013c); weitere Belege mit der Verwendung des Ausdrucks *Opfer*: G&G Dossier 1/2016: 20 (= Falkai 2016, im QV unter 8.1.7); DIE ZEIT, 28.10.2010, Nr. 44 (= Spork 2010, im QV unter 8.1.6); kritisch zum Begriff ›Opfer‹ in DIE ZEIT, 1.12.2011, Nr. 49 (= Pawelzik 2011, im QV unter 8.1.6); SZ 6.5.1997 (= Weinfurthner 1997, im QV unter 8.1.6); Dpa/svs/tine (2015, FAZ.NET, im QV unter 8.1.6); PH 8/2014 (= Ernst (2014b: 3, im QV unter 8.1.7); Kleinschmidt beschreibt, dass die Erkenntnis des eigenen Anteils in der Therapie aus der „Opfersituation“ herausführe (PH 4/2017: 72, = Kleinschmidt 2017); in fachlichen Texten seltener, aber es gibt auch Belege: Freudenberg (1974); Kleiber/Enzmann (1990: 11, im QV unter 8.1.5); Seibold/Schuh (⁵2010: 64ff.) überschreiben ein Kapitel mit dem Titel „Opferrolle ablegen“ (im QV unter 8.1.5); Bergknapp (2009: 241, PiD, im QV unter 8.1.4).

736 „Gefährdet sind Menschen in sozialen und pflegerischen Berufen“ (= Kals 2004, in FAZ); vgl. auch Meck (2010, FAZ.NET); Weiguny (2015, FAZ); Heimann (2008, manager magazin); alle Belege im QV unter 8.1.6; in Fachtexten: „Es besteht die Gefahr, an einem Burn-out-Syndrom zu erkranken“ (Meldung im Dt. Ärztebl., siehe Bühring 2005: A-1705) und Madel (2003), ebenfalls im Dt. Ärztebl.; „Pastoren mit dem burnoutgefährdeten Muster“ (Voltmer/Büssing/Thomas et al. 2010: 431, in PPmP); Albrecht/Giernalczyk (2016, in PiD); beide Belege im QV unter 8.1.4.

eines (selbstinduzierten) Vorgangs oder einer „Zustandsveränderung“⁷³⁷, auch wenn sie innerhalb dieses Zustands teilweise als Handelnde und damit in einer agentivischen oder agensähnlichen Rolle auftreten. Denn die absichtsvollen-intendierten Handlungen, die den Personen zugeschrieben werden, sind häufig negiert oder mit Handlungseinschränkungen verbunden oder im Kontext als inadäquat etikettiert (z. B. *Aufgaben nicht mehr bewältigen können, sich immer schlechter konzentrieren, reduziertes Engagement, die Kinder bloß anschreien*). Sonst erscheinen sie meist in „Proto-Agens-Rollen“:⁷³⁸

1. als *Experiencer/Zustandsträger*⁷³⁹ von nur bedingt kontrollierbaren Gefühlen und Einschätzungen oder von Empfindungen, für deren Deutung die Burnout-Literatur sensibilisieren möchte⁷⁴⁰ (*fühlte sich schon morgens erledigt; Zwang, sich zu beweisen; sind gestresst und überfordert; sich immer weniger kompetent und erfolgreich fühlt, Wie kann ich feststellen, ob ich unter Burn-out leide?*);
2. als „Vorgangsträger“ selbstinduzierter Bewegungen/telischer Vorgänge (*schläft miserabel; Entwicklung dysfunktionaler Einstellungen; entfremdet sich immer mehr von der Arbeit; hat seine seelischen Kräfte völlig verbraucht; dass man sich emotional überfordert*⁷⁴¹);

737 Beatrice Primus bestimmt die Patiens-Rolle wie folgt: „Als Patiens wird die semantische Rolle eines Partizipanten bezeichnet, der in dem vom Prädikat bezeichneten Geschehen physisch manifest betroffen ist und dessen Zustand sich physisch verändert“ (Primus 2012: 31f.). Unter einer „Zustandsveränderung“, die Primus auch unter die Patiens-Rollen einordnet, versteht sie Folgendes: „Eine Zustandsveränderung ist an die Aktionsart des Satzes gebunden und setzt keinen weiteren Verursacher-Partizipanten voraus“ (ebd.: 32).

738 Siehe dazu Primus (2012: 25ff.), die sich auf den Proto-Agens-Begriff von David Dowty bezieht.

739 „Sentience (Experiencer/Zustandsträger)“ hat nach Primus „mehrere Ausprägungen, u. a. Wahrnehmung (*sehen, hören, auffallen*), Empfindung (*frieren*), Emotion (*mögen, hassen, fürchten*), Bewertung (*schätzen, bevorzugen*) oder epistemische (d. h. wissensbezogene) Zustände (*wissen, glauben, kennen, einfallen*). Jeder psychische Zustand setzt einen Experiencer (auch Zustandsträger) voraus“ (Primus 2012: 25).

740 Die ‚Betroffenen‘ sollen lernen, ihre Empfindungen ‚richtig‘ zu deuten, um dann wieder zu kontrollfähigen Akteuren zu werden: „Kenne ich die Signale meines Körpers, kann ich darauf reagieren“ (Gottschalck 2012, *manager magazin*, im QV unter 8.1.6); Stimmen, die die Zuschreibung ›Burnout‹ kritisieren, setzen auch bei der ‚richtigen‘ Wahrnehmung und Bewertung an: „Die Mitarbeiter wollen auch selbst zu viel! [...] Es gelte, mehr auf sich selbst aufzupassen“ (Knust 2012, *SPIEGEL ONLINE*, im QV unter 8.1.6).

741 Die Formulierungen *entfremdet sich immer mehr von der Arbeit* und *dass man sich überfordert* werden in diesem Kontext nicht als Handlung mit einem gänzlich kontrollfähigen, absichtlich handelnden Agens interpretiert. Denn wenn man diese Konstruktionen im Hinblick auf die semantischen Merkmale ‚Kontrolle‘ und ‚Absicht‘ durch Hinzunahme der Handlungsverben *unterlassen, tun* oder des Adverbs *absichtlich* sowie durch Anwendung des Imperativs testet,

3. als vormalige „Besitzer“ von Fähigkeiten/Ressourcen/Idealen (*verlieren auch die Energie für ihr Privatleben; Betroffenen geht die psychische und physische Leistungsfähigkeit sowie die Kraft zum Regenerieren verloren; konnte ich nicht mehr abschalten*)⁷⁴².

BURNOUT und dessen SYMPTOME stehen regelmäßig in Subjektposition (*Burnout ist ein schleichender Prozess*) und erscheinen durch Behältermetaphorik (*Burnout, Depersonalisation beinhaltet*⁷⁴³) oder Personifizierung (*Syndrom, das ... auftritt*⁷⁴⁴, *hinzu kommen diverse seelische und körperliche Beschwerden, sein Herz setzt zu*

so erscheinen die Konstruktionen „hinsichtlich der Absichtlichkeit“ zumindest vage zu sein (vgl. Primus 2012: 18ff.):

**Der Mitarbeiter entfremdet sich absichtlich von der Arbeit / *Was der Mitarbeiter unterließ, war es, sich von der Arbeit zu entfremden / *Entfremden Sie sich bitte von der Arbeit!; *Was man tut, ist sich bei der Arbeit zu überfordern* (Die Konstruktion *Was man unterlässt ist, sich bei der Arbeit zu überfordern* ist aber durchaus plausibel / **Man überfordert sich absichtlich bei der Arbeit / *Überfordern Sie sich bitte bei der Arbeit!* Weitere Beispiele, die im Hinblick auf die Merkmale 'Kontrolle' und 'Absicht' nicht eindeutig sind, wären Beispiele mit dem Verb *regenerieren* („nehme die Fähigkeit [...] ab, nach Belastungen zu regenerieren“ (Bühning 2000: A602, Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4) oder den Verben *entspannen* und *aus- und abschalten*, die zwar als Handlungsanweisung häufig in Burnout-Ratgeber texts formuliert werden, aber nicht (mehr) gänzlich kontrolliert werden („wie sie sich in ihrer Freizeit optimal entspannen“ (Lesti 2008, FAZ) versus „Unfähigkeit, sich zu entspannen“ (Belz 2012, FAZ; „wenn es nicht mehr gelingt, die Stressreaktion des Körpers ‚auszuschalten‘“ (PH 2/2002, = Nuber 2002: 21).

742 Die „Betroffenen“ werden in diesen Beispielen in der semantischen Rolle von vormaligen ›Besitzern‹ präsentiert. Die verlorenen Besitzgegenstände sind die abstrakten Größen ›Energie‹, ›Leistung‹, ›Kraft‹. In der Theorie der semantischen Rollen wird bei Besitzrelationen jeweils unterschieden, ob der ›Besitz‹ ‚veräußerbar‘ oder ‚unveräußerbar‘ ist, also ob der ›Besitzer‹ das Erwerben oder Veräußern kontrollieren kann (Primus 2012: 18–19). Der Umgang mit diesen ‚Ressourcen‘ wird durchaus als kontrollierbar bis zu einem bestimmten Grad angesehen, was durch Formulierungen wie *Haushalten mit den eigenen Kräften* oder die *Energie gut einteilen* etc. deutlich wird. Korpusbelege in Auswahl: „Kollegen, die [...] ihre Ideale verloren haben“ (Drees 2003 im Dt. Ärztebl., im QV unter 8.1.4); „hat das Vertrauen in seine Fähigkeiten verloren“ (Rudzio 2010b, DIE ZEIT, im QV unter 8.1.6.); „[D]och Linde verliert das Gefühl für sich, er ist wie besoffen von seinen Erfolgen“ (Briseño 2012, SPIEGEL ONLINE, im QV unter 8.1.6).

743 Ein weiteres Beispiel dazu ist: „Erstens beinhaltet Burn-Out die Symptome einer Depression, wie etwa Überforderung, Erschöpfung oder Leistungsabfall“, sagt Ruhwandl“ (= Steinkohl/Hölper 2003: 35 in der SZ, im QV unter 8.1.6); siehe z. B. auch Schaper (2014: 531f., im QV unter 8.1.2);.

744 Dies ist eine kookkurren te Wortverbindung – *Nebenwirkung(en)/Krankheit(en)/Störung(en) ... treten/tritt auf* – wie eine Recherche des Kookkurren zprofils des Verbs *auf treten* in der Kookkurren zdatenbank CCDB des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache zeigt (zuletzt abgerufen am 29.12.2019). Die Datenbank ist unter <http://corpora.ids-mannheim.de/ccdb/> erreichbar (= Belica 2001). Vgl. dazu auch Schnedermann (2016: 239).

unvermittelten Sprüngen an ...)⁷⁴⁵ als aktives Zentrum des Satzes. Dies bewirkt, dass die Blickrichtung auf das Phänomen von den Symptomen ausgeht.

In den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern und in Textstellen, in denen der Nominalstil dieser Textsorten übernommen wird, herrscht eine komprimierte,⁷⁴⁶ unpersönliche Ausdrucksweise vor, bei der die Vorgänge über nominalisierte Nebenprädikate (*Erschöpfung*, *Depersonalisierung*) versprachlicht werden, wodurch die beteiligten Personen nur implizit als involvierte Größen erscheinen. Denn bei einer Formulierung wie *Syndrom, das bei professionellen Helfern als Folge von Überlastung auftritt* lässt sich nicht genau bestimmen, ob dem Nomen *Überlastung* eine transitive oder reflexive Lesart zugrunde liegt und von welcher Instanz die Handlung bei einer transitiven Lesart ausgeht. Ähnlich verhält es sich bei Formulierungen wie *hohe interpersonelle Anforderungen, Maße beeinträchtigten Befindens* oder *den gestellten Ansprüchen nicht mehr zu genügen*.

Dadurch, dass Burnout und die einzelnen Symptome als Elemente perspektiviert werden, die ohne menschliches Zutun auftreten, wird eine Unabhängigkeit von subjektiven Standpunkten konstituiert, die den definitorischen Anspruch auf objektorientierte Sachverhaltskonstitution/Begriffsbildung unterstützt. In Sprachgebrauchsformen, die antonyme und komplementäre Gegensätze ausdrücken und dadurch sozial-kulturelle Bewertungsnormen evozieren (vgl. Kap. 6.2.4.1), manifestiert sich zudem eine stabile sozial-kulturelle Vergleichsfolie, vor deren Hintergrund einzelne Merkmale des zu definierenden Sachverhalts erst zu erklärungsbedürftigen Signalen, sprich Symptomen, werden. Diese medizin-semiotische Praxis, die in Kapitel 3.1 beschrieben wurde, verstärkt die realsemantische intersubjektive Wirkung dieser Definitionen. Denn die damit implizit transportierte Aufforderung, für diese „Signale“ eine Beschreibung und Erklärung zu finden, entsteht aus der Diskrepanz zwischen erwarteten ‚normalen‘ und den deskriptiv-narrativ dargelegten Zuständen und Handlungs- und Verhaltensweisen. Dadurch scheint der Impuls

745 Weitere Beispiele für Personifizierung: „Die subjektive Anstrengung steigt, aber die Qualität der Leistung sinkt“ (Schmidbauer (1991: 41); Zum Prinzip der Personalisierung als sprachliches Mittel des Geltungsanspruchs im medizinischen Bereich siehe auch Schnedermann (2016). Dieses Mittel wird auch in anderen Bereichen zur Verstärkung der Geltung der Aussage eingesetzt, für den juristischen Bereich findet man bei Vogel (2012) eine ausführliche Analyse.

Eine weitere personifizierte Größe, die gegen das Wohl der Person ‚handelt‘ und die mehrfach im Kontext von ›Burnout‹ genannt wird, sind die sogenannten dysfunktionalen „inneren Antreiber“: „Wir haben in Burn Out-Gruppen (sic) häufig festgestellt, dass Lehrer unter ‚inneren Antreibern‘ leiden“ (PH 12/1997, = Smolka 1997: 43).

746 Die Textstellen sind im Sinne von P. von Polenz’ Satzsemantik „komprimiert“, da die Zahl der zu verstehenden Inhaltsteile größer als die Zahl der Ausdruckseinheiten ist (vgl. von Polenz ³2008: 25ff.). In Kap. 6.2.2.1 wurde einer dieser Textstellen in explizite Formulierungen aufgelöst.

zum Definieren ‚von den Dingen selbst‘ auszugehen. Dies bewirkt eine ‚empirische‘ Validierung, die auf die gesamte Definition ausstrahlt.

6.2.4.3 Zusammenfassung

In Kapitel 6.2.4.1 wurden sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung herausgearbeitet, die ›Burnout‹ dadurch ein- und abgrenzen,

- dass sie das Konzept stabil einem Bereich zuweisen (z. B. über fachliche Rubriken in Hand- und Lehrbüchern, Keywords in Fachzeitschriften, Ressorts und Rubriken in Zeitungen oder über Berufsgruppen, die besonders beforscht werden/über die am meisten medial berichtet wird). ›Burnout‹ wird dadurch über die Einzeltexte hinweg besonders in Verbindung gebracht mit den Themen „Stress“, „Belastung“, „Leistungsprobleme“ und „psychische Gesundheit“ und folgenden beruflichen Personengruppen: Arbeitnehmer/innen im sozialen und schulischen Bereich, mit hoher Verantwortung/Leitungsfunktion, mit hoher Motivation/hohem Engagement und der Gruppe Leistungssportler/innen;
- dass sie das Konzept im Kontext fachkultureller Praktiken konstituieren (in klinischen Fächern durch Bezug auf die ICD-10 und Zurückweisung der Gleichsetzung des Begriffs ›Burnout‹ mit den Begriffen ›Syndrom‹/›klinische Diagnose‹ und in anderen psychologischen Anwendungsfächern z. B. durch Bezug auf etablierte arbeitspsychologische und -soziologische Modelle). Diese fachlichen Zuordnungspraktiken werden in fachexternen Texten aufgegriffen und vermittlungstechnisch weiterverarbeitet. Ein metaphorisches Modell, das sowohl fachintern als auch fachextern Bedeutung besitzt, ist das Konzept einer ›unausgeglichene Bilanz‹ (vgl. dazu Kap. 6.2.4.2);
- dass sie das Konzept wiederholt an verschiedenen Stellen auf ähnliche implizit mitgemeinte kollektive Wissensbestände (Bezugsnormen wie durchschnittliche Arbeitszeiten, Belastungen, biologische Durchschnittswerte oder sozialkulturelle Idealnomen und deren Gegenpole) beziehen. Die Attribute von ›Burnout‹ werden dadurch über die fachlichen und fachexternen Einzeltexte hinweg in ähnlicher Weise (in fachexternen Texten jedoch deutlich expliziter und teilweise im Vergleich zu den fachinternen Texten auf einer höheren Steigerungsstufe) von ‚erwarteten‘, ‚normalen‘ somatischen und psychischen Funktions- und Leistungsprofilen und Arbeitsbedingungen abgegrenzt. Das ‚übersteigerte Maß an Aufgaben‘ wird zudem in Fotografien und Illustrationen in Presse- und Magazintexten und in fachlichen Texten, die sich an eine breitere Öffentlichkeit wenden, musterhaft ins Bild gesetzt (siehe Kap. 6.2.4.2).

In Kapitel 6.2.4.2 wurden außerdem sprachliche Stimuli definitorischer Praktiken der Gewichtung, Verknappung und Geltungsvalidierung untersucht, die durch typo- und topografischen Hervorhebungsmittel und intertextuell sichtbar gemachte Zitations- und Reformulierungsnetze zur Durchsetzung bestimmter ›Kernsymptome‹ (z. B. *chronische emotionale und physische Erschöpfung, Zynismus/Depersonalisation, reduzierte Leistungsfähigkeit, berufliche Überforderung, fehlende Regenerationsfähigkeit*) und Phasen-Symptom-Modelle (z. B. von Burisch ⁵2014 und Freudenberger/North 1985/⁹2002) beitragen. Durch die diskursiv verbreiteten Phasenmodelle wird der Kontrast zwischen einem umtriebigen ›Anfangsstadium‹ (*vermehrtes Engagement für Ziele, hoher Energieeinsatz, Zwang sich zu beweisen*) und einem quantitativ und qualitativ entgegengesetzten ›Endstadium‹ (*Abbau der kognitiven Fähigkeit, Rückzug, völlige Erschöpfung*) konstituiert. Dieser Kontrast wird in verschiedenen Ausprägungen auch in fachlichen deskriptiven Definitionsentfaltungen (teilweise nur implizit) und in den meisten fachexternen narrativen Verfahren des Definierens durch sprachliche Mittel der Gradierung und Polarisierung diskursiv ausgestaltet.

Schließlich wurden in Kap. 6.2.4.2 mit Rückgriff auf Kategorien der medizinischen Semiotik und Krankheitskonzepte (siehe Kap. 3) Praktiken der Geltungsvalidierung für den medizinisch-psychologischen Bereich herausgearbeitet. Burnout und einzelne Merkmale erscheinen durch diese Praktiken als Sachverhalte, die unabhängig von subjektiven Standpunkten realsemantisch definiert werden.

7 Zusammenfassung der Ergebnisse: Analysemodell und Typologie der diskursiven Praxis des Definierens am Beispiel des Burnout-Phänomens

7.0 Vorbemerkung

In den folgenden Unterkapiteln werden die verschiedenen Analyseschritte der vorliegenden Arbeit nochmals rekapituliert und zunächst in einem Modell der diskursiven Praxis des Definierens zusammengeführt (Kap. 7.1). Am Ende dieses Analysezyklus stehen als Ergebnis dominierende Typen diskursiver Praxis des Definierens im Burnout-Diskurs, die in Kapitel 7.2 zusammenfassend als Typologie dargelegt werden. Betrachtet man diese Typen diskursiver Definierens-Praxis anschließend im Vergleich aus überindividueller, transtextueller und diachroner Perspektive, so kann man einerseits Unterschiede und andererseits Verbindungslinien zwischen ihnen erkennen. Auf dieser Basis kann man nachvollziehen, warum sich bestimmte definitorische Konzeptualisierungen über einen gewissen Zeitraum hinweg in einem Diskurs durchsetzen, obwohl es zur gleichen Zeit auch Marker des Dissenses bezüglich der Allgemeingültigkeit dieser Definitionsvarianten gibt. Das Wechselverhältnis zwischen sprachlichen Mitteln und Praktiken der ›Unifizierung‹, die einzelne Perspektiven auf ein Phänomen durch textübergreifende Zuordnungs- und Verknappungspraktiken stabilisieren, und sprachlichen Mitteln und Praktiken der ›Agonalität‹, die diesen vermeintlichen Konsens angreifen, wird in Kap. 7.3 beleuchtet.

Anschließend wird in Kapitel 7.4 reflektiert, welchen heuristischen Mehrwert die vorgestellte Typologie und das Analysemodell für diskurslinguistische Arbeiten bieten und an welchen Stellen sich Anschlussstudien sowohl aus der Perspektive der Linguistik als auch Psychologie/Medizin anbieten. Zuletzt wird überprüft, ob die Ausgangshypothesen, die in Kapitel 1 und 4.3.4 aufgestellt wurden, sich bestätigt haben und welche gesellschaftlich-praktische Relevanz sich aus den Analyseergebnissen dieser Arbeit ergibt.

7.1 Rekapitulation und Modellierung der Analyseschritte

In Kapitel 4.3.4 wurde die Untersuchungsheuristik zum Definieren im Diskurs zusammengefasst und das Analysemodell einer diskursiven Praxis des Definierens prospektiv präsentiert. In diesem Kapitel werden die einzelnen Schritte, ins-

besondere die Analyse der sprachlichen Mittel und Stimuli definitorischer Praktiken des Definierens (Kap. 6), noch einmal retrospektiv an folgendem Modell nachvollzogen:

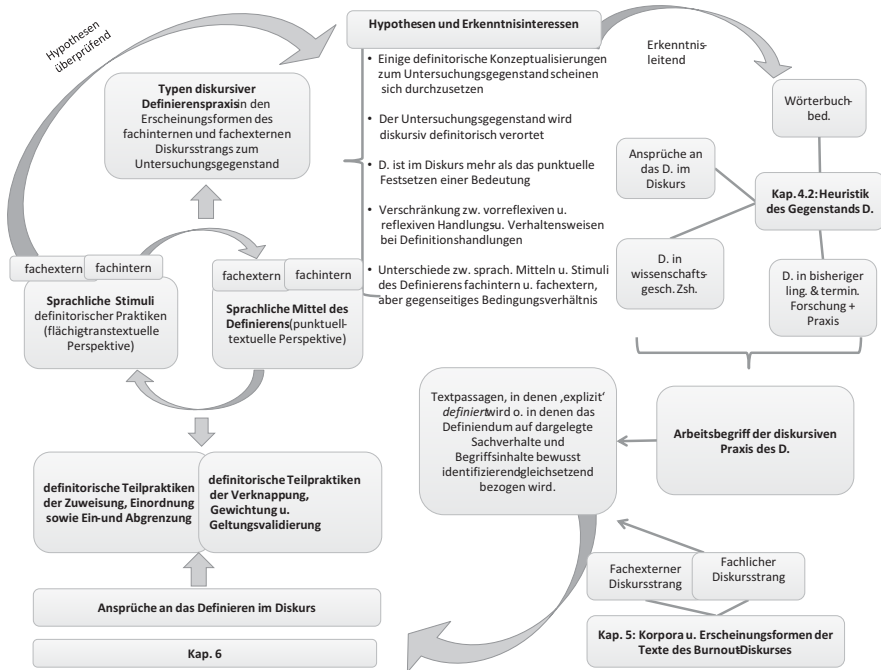


Abb. 29: Modellierung der einzelnen Schritte zur Analyse der Typen diskursiver Praxis des Definierens im Burnout-Diskurs (die Abkürzung „D.“ steht für „Definieren“).

Diesem Modell voraus gehen die Grundannahmen einer zeichengebundenen diskursiven Wissenskonstituierung (siehe Kap. 2) mit Bezug auf die Semiotik von Ch. S. Peirce und der medizinischen Semiotik (siehe Kap. 2 und 3), diskurslinguistische Ansätze im Anschluss an Foucault (Kap. 2.2.1 und 4.1.3) und die Analysekategorie diskurslinguistischer Praktik bzw. Praxis (siehe Kap. 4.1). Darauf aufbauend wurde ein induktiv-deduktives Verfahren gewählt, um sich dem Untersuchungsgegenstand des Definierens im Diskurs heuristisch zu nähern (Kap. 4.2 und in Abbildung 29 rechts oben): Literaturstudien der philosophischen, wissenschaftstheoretischen und linguistischen sowie terminologischen Literatur zum Thema „Definition“ und den dort entwickelten ‚klassischen‘ Definitionsformen und Definitionskriterien (siehe Kap. 4.2.3 und 4.2.4) wurden mit alltagssprachlichen Lesarten des Verbs *definieren* (siehe Kap. 4.2.1) und einer induktiven Analyse von

Erwartungen und Ansprüchen an die Tätigkeit des Definierens in fachinternen und fachexternen Texten des Burnout-Diskurses verknüpft (siehe Kap. 4.2.2). Diese Schritte der Heuristik offenbarten das Forschungsdesiderat, Definieren nicht nur als reflektiert-intendierte punktuell in einem Diskurs in Erscheinung tretende Sprachhandlung (siehe Kap. 4.3.2), sondern auch als Ergebnis verschiedener, einander bedingender teil- bzw. unbewusster Verhaltensroutinen bzw. sozialer, (fach)kultureller diskursiver Praktiken, die sich punktuell und in der Fläche der Diskursstränge zeigen, zu untersuchen (siehe Kap. 4.3.3). Daran schlossen die folgenden Analysefragen an: Welche Spuren (unwillkürlicher) sozio-kultureller, diskursiver Praktiken bzw. Stimuli manifestieren sich wiederholt an verschiedenen Stellen der sprachlichen Diskursoberfläche, die auf den Prozess des Definierens einwirken? Wie wirken diese mit intendierten Definitionsbemühungen und deren sprachlichen Mitteln des Definierens in einer diskursiven Praxis des Definierens zusammen? Daraus wurden folgende Arbeitsdefinitionen diskursiver definitorischer Praktiken und Praxis entwickelt, deren Herleitung in Kapitel 4.3.4 ausführlich beschrieben wurde:

Eine weite Arbeitsdefinition (1), die intentionale und nicht bewusst intendierte Sprachverwendungsregularitäten gleich gewichtet:

Diskursive definitorische Praktiken werden als Praktiken bestimmt, die einzelne Zwecke oder Aufgaben, die aus den Funktionsansprüchen (eines Fachbereichs) an die Tätigkeit des Definierens erwachsen, mit verfügbaren (sprachlichen) Ressourcen verbinden und in ihrer Gesamtheit dadurch definitorische Wirkung entfalten, d. h. eine diskursive Praxis des Definierens bilden.

Eine engere Arbeitsdefinition (2), die aus intentionaler handlungsorientierter Perspektive Anforderungen⁷⁴⁷ an eine punktuell in einem Text erscheinende Definitionshandlung umfasst:

Der kommunikative Zweck einer Definitionshandlung besteht im strengen Sinn und insbesondere in Fachtexten darin, dass der Definierende das in Frage stehende Zeichen benennt (= Definiendum)⁷⁴⁸ und in eine Entsprechungs-, bzw. Äquivalenzbeziehung (= Definitior) zu anderen bereits bekannten Zeichen(ketten) stellt (= Definiens)⁷⁴⁹, wodurch er das Definiendum für sich selbst und

⁷⁴⁷ Diese Anforderungen basieren auf Kriterien, die in Kapitel 4.2.2 induktiv und in den Kapiteln 4.2.1 und 4.2.3–4.2.4 deduktiv erarbeitet wurden.

⁷⁴⁸ Nach Peirce könnte man sagen, es wird ein (neuer) Zeichenträger (*sign*), der im Akt der Interpretation mit einem „Zeichenobjekt“ x symbolisch verbunden werden soll, eingeführt; in der satzsemantischen Terminologie von P. von Polenz könnte man sagen, dass ein (neuer) „Bezugname“ genannt wird, der mit einem „Bezugobjekt“ x verbunden werden soll (von Polenz³2008: 138).

⁷⁴⁹ Stanaityte (2005) spricht in diesem Zusammenhang mit Bezug auf die satzsemantische Terminologie nach P. von Polenz (1985) davon, dass „das Explizieren einer Bedeutung ein Akt

etwaige Rezipienten hinreichend genau, wesentlich bzw. in seiner Typik erfassend und mit dem Anspruch der Adäquatheit und intersubjektiver oder allgemein verbindlicher Gültigkeit feststellt oder festsetzt, von anderen Sachverhalten/Begriffen/Termini differenziert und in bestehendes Wissen einordnet.

Da die sprachlichen Mittel und Praktiken des Definierens je nach Gebrauchszusammenhang in den einzelnen untersuchten Texten des Gesamtkorpus differieren können und um etwaige Unterschiede sichtbar zu machen, wurden die Texte der Teilkorpora vor Beginn der eigentlichen Analyse daher hinsichtlich ihrer Wissensvoraussetzungen, Produzenten- und Adressatengruppen sowie ihrer damit verbundenen funktional zweckhaften Leistung, Kommunikationsbereiche und typischen Textsorten noch eingehender beurteilt (Kap. 5.3.3). Daraus ergaben sich folgende Untersuchungseinheiten: Es wurden zunächst sprachliche Mittel des Definierens in Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern (Kap. 6.2.1.1) und danach in Fachzeitschriften und Monografien (Kap. 6.2.2.2) aus punktueller Perspektive analysiert und miteinander verglichen (Kap. 6.2.2.4). Danach erfolgte dasselbe Analyseverfahren nach sprachlichen Mitteln des Definierens im fachexternen Diskursstrang: zunächst in Presstexten und populärwissenschaftlichen Zeitschriften (Kap. 6.2.3.1) und anschließend in öffentlichen enzyklopädischen und medizinischen Onlineportalen (Kap. 6.2.3.2).

Die größten Unterschiede zeigten sich zwischen sprachlichen Mitteln des Definierens in den Fachlexika gegenüber sprachlichen Mitteln des Definierens in medialen Magazinberichten. Auf die verschiedenen Typen diskursiv-definitorischer Diskurspraxis wird im folgenden Kapitel eingegangen. Der Einstieg in die Analyse erfolgte an Textstellen der jeweiligen Teilkorpora, in denen der Begriff ›*Burnout*‹ von den Autorinnen und Autoren der Texte entweder explizit als Definitionsgegenstand behandelt wurde (z. B. dadurch dass der Abschnitt mit *Definition* überschrieben ist) oder in denen der Ausdruck *Burnout* bewusst in eine Entsprechungs-, bzw. Äquivalenzbeziehung zu anderen dargelegten Sachverhalten und Begriffsinhalten gestellt und damit diesen zugewiesen wurde. Der erste Analyseanstieg erfolgte demnach aus sprachhandlungsorientierter Per-

des doppelten Referierens ist: zunächst wird ein Bezug zu einer Referenzstelle hergestellt, worauf dann der zweite Akt des Referierens folgt, indem auf die gleiche Referenzstelle ein weiterer Bezug genommen wird, der sich von dem ersten dadurch unterscheidet, dass er andere Referenzausdrücke zur gleichen Bezugsstelle verwendet“ (Stanaityte 2005: 97). Beim Definieren werden zwei Zeichen direkt aufeinander bezogen. Da *Zeichen*, wie Bär (2015: 6) mit Bezug auf die Etymologie des Ausdrucks *Zeichen* ausführt, „nichts anderes als zeigend bzw. zeichenhaft handeln“ heißt, könnte man beim Akt des Definierens davon sprechen, dass das Definiendum-Zeichen und das Definiens-Zeichen in dieselbe Richtung zeigen (vgl. ebd.).

spektive (vgl. Kap. 4.3.2). In den Zusammenfassungskapiteln (6.2.2.4 und 6.2.3.3) wurden die sprachlichen Mittel des Definierens im fachinternen und fachexternen Diskursstrang einander gegenübergestellt und ihre Wirkzwecke wurden auf die induktiv erschlossenen abstrakt-idealen Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens (Kap. 4.2.2) bezogen. Daraus ergaben sich erste Teilpraktiken mittlerer Abstraktion, die einzelne Zwecke oder Aufgaben, die aus den Definitions-Ansprüchen (d. h., was Definitionen leisten und bewirken sollen) erwachsen, mit verfügbaren sprachlichen Ressourcen verbinden und die sich zu zwei Überkategorien definitorischer Teilpraktiken gruppieren ließen: 1.) definitorische Praktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung; 2.) definitorische Praktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungvalidierung. Die genauen Analyseschritte können in den Kapiteln 6.2.2.4 und 6.2.3.3 nachvollzogen werden. An diesen ‚punktuellen‘ Analysezugang schloss sich in den Folgekapiteln die Analyse definitorischer Praktiken aus praxeologisch-phänomenorientierter Perspektive in der Fläche der Diskursstränge an (vgl. Kap. 4.3.3 und Kap. 6.2.4). In diesen Kapiteln konnte gezeigt werden, dass unwillkürliche fachkulturelle und soziale Praktiken, die sich an der Diskursoberfläche durch Spuren manifestieren, ebenfalls definitorische (Teil)-Zwecke (wie z. B. etwas zu klassifizieren, einzugrenzen, wesentliche Merkmale zu transportieren oder *eine* allgemein gültige Definition zu bestätigen) stimulieren können und dadurch die explizit-intentionalen Definitionsakte verstetigen und verstärken können.

In folgendem Unterkapitel werden nun zunächst die dominierenden Typen diskursiver Definierenspraxis bestimmt (siehe oben links im Analysemodell, Abb. 29), die sich aus der Durchführung dieses Analysemodells im Burnoutdiskurs fachintern und fachextern ergeben haben.

7.2 Dominierende Typen diskursiver Praxis des Definierens im Burnout-Diskurs – Ein 11-Punkte-Modell

Am Ende des vorgelegten Analyseprogramms steht die Frage, ob sich aus den Analyseergebnissen Typen diskursiver Definierens-Praxis in den Erscheinungsformen des fachinternen und fachexternen Diskursstrangs herauskristallisieren lassen. Diese Einteilung orientiert sich an den folgenden aufeinander aufbauenden Fragen:

- 1) In welchem Kontext erscheint die Definition: Unter welchen öffentlich-medialen oder fachlichen Kommunikationsbedingungen und damit verbundenen medialen und fachkulturellen Praktiken wird definiert? (vgl. Kap. 5.3 dieser Arbeit: In welchem Publikationsmedium, mit welchen Produzenten- und anvisierten Adressatengruppen (z. B. Fachleute an (angehende) Fach-

leute oder Fachleute/Wissensvermittler/Journalisten und Journalistinnen an fachexterne Öffentlichkeit), in welchen Textsorten mit welcher dominanten Textfunktion (z. B. Lexikonartikel, Übersichtsartikel in einer Fachzeitschrift, Problemdarstellung in Tageszeitung, etc.), unter welchen fachlichen und gesellschaftlichen Wissensvoraussetzungen?)

- 2) Durch welche sprachlichen Mittel (von der Textabschnitts- über die Satz-, (Mehr-)Wort bis zur Morphemebene) wird punktuell definiert? Ergeben sich aus diesen sprachlichen Mitteln des Definierens unterschiedliche Definitionsentfaltungstypen⁷⁵⁰? (siehe dazu Kap. 6.2.2 und 6.2.3 und die Zusammenfassungskap. 6.2.2.4 u. 6.2.3.3)
- 3) Welche übergeordnete Interpretationsperspektive bzw. welches Metakonzept (›Zustand‹, ›Vorgang‹, ›Ereignis‹) und welche Grundkonzepte des jeweiligen Fachs, in dem definiert wird (›Krankheit‹, ›Störung‹, ›Risikozustand‹), werden durch die definierende(n) Proposition(en) (= Definiens) und die Definitionsentfaltungen konstatiert und in welcher Weise mit aufgerufen?
- 4) Welche definitorischen Teilpraktiken mittlerer Abstraktion sind in der jeweiligen Definitionsentfaltung (besonders) präsent (z. B. |doppelt referieren/zuweisen|, |kategorisieren|, |klassifizieren|, |Merkmale charakterisieren|, |ein typisches Beispiel erzählen|, |eine Klassifizierung zurückweisen und ersetzen|, |ein Beispiel referieren/erzählen|, |stabile Abgrenzung von Vergleichswerten stimulieren|, |verallgemeinern|, |Merkmale gewichten/hervorheben|, |generalisieren|, |als faktisch-sichere Aussage qualifizieren|, |als in geltenden Taxonomien anerkannte Aussage qualifizieren|)? (Vgl. zur Notation und Bezeichnung der Praktiken die Tabellen 2.1; 2.2 in Kap. 6.2.2.4 und die Tabellen 5.1 und 5.2 in Kap. 6.2.3.3)
- 5) Kann man auf dieser Basis den Definitionen illokutionäre Grundtypen bzw. Grundfunktionen zuordnen?
- 6) Welche Ansprüche an die Tätigkeit des Definierens bzw. Definitionszwecke werden durch die jeweilige Definition/Definitionsentfaltung in besonderem Maße/weniger erfüllt? (vgl. Kap. 4.2.2 und Kap. 6.2.2.4 und 6.2.3.3)
- 7) Wird das Definiens durch die jeweilige definitorische Proposition (punktuelle Perspektive) und/oder durch Praktiken der Zuweisung, Einordnung, sowie Ein- und Abgrenzung im transtextuellen Diskursgeflecht (flächige Perspektive) eindeutig einem fachlichen oder gesellschaftlichen Wissensbereich zugewiesen?

750 Diese orientieren sich an linguistischer Literatur zu Grundformen der thematischen Entfaltung und Vertextungsmustern nach Konerding (2005: 9ff.), Brinker/Cölfen/Pappert (⁸2014: 60ff.), Müller (2007: 77ff.), Gansel/Jürgens (³2009: 148ff.) mit Bezug auf Heinemann/Viehweger (1991: 237ff.) und Sandig (1986: 184f.).

- 8) Werden die sozial- und fachkulturellen Praktiken und Normvorstellungen, die in einzelnen Definitionen inferenziell als implizite Wissensbestände zur Abgrenzung von sachverwandten Konzepten/Sachverhalten verwendet werden, über verschiedene Texte des fachlichen und fachexternen Diskursstrangs hinweg in gleicher oder unterschiedlicher Weise evoziert?
- 9) Wird die Definition im Text als einzige Definition oder neben anderen Definitionen präsentiert? Wird sie gleichberechtigt oder von den anderen Definitionen in ihrer Geltung hervorgehoben präsentiert?
- 10) Weist die Definition Praktiken der |Gewichtung| von Definitionsattributen oder andere sprachliche Merkmale der |Zusammenfassung| oder |Verdichtung| auf? (z. B. durch typografische Hervorhebung, Ausdrücke wie *Kernmerkmale* etc.)
- 11) Wird auf die Definition intertextuell Bezug genommen und wenn ja von welchen Diskursakteuren und in welchen textuellen Erscheinungsformen? Welche Durchsetzungskraft bzw. Wirkmächtigkeit zeigt eine Definition im Horizont des Gesamtdiskurses?

Die Kriterien 1–6 basieren auf den Analysen der sich punktuell in einzelnen Textpassagen zeigenden sprachlichen Mittel und Praktiken mit definitorischer Funktion. Die Kriterien ab Frage 7 ergänzen diese beruhend auf den Analysen sprachlicher Stimuli definitorischer Praktiken im weiteren transtextuellen Geflecht im fachinternen und fachexternen Diskursstrang. Diese letzten Kriterien (7–11) bedingen die Durchsetzungskraft bzw. Wirkmächtigkeit einer Definition in einem Diskurs. Sie sind potenzielle Wirkmechanismen der Unifizierung, die dazu führt, dass divergierende Konzepte im Diskurs weniger sichtbar werden bzw. einige Definitionsvarianten sich transtextuell durchzusetzen scheinen und dadurch der Eindruck von Übereinstimmung entsteht (vgl. zum Konzept der Unifizierung Kap. 6.2.1 und 6.2.4.2 dieser Arbeit). In folgendem Kapitel 7.3 werden die Analysekategorien der ›Unifizierung‹ und ›Agonalität‹ (Felder 2015; Mattfeldt 2018) miteinander verglichen und im Rahmen der erfolgten Untersuchung aufeinander bezogen.

Das diskurslinguistisch-typologische Verfahren⁷⁵¹ zur Bildung von Untertypen der diskursiven Praxis des Definierens, also die Anwendung der Fragen 1–11 auf die untersuchten Korpusbelege, beruht auf den Einzel-Analysen des Großkapitels 6. Die dort analysierten sprachlichen Mittel, Stimuli und Praktiken des Definierens werden miteinander verglichen, um Ähnlichkeiten und Unterschiede in ihrer Kombination je nach öffentlich-medialen oder fachlichen Kommunikati-

⁷⁵¹ Zum Typologiebegriff dieser Arbeit siehe Kapitel 1.3 dieser Arbeit.

onsbedingungen (und den damit einhergehenden Zielgruppen und Textsorten), Ko- und Kontext und Stellung im diskursiven „Textnetz“ (vgl. Felder 2012: 122) zu beschreiben. Es werden im Folgenden die dominanten Typen diskursiver Praxis des Definierens im Burnout-Diskurs in kompakter Form dargestellt. Sie charakterisieren sowohl Form, Funktion und Inhalt der jeweiligen punktuell erscheinenden Definition (Fragen 1–6) als auch deren transtextuelle Wirkkraft im Diskurs (Fragen 7–11). Die komprimiert beschriebenen eingerückt präsentierten Typen werden in den Textabschnitten danach jeweils erläutert. Die |Notation| mit senkrechten Strichen markiert Praktiken mit definitorischer Funktion, siehe dazu auch Kap. 6.2.2.4 und 6.2.3.3. Unterschiede, die sich zwischen sehr ähnlichen Untertypen ergeben, werden kursiv abgesetzt.

TYP 1a: Eine sich deskriptiv entfaltende singulär erscheinende ›Zustands‹-/›Gattungs‹-Definition,

- die |den zu definierenden Ausdruck/Begriff/Sachverhalt einem nominalen Definiensausdruck höherer Abstraktion/einer Überkategorie zuweist|⁷⁵² und dadurch |sortal kategorisiert|⁷⁵³,

752 Meist über Formulierungen wie *mit x wird y bezeichnet, x ist y; unter x versteht man y; x beschreibt y; ...* Siehe dazu Kap. 6.2.2.1, 6.2.2.2 und die Tab. 1 im Kapitel 6.2.2.4. Es wird an dieser Stelle bewusst nicht der Terminus *genus proximum* verwendet, da mit diesem Terminus in philosophischer und terminologischer Literatur Zusatzannahmen von klar abgrenzbaren festumrissenen Begriffsmerkmalen und (onto)logischen Begriffsbeziehungen verbunden sind, die in der formulierten Strenge auch in den untersuchten Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern des Burnout-Diskurses selten eingehalten werden. Zur Kritik neuerer terminologischer Ansätze und empirischer Arbeiten zum Gebrauch von Fachwörtern bzw. Termini (vgl. Sager 1990, Temmerman 2000; Müller/Behr/Steffek 2019) an diesem klassischen Definitionsschema siehe ausführlich Kapitel 4.2.4 dieser Arbeit.

753 Zum Beispiel als ›Zustand‹/›Eigenschaft‹, ›Ereignis‹, ›Vorgang‹ oder ›Gattung‹ (vgl. die von Konerding (2005: 16) beschriebenen „Prädikatoren schemata“ und die verschiedenen „Prädikatsklassen“ bei von Polenz (2008: 159–167). Das Konzept ›Handlung‹ wird in Burnout-Definitionen als dominantes Metakzept kaum realisiert, obwohl es in der transitiven und reflexiven Lesart des Verbs (*sich*) *ausbrennen* angelegt ist (vgl. Kap. 6.1.2). Im Rahmen der Analyse semantischer Rollen (vgl. Kap. 6.2.4.2) wurde gezeigt, dass es im Rahmen der Burnout-Definitionen wenig ›Handlungen‹ von Personen gibt, denen die semantischen Merkmale der ‘Absicht’, ‘Kontrolle’ und ‘Bewusstheit’ vollumfänglich zukommen (vgl. Primus 2012: 18ff.) oder die nicht negiert oder eingeschränkt werden. In manchen Belegen wird den Personen aber eine Teilverantwortlichkeit und damit Handlungsmacht bei der Entstehung von ›Burnout‹ zugeschrieben. Diese Textstellen beziehen sich dann meist auf eine ›übermäßige Arbeitstätigkeit zu Beginn‹, z. B. in der ZEIT vom 20.09.2007 (= Werdes 2007, im QV unter 8.1.6): „Zu Beginn ist Burnout aber zum Teil auch hausgemacht: weil Menschen zu viel von sich verlangen oder sich zu sehr in die Arbeit stürzen.“ Zudem werden die Personen für die Verhinderung und Überwindung von ›Burnout‹ insbesondere in fachexternen Ratgebertexten als handelnde Personen angesprochen, wie in folgendem

- die |Hauptmerkmale charakterisiert|,
- die teilweise |auf typische Personengruppen generisch referiert|, |charakteristische Zusammenhänge des Auftretens beschreibt|, |Ursache-Wirkungszusammenhänge expliziert|,
- die |in einem Fachlexikon als einzige Definition präsentiert| und |intertextuell häufig/selten zitiert/reformuliert| wird,
- die sich |(implizit) auf durchschnittliche menschliche und gruppenspezifische Vergleichswerte und gesellschaftliche und kulturelle Erwartungsnormen bezieht|, die sich auch in anderen Texten des Diskurses in ähnlicher Form wiederfinden und dadurch eine |stabile Ein- und Abgrenzung des zu definierenden Begriffs/Sachverhalts von diesen Vergleichswerten stimulieren|,
- mit repräsentativer Grundfunktion.⁷⁵⁴

TYP 1b: Eine sich deskriptiv entfaltende hervorgehoben erscheinende ›Zustands‹-Definition,

- die |den zu definierenden Ausdruck/Begriff/Sachverhalt einem nominalen Definitionsausdruck höherer Abstraktion/einer Überkategorie zuweist| und dadurch |sortal kategorisiert|,
- die |Hauptmerkmale charakterisiert|,
- die teilweise: |auf typische Personengruppen generisch referiert|, |charakteristische Zusammenhänge des Auftretens beschreibt|, |Ursache-Wirkungszusammenhänge expliziert|, |die Hauptmerkmale mit anderen Konzepten vergleicht|,
- die |in einem Hand- oder Lehrbuch, Fach-Übersichtsartikel oder einer fachlichen Originalarbeit (als hervorgehobene) Definition singular oder neben anderen Definitionen präsentiert| und |intertextuell (häufig/selten) zitiert/reformuliert| wird // **Typ 1c:** *die |in einem enzyklopädischen Online-Portal zu Beginn des Onlinebeitrags präsentiert wird| und meist |auf eine Definition des Typs 1 a intertextuell Bezug nimmt|,*
- die sich |(implizit) auf durchschnittliche menschliche und gruppenspezifische Vergleichswerte und gesellschaftliche und kulturelle Erwartungsnormen bezieht|, die sich häufig auch in anderen Texten des Diskurses in ähnlicher Form wiederfinden und eine |stabile Abgrenzung des zu definierenden Begriffs/Sachverhalts von diesen Vergleichswerten stimulieren|,
- mit repräsentativer Grundfunktion.

Typ 1a wurde in Kapitel 6.2.2.1 und 6.2.2.2 an verschiedenen Beispielen mit leichten internen Variationen beschrieben (siehe prototypisch die Belege 2 und 4 in Kap. 6.2.2.1). Die deskriptiven Definitionsformen insbesondere nach dem

Beispiel der Apotheken Umschau 05/05 B: 40 (= AU 2005b, im QV unter 8.1.7): „Setzen Sie sich überschaubare, realistische Ziele.“

⁷⁵⁴ Es geht um den Anspruch einer „Realdefinition“, das ‚reale‘ Zeichenobjekt, das als pragmatische Ursache der Zeichenbildung angesehen werden kann (vgl. das Zeichenmodell von Peirce, das in Kap. 2.2.2 beschrieben wird), adäquat definitorisch zu repräsentieren. Auf diese Funktion wird im Fließtext in diesem Kapitel noch eingegangen.

Muster *genus proximum* – *differentia specifica* sind nach Brinker/Cölfen/Pappert (⁸2014: 64) „besonders charakteristisch[e]“ für „Lexikonartikel, wissenschaftliche Abhandlungen“. Deskriptionen dieses Typs gelten fachkulturell als geeignete Vertextungsmuster, um einen Sachverhalt sachlich und neutral von verschiedenen Seiten aus zu beleuchten (ebd.), auch wenn es mittlerweile ebenfalls deutliche Kritik an Ansätzen der klassischen Terminologielehre und systemlinguistisch geprägten Fachlexikografie gibt, die an dieses klassische aristotelische Muster anknüpfen (vgl. Kap. 4.2.4).

In Hand- und Lehrbüchern sowie fachlichen Übersichtsartikeln und einigen Originalarbeiten⁷⁵⁵ findet man meist Typ 1b) mit mehreren präsentierten Definitionen, von denen eine aber in hervorgehobener Weise dargestellt wird.⁷⁵⁶ Die anderen nicht hervorgehoben präsentierten Definitionen in Hand- und Lehrbüchern ergeben streng genommen einen weiteren Untertyp, dem eine geringere transtextuelle Diskurswirksamkeit zukommt.

Typ 1c) ähnelt den anderen beiden Typen, was damit zusammenhängt, dass sich die Online-Enzyklopädie Wikipedia und Online-Nachschlageportale wie NetDoktor oder Onmeda am Lexikonstil orientieren. Bei Wikipedia konnte zudem gezeigt werden, dass in den Artikelversionen ab dem Jahr 2009 bis 2016 der erste Definitions-Abschnitt des Wikipedia-Eintrags auf der Definition des Klinischen Wörterbuchs Pschyrembel (261. Auflage, 2007, siehe Beleg 4 in Kap. 6.2.2.1) basierte und dadurch auch die Definitionsentfaltungsform übernommen wurde (vgl. Kap. 6.2.3.2).

Das auf Aristoteles zurückgeführte Muster der Angabe des nächsthöheren Gattungsbegriffs (*genus proximum*) und der „spezifizierenden Artkennzeichnung“ (= *differentia specifica*)“ (Bußmann ³2002: 148; vgl. auch Roelcke ³2010: 62) ähnelt diesen Mustern des Typs-1 von der Form her sehr, ohne dass damit alle strengen Gütekriterien, die mit dieser Definitionsform terminologisch und philosophiegeschichtlich einhergehen, in den Belegen strikt eingehalten werden (siehe Kap. 4.2.3 und 4.2.4). Die Beschreibung erfolgt meist aus einer synchron-statischen Perspektive auf ›Zustände‹: Es werden aus der Rückschau die somatischen und psychisch-sozialen Symptome in überwiegendem Maß als Endpunkte von in der Regel pejorativen transformatorischen Vorgängen, Zustandswechseln und teilweise Handlungen, die zu diesem Endpunkt führen, beschrieben (*dauernden*

⁷⁵⁵ Bei Originalarbeiten oft in Verbindung mit aufzählenden, operationalen Definitionen, siehe Typ 3.

⁷⁵⁶ Die Hervorhebung erfolgt typo- und/oder topografisch oder durch spezielle Formulierungen (z. B.: die am häufigsten zitierte Beschreibung von Burnout geht auf [...] zurück: [...]; Im Kontext dieser Übersicht soll die Definition des Burnout-Syndroms herangezogen werden, die sich in der Literatur mit Abstand am häufigsten findet, vgl. dazu Kap. 6.2.2.4 und 6.2.4.2).

Gefühl der Überforderung, Zustand emotionaler Erschöpfung, reduzierter Leistungsfähigkeit, Dehumanisierung).

In diesen TYP-1-Definitionen wird der Ausdruck/Gegenstand *BURNOUT* durch Bezug auf ein (terminologisches) Definiens-Nomen höherer Abstraktion (*Syndrom, Zustand, Konzept, Krise, (Risiko-)Zustand*) einer übergeordneten Kategorie und teilweise auch schon einem Bereich zugeordnet (*Syndrom* verweist auf den med./klinisch-psychologischen Bereich). Dieses Definiens-Nomen wird im Anschluss meist durch adjektivische oder genitivische Konstruktionen spezifiziert (*Syndrom emotionaler Erschöpfung*), weitere Kernmerkmale (in diesem Typ-1 häufig insgesamt drei) werden nach ähnlichem Muster auf begrenztem Raum aufgelistet und charakterisiert, und es wird entweder indefinit-generisch (*man*) formuliert oder die typischen PERSONENGRUPPEN, die diese Merkmale zeigen, und Zusammenhänge, in denen sich diese PERSONENGRUPPEN befinden, werden benannt (*besonders in helfenden Berufen*). Teilweise werden zudem am Rande Entstehungsbedingungen und Phasen expliziert (z. B. *inf. Diskrepanz zw. Erwartung u. Realität; Endzustand eines Prozesses von idealist. Begeisterung über Desillusionierung, Frustration und Apathie*). Diese weisen intertextuelle Bezüge zu Erklärungsmodellen (wie z. B. der Gratifikationskrise) auf, die andernorts im fachlichen Diskursstrang im Kontext von ›Burnout‹ erforscht werden.⁷⁵⁷ Sie bestimmen den Gegenstand demnach direkt als intersubjektiv-kollektives Phänomen, was dem Anspruch auf neutrale, objektive Sachverhaltskonstitution entspricht. Beschreibende Definitionen dieses Typs lassen sich auch gut mit dem begrenzten Platz in Fachlexika, Hand- und Lehrbücher vereinen und entsprechen dadurch zusätzlich dem definitorischen Anspruch, dass Definitionen sich auf wesentliche Faktoren beschränken sollten. Die informierende Hauptfunktion von Texten in medizinischen und psychologischen Fachlexika sowie der Einsatz von sprachlichen Mitteln zur Untermauerung der Gültigkeit, Validität und Intersubjektivität der Definitionen und der Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum (vgl. vor allem Kap. 6.2.2.1 und Kap. 6.2.3.1 und 6.2.4.2) legen nahe, dass in diesen Publikationsorganen ein ontologischer Denkhorizont vorherrscht, der von den Definitionen eine Aussage über einen Sachverhalt im „Reich der Wirklichkeit“ erwartet (vgl. Felder 2006a: 167). Dadurch drückt sich in diesen Definitionen eine repräsentative Grundfunktion aus.

⁷⁵⁷ Zum Beispiel ist der Kern des Konzepts der „Gratifikationskrise“ ebenfalls eine Diskrepanzerfahrung „zwischen Verausgabung und Belohnung“ (Klein/Grosse Frie/Blum et al. (2010: 375), in PPmP, im QV unter 8.1.4), und die Phasen der Begeisterung, Desillusionierung, Frustration und Apathie findet man in ähnlicher Weise auch in anderen häufig zitierten Phasenmodellen (vgl. dazu Kap. 6.2.4.2).

Teilweise präsentieren die Hand- und Lehrbücher, ähnlich wie in fachlichen Übersichts- und Originalarbeiten, mehrere Definitionen verschiedener Autorinnen und Autoren nebeneinander, die jedoch alle für sich diesen sachgemäßen Realitätsbezug beanspruchen. Wenn in einem etabliert-anerkannten klinischen Fachwörterbuch wie dem Pschyrembel hingegen nur eine Definition ohne Hinweis auf die Urheberschaft erscheint, so könnte diese Definition von einigen Leser/innen als aktueller fachlicher Konsens bzw. deklarierte „endgültige Meinung“ interpretiert werden (vgl. Peirce, CP 8.148), auf deren Basis institutionell Entscheidungen getroffen werden können (vgl. Kap. 4.3.2). Dieser Effekt wird verstärkt, wenn in weiteren Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern und Übersichtsarbeiten dieselbe Definitionsvariante erscheint oder wenn diese bei der Präsentation mehrerer Definitionsvarianten typografisch (durch Fettdruck oder Einrahmung) und/oder lexikalisch (*die anerkannteste* oder *verbreitetste Definition* ...) hervorgehoben wird (vgl. Kap. 6.2.4.2).

Aus diachroner Perspektive konnte am Beispiel des Burnout-Diskurses gezeigt werden, dass sich die Definition nach Maslach/Jackson (1981/1984), die ursprünglich dem deskriptiven Definierens-Typ 1b⁷⁵⁸ verbunden mit einer operationalen Definition des Typs 3a entspricht, sich gegenüber anderen Definitionsvarianten als dominante Definition bis heute behauptet (vgl. Kap. 6.2.4.2). Dies könnte daran liegen, dass diese Definitionsentfaltung neutral-objektorientiert formuliert ist, die Wahl des Hyperonyms (*Syndrom*) eine klare Zuordnung zum medizinisch-therapeutischen Bereich vornimmt und die deskriptive Entfaltung von *drei* Kernsymptomen dem Kriterium wesentlicher und nicht ausufernder Spezifizierung entspricht. Die intertextuellen Wiederholungen derselben Definitionsvariante insbesondere in Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern verknappen den Diskurs, wie am Burnoutdiskurs gezeigt wurde, maßgeblich (siehe Kap. 6.2.4.2). Sie ebnen diskursiv den Weg hin zu einer allgemein akzeptierten Definition, dadurch dass divergierende Konzepte im Diskurs weniger sichtbar werden und dadurch der Eindruck von Übereinstimmung entsteht. Eine solche Diskursposition erhöht die Chance, dass diese Definitionsvariante gesellschaftlich-institutionell eingebunden wird (wie z. B. im Mai 2019 in der 11. Fassung der ICD der WHO)⁷⁵⁹, wodurch sie schließlich deklarative Kraft erhalten könnte (vgl. Beleg 12 in Kap. 6.2.2.2).

758 Nur mit dem Unterschied, dass Maslach/Jackson keine anderen Burnout-Definitionen diskutieren, sondern direkt ihre Definition vorstellen und die dahinter stehende Operationalisierung beschreiben (Maslach/Jackson 1981/1984).

759 „Burn-out“ ist dort unter dem Schlüssel „QD85“ mit drei Symptomen, die zur dreifaktoriellen Definition von Maslach/Jackson (1984) und späteren Lexikondefinition im Burnout-Diskurs große Ähnlichkeit aufweisen, im Kapitel „Problems associated with employment or unemployment“ als Zusatzschlüssel eingebunden. Siehe dazu den Eintrag in der ICD-11 der WHO (= WHO 2019a/b)

Die Typen 1a)-1c) weisen des Weiteren stabil sprachliche Marker bzw. Stimuli an der Diskursoberfläche auf (sprachliche Mittel der Quantifizierung, Gradierung, Negation), durch die der beschriebene Zustand im Vergleich zu ähnlichen inferierten 'gesunden', 'normalen' oder auch 'erwünschten' physischen und psychischen Zuständen ein reduziertes bzw. negiertes oder quantifiziertes bzw. gesteigertes Maß präsentiert (z. B. *chronische Erschöpfung*, *emotional überanstrengt*, *reduzierte Leistungsfähigkeit*, *negative*, *gefühllose* und *zynische Einstellungen*). Zeichenkombinationen, die diese Inferenzen stimulieren, verweisen auf ein gemeinsames generisches Wissen, was – bezogen auf einen ›durchschnittlich gesunden Menschen eines bestimmten Alters‹ (vgl. die ›Speziesnorm‹ bei Rachidi 1989: 99 und Kap. 6.2.4.1) – als 'normale' ›Erschöpfung‹ oder als 'normale' Häufigkeit für Infektionen der Atemwege zu gelten hat. Auch bei der Beschreibung PSYCHISCHER ZUSTÄNDE, PERSONELLER EIGENSCHAFTEN und VERHALTENSANFÄLLIGKEITEN kommen durchschnittliche menschliche und gruppenspezifische Vergleichswerte und gesellschaftliche und kulturelle Erwartungsnormen mit ins Spiel (vgl. Kap. 6.2.4.1 zu den dort beschriebenen Ideal- und Tauglichkeitsnormen, die in Konflikt zueinander geraten und dadurch zum SYMPTOM werden können). Diese Inferenzen findet man zum einen punktuell und transtextuell in den Definitionen dieser Typen 1a bis c, aber ebenso in anderen Definitionstypen des Burnout-Diskurses, die im Folgenden noch beschrieben werden. Diese konstante transtextuelle Stimulierung ähnlicher Inferenzen birgt ein hohes diskursives Unifizierungspotenzial in dem Sinne, dass bestimmte Merkmale des Konzepts ›Burnout‹ in Abgrenzung zu diesen Inferenzwerten über verschiedene Definitionen hinweg erscheinen und dadurch gesamtdiskursiv definitorische Kraft erhalten (vgl. Kap. 6.2.4.1).

Deskriptive Definitionsentfaltungstypen zeigen sich fachextern nicht nur in den Online-Nachschlagewerken, sondern auch in medialen Textsorten, dann gerne als Definitionen, die Fachleuten zugeschrieben werden oder aus Fachwörterbüchern zitiert werden (siehe z. B. SPIEGEL ONLINE, 12.02.2013 (= Lobo 2013); Süddeutsche Zeitung, 29.11.2008: V2/9 (= SZ 2008a)). Sie folgen des Weiteren als Antwortsequenzen in dialogisch aufgebauten Texten (siehe die Belege D, E und F in Kap. 6.2.3.1). In den Medientexten stehen sie aber meist nicht in solch hervorgehobener Anfangsposition wie in den Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern, sondern in verkürzter Form kombiniert mit anderen (z. B. narrativen) Definitionsentfaltungsformen (siehe z. B. Beleg 4 in Kap. 6.2.3.1), die im folgenden Typ diskursiver Praxis des Definierens beschrieben werden:

unter: <https://icd.who.int/browse11/l-m/en#/http://id.who.int/icd/entity/129180281>, zuletzt abgerufen am 30.12.2019; im QV unter 8.1.3).

Typ 2a: Eine sich narrativ entfaltende ›EREIGNIS‹⁷⁶¹-Definition,

- die |den zu definierenden Ausdruck/Begriff/Sachverhalt in Form eines (professionellen) (Diagnose-)Kommentars⁷⁶¹ verallgemeinernd einer singulären Beispiel-Erzählung zuweist|,
- die in der Beispielerzählung |das Individuum durch verschiedene Merkmale (Beruf, Alter, persönliche Eigenschaften) charakterisiert| und |durch die Schilderung von Begleitumständen situiert| und |Handlungen sowie plötzlich oder allmählich auftretende Merkmale/Verhaltensweisen des Individuums in zeitlich geordneter Abfolge erzählt|,
 - die |sich von durchschnittlichen menschlichen und gruppenspezifischen Vergleichswerten/Handlungen sowie gesellschaftlichen und kulturellen Erwartungsnormen unterscheiden| und
 - die |sich auch in anderen Texten des Diskurses in ähnlicher Form wiederfinden und dadurch eine stabile Abgrenzung des zu definierenden Begriffs/Sachverhalts von diesen Vergleichswerten stimulieren|,
- die |zu Beginn eines fachexternen Medientextes präsentiert wird|
- mit repräsentativ-deklarativer Grundfunktion.

Typ 2b: Eine sich narrativ-contrastiv entfaltende ›Ereignis‹/›Vorgangs‹⁷⁶² - Definition,

- die |den zu definierenden Ausdruck/Begriff/Sachverhalt in Form eines (professionellen) (Diagnose-)Kommentars verallgemeinernd einer singulären oder mehreren generischen Beispiel-Erzählung/en zuweist|,
- die in den Beispielerzählungen |die typischen Personengruppen durch verschiedene Merkmale (Beruf, Alter, persönliche Eigenschaften) charakterisiert| und |durch die Schilderung von Begleitumständen situiert| und |den typischen Personengruppen Handlungen sowie Merkmale/Verhaltensweisen eines Ausgangszustands-1 und eines dazu im Kontrast stehenden Endzustands-2 zuschreibt|,
 - wobei die Merkmale/Verhaltensweisen des Ausgangszustands-1 meist über den inferierten durchschnittlichen menschlichen und gruppenspezifischen Vergleichs-

760 ›Ereignis‹ wurde in Kapitel 6.2.2.3 als eine Entwicklung, die sich „auf der Zeitachse“ vollzieht, bestimmt (Müller 2007: 82). ›Ereignissen‹ kommt im Vergleich zu ›Vorgängen‹ das semantische Merkmal des ‘Einmaligen’ zu (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert ⁸2014: 60). Die narrativen Definitionen in medialen Magazinberichten erzählen meistens zunächst Individualbeispiele, die erst in einem zweiten Schritt verallgemeinert werden. Daher wurden diese Definitionen mit dem Metakonzzept ›Ereignis‹ benannt.

761 Meist erscheint der (Diagnose-)Kommentar anaphorisch nach der Beispielerzählung, teilweise aber auch kataphorisch durch einen einleitenden Absatz vor der Beispielerzählung.

762 ›Vorgänge‹ beschreiben im Vergleich zu ›Ereignissen‹ ‘regelmäßige’ Abläufe (vgl. Brinker/Cölfen/Pappert ⁸2014: 62). Wenn sich im Burnout-Diskurs eine Definition anhand generischer Beispiele narrativ entfaltet, so wird sie daher als Vorgangs-Definition typisiert. Nach von Polenz sind ›Vorgänge‹ des Weiteren mit den Merkmalen ‘unwillkürlich’, ‘ohne Absicht’ verbunden (von Polenz ³2008: 161f., siehe auch Kap. 6.2.2.3).

- werten/Handlungen und die Merkmale/Verhaltensweisen des Endzustands-2 unter den durchschnittlichen Vergleichswerten liegen
- und diese Vergleichswerte |sich auch in anderen Texten des Diskurses in ähnlicher Form wiederfinden und dadurch eine stabile Abgrenzung des zu definierenden Begriffs/Sachverhalts von diesen Vergleichswerten stimulieren|,
- die |zu Beginn eines fachexternen Medientextes präsentiert werden|,
- mit repräsentativ-deklarativer Grundfunktion.

Typ 2c: Eine sich referierend entfaltende ›EREIGNIS‹-Definition,

- die |den zu definierenden Ausdruck/Begriff/Sachverhalt in Form eines professionell-ärztlichen Diagnose-Kommentars als Akt einer verallgemeinernd-repräsentativen/deklarativen Erklärung einem singulärem Beispiel-Bericht zuweist|,
- die in dem Beispielbericht |den Zustand des Individuums durch Merkmale und Anzeichen, die durch Untersuchung festgestellt und vom Individuum geschildert wurden, charakterisiert| und |durch die Wiedergabe der vom Individuum geschilderten Begleitumstände situiert| und |Handlungen sowie auftretende Merkmale/Verhaltensweisen aus der Schilderung des Individuums wiedergibt|,
 - die |sich von durchschnittlichen menschlichen (biologischen und psychischen) und gruppenspezifischen Vergleichswerten/Handlungen sowie gesellschaftlichen und kulturellen Erwartungsnormen unterscheiden| und
 - die |sich auch in anderen Texten des Diskurses in ähnlicher Form wiederfinden und dadurch eine stabile Abgrenzung des zu definierenden Begriffs/Sachverhalts von diesen Vergleichswerten stimulieren|,
- die |den Haupttext der Textsorte Kasuistik nach dem Abstract eröffnet| // die |in einen fachlichen Übersichtsbeitrag eingebettet ist|,
- mit repräsentativ-deklarativer Grundfunktion.

Typ 2d: Eine sich referierend entfaltende ›Vorgangs‹-Definition

- die |den zu definierenden Ausdruck/Begriff/Sachverhalt einem Phasen-Modell repräsentativ zuweist| und |auf typische Personengruppen generisch referiert|,
- die in den Phasenbeschreibungen |die typischen Personengruppen durch verschiedene Merkmale (Beruf, Alter, persönliche Eigenschaften) charakterisiert| und |durch die Schilderung von Begleitumständen situiert| und |den Personengruppen typische Handlungen sowie Merkmale/Verhaltensweisen für die verschiedenen Phasen zuschreibt|,
 - die |sich von durchschnittlichen menschlichen (biologischen und psychischen) und gruppenspezifischen Vergleichswerten/Handlungen sowie gesellschaftlichen und kulturellen Erwartungsnormen graduell je nach Phase unterscheiden| und
 - |die sich auch in anderen Texten des Diskurses in ähnlicher Form wiederfinden und dadurch eine stabile Abgrenzung des zu definierenden Begriffs/Sachverhalts von diesen Vergleichswerten stimulieren|,
 - die in einen fachlichen/fachexternen Übersichtsbeitrag eingebettet ist,
- mit repräsentativer Grundfunktion.

Die narrativen Definitionsentfaltungsmuster 2a und 2b erscheinen nur im fachextern medialen Diskursstrang. Typ 2 a wurde in Kapitel 6.2.3.1 an verschiedenen

Belegen beschrieben (siehe die Belege 2, 3, 5 und 6 und 7⁷⁶³). Eine narrative Definitionsentfaltung, die man insbesondere in medialen Magazinberichten findet: Bei dieser Entfaltungsart werden die erzählten Merkmale des zu definierenden Phänomens und dessen Entwicklungsbedingungen als Ereigniskette über die Zeit anhand eines Fallbeispiels (entweder eines Individuums⁷⁶⁴ oder Vertreters einer Personengruppe, z. B. Lehrer/in) entwickelt. Durch einen der Erzählung vorausgehenden kurzen Einleitungsabschnitt oder nachfolgenden Kommentar wird der Erzählung der Ausdruck/Gegenstand ›BURNOUT‹ zugeordnet. Die Autorinnen und Autoren von Texten in Zeitungen und populärwissenschaftlichen Zeitschriften sind an den Grundsatz der „wahrheitsgemäße[n] Berichterstattung“ gebunden.⁷⁶⁵ Ihre Erzählungen sind faktual und die Leser/innen gehen davon aus, dass die präsentierten Erzählinhalte „der Welt entsprechen“ (Searle 1980: 84, vgl. Kap. 4.3.2). Dadurch erscheint die Definitionserzählung einerseits als repräsentativ-emotive Sprachhandlung. Durch den der Narration folgenden Deutungskommentar, der meist von einer Person aus dem medizinischen oder therapeutischen Bereich stammt und als „Diagnose“ eine Krankschreibung bewirken kann, erscheinen die geschilderten Symptome andererseits in einem deklarativen Licht. Denn sie werden dadurch zumindest innerhalb der Erzählung mit einem Diagnoseausdruck verknüpft, der die Kraft besitzt, gesellschaftliche Tatsachen zu schaffen. Selbst wenn in Medientexten nach der Präsentation des narrativen Fallbeispiels und Diagnosekommentars die Kritik formuliert wird, dass ›Burnout‹ strenggenommen keine „Diagnose“, sondern ein „Risikozustand“ sei (siehe dazu auch den Definitionsentfaltungs-Typ 5), so besitzt diese narrative Definitionsform durch ihre Praxisnähe und häufige Texteröffnungsposition diskursive Wirkmacht. Dies hängt sicher auch damit zusammen, dass in diesen Definitionen, anders als in den Definitionen des Typs 1, das Definiendum ›BURNOUT‹ zunächst anhand eines Beispiels konkretisiert und danach erst durch die Diagnose verallgemeinert wird. Dieser Wechsel vom individuellen Erleben und Auftreten der körperlichen und psychischen Merkmale (als Sinzeichen) zur verallgemeinernden Interpretation vor dem fachlichen Hintergrund ähnlicher Fälle (als medizinische

763 In Beleg 7 in Kap. 6.2.3.1 ist Typ 2 nochmals dadurch variiert, dass hier aus der Ich-Perspektive erzählt wird. In den meisten Beispielen dieses Typs, die in der vorliegenden Arbeit analysiert wurden, erfolgt die Erzählung jedoch aus der Er-Perspektive. Weitere Beispiele aus dem Korpus, die ›Burnout‹ nach Typ 2-a definieren sind z. B.: PH 1/2016: 18–21 (= Schönberger 2016a, im QV unter 8.1.7); G&G 11/2005: 12–19 (= Kraft 2005, im QV unter 8.1.7).

764 Die individuellen Beispiele werden aber meistens auch als Vertreter bestimmter Gattungen präsentiert, so zum Beispiel in Beleg 5 in Kap. 6.2.3.1 „Bernd Hinze“ (ein Pseudonym), der als „Werbetexter“ arbeitet, oder in Beleg 6 „Frauke B.“, die als Malerin klassifiziert wird.

765 Vgl. zum Beispiel den Ethik-Kodex des deutschen Fachjournalistenverbands: <https://www.dfv.de/beruf/journalismus-als-beruf/berufsethik>, zuletzt eingesehen am 30.12.2019.

Legizeichen) ist typisch für den medizinischen und klinisch-psychologischen Fachbereich und untermauert dadurch die Geltung dieser Definition als typische Praktik dieser Fachbereiche (vgl. Kap. 3.1).

Typ 2b erscheint ebenfalls vor allem im fachexternen Mediendiskurs. Statt der Präsentation einer Ereigniskette werden der Anfangs- und Endzustand meist anhand von Beispielvertretern typischer Berufsgruppen (*die junge Lehrerin, Psychologin, Arbeitnehmer*) kontrastierend geschildert (siehe z. B. Beleg 1 in Kap. 6.2.3.1).⁷⁶⁶

In Typ 2c wird auch eine individuelle Geschichte im Rahmen der Fachtextsorte Kasuistik wiedergegeben (siehe z. B. Beleg 8 in Kap. 6.2.2.2). Dass hier von einer referierenden statt narrativen Themenentfaltung gesprochen wird, geht auf die stilistische Unterscheidung zurück, dass die fachliche Fallschilderung ergebnisorientiert Symptome und Lebensumstände berichtet, die im Rahmen einer Anamnese erfragt bzw. von der Patientin/dem Patienten berichtet wurden. Das Referierte wird im Vergleich zu den medialen Erzählungen nicht mit Spannungsbögen und Kontrastlinien narrativ ausgestaltet (vgl. zur Unterscheidung dieser Themenentfaltungstypen Kap. 6.2.2.3, 6.2.2.4 und 6.2.3.3).

Typ 2d schließlich ist ebenfalls stärker referierend als erzählend. Es werden typische Phasen der Burnout-Entwicklung mit allgemein-generischer Referenz (z. B. über den Gebrauch des Indefinitpronomens *man*) oder durch den Bezug auf besonders ‚betroffene‘ Personengruppen, wie z. B. Ärzte und Therapeuten (vgl. im Dt. Ärzteblatt, Will 2014: 2, im QV unter 8.1.4) mit den für diese Phasen charakteristischen Merkmalen im komprimierten Nominalstil beschrieben. Diese Definitionsentfaltung ähnelt der Beschreibung eines sich in dieser Abstufung typischerweise wiederholenden Vorgangs, der mit einem repräsentativen Anspruch geäußert wird, dass diese Phasen sich in der ‚Wirklichkeit‘ in dieser Weise vollziehen.

Die spezifizierende Abgrenzung vom ‚normalen‘ bzw. ‚gesunden‘ Verhalten und Erleben oder anderen sachverwandten Konzepten erfolgt in narrativen Definitionsformen des fachexternen Diskursstrangs auf der konkreten Handlungsebene am Einzelbeispiel, expliziert durch eine große Bandbreite sprachlicher Mittel: sowohl über Fokuspartikeln, Intensitätspartikeln und Abtönungspartikeln als auch über Adjektive und Adverbien, die die beschriebenen Sachverhalte quantifizieren oder steigern sowie über substitutive und konzessive Konnektoren, durch die Komponenten von ›Burnout‹ von anderen ›Zuständen‹, ›Merkmalen‹, ›Bedingungen‹ unterschieden werden (vgl. Kap. 6.2.3.1). Durch diese Bandbreite

⁷⁶⁶ Weitere Beispiele aus dem Korpus: faz.net 08.03.2010 (= Meck 2010, im QV unter 8.1.6); AU 11–2012-A: 22–26 (= Schweiger 2012, im QV unter 8.1.7).

erfüllen narrative Definitionen weniger als Definitionen in Fachlexika und Handbüchern des Typs 1 den Anspruch auf angemessene Umgrenzung und Konzentration auf wesentliche Faktoren. Diese Abgrenzungs- und Bestimmungsmerkmale werden in deskriptiven Definitionen im fachinternen Diskursstrang zudem in sprachökonomisch-komprimierterer und weniger konkreter Form innerhalb unpersönlicher hypotaktischer Attribut- und Nominalkomplexe ausgedrückt (vgl. Kap. 6.2.2.1). In beiden Definitionstypen verweisen diese sprachlichen Mittel der Quantifizierung, Gradierung und Negation jedoch dennoch auf ähnliche sozial-individuelle Erwartungen (z. B. in Bezug auf die Arbeitsleistung und Einstellungen zur Arbeit) und durchschnittlich-biologische Normwerte (z. B. in Bezug auf Erschöpfungsmaße). Das zeigt sich, wenn man diese sprachlichen Marker, die als Symptome fungieren, intertextuell miteinander vergleicht: Z. B. wird im Dt. Ärzteblatt von „Leistungsminderung“ gesprochen;⁷⁶⁷ im medialen Diskurs findet man ein ähnliches Symptom, allerdings in gesteigerter Form: „Die eigene Arbeit wird als wirkungslos erlebt [...]“⁷⁶⁸; In der Zeitschrift „Der Psychotherapeut“ wird die Beschreibung „ausgeprägte Erschöpfungssymptomatik“ verwendet,⁷⁶⁹ im medialen Diskurs wird ein ähnliches Symptom durch die folgende Aussage realisiert: [...] „Ich hatte keinen Antrieb zu gar nichts, alles war mir zu viel“;⁷⁷⁰ eine direkte ‚Übersetzung‘ von Fach- in Alltagssprache findet man schließlich in folgendem Zitat, in dem der Psychotherapeut A. Bergner auf die Frage der ZEIT-Reporter/innen „Wie kann ich feststellen, ob ich unter Burn-out leide?“ antwortet:

Bergner: Erstes Symptom ist die emotionale Erschöpfung. Man kann sie selbst diagnostizieren. Sätze wie „Ich kann nicht mehr“ oder „Es macht alles keinen Sinn“ sind klassisch für emotional erschöpfte Menschen. Zweites Symptom ist die sogenannte Depersonalisation. Die Betroffenen ziehen sich zurück. Das dritte Symptom ist die Leistungsabnahme. Erst wenn alle drei Symptome erfüllt sind, lässt sich die Diagnose Burn-out stellen. [...] ⁷⁷¹

Des Weiteren werden von Fachleuten entwickelte Phasen-Modelle medial aufgegriffen und narrativ verarbeitet: Zum Beispiel werden die Symptome „vermehrtes Engagement für Ziele“ in „der Anfangsphase“ und der „Abbau“ der „kognitiven Fähigkeit“ in einer späteren Phase (vgl. Burisch ⁵2014: 25–29) in medialen Maga-

⁷⁶⁷ Siehe z. B. bei Berger/Falkai/Maier 2012: 213, Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4.

⁷⁶⁸ Siehe, FAZ, 19.4.2014, (= Weiguny/Nienhaus 2014a, im QV unter 8.1.6).

⁷⁶⁹ Siehe in der Fachzeitschrift „Der Psychotherapeut“ (= Weimer/Kraus 2011: 242, im QV unter 8.1.4).

⁷⁷⁰ Auf faz.net, 8.3.2010, (= Meck 2010, im QV unter 8.1.6).

⁷⁷¹ Für weitere Beispiele intertextueller Bezüge zwischen fachlichen und fachexternen Texten siehe Kap. 6.2.4.2.

zinberichten und ratgebenden Aufklärungstexten entweder chronologisch oder durch kontrastive Zustände geschildert (siehe die Definierens-Typen 2a und 2b).

Dennoch ist zu bedenken, dass in fachlichen Kontexten beim Gebrauch von Ausdrücken wie *Belastung*, *Beanspruchung*, *Stress* und *Ermüdung* oder *Erschöpfung* andere Referenzzustände und Gebrauchszusammenhänge als in fachexternen Kontexten sowie terminologische Abgrenzungen eine Rolle spielen. Denn Mediziner/innen und Psychologinnen/Psychologen besitzen andere Wissensgrundlagen als Laien (vgl. Busch 1999: 104ff.), manche Termini, wie z. B. *Belastung* und *Beanspruchung* sind genormt⁷⁷² oder beruhen auf Operationalisierungen⁷⁷³, und „probabilistisch formulierte Wirkhypothesen“ von fachlicher Seite (Rau/Henkel 2013: 792)⁷⁷⁴ werden fachextern häufig zu Wirkzusammenhängen.

Da im Bereich Medizin/Psychologie Symptome wie ›Erschöpfung‹ oder ›Leistungsminderung‹ neben physiologisch-messbaren Faktoren und Beobachtungsmerkmalen jedoch immer auch auf den Auskünften der ‚betroffenen‘ Personen zu ihrem Erleben oder auf Aussagen von dritten Personen zum deren Verhalten beruhen, sind Überschneidungen der Fach- und Alltagssemantik in diesem Fach- und Praxisbereich von Grund auf angelegt (vgl. dazu auch Kap. 3.2).⁷⁷⁵ Diese Überschneidung findet man in besonderer Weise auch im folgenden Typ einer diskursiven Praxis de Definierens:

⁷⁷² Vgl. DIN EN ISO 10075–1:2000:11 und Nachreiner (2012: 9) sowie im Überblick Kap. 5.2.

⁷⁷³ So schreibt Rigotti im „Lexikon der Psychologie – Dorsch“, dass ›psychische Belastungen‹ meist über „Zeitdruck“ und „Entscheidungsspielraum“ operationalisiert werden (Rigotti 2019).

⁷⁷⁴ In der Fachzeitschrift „Der Nervenarzt“, im QV unter 8.1.4.

⁷⁷⁵ Auch Schuster betont, dass die „alltägliche Sicht auf den Menschen und psychiatrische Fachsprache“ heute in einem „produktiven, wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis“ stehen (Schuster 2010: 13, vgl. auch Kap. 5.3.1). In fachlichen Definitionen zum Burnout-Phänomen scheinen die in den definierenden Propositionen verwendeten Ausdrücke jedoch nicht durchgängig an die deutschsprachige medizinisch/psychologische Fachsprache terminologisch rückgebunden zu sein. So bedeutet „Depersonalisation“, im Burnoutdiskurs für eine zynisch-abwertende Haltung gegenüber anderen Personen (bei der Arbeit) verwendet, in der deutschen medizinischen Fachsprache eigentlich, dass „das Erleben der persönlichen Einheit im Augenblick oder der Identität über den Lebenszeitlauf gestört ist.“ Siehe dazu den Eintrag im klinischen Wörterbuch Pschyrembel zu *Depersonalisation* (= Margraf 2016, im QV unter 8.1.2). Diese terminologische Ungenauigkeit kann man auch bei der Bezeichnung *Überlastung* vermuten, da die in der Arbeitspsychologie üblichen, sogar in DIN-Normen (z. B. DIN EN ISO 10075–1:2000:11) verwendeten Termini *Belastung* und *Beanspruchung* in vielen Burnout-Definitionen nicht verwendet werden (vgl. zu den fachkulturellen, fachpolitischen, sozialpolitischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Burnout-Diskurses auch Kap. 5.2. dieser Arbeit). Diese terminologische Ungenauigkeit wird im Burnout-Diskurs von fachlicher Seite aus von verschiedener Seite aus kritisiert (z. B. bei Rook (1998: 99), die „eine fehlende Genauigkeit (Vagheit) hinsichtlich der Bedeutungszuschreibungen innerhalb verschiedener Theorienzusammenhänge“ beklagt (vgl. zu dieser Kritik auch Kap. 4.2.2).

Typ 3a: Eine sich aufzählend-deskriptiv entfaltende, nach wissenschaftlichen Methoden operationalisierte Zustandsdefinition,

- die |den zu definierenden Sachverhalt/Begriff/Ausdruck einer Liste von Einzelfragen/ Einzelaussagen (Fragebogenitems) zuweist|,
 - die |charakteristische Attribute/Merkmalsausprägungen des zu definierenden Zustands operationalisieren|, dadurch dass sie |Items entwerfen, die für das Verhalten und Erleben von Personen, die sich in diesem Zustand befinden, typisch oder untypisch sind|,
 - die |sich (implizit) auf durchschnittliche menschliche und gruppenspezifische Vergleichswerte und gesellschaftliche und kulturelle Erwartungsnormen beziehen|, die |sich auch in anderen Texten des Diskurses in ähnlicher Form wiederfinden|,
- die |aufgrund empirisch-statistischer Reliabilitäts- und Validitätstests und einer methodisch kontrollierten Auswertung durch Fachleute postuliert, dass die operationalisierten Items den empirisch beobachteten Merkmalsausprägungen entsprechen| und |direktiv die einzelnen Versuchspersonen dazu auffordert, die Iteminhalte mit dem eigenen Erleben und Verhalten zu vergleichen und ihnen (graduell) zuzustimmen oder diese abzulehnen|,
- in einer fachlichen Originalarbeit als einziges Messinstrument oder neben anderen Messinstrumenten sachverwandter Begriffe/Sachverhalte verwendet,
- mit repräsentativer Grundfunktion.

Typ 3b: Eine sich aufzählend-deskriptiv entfaltende alltagsweltlich operationalisierte Zustandsdefinition,

- die |den zu definierenden Sachverhalt/Begriff/Ausdruck einer Liste von Einzelfragen/ Einzelaussagen (Fragebogenitems/Punkten einer Symptomliste) zuweist|,
 - die |charakteristische Attribute/Merkmalsausprägungen des zu definierenden Zustands operationalisieren|, dadurch dass sie |Items entwerfen, die für das Verhalten und Erleben von Personen, die sich in diesem Zustand befinden, typisch oder untypisch sind|,
 - die |sich (implizit) auf durchschnittliche menschliche und gruppenspezifische Vergleichswerte und gesellschaftliche und kulturelle Erwartungsnormen beziehen|, die |sich auch in anderen Texten des Diskurses in ähnlicher Form wiederfinden|,
- die |mit einer an den Laien adressierten Auswertungsanleitung postuliert, dass die operationalisierten Items den empirisch beobachteten Merkmalsausprägungen entsprechen| und/oder |direktiv die einzelnen Leser/innen dazu auffordert, die Iteminhalte mit dem eigenen Erleben und Verhalten zu vergleichen, ihnen (graduell) zuzustimmen oder diese abzulehnen und eine auswertende Einordnung aufgrund der Testergebnisse vorzunehmen/Handlungsfolgen daraus abzuleiten|,
- in einem fachexternen ratgebenden Aufklärungstext als Symptomliste oder als einziges Instrument zum Selbsttest für die Leser/innen,
- mit repräsentativ-direktiver Grundfunktion.

Die Typen 3a und b stehen für eine aufzählend-beschreibende Definitionsentfaltung, die eine Reihe oder Liste von Merkmalen bzw. Fragebogenitems präsentiert: Dieser

Liste wird der Begriff/Gegenstand ›BURNOUT‹ zum Beispiel durch eine eröffnende Frage, Überschrift oder durch eine der Aufzählung vorausgehende Formulierung wie *Burnout-Dimensionen sind: [...] Burnout wurde mit Hilfe [...] erhoben. Hierzu gehören die Skalen [...]*“ in einem Entsprechungsverhältnis zugewiesen.⁷⁷⁶ Die Auswertung der Antworten auf die Fragebogenitems⁷⁷⁷ ergibt die Intensität des zu messenden Begriffs/Gegenstands. Diese Definitionsentfaltung findet man zum einen in Originalarbeiten zur Operationalisierung der einzelnen Variablen des zu messenden Phänomens und zum anderen in Zeitungen und populärwissenschaftlichen Magazinen, die Fragebogen zum Selbsttest (in populärwissenschaftlich angepasster methodisch deutlich weniger kontrollierter Form als in den fachlichen Fragebogen) anbieten. Wissenschaftsgeschichtlich spielen hier operationale und ostentative Definitionsformen („durch Aufzählung geeigneter Beispiele“, vgl. Prechtl ⁵2016: 131 und Kap. 4.2.3) mit hinein. Diese aufzählende Definitionsentfaltung blickt auf den zu definierenden Gegenstand/Begriff ähnlich wie die deskriptive Definitionsentfaltung aus einer synchron-statischen Zustandsperspektive.

Die kommunikative Funktion des Fragebogens ist eine interrogativ-prüfende, direktive (in Bezug auf die Personen, die diese Fragen beantworten sollen) und geht mit einem repräsentativ-ontologischen Geltungsanspruch einher. Es gibt ein beobachtetes Phänomen in der Welt der Wirklichkeit, das zunächst in eine möglichst adäquate fachsprachlich gefasste konzeptionelle Definition und daraufhin in möglichst adäquate sprachliche gefasste messbare Merkmale ‚übersetzt‘ werden soll (vgl. Maslach/Jackson 1984: 134; Kristensen/Borritz/Villadsen et al. 2005: 193 und Kap. 6.2.2.2).⁷⁷⁸ Definitionen des Typs 1a und b können mit diesen operationalen Definitionsformen korrespondieren, wenn Gruppen von Fragebogenitems den Faktoren bzw. Kernmerkmale, die in den Definitionen des Typs 1 charakterisiert sind, zugewiesen werden. Im Burnoutdiskurs haben die deskriptive Definition des Typs 1b nach Maslach/Jackson (1984, siehe Beleg 2 in Kap. 6.2.2.2) mit den drei Kernmerkmalen *emotionale Erschöpfung*, *Depersonalisation* und *reduzierte Leistungsfähigkeit* und das Fragebogeninstrument Maslach

⁷⁷⁶ In fachexternen Texten erfolgt diese Zuweisung offen für alle Leser/innen. In fachlichen Originalarbeiten wird diese Zuweisung für Fachleute ebenfalls präsentiert und begründet. In der Testsituation schließlich kennen nur die Versuchsleiter/innen diese Zuweisungsrelation zwischen den Fragebogenitems und dem zu messenden ›Konzept‹ Burnout, den Versuchspersonen ist sie verborgen.

⁷⁷⁷ In fachexternen Texten wird dafür eine Anleitung gegeben. In Testsituationen kennen nur die Versuchsleiter/innen die Methoden der Auswertung.

⁷⁷⁸ Vgl. dazu den Anspruch auf „Exaktheit“, den Roelcke in Bezug auf Fachwörter beschreibt. Unter „Exaktheit“ sei in diesem Zusammenhang „ein möglichst adäquater Bezug fachsprachlicher Ausdrücke zu den Gegenständen, Sachverhalten und Vorgängen des betreffenden menschlichen Tätigkeitsbereichs zu verstehen“ (Roelcke ³2010: 69), siehe auch Kap. 4.2.2 und Fußnote 158.

Burnout Inventory, dessen Fragebogenitems diese drei Kernfaktoren operationalisieren, weite Verbreitung erfahren (siehe Kap. 6.2.4.2).

In fachexternen Texten findet man in den Überschriften zu derartigen Symptomlisten häufig den Hinweis auf *Warnsymptome*, und Auswertungsanleitungen enthalten z. B. die folgenden Sätze:

Wenn Sie mehr als zehn Punkte erreichen, sind Sie burnoutgefährdet. Der Test liefert jedoch nur eine grobe Orientierung und kann keine ärztliche Diagnose ersetzen. Im Zweifelsfall sollten Sie sich professionelle Hilfe suchen.

(G&G, Dossier 2016: 23, im QV unter 8.1.7, Unterstreichung T.S.)

Das Prädikat *warnen*, das „zwischen den Repräsentativen und Direktiven steht“ (Harras/Winkler/Erb 2004)⁷⁷⁹, kann im Kontext definitorischer Praxis bewirken, dass der gesellschaftliche Druck, eine deklarative Definition für ein Problem wie ›BURNOUT‹ zu finden, steigt. Denn durch diese Aufforderung an die Leser/innen, die Symptome mit dem eigenen Erleben/Empfinden abzugleichen und im Fall einer Übereinstimmung professionelle Hilfe suchen, entsteht eine Erwartungshaltung an das Gesundheitssystem, das auf der Grundlage von deklarierten Diagnosen abrechnet. Diese ‘warnenden’ repräsentativ-direktiven Praktiken des Definierens stehen damit in der Mitte zwischen Definierenspraktiken mit rein repräsentativen und Definierenspraktiken mit deklarativen Geltungsansprüchen.

Eine deklarative Funktion und weite Verbreitung, insbesondere über Wikipedia, kommt auch dem folgenden Typ diskursiver Praxis des Definierens zu:

Typ 4a: Eine sich deskriptiv oder über typografische Mittel entfaltende ›Zustands-/-Gattungs-Definition,

- die |den zu definierenden Sachverhalt/Begriff/Ausdruck taxonomisch einer (typografisch hervorgehobenen) Begriffs-/Gegenstandsklasse höherer Abstraktion zuweist| und |einem Klassifikationskürzel zuordnet|,
- die im Anschluss |den Ausdruck durch eine paradigmatische Bedeutungsangabe erläutert| und/oder
- die |Hauptattribute, -merkmale charakterisiert|, (die auf eine diskursmächtige deskriptive Definition des Typs 1a zurückgehen)
- die als Teil eines international anerkannten Klassifikationssystem, das gesellschaftlich-institutionell eingebunden ist, als einzige Definition erscheint // **Typ 4b:** *die in einem Onlineportal mit intertextuellem Bezug auf das international anerkannte Klassifikationssystem neben anderen Definitionen, aber hervorgehoben zu Beginn des Beitrags erscheint,*
- mit deklarativer Grundfunktion.

⁷⁷⁹ Vgl. den Eintrag zu *warnen* in der Onlineversion des „Handbuchs für deutsche Kommunikationsverben“ unter: <https://www.owid.de/artikel/298934> (zuletzt abgerufen am 18.7.2019).

Diese Definitionsform funktioniert wie eine Definition, die verbindlich Fachausdrücke in einem taxonomischen System normiert (Galinski/Budin 1999: 2185ff., vgl. Kap. 4.2.3 und 4.2.4). Sie kommt dem Ideal am nächsten, dass das Definiendum als Terminus exakt, eindeutig, einheitlich und verbindlich innerhalb eines Begriffssystems bestimmbar sein soll (vgl. Felder 2009a: 42/43; Roelcke 2010: 69ff.). Da ›Burnout‹ in der ICD-10 nicht als Haupt-, sondern nur als Zusatzdiagnose verschlüsselt ist, gibt es für ›Burnout‹ in dieser Fassung der ICD keine ausführliche deskriptiv-taxonomische Definition wie für das Diagnosekonzept ›Depression‹⁷⁸⁰ oder ›Neurasthenie‹⁷⁸¹. In der ICD-11, die ab Januar 2022 gelten soll,⁷⁸² ist ›Burnout‹ nach wie vor nur als Zusatzdiagnose unter den „Factors influencing health status or contact with health services“ als „occupational phenomenon“ gelistet, aber die Symptome sind ausführlicher beschrieben als in der ICD-10 und orientieren sich an den drei Symptomen der deskriptiven Definition, die ursprünglich auf Maslach/Jackson (1981/1984) zurückgeht und die diskursiv eine große Wirkkraft entfaltet hat (siehe Beleg 12 in Kap. 6.2.2.2).⁷⁸³ Durch die Aufnahme in dieses offiziell verabschiedete gültige Klassifikationssystem, das gesellschaftlich zum Beispiel im Krankenversicherungsrecht eingebunden ist, erhält die Definition in Kombination mit den Hauptdiagnosen deklarative Kraft, dadurch dass eine Person auf dieser Basis Leistungen des Gesundheitssystems und spezielle Therapieangebote in Anspruch nehmen kann. ›Burnout‹ wird durch die Aufnahme in dieses System zudem dem Verantwortungsbereich des Gesundheitssystems zugewiesen und in der ICD-11 auch eindeutig als berufliches Phänomen beschrieben.

Obgleich ›Burnout‹ nur als Zusatzdiagnose gelistet ist, wird dennoch häufig fachextern und fachintern auf diesen ICD-Schlüssel verwiesen: in den Wikipedia-Artikelfassungen seit dem Jahr 2006 explizit mit einem Informationskasten im Kontext der deskriptiven Definition zu Beginn des Artikels (vgl. Kap. 6.2.3.2); in den klinischen Fachtexten und Medientexten, die Fachmeinungen zitieren oder Fach-

780 Vgl. den Eintrag zu ›depressive Episode‹ in der ICD-10. Online einsehbar unter: <https://www.icd-code.de/icd/code/F32.1.html> (zuletzt abgerufen am 16.12.2019, = DIMDI 2019c, im QV unter 8.1.3).

781 Vgl. den Eintrag zu ›Neurasthenie‹ in der ICD-10. Online einsehbar unter <https://www.icd-code.de/icd/code/F48.0.html> (zuletzt abgerufen am 16.12.2019, = DIMDI 2019d, im QV unter 8.1.3).

782 Vgl. den Informationsbeitrag dazu im Deutschen Ärzteblatt unter: <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/95908/ICD-11-WHO-stellt-neuen-Diagnoseschluessel-vor> (= me/hil/aerzteblatt.de (2018), im QV unter 8.1.4; zuletzt abgerufen am 16.12.2019).

783 Diese Definition ist einsehbar unter: https://www.who.int/mental_health/evidence/burnout/en/ (zuletzt abgerufen am 16.12.2019, = WHO (5/2019), im QV unter 8.1.2).

leute interviewen, insbesondere seit den 2010er Jahren⁷⁸⁴, dabei häufig mit einem kritischen Impetus, der nun direkt im Anschluss durch einen eigenen Typ diskursiver Praxis des Definierens (Typ 5a) beschrieben wird, da es sich in diesem Fall um eine argumentativ-deskriptive Definitionsentfaltung handelt:

Typ 5a: Eine sich argumentativ-deskriptiv entfaltende klassifizierende ›Zustands‹-Definition,

- die eine (in anderen Texten des Diskurses scheinbar erfolgte) |Zuweisung des zu definierenden Ausdrucks/Begriffs/Sachverhalts zu einem nominalen Definiens-Ausdrucks höherer Abstraktion (z. B. (eigenständige) *Krankheit/Erkrankung, Diagnose*) mit Bezug auf ein geltendes taxonomisches Klassifikationssystem, das bestimmte Definitionskriterien voraussetzt, (explizit begründend) zurückweist|
- und |durch ein anderes Definiens-Nomen (z. B. *Risikozustand*) ersetzt|,
 - das den |Ausdruck/Begriff/Sachverhalt unter neuen Voraussetzungen in das Klassifikationssystem einordnet|, //
 - **Typ 5b:** |mit einer bestehenden Diagnose (z. B. *Depression*) gleichsetzt und damit unter diesem Schlüssel und Namen in das Klassifikationssystem einordnet|
- die teilweise im direkten Anschluss |ein oder mehrere spezifizierenden Merkmal(e) des Begriffs/Sachverhalts charakterisiert|, (die sich diachron betrachtet diskursiv durchgesetzt haben), oder |Merkmalskombinationen benennt, durch die sich der Begriff/Sachverhalt von sachverwandten Begriffen/Sachverhalten (wie z. B. der ›Depression‹, ›reversibler Erschöpfungszustand‹) unterscheidet oder diesen angleicht|;
- die |(implizit) auf durchschnittliche menschliche und gruppenspezifische Vergleichswerte und gesellschaftliche und kulturelle Erwartungsnormen verweist| und damit eine |Ein- und Abgrenzung des zu definierenden Begriffs/Sachverhalts jenseits der transportierten Normalitätsfolie stimuliert|;
- mit deklarativer Grundfunktion in fachlichen Übersichtsbeiträgen, medialen Problem Darstellungen und fachexternen Onlineportalen (z. B. Wikipedia).

Typ 5c: Eine sich argumentativ entfaltende nach wissenschaftlichen Methoden operationalisierte ›Zustands‹-Definition,

- die einzelne |charakteristische Attribute/Merkmalsausprägungen und Kombinationen, die dem zu definierenden Ausdruck/Begriff/Sachverhalt in anderen Texten operationalisierend zugewiesen wurden, anzweifelt/zurückweist oder erweitert|
- und durch andere/weitere charakteristische Attribute/Merkmalsausprägungen und Kombinationen ersetzt, dadurch dass neue |Items präsentiert und begründet werden,

784 Vgl. z. B. den „Kodier-Ratgeber zum Burnout-Syndrom im Dt. Ärzteblatt, 2011, 108 (17): A-976, = Deutsches Ärzteblatt 2011) oder die Bezüge auf die ICD-10 in den beiden Artikeln der Zeitschrift „Der Nervenarzt“ von Berger/Schneller/Maier (2012) und Berger/Gravert/Schneller et al. (2013); alle Belege im QV unter 8.1.4. In Medientexten findet man ebenfalls Bezüge auf die ICD, z. B. in der Süddeutschen Zeitung vom 22.10.2011: 24 (= Weber 2011) oder auf FAZ.NET am 02.03.2012 (= Belz 2012), im QV unter 8.1.6.

- die typische Verhalten- und Erlebensmerkmale von Personen in diesem Zustand operationalisieren|,
- die |aufgrund empirisch-statistischer Reliabilitäts- und Validitätstests und einer methodisch kontrollierten Auswertung durch Fachleute postuliert, dass die operationalisierten Items den empirisch beobachteten Merkmalsausprägungen entsprechen| und |direktiv die einzelnen Versuchspersonen dazu auffordert, die Iteminhalte mit dem eigenen Erleben und Verhalten zu vergleichen und ihnen (graduell) zuzustimmen oder diese abzulehnen|,
- in einer fachlichen Originalarbeit oder einer fachlichen Handreichung zu einem Fragebogenmessinstrument, das überprüft wird oder in Abgrenzung zu anderen Messinstrumenten präsentiert wird⁷⁸⁵,
- mit repräsentativer Grundfunktion.

Typ 5 a wurde in Kapitel 6.2.2.2 an den Belegen 8a-2, 10 und 12⁷⁸⁶ und im Kapitel 6.2.3.1 in Abschnitten der Belege 10 und 11⁷⁸⁷ beschrieben. Die argumentative Definitionsentfaltung negiert ein im Diskurs etabliertes (terminologisch-taxonomisches) Definiens-Nomen höherer Abstraktion (z. B. *Diagnose*, *Krankheit*, *medical condition*) und dessen Bedeutung im Rahmen einer bestehenden Taxonomie (z. B. der ICD-10 oder ICD-11) im Rahmen intertextueller Aushandlung und ersetzt es durch ein anderes Definiens-Nomen (z. B. *Risikozustand*, *factor influencing health status*). Sie negiert also die mit diesem Hyperonym vorgenommene Einordnungspraktik in bestehendes Wissen (*Burnout ist keine Diagnose im Sinne der ICD-10*) vor dem Hintergrund, dass ›Burnout‹ im Gegensatz zu anderen

785 Eine Variation dieses Musters zeigt sich im Burnout-Diskurs, wenn der metaphorische Definiensausdruck *Burnout* abgelehnt wird, weil die Metapher und damit einhergehende Bedeutungsaspekte zu einer Konstruktannahme führen, die nicht der *beobachteten* und erlebten ‚Wirklichkeit‘ entspricht. Dieses Muster erscheint im Diskurs jedoch erstaunlich selten. Vgl. das folgende Beispiel von Burisch (⁵2014: 10, Unterstreichungen T.S.): „Bei genauerem Hinsehen erweist sich die Metapher »Burnout« übrigens als nicht allzu treffend, selbst dann, wenn man das Wort mit »Durchbrennen« übersetzte, was korrekter wäre. Durchbrennen können Sicherungen oder Stromleitungen, aber beides geschieht abrupt, und der Effekt ist sofortiger Stillstand, nicht die oft jahrelange Quälerei des Burnout. [...]. Was dagegen psychologisch-metaphorisch mit Burnout gemeint ist, ist eine lang dauernde zu hohe Energieabgabe für zu geringe Wirkung bei ungenügendem Energienachschub – etwa so, als wenn eine Autobatterie nicht mehr über die Lichtmaschine nachgeladen wird, dennoch aber Höchstleistungen abgeben soll.“ Weitere Belege siehe Kap. 4.2.2.

786 Weitere Belege aus dem fachlichen Korpus sind z. B. der HTA-Bericht von Korczak/Wastian/Schneider (2012: 14, im QV unter 8.1.5), und in der Zeitschrift „Der Nervenarzt Rössler/Hengartner/Ajdacic-Gross (2013: 799) und Hamann/Parchmann/Mendel et al. (2013: 841); und in der Zeitschrift „Dt. med. Wochenschrift“ Kissling/Mendel/Förstl (2014: 2588); im QV unter 8.1.4.

787 Weitere Belege aus dem fachexternen Korpus Weiguny/Nienhaus (2014a, FAZ vom 19.4.2014), Kaulen (2010, FAZ vom 6.10.2010: 232, im QV unter 8.1.6); Eberle (2014: 28, GEOkompakt 08/2014); Apotheken Umschau (10/2011-A: 34, = Rotherbl 2011); beide im QV unter 8.1.7.

Konzepten (wie ›Depression‹, ›Neurasthenie‹, ›Angststörung‹, ›Tinnitus‹) die definitorischen Aufnahmekriterien, um als ›Diagnose‹ in diesem System zu gelten, nicht erfüllt und deshalb systemintern anders eingeordnet werden muss.⁷⁸⁸ Auf der spezifizierenden Ebene werden im Anschluss an diese kritisch-substitutive Klassifizierungspraktik teilweise dennoch charakteristische und diskriminante Merkmale aufzählend oder deskriptiv entfaltet, die mitunter Kriterien benennen, die sich intertextuell schon im Diskurs durchgesetzt haben: So werden zum Beispiel die Merkmale (*emotionale Erschöpfung*, *Zynismus*, *Leistungsminderung*) der Definition, die auf Maslach/Jackson (1984) ursprünglich zurückgeht und am häufigsten einzeln oder hervorgehoben in den Fachlexika-, Hand- und Lehrbüchern und fachlichen Übersichtsartikeln präsentiert wird (siehe Typ 1 oben), als Spezifizierung mit dem neuen klassifizierenden Ausdruck/Konzept (›*Risikozustand*‹) verbunden und zu den anderen klassifizierenden Ausdrücken/Konzepten (›*Folgekrankheiten*‹, ›*Depression*‹, ›*Angststörung*‹, ›*Tinnitus*‹) in ein temporales und konditionales Beziehungsgefüge gestellt (vgl. dazu Beleg 10 in Kap. 6.2.2.2). Definitionen, die sich auf eine fachlich und gesellschaftlich etablierte Taxonomie beziehen, gehen mit einer deklarativen Grundfunktion einher, wobei durch die Zurückweisung des Hyperonyms *Krankheit* jedoch auch vermittelt wird, dass dem schriftlichen Vermerk der „Zusatzdiagnose“ gesellschaftlich-institutionell nicht dieselben Wirkmöglichkeiten zukommen wie dem einer „Hauptdiagnose“. Mit letzterer zusammen kann die Zusatzdiagnose jedoch zur Verschreibung spezifischer Therapiemaßnahmen, die auf sie abgestimmt sind, führen.⁷⁸⁹

Typ 5 b ähnelt dem Typ 5a dadurch, dass er das Definiens-Nomen *Krankheit* für ›*BURNOUT*‹ ebenfalls ablehnt, er unterscheidet sich aber von Typ 5a dadurch, dass er *Burnout* dann nicht als ›*Risikozustand*‹ für eine folgende psychische Erkrankung fasst, sondern mit einer anderen schon bestehenden psychischen

788 So zum Beispiel, wenn argumentiert wird, Burnout sei „keine Erkrankung, sondern ein aus Überlastungen resultierendes Phänomen eigener Art“ und keine medizinische Diagnose, da diese „klare Kriterien“ voraussetze, die dem Burnout-Konzept abgesprochen werden (vgl. Hillert (2012: B2, FAZ, 16.03.2012) und zu den „klaren Kriterien“ in fachsprachlichen Kontexten auch Kap. 4.2.2 bis 4.2.4).

789 Dies zeigt sich z. B. in folgendem Beleg, in dem die Bedingungen beschrieben werden, unter denen die Zusatzdiagnose verschlüsselt werden soll: „Die DGPPN empfiehlt deshalb, immer zuerst die jeweils zutreffende ICD-10-Diagnose (z. B. Depression oder Hypertonie) zu verschlüsseln. Wenn darüber hinaus angenommen wird, dass bei der Entstehung und Aufrechterhaltung dieser als Hauptdiagnose festgestellten Erkrankungen ein Erschöpfungszustand im Sinne eines Burnouts eine entscheidende Rolle gespielt hat, sollte zusätzlich die ICD-10-Anhangsziffer Z 73.0 codiert werden. Dadurch werde die krankheitsauslösende Überforderung eines Patienten gekennzeichnet und entsprechende spezifische Therapiemaßnahmen nahegelegt“ (Kissling/Mendel/Förstl (2014: 2588, DMW, im QV unter 8.1.4, Unterstreichungen T.S.).

Erkrankung (meist der ›Depression‹) gleichsetzt (vgl. Beleg 11 in Kap. 6.2.3.1 und SZ, 22.10.2011 (= Weber 2011: 24)).

Typ 5 c findet man vor allem in fachlichen Studien, die eine operationale Definition und deren Messinstrument überprüfen oder in Abgrenzung von bestehenden operationalen Definitionen und Messinstrumenten eine eigene Definition plus Messinstrument definieren (siehe Beleg 6b plus die Belege in Fußnote 508 in Kap. 6.2.2.2). Wie schon bei Typ 3a ausgeführt, geht es hier um ein möglichst adäquates Verhältnis zwischen fachsprachlich gefasster konzeptioneller Definition, sprachlich gefassten operationalisierten Fragebogenitems und den in der Realität beobachteten Merkmalen. Diese Definitionen werden vor einem repräsentativ-ontologischen Geltungshorizont formuliert.

Die dargelegten Typen 1–5 haben sich als dominierende Typen diskursiver Definierens-Praxis im Burnout-Diskurs aus den analysierten Belegen des fachlichen und fachexternen Diskursstrangs herauskristallisiert. Im Vergleich dieser Typen wurde deutlich, dass die Definitionsentfaltungsarten mit fach- und bereichskulturellen Praktiken und „kommunikativen und situativen Faktoren“ (Brinker/Cölfen/Pappert (2014: 57) korrelieren. Das erkennt man unter anderem daran, dass bestimmte Definitionsentfaltungstypen bevorzugt in bestimmten fachlichen oder vermittlungsemantischen Umgebungen erscheinen: So findet man z. B. die narrative Definitionsentfaltung insbesondere in medialen Magazinberichten, die deskriptive Definitionsentfaltung des Typs 1 verstärkt in Fachlexika, Hand- und Lehrbüchern (medial erscheinen eher verkürzte Versionen und Mischformen) und die sich argumentativ entfaltende klassifizierende Zustands-Definition des Typs 5a hauptsächlich in Fachtexten der klinischen Fächer und Presstexten, die Expertinnen/Experten aus diesen Fächern zitieren.⁷⁹⁰

Es wurde im Vergleich des Weiteren sichtbar, dass eine Definition, die ursprünglich dem deskriptiven Typ 1b zuzurechnen ist und die dem aristotelischen Schema des „Genus proximum – differentia specifica“ formal ähnelt, aus transtextueller Perspektive die weiteste Verbreitung im Diskurs erfahren hat. Dies könnte damit zusammenhängen, dass diese Definitionsform sehr komprimiert und dadurch gut zitierbar ist und dass dieses prototypisch-klassische Definitionsmuster die Geltung der definitorischen Proposition erhöht.

Ein grundlegender Unterschied zwischen den Definitionstypen zeigt sich bezüglich der Ansprüche und Bedingungen, die die Geltung der Definition garantieren sollen:

790 Die klinischen Fächer sind im Gegensatz zu anderen psychologischen Fächern wie der Pädagogischen Psychologie, Sportpsychologie oder Arbeits- und Organisationspsychologie direkt in die Abrechnungspraktiken des Gesundheitssystems und damit in Klassifizierungspraktiken auf Basis der ICD eingebunden.

Die Definitionstypen 1a-c, 2d, 3a-b und 5c werden mit dem Anspruch nach sachgemäßem Realitätsbezug als Realdefinitionen mit repräsentativer Funktion formuliert und vor diesem Hintergrund als wahre Tatsachen empirischer Beobachtung und/oder (psychologischer u. medizinischer) Forschung behauptet (zur „realistischen Weltauffassung“, sprachphilosophischen Debatte, worauf Zeichen verweisen, und zu repräsentativen Aspekten des Definitionsakts siehe Kap. 2.1.1 und 4.3.2 dieser Arbeit). Diese Definitionen sollen intersubjektiv überprüfbar sein, sie behaupten jedoch nicht, *allgemeingültig* zu sein, in dem Sinne, dass sich die Mehrheit der Fachleute auf sie geeinigt hätte und dass diese Definition innerhalb eines Fach- und Praxisbereichs als alleinige Definition gelte. Diese repräsentativen Formen des Definierens, bei denen sich diejenige Definition vorläufig durchsetzen sollte, die sich in Bezug auf die beobachteten Verhältnisse oder durch ihre Verwendung in der Forschung zu bewähren scheint,⁷⁹¹ passen zur Grundidee der „Logik der Falsifikation“ nach Popper (vgl. Küttner 1992: 80; Prechtel 1999: 175) und zum theoretisch unabschließbaren Sinnbildungsprozess nach Peirce (vgl. Kap. 2.2.2 dieser Arbeit; CP 8.148).

Die Definitionstypen 2a-c, 4a-b und 5a-b weisen die Definition als Teil eines offiziell verabschiedeten, international konsentierten Klassifikationssystems aus, das gesellschaftlich-institutionell eingebunden ist. Die jeweilige Definition ist gültig, wenn sie dort verzeichnet ist. Der „Streit um die Wahrheit“ des propositionalen Gehalts der definitorischen Behauptung, also z. B. der Streit um ihre Zuordnung zu einer höheren Kategorie oder um ihre inhaltliche Spezifizierung, gilt zumindest für die aktuell-geltende Version des Klassifikationssystems als abgeschlossen. Die deklarierenden Institutionen bringen den propositionalen Gehalt der jeweiligen Definition mit der Wirklichkeit/dem bestehenden Wissen dahingehend zur Deckung, dass jemand nur dann als ›depressiv‹ oder ›ausgebrannt‹ gilt, wenn er die dort definierten Kriterien erfüllt (vgl. Searle 1980: 98; Saß/Saß-Houben 2005: 137ff.). Institutionelle Leistungen können dann auch nur je nach Status der Klassifizierung in diesem System in Anspruch genommen werden (zu deklarativen und repräsentativ-deklarativen Aspekten bei Definitionen vgl. Searle (1980: 99) und Kap. 4.3.2).

Diese Geltungsbereiche überkreuzen sich jedoch auch, und sie können sich dabei gegenseitig verstärken, wie zum Beispiel an den Typen 1a (deskriptive Lexikondefinition), 2a-c (narrativ-referierende Definitionen in Medientexten oder

791 Wobei damit nicht gesagt sein soll, dass nur weil ein Messinstrument oder eine Definition von verschiedenen Studien weiterverwendet wird, dies ihren Bewährungsgrad eindeutig belegt. Denn dies können auch diskursive Übernahmepraktiken sein, die die Probleme einer Definition/eines Messinstruments im Rahmen der Studie nicht thematisieren.

fachlichen Kasuistiken) und 3b (Definitionen über Symptomlisten/Fragebogen in fachexternen Medientexten) gezeigt wurde:

- Zum Beispiel erstens, wenn eine singulär erscheinende Definition in einem etabliert-anerkannten klinischen Fachwörterbuch von einigen Leser/innen als aktueller fachlicher Konsens bzw. deklarierte „endgültige Meinung“ interpretiert wird (vgl. Peirce, CP 8.148), auf deren Basis institutionell Entscheidungen getroffen werden können (vgl. Kap. 4.3.2); Wenn auf diese repräsentative Definition zudem häufig intertextuell in einem Diskurs Bezug genommen wird und sie gegenüber anderen Definitionsvarianten hervorgehoben erscheint und eine wirkmächtige Position im Diskurs erhält, dann erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass sich eine Definition für ein Klassifizierungssystem mit deklarativer Geltungsmacht an dieser repräsentativen Definition orientiert (vgl. dazu die obigen Ausführungen, dass die Symptomtrias der Definition, die auf Maslach/Jackson 1981/1984 zurückgeht, in modifizierter Form in die ICD-11 aufgenommen wird, die ab 2022 die ICD-10 ablöst);
- Zweitens, wenn auf eine Erzählung, die den Anspruch erhebt, die Symptome ‘wirklichkeitsgetreu’ wiederzugeben, der deklarative Akt des Diagnostizierens folgt, und zwar von einer Person, die in das Klassifikationssystem institutionell eingebunden ist;
- Drittens, wenn eine Liste oder ein Fragebogen im fachexternen Diskursstrang die typischen Symptome für ›Burnout‹ einerseits mit repräsentativer Funktion darstellt, und andererseits in Bezug auf diese Symptome eine Warnung an die Leser/innen ausspricht: Wenn sich die Leser/innen mit den Symptomen identifizieren, sollen sie Fachpersonen des klinischen Bereichs konsultieren. Von diesen können sie dann möglicherweise auf der Basis einer deklarativen Definition krankgeschrieben werden.

In diesen drei Fällen werden die repräsentativen und deklarativen Geltungsansprüche zusammengeführt und der repräsentative Definitionsakt erhält zusätzlich deklarative Kraft.

Es gibt aber auch Fälle, in denen repräsentative und deklarative Geltungsansprüche innerhalb von Definitionstypen in Konflikt zueinander geraten können bzw. in denen der Zusammenfall von Geltungsansprüchen (wie im gerade beschriebenen zweiten narrativen Beispiel) im Diskurs kritisiert wird. Dies ist der Fall im Definitionstyp 5a. Das Metakzept ›Krankheit‹ wird als *deklaratives* Klassifizierungskonzept zurückgewiesen. Doch wie kommt es zu solchen divergierenden Geltungsansprüchen im Kontext des Definierens? Dieser Frage wird im folgenden Kapitel vor dem Hintergrund der Analysekonzepte der ›Unifizierung‹ und ›Agonalität‹ weiter nachgegangen.

Betrachtet man abschließend, in welchen Punkten sich alle Definitionstypen aus transtextueller und diachroner Perspektive ähneln, so zeigen sich zwei Faktoren als äußerst stabil: In jedem Definitionstyp findet man Praktiken, die die definitorischen Propositionen verallgemeinern und entweder auf alle Menschen oder ähnliche Personengruppen generisch referierend beziehen. Des Weiteren werden über die verschiedenen Definitionstypen hinweg (implizit) durchschnittliche menschliche und gruppenspezifische Vergleichswerte und gesellschaftlich-kulturelle Erwartungsnormen zur Ein- und Abgrenzung des zu definierenden Begriffs/Sachverhalts aufgerufen (vgl. dazu die Analysen in Kap. 6.2.4.1). Von diesen Wissensvoraussetzungen scheint eine unifizierende Wirkung auszugehen, da sie in verwandter Weise in fachlichen und fachexternen Texten aufgerufen werden, obgleich Unterschiede in den Wissensgrundlagen auf Experten- und Laienseite aufgezeigt werden können und die Formulierungen in unterschiedlichen Abstraktionsgraden erscheinen.

Bisher wurden die sprachlichen Mittel und Praktiken des Definierens im Hinblick auf ihr unifizierendes Potenzial beschrieben. Im folgenden Kapitel wird der Frage nachgegangen, welchen Einfluss sprachliche Mittel und Praktiken der Agonalität auf sprachliche Mittel und Praktiken des Definierens haben können und wie sich Dimensionen der Unifizierung und Agonalität in den Definitionstypen im Burnout-Diskurs gegenseitig bedingen. Es soll ferner um die Frage gehen, welche Analysewege das Modell einer diskursiven Praxis des Definierens eröffnet, um unifizierende und agonale Zentren in einem Diskurs aufzuspüren.

7.3 Modell der diskursiven Praxis des Definierens im Spannungsfeld von ›Unifizierung‹ und ›Agonalität‹

In Kapitel 6.2.1 wurden die Schritte der in dieser Arbeit durchgeführten Analyse mit dem Konzept der ›Unifizierung‹ umschrieben. Dieses Analysekonzept konzentriert sich auf sprachliche Mittel und diskursive Praktiken, durch welche die Polyphonie unterschiedlicher diskursiver Stimmen bzw. das „Vorhandensein verschiedener konkurrierender Positionen zu einem Thema“ (vgl. Mattfeldt 2018: 54) im Diskurs reduziert wird und einige Wissensbestände in Form von Definitionen „diskursiv weiter bearbeitet werden, andere jedoch keine prominente Erwähnung finden“ (Felder 2013: 15). Diesen sprachlichen Zeichenkombinationen und Praktiken kommen vereinheitlichende, verdichtende und verknappende Wirkungen zu, wodurch sie den Prozess der diskursiven Hausbildung einer ‘allgemeingülti-

gen' Definition⁷⁹² unterstützen. Der Aspekt der Allgemeingültigkeit bezieht sich auf das regulative Ideal, dass „eine endgültige Meinung“ im eigentlich abschließbaren Sinnbildungsprozess zu einem Thema möglich sei (vgl. Peirce, CP 8.148 und Kap. 2.2.2) und dass eine soziale Gruppe per definitorischer Einigung den „Streit über die Wahrheit einer Behauptung zu einem Ende kommen [lassen] kann“ (Searle 1980: 99; vgl. auch Kap. 4.3.2 dieser Arbeit).

In den Unterkapiteln der Kapitel 6.2.2 und 6.2.3⁷⁹³ wurden beispielsweise sprachliche Mittel herausgearbeitet, die innerhalb oder im direkten Kontext der punktuellen Definitionsakte explizit auf eine Konsensfindung im Diskurs referieren (*das ist derzeit fachlicher Konsens*), Einzelfallbeispiele verallgemeinern (*jeder neunte Deutsche ist betroffen*) oder einzelne Aspekte des Begriffs ›Burnout‹ und einzelne Definitionen gewichten (*das wichtigste Erkennungszeichen; ein deutliches Symptom für Burnout; ...*) und den Begriff extensional durch die generische Referenz auf Gruppen, die (besonders) ›betroffen‹ sind (*Arbeitnehmer, insbesondere in Sozial- und Pflegeberufen*) festlegen und eingrenzen. In den Kapiteln 6.2.4.1–6.2.4.3 wurde der Analyseblick geweitet und in diesem Zusammenhang gefragt, welche wiederholt in der Fläche der Diskursstränge auftretenden Zeichenkombinationen Effekte stimulieren können, die eine Verknappung, verfestigende Gewichtung und (bereichsspezifische) Geltungvalidierung bestimmter Definitionsvarianten und Zuordnungspraktiken bewirken können. Es wurde unter anderem auch im letzten Kapitel bei der Formulierung der Typen diskursiver Definierenspraxis gezeigt, dass bestimmte strukturell-funktionale Kombinationen definitorischer Praktiken (z. B. Typ 1) eine später erfolgende intertextuelle Wiederaufnahme der Definition begünstigen können, wodurch diese Variante nach und nach eine dominante Diskursposition erhalten kann. Des Weiteren wurde im letzten Kapitel an den verschiedenen Typen erläutert, unter welchen Bedingungen Definitionen im Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit eine nicht nur repräsentative, sondern deklarative und dadurch gesellschaftlich verbindliche Kraft entfalten können.

Trotz dieses unifizierenden Analysefokus wurde von Beginn an betont, dass im Burnout-Diskurs auch semantische Dimensionen der Agonalität (vgl. Felder 2012; 2013; 2015; Mattfeldt 2018) und semantische Kämpfe (vgl. Felder 2006b; Busch 2006) eine Rolle spielen. Deren Einfluss auf das Analysemodell und ihre

⁷⁹² Dieser diskursive Prozess wurde basierend auf der Arbeitsdefinition einer diskursiven Praxis des Definierens in dieser Untersuchung als überindividueller, transtextueller chronologischer Prozess konzeptualisiert (siehe Kap. 4.3.4 und 7.1).

⁷⁹³ Siehe im Überblick die Tabellen 1, 2.2, 4 und 5.2 in den Zusammenfassungskapiteln 6.2.2.4 und 6.2.3.3.

Verbindung zu sprachlichen Mitteln der Unifizierung im Kontext diskursiver Praktiken des Definierens soll im Folgenden erörtert werden.

Einen aktuellen Überblick zur Agonalitätsforschung gibt Mattfeldt (2018: 52ff.). Sie verortet die linguistische Agonalitätsforschung mit Rückgriff auf Warnke (2009), Felder (2015) und Niehr (2014) in der linguistischen Diskursanalyse. „In der Linguistik liegt der Fokus auf Wissensbeständen in einer Gesellschaft, die diskursiv ausgehandelt werden“ (Mattfeldt 2018: 53). Felder zufolge zeigen sich diese Aushandlungsprozesse um Wissensbestände in einer Gesellschaft, wenn „zwei oder mehr Konzepte in einem Diskurs konfliktieren und für einen Diskurs als charakteristisch gelten“ (Felder 2013: 21). Diese Streitpunkte lassen sich nach Felder in „agonalen Zentren“ kristallisieren, die er folgendermaßen definiert:

Unter agonalen Zentren verstehe ich einen sich in Sprachspielen manifestierenden Wettkampf um strittige Akzeptanz von Ereignisdeutungen, Handlungsoptionen, Geltungsansprüchen, Orientierungswissen und Werten in Gesellschaften. Im Fokus der Aufmerksamkeit stehen kompetitive Sprachspiele zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Diskursakteuren. (Felder 2013: 21)

Mattfeldt verwendet einen weiter gefassten Agonalitätsbegriff, der Agonalität „als Polarität und Opposition an sich versteht, die sich sprachlich manifestiert“ und die nicht zwingend an menschliche Akteure „gekoppelt sein“ muss (Mattfeldt 2018: 55f.). Denn:

In einem übertragenen Sinne werden auch Ideen zueinander in Rivalität gesetzt, ebenso Objekte und Anschauungen; diese werden zwar von Menschen in Konkurrenz gesetzt, aber diese müssen nicht explizit genannt werden und können in den Hintergrund treten. (ebd.: 55)

Sie definiert Agonalität daran anschließend für Ihre Untersuchung wie folgt:

Agonalität geht auf Wettkämpfe in der Antike zurück und bezeichnet eine breit verstandene kompetitive Opposition oder Polarität, die nicht zwingend an menschliche Akteure gebunden ist. Agonalität manifestiert sich auf der sprachlichen Oberfläche (weit verstanden und damit auch visuelle Inhalte einschließend). (ebd.: 56)

Diese weite begriffliche Fassung des Analysekonzepts der ›Agonalität‹ lässt sich gut mit dem in dieser Arbeit formulierten Analysekonzept der ›Unifizierung‹ verbinden. Denn letzteres nimmt mit Bezug auf den Arbeitsbegriff einer diskursiven Praxis des Definierens insbesondere auch nicht intendierte, unwillkürliche, überindividuelle Praktiken in den Blick, die über das Wechselspiel von intra- und transtextueller Analyse erfasst werden können.

Dass es einen „Wettkampf“ um die Geltung und Akzeptanz von Sachverhaltsdeutungen und -festsetzungen im Burnout-Diskurs gibt, zeigt sich explizit an dem Umstand, dass die Erwartungen an die Tätigkeit des Definierens aus Textstellen des fachlichen und fachexternen Diskursstrangs extrahiert wurden, die eine uneinheitliche, nicht eindeutige, zu wenig trennscharfe und ungenaue Verwendung des Begriffs ›Burnout‹ und eine fehlende allgemeingültige bzw. international konsentrierte Definition konstatieren (siehe Kap. 1.2; 4.2.2 und 4.2.4). Diese kritischen metasprachlichen Äußerungen von Diskursakteuren insbesondere aus dem klinischen Bereich, die für sich genommen „Sprachhandlungsmuster“ des semantischen Kampfs darstellen,⁷⁹⁴ stehen allerdings dem konvergenten Leseindruck, der sich in Bezug auf die begriffliche Fassung bzw. Definition des Phänomens/Begriffs ›BURNOUT‹ aus transtextueller, diachroner Perspektive einstellt, entgegen.⁷⁹⁵ Des Weiteren transportieren Sprachhandlungsmuster des semantischen Kampfs, die den vorliegenden Definitionen eine „uneindeutige Begriffsbestimmung“ oder „das Fehlen allgemeiner Verbindlichkeit“ vorwerfen (vgl. Kap. 4.2.2) zugleich Ideale der Eindeutigkeit und allgemeinen Verbindlichkeit, die, wenn sie häufig in Texten des Diskurses vorgetragen werden, eine legitimierenden Grundlage für unifizierende Praktiken bieten. Diese Beobachtungen legen den Schluss nahe, dass agonale und unifizierenden Dimensionen im Burnout-Diskurs im Kontext der Praxis des Definierens in besonderer Weise wechselseitig aufeinander bezogen sind.

Einen ähnlichen Bezug zwischen agonalen und konsensualen Dimensionen stellt Mattfeldt (2018: 99) in ihrer diskursvergleichenden Studie zur Agonalität im Deutschen und Englischen her, wenn sie das „Beenden des agonalen Zustands“ als eine semantische Dimension der Agonalität ausweist. Mattfeldt beschreibt

794 Busch beschreibt „semantische Kämpfe in der Medizin“ als „Sprachhandlungsmuster (Zweck-Mittel-Konfigurationen, die in allen Kampfesformen auffindbar sein können)“ (Busch 2006: 65f.). Besonders die Sprachhandlungsmuster „Wissenschaftlichkeit absprechen“ oder „methodologische Fehler vorwerfen“ ähneln den Äußerungen im fachlichen, aber auch öffentlich-medialen Burnout-Diskurs, die Kritik an der Güte der jeweiligen Definition des ›BURNOUT-SYNDROMS‹ üben (vgl. Kap. 4.2.2). Man könnte diese damit auch als Sprachhandlungsmuster des semantischen Kampfs im Kontext von Definitionen des Burnout-Syndroms kategorisieren (z. B. das Sprachhandlungsmuster: „Uneindeutige Begriffsbestimmung vorwerfen“ oder allgemein „methodologische Fehler beim (wissenschaftlichen) Definieren vorwerfen“).

795 Die Arbeit schließt damit an die Programmatik Felders für linguistische Diskursanalysen an: „Diskursanalysen sollten die besonders umstrittenen als auch die vermeintlich so konsensual und unwidersprochen vermittelten Konzepte transparent machen – und zwar so, wie sie in der Öffentlichkeit präsentiert werden, und nicht so, wie bestimmte Diskursakteure behaupten, dass die Gegenstände in den Medien präsentiert würden. Das ist ein ganz entscheidender Unterschied.“ (Felder 2013: 20).

Sprachgebrauchsformen im Englischen⁷⁹⁶, mit denen versucht werde, Konsens herzustellen. Die „versöhnliche Perspektivierung“ impliziere jedoch, „dass die Situation nicht immer konsensual war“ (ebd.). Im Burnout-Diskurs erscheint dieses Wechselverhältnis spiegelbildlich: Die Kritik im Burnout-Diskurs an der Güte der Definition und begrifflichen Fassung von Burnout, vor allem seit den 2010er Jahren (und demnach knapp 35 Jahre nach Beginn des Diskurses, siehe Kap. 6.1), scheint ein Indiz dafür zu sein, dass sich verfestigte Perspektiven auf das Phänomen/Konzept im Diskurs etabliert haben, die von den Kritikern nicht geteilt werden bzw. als nicht fachkonform angesehen werden. Es geht im Wechselverhältnis agonaler und unifizierender Dimensionen im Kontext diskursiver Praktiken des Definierens also um die Fragen:

- Welche Sprachgebrauchsformen und Praktiken bewirken diese unifizierten Interpretationsperspektiven auf ein Phänomen in einem Diskurs?
- Mit welchen sprachlichen Mitteln können diese sprachlich verfestigten, unifizierten Perspektiven auf ein Phänomen wieder aufgebrochen werden?

Diese Fragen sollen im Folgenden am Beispiel der argumentativen Definitionsentfaltung des Typs 5a erörtert werden. Denn in dieser argumentativen Definitionsentfaltung findet man mustergültig die Praktik des [Aufbrechens unifizierter Interpretationsperspektiven]. In diesem Typ wird der zu definierende Ausdruck/Begriff/Sachverhalt dadurch entfaltet, dass zu Beginn der Definition ein mutmaßlich im Diskurs etablierter, den Definiendum zugeordneter nominaler Ausdruck zurückgewiesen und durch einen neuen Ausdruck ersetzt wird. Zur Veranschaulichung sei exemplarisch nochmals der folgende Auszug aus einem fachlichen Übersichtsbeitrag zum Thema „Burnout“ aus dem Jahr 2014 zitiert (Unterstreichung T.S.):

Kissling/Mendel/Förstl (2014: 2588) in der Zeitschrift „Dt. med. Wochenschrift“ (Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.4):

Laut der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie, Psychosomatik und Nervenheilkunde (DGPPN) ist Burnout keine nach ICD-10 diagnostizierbare Krankheit, sondern ein Erschöpfungs- und Überforderungssyndrom, das einen Risikozustand für eine spätere – nach ICD-10 diagnostizierbare – psychiatrische oder körperliche Krankheit darstellt (wie z. B. eine Depression oder eine Hypertonie) [3]. Diese Einschätzung wird auch

⁷⁹⁶ Mattfeldts Beispiele zu dieser semantischen Dimension der Agonalität stammen aus „politischen Diskursen“, in denen Themen wie „Fracking“ und „Hurricanes“ verhandelt werden und in denen es „vor allem um Konflikte zwischen Politikern/und oder Parteien“ geht: „Since the latter’s [Chris Huhne’s, Anm. AM] departure, his language has been tempered. ‘George [Osborne, Anm. AM] has drawn a line under the antagonistic stuff now Chris has gone,’ says one Tory minister“ (Mattfeldt 2018: 99).

von der Mehrheit der Psychiater und Psychotherapeuten geteilt [6]. Die DGPPN empfiehlt deshalb, immer zuerst die jeweils zutreffende ICD-10-Diagnose (z. B. Depression oder Hypertonie) zu verschlüsseln. Wenn darüber hinaus angenommen wird, dass bei der Entstehung und Aufrechterhaltung dieser als Hauptdiagnose festgestellten Erkrankungen ein Erschöpfungszustand im Sinne eines Burnouts eine entscheidende Rolle gespielt hat, sollte zusätzlich die ICD-10-Anhangsziffer Z 73.0 codiert werden. Dadurch werde die krankheitsauslösende Überforderung eines Patienten gekennzeichnet und entsprechende spezifische Therapiemaßnahmen nahegelegt.

[...]

Die oben dargestellten komplizierten Abgrenzungen können allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass vieles davon empirisch noch wenig untermauert ist, [...].

Die Definition entfaltet sich über die explizite Zurückweisung einer Bezeichnungskette (*keine nach ICD-10 diagnostizierbare Krankheit*) und durch die anschließende Angabe einer Bezeichnungsalternative, die nach Felder (2006) und Fellbaum/Felder (2013: 180) in einem Diskurs als Indikator für semantische Kämpfe und Agonalität gedeutet werden kann. Mattfeldt spricht in diesem Zusammenhang von der agonalen Dimension der „lexikalischen Gegenüberstellung“ (Mattfeldt (2018: 92). Das agonale Zentrum, das im Burnout-Diskurs durch diese Benennungssubstitution ab den 2010er Jahren wiederholt in verschiedenen Texten verbalisiert wird, lässt sich folgendermaßen beschreibungssprachlich fassen: ›Burnout ist ein Zustand, der typische bzw. erforderliche Merkmale einer (psychischen) Krankheit/Diagnose nach Kriterien fachlich anerkannter deklarerter Klassifikationssysteme aufweist‹ versus ›Burnout ist ein Zustand, der typische bzw. erforderliche Merkmale einer (psychischen) Krankheit/Diagnose nach Kriterien fachlich anerkannter deklarerter Klassifikationssysteme NICHT aufweist‹.

Dieses Beispiel ist unter drei Aspekten interessant: Erstens zeigen sich in den einander gegenübergestellten Benennungen divergierende Sichtweisen auf den Sachverhalt/Begriff ›BURNOUT‹. Zweitens scheint die zurückgewiesene Bezeichnung *Krankheit* schon eine dominante Wirkkraft im Diskurs entfaltet zu haben. Denn eine diskursiv marginale Bezeichnungsalternative würde nicht in dieser deutlichen Form zurückgewiesen werden. Drittens wird von den Autoren, die aus dem medizinischen Bereich stammen, durch die Zurückweisung der Bezeichnung *Krankheit* auch die alleinige Verantwortlichkeit ihrer Wissensdomäne für das Phänomen BURNOUT relativiert. Interessant ist in diesem Zusammenhang, welche sprachlichen Mittel und Praktiken diese dominante Positionierung und Verantwortlichkeitszuschreibung, gegen die sich die Abgrenzung richtet, diskursiv bewirkt haben. Dies sei im Folgenden mit jeweils passenden Verweisen auf die in Kapitel 6 durchgeführten Analysen nochmals rekapituliert:

Zunächst finden sich im Burnout-Diskurs zahlreiche sprachliche Stimuli in fachlichen und fachexternen Texten, die Burnout im Verantwortungsbereich der Medizin und Psychologie verorten. In Kap. 6.2.4.1 wurde für den fachlichen und fachexternen Diskursstrang z. B. ausgewertet, aus welchen Fachbereichen die Autorinnen und Autoren von Texten stammen, die über das Thema „Burnout“ schreiben oder die in Medientexten zu diesem Thema interviewt werden. Die Beleglage hat ergeben, dass die Erforschung von und der Umgang mit Burnout sowohl von fachlicher als auch von fachexternen Seite primär den Fächern Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitspsychologie, Medizin, Psychiatrie, Psychologie und Schnittstellenfächern wie z. B. der Arbeitsmedizin, medizinischen Psychologie zukommt bzw. zugewiesen wird, gefolgt von Fächern wie der Arbeitssoziologie, Versorgungsforschung, Sportpsychologie oder den Gesundheitswissenschaften. Diese Befunde zeigen zusammen mit den Ergebnissen der Keyword-Auswertung in den Fachzeitschriftenartikeln, dass ›Burnout‹ stabil in der Mitte zwischen den Forschungsperspektiven der Patho- und Salutogenese und damit zwischen den Praxisbereichen der einerseits klinischen und andererseits präventiven Medizin, Psychologie und Therapie sowie im Bereich des Forschungsthemas „Krankheit/Gesundheit von Arbeitnehmer/innen“ verortet wird (siehe Kap. 6.2.4.1).

Doch wie ist es dazu gekommen, dass das Konzept ›Krankheit‹ – trotz dieser Verortung *zwischen* medizinischen und gesundheitspräventiven Verantwortungsbereichen – dem Begriff ›BURNOUT‹ scheinbar fest zugeordnet wird. Handelt es sich dabei ‚nur‘ um eine Gegenüberstellung von Experten- und Laienwissen (Busch 2006: 52), wie folgendes SPIEGEL-Zitat aus dem Jahr 2012 suggeriert?

Und all das, obwohl Burnout im medizinischen Sinne gar keine Diagnose ist, sondern allenfalls ein anderes Wort für Depression. Der Volksmund aber interpretiert das völlig anders und versteht darunter eine scheinbar neue und eigenständige Krankheit, charakterisiert durch pathologische Erschöpfung im Beruf.

(= Blech 2012: 124f., DER SPIEGEL 6/2012, Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.6)

Die vergleichenden Analysen von sprachlichen Mitteln und Praktiken der Abgrenzung/Polarisierung und Geltungvalidierung im fachlichen und fachexternen Diskursstrang (siehe Kap. 6.2.2.–6.2.4) und der Bezug auf Attribute, die sowohl fachlichen als auch alltagssemantischen Krankheitsbegriffen zukommen, offenbaren noch weitere Erklärungsansätze. Denn medizinische und gesellschaftlich-öffentliche Krankheitskonzepte sind zum einen, wie in Kapitel 3.2 beschrieben wurde, aufeinander bezogen⁷⁹⁷, zum anderen wird ›Burnout‹ durch

⁷⁹⁷ Der Rechtsbegriff knüpft z. B. an medizinische und alltagssemantische Krankheits- und Störungskonzepte an, wie der Rechtswissenschaftler Huster in einem Beitrag zur „Bedeutung

[Praktiken der Abgrenzung und Polarisierung] in den analysierten Definitionsabschnitten insgesamt stärker dem ‘unerwünschten’, ‘anormalen’ ›Krankheitspol‹ als dem gewissermaßen unmarkierten, ‘normalen’, ‘erwünschten’ ›Gesundheitspol‹ zugeordnet:

- Das zeigt sich erstens dadurch, dass ›Burnout‹ in einigen fachlichen und in vielen fachexternen Texten (dabei ganz besonders in den narrativen Definitionsentfaltungen, siehe folgend die Erläuterungen in den Fußnoten) als Körper- und Geisteszustand konstituiert wird, dem Attribute zugesprochen werden, die sowohl in medizinischen, juristischen als auch alltäglichen Krankheits- und Störungskonzepten eine wichtige Rolle spielen (vgl. dazu auch Kap. 3.2., 6.2.2.–6.2.3 und 6.2.4.2):
 - z. B. der Aspekt der ‘Behandlungs- bzw. Hilfsbedürftigkeit einer Person, die diese Merkmale aufweist’,⁷⁹⁸
 - die Komponente der ‘Arbeitsunfähigkeit bzw. Funktions- und Leistungseinschränkung durch die entstandenen Merkmale/Symptome’⁷⁹⁹

des Krankheitsbegriffs für das Krankenversicherungsrecht“ beschreibt: Der Gesetzgeber habe nie versucht, den Krankheitsbegriff gesetzlich zu definieren, „trotz seiner zentralen Bedeutung“. Denn „ein derartiger Versuch“ wäre „der Fähigkeit des Begriffs, neue medizinische Erkenntnisse und Verfahren in die Versorgung zu integrieren, [...] auch kaum förderlich gewesen“ (Huster 2017: 42). Die Sozialrechtsprechung hingegen arbeite „mit einem zweigliedrigen Begriff, nach dem eine Krankheit ein regelwidriger Körper- oder Geisteszustand ist, der behandlungsfähig und -bedürftig ist (und/oder zu Arbeitsunfähigkeit führt)“ (ebd.: 43). Huster resümiert, dass der Krankheitsbegriff im Krankenversicherungsrecht „funktional und normativ“ sei. Und zur näheren Bestimmung dieses Krankheitsbegriffes schreibt er: „Er ist sicherlich nicht leer, weil es ein robustes medizinisches und Alltagsverständnis von Krankheit gibt, an das der Rechtsbegriff in vielen Fällen anknüpfen kann“ (ebd.: 50). Es wird also explizit eine Verbindung zwischen fachsemantischen und alltagssemantischen Krankheitsbegriffen konstatiert (vgl. dazu auch Kap. 3.2). Wenn somatische Symptome wie SCHLAFPROBLEME oder HÄUFIGE ERKÄLTUNGSKRANKHEITEN aufgelistet werden, dann kommt es auch zu somatischen Funktionseinschränkungen. Das Attribut der ‘Arbeitsunfähigkeit’ wird allerdings vorwiegend in narrativen Definitionsentfaltungen im fachexternen Diskursstrang konstituiert.

798 Das Attribut ‘Behandlungs- bzw. Hilfsbedürftigkeit’ wird sowohl in einem Fachlexikon angedeutet, wenn „im fortgeschrittenen Stadium Psychotherapie“ empfohlen wird (siehe z. B. Beleg 4 in Kap. 6.2.2.1), als auch in narrativen Erzählungen, bei denen eine Person am Ende erkennt, dass sie zum Arzt/Therapeuten gehen muss (siehe z. B. Beleg 5 in Kap. 6.2.3.1), oder in einem medialen Vermittlungstext, wenn die „chronische Erschöpfungsspirale“ des „Burnout“ explizit von einer ‘normalen’ Erschöpfung dadurch unterschieden wird, dass die „Betroffenen [...] Hilfe von außen“ brauchen (SZ 2008b, im QV unter 8.1.6). Das Attribut der ‘Behandlungsbedürftigkeit’ wird in fachexternen Narrationen allerdings häufiger aufgerufen als in deskriptiven Definierensformen (fachintern und fachextern).

799 Das Attribut ‘Leistungseinschränkung’ wird durch das Symptom „(Gefühl) reduzierter Leistungsfähigkeit“ in den meisten fachlichen und fachexternen Definitionen konstituiert. In vielen

- oder auch die weitgehende ‘Unverschuldetheit bei der Entstehung der als nicht normal bzw. ungesund klassifizierten Merkmale’ bzw. die ‘Eigendynamik’ der sich zeigenden/ diagnostizierten Merkmale.⁸⁰⁰
- Zweitens wird die Zuordnung zum ›Krankheitspol‹ dadurch verstärkt, dass definitionsübergreifend Aspekte des Konzepts ›Burnout‹ (inferierten) gesellschaftlich-(fach)kulturellen Vorstellungen von ‘durchschnittlichen’, ‘normalen’, ‘gesunden’ und ‘erwünschten’ Erlebens- und Verhaltensweisen „agonal“ gegenübergestellt werden (vgl. insbesondere die Kap. 6.2.2.1, 6.2.2.2, 6.2.3.1 und 6.2.4.1). Die sprachlichen Mittel, die diese Gegenüberstellung zwischen Vergleichszuständen/-merkmalen und Burnoutzuständen/-merkmalen indizieren, erstrecken sich vom Einsatz adversativer, substitutiver und konzessiver Konnektoren,⁸⁰¹ über sprachliche Mittel der Negation,⁸⁰² Gradierung und

fachlichen Texten wird aber eher vom *Gefühl reduzierter Leistungsfähigkeit* gesprochen – in fachexternen narrativen Definitionen wird daraus häufig eine *Leistungsunfähigkeit* der Beispielperson, die bis zur Arbeitsunfähigkeit gesteigert wird. Fachliche Definitionen sind in diesem Punkt oft vage.

800 Die Attribute der ‘Unverschuldetheit’ und ‘Eigendynamik’ hängen zusammen und können beispielsweise durch die Analyse semantischer Rollen (Primus 2012) in den unterschiedlichen Definitionstypen festgemacht werden (siehe die Analyse in Kap. 6.2.4.2): Die Personen erscheinen in den verschiedenen Definitionen überwiegend als Leidtragende, Erlebende der Burnout-Symptome, eingeschränkt Handelnde oder als vormalige Besitzer/innen von Handlungsmöglichkeiten und Fähigkeiten, die sie verloren haben (vgl. dazu die Analysen zu semantischen Rollen in Kap. 6.2.4.2). Sie haben diese Zustände nicht willentlich herbeigeführt, die Symptome treten in den Texten häufig ähnlich wie Wetterzeichen ‘eigendynamisch’ in Subjektposition und personifiziert auf (vgl. Peirce, CP 8.185; Kap. 3.1), was sich z. B. in folgenden Formulierungen zeigt: „immer wieder auftretendes Herzrasen“ (Kissling/Mendel/Förstl 2014: 2587, DMW, im QV unter 8.1.4); „es kann jeden treffen“ SPIEGEL ONLINE (2012b, im QV unter 8.1.6); „Zunehmend wandelte sich die Freude am Job in Abscheu“ (Falkai 2016: 20, weitere Belege in Kap. 6.2.4.2). Zur Konstituierung von ‘Unverschuldetheit’ und ‘Kontrollierbarkeit’ in der Burnout-Ratgeberliteratur siehe auch Schnedermann (i. Ersch.).

801 Beispielbelege: „Der erste Pinselstrich fiel ihr schon immer schwer. Seit ein paar Tagen war es aber irgendwie anders.“ (AU 1997: 20, Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.7); „Ferien lassen nicht neue Kräfte schöpfen, sondern den Zwang zum Widerantreten der Arbeit nur düsterer scheinen.“ (Schmidbauer 1982: 165, Unterstreichung T.S., im QV unter 8.1.5); „Ich war nur noch müde. Einmal hatte ich sogar in meinem Auto auf einem Parkplatz übernachtet. Die Müdigkeit hatte mich so plötzlich überfallen, dass ich nicht mehr weiterfahren konnte, obwohl es nur noch zehn Kilometer bis zu meiner Wohnung gewesen wären.“ (Abé 2012, SPIEGEL ONLINE, 08.08.2012, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.)

802 Beispielbelege (Unterstreichungen T.S.): „Unvermögen, sich zu entspannen“ (Geyerhofer/Unterholzer 2009, PiD, im QV unter 8.1.4); „gefühllose, gleichgültige Einstellung“ (Bauer/Häfner/Kächele et al. 2003, PPMp); „führen kurze Erholungsphasen nicht zu einer Rückbildung“ (Berger/Falkai/Maier 2012, Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4); weitere Beispiele in den Kapiteln 6.2.2.1; 6.2.2.2; 6.2.3.1 und 6.2.3.2.

Quantifizierung,⁸⁰³ weiter über nominale oder adjektivische Terme, die antonyme und komplementäre Gegensatzpole evozieren,⁸⁰⁴ bis hin zu Zeitangaben und Tempusmarkierungen, die einen Kontrast zwischen Ausgangs- und Endzustand herstellen⁸⁰⁵. Bei der Konstituierung dieser Gegensätze kommen auch Aspekte zum Tragen, die Mattfeldt (2018) als semantische Dimensionen der Agonalität herausgearbeitet hat.⁸⁰⁶ Man sieht daran, dass im Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit mit sprachlichen Mitteln operiert wird, die eine agonale Grundstruktur konstituieren. In Wissensbereichen, die sehr binär konstituiert sind, können sprachliche Mittel der Agonalität demnach unifizierende Wirkung entfalten.

- Drittens wird vorwiegend in narrativen Definitionsentfaltungen medialer Magazinberichte das spezifische Krankheitskonzept ›Diagnose im institutionell verwendeten Krankheitsklassifikationssystem‹ mit dem im Fallbeispiel geschilderten Symptomen verbunden, dadurch, dass die Person am Ende der Erzählung die Diagnose ›Burnout‹ erhält und meist auf der Grundlage dieser Diagnose krankgeschrieben und in Behandlung geschickt wird. Dieses spezifische Krankheitskonzept wird dadurch in der Tat, wie im obigen SPIEGEL-Zitat angedeutet, hauptsächlich in fachexternen Texten mit ›Burnout‹ verknüpft. In anderen fachexternen Medientexten wird eben diese Verbindung aber auch kritisiert und mit Bezug auf Fachleute negiert (z. B. SZ, 22.10.2011, = Weber 2011: 24, im QV unter 8.1.6).

803 Beispielbelege Unterstreichungen T.S.): „extrem stark ausgeprägtes Perfektionismusstreben“ (Wilms 2009, PiD); „Bei länger anhaltender Überforderung kann der Begriff Burnout [...] genutzt werden“ (Schramm/Berger 2013, Der Nervenarzt); langandauernde Stressreaktion (Schmitz 1998, PiEU); Belege im QV unter 8.1.4.

804 So impliziert das häufig zitierte Symptom *Überforderung* den antonymen Gegenpol der *Unterforderung* und beide Terme beziehen sich auf einen GEMEINSAMEN DURCHSCHNITTSWERT: ›weder zu hohe noch zu niedrige Anforderung an x/sich/etwas stellen‹ (zur Antonymie vgl. Schippan ²2002: 215); Adjektive wie *dysfunktional*, *gefühllos* oder *unausgeglichen*, die man als Zuschreibungen zum Burnout-Zustand findet, evozieren (gradierbar-)komplementäre Gegen-terme (*funktional*, *gefühlvoll*, *ausgeglichen*) und eine Wertungspolarität, da die zuletzt genannten implizierten Gegenterme „das (völlige oder weitgehende) Fehlen der unerwünschten Eigenschaft“ markieren (Rachidi 1989: 93). Zu weiteren Beispielen vgl. Kap. 6.2.4.1.

805 Beispielbeleg: „Zu Beginn seiner Karriere war der Berliner Professor für seine Studenten jederzeit zu sprechen. [...] Heute beschränkt der inzwischen 53jährige Professor seine Begegnungen mit Studenten [...] auf ein kühles Minimum, [...]“. (DER SPIEGEL 1988: 162, Unterstreichungen T.S., im QV unter 8.1.6).

806 Vgl. zum Beispiel die semantischen Dimensionen „Agonalität der expliziten Gegenüberstellung“ – indiziert u. a. durch adversative und konzessive Konnektoren – oder „Agonalität der zeitlichen Gegenüberstellung“ – indiziert u. a. durch Temporaladverbien und Tempuswechsel – (Mattfeldt 2018: 70ff. und 73ff.).

- Doch auch fachliche Texte sind viertens nicht gänzlich unbeteiligt an dieser Zuordnung zum Bereich der Krankheitsdiagnostik, da sie ›Burnout‹ innerhalb ihrer fachkulturellen Praktiken und Textsorten beschreiben und dadurch gewissermaßen ‚eingemeinden‘. Dies sei an folgendem Beispiel verdeutlicht: Wenn der Titel einer Studie „Differentialdiagnose Burnout“ lautet, so könnte der Titel zunächst so interpretiert werden, dass hier beschrieben wird, wie man zu einer solchen Differentialdiagnose gelangt. Dass diese Studie aber zu dem Ergebnis kommt, dass die bisher „verwendeten Burnout-Messinstrumente [...] nicht differential-diagnostisch validiert sind“ (vgl. den HTA-Bericht von Korczak/Kister/Huber 2010: 1, im QV unter 8.1.5)⁸⁰⁷, erfährt der Leser erst, wenn er diese Studie zu lesen beginnt. ›Burnout‹ wird in dieser Studie nach allen Regeln fachkultureller Vorgaben für Differentialdiagnosen überprüft und dadurch im Rahmen dieser Wissensstrukturierung perspektiviert und behandelt.

Vor dem Hintergrund der Ausführungen des letzten und dieses Kapitels bleibt schließlich zu fragen, welchen heuristischen Mehrwert dieses Modell für linguistische Diskursanalysen birgt. Dieser Frage wird im letzten Kapitel dieser Arbeit zusammen mit der Überprüfung der Ausgangshypothesen dieser Arbeit (Kap. 1.1 und 4.3.4) und der Reflexion über Anschlussstudien nachgegangen.

7.4 Resümee und Ausblick

In dieser Arbeit wurde am Beispiel des Burnout-Diskurses ein Modell einer diskursiven Praxis des Definierens aus intra- und transtextueller Perspektive entwickelt, um die Ausgangsfrage aus Kapitel 1.1 zu bearbeiten, wie in Fach-, Medien- und Vermittlungstexten der letzten vierzig Jahre ein spezifikationsbedürftiges Phänomen aus dem Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit immer weiter eingegrenzt und damit definiert wird – einerseits punktuell in einzelnen fachlichen und fachexternen Erscheinungsformen des Diskurses und andererseits transtextuell über die Jahrzehnte hinweg. Durch die überindividuelle, transtex-

807 Zum Thema „Burnout“ sind zwei HTA-Berichte erschienen: Zur „Differentialdiagnostik des Burnout-Syndroms“ (Korczak/Kister/Huber 2010) und zur „Therapie des Burnout-Syndroms“ (Korczak/Wastian/Schneider 2012). Die Abkürzung HTA geht zurück auf „Health Technology Assessment“. Unter HTA wird nach der Bundesärztekammer die „systematische, evidenzbasierte Bewertung medizinischer Verfahren und Technologien im Hinblick auf deren Effekte auf die Gesundheitsversorgung verstanden.“ <https://www.bundesaerztekammer.de/aerzte/qualitaets-sicherung/health-technology-assessment/> (Zugriffen: 30.9.2019).

tuelle Betrachtungsweise des Definierens-Prozesses konnte transparent gemacht werden, wie eine Sachverhaltskonstitution in Form einer Definitionsvariante im Wechselspiel unifizierender und agonaler Praktiken beginnt, sich diskursiv durchzusetzen: erstens dadurch, dass der Diskurs um konkurrierende Sachverhaltskonstitutionen verknappt wird und zweitens, indem einzelne als solche bezeichnete „Kernmerkmale“ und wiederkehrende Referenzgrößen und Bezugsnormen im Kontext fachkultureller und medialer Praktiken über Einzeltexte hinweg wiederholt transportiert und damit verfestigt werden. Das Analysekonzept der ›Unifizierung‹, das dem Konzept der ›Agonalität‹ in dieser Arbeit gegenübergestellt wurde, ermöglicht es, zwischen sprachlichen Mitteln und Praktiken explizit-intendierter Konsensfindung und sprachlichen Mitteln und Praktiken der unwillkürlichen, nicht explizit intendierten Verfestigung und Diskursverknappung zu unterscheiden. Aus dieser Analyseperspektive heraus werden zum einen sprachliche Mittel und Praktiken fokussiert, durch welche die Multiperspektivität bezogen auf ein Diskursthema reduziert wird, und zum anderen Spuren an der Textoberfläche gesichtet, die auf weitgehend unumstrittenes Orientierungswissen und gemeinhin akzeptierte Werte in einer Gesellschaft verweisen.

Der direkte Vergleich von Fachtexten verschiedener medizinischer und psychologischer Teilfächer und fachexternen Texten verschiedener Zeitungen, Zeitschriften und Onlineplattformen ergab weite Überschneidungen in den Erwartungen, die an den Akt des Definierens in Bezug auf ein psychisches Krankheitsbild von fachlicher und fachexterner Seite gestellt werden (Kap. 4.2.2). Das lässt sich darauf zurückführen, dass fachexterne Medientexte die Kritik an der Güte der Burnout-Definition insbesondere aus den klinischen Fächern (Psychiatrie, Medizin) zitieren und reformulieren und diese Ansprüche in den Bereich medialer Praxis übertragen, wie die Analyse sprachlicher Mittel des Definierens im fachlichen und fachexternen Diskursstrang gezeigt hat (Kap. 6.2.2 und 6.2.3).

Vornehmlich auf der Ebene der Morpheme und (Mehr-)Worteinheiten findet man Überschneidungen in den sprachlichen Mitteln der fachlichen und fachexternen Textsorten, die implizit eine Normalitätsfolie evozieren, vor deren Hintergrund die charakteristischen **PHYSISCHEN UND PSYCHISCHEN SYMPTOME, VERHALTENSMERKMALE, EIGENSCHAFTEN UND UMGEBUNGSFAKTOREN DES ARBEITS- UND PRIVATLEBENS VON PERSONEN MIT BURNOUT** spezifiziert werden (siehe Kap. 6.2.2–6.2.3). Fachextern erfolgt die Abgrenzung allerdings sprachlich expliziter und variantenreicher: Vor allem in narrativen Formen des Definierens wird parallel auf verschiedenen sprachlichen Ebenen die Entwicklung oder der Kontrast zwischen Anfangs- und Endzustand entfaltet. Weitere verfestigte Positionen des Unifizierungsprozesses im Burnout-Diskurs sind z. B. die folgenden:

- ›Burnout‹ wird in den analysierten fachlichen und fachexternen Definitionstypen beinahe durchgängig auf die Arbeitswelt bezogen; in fachlichen Hand-

und Lehrbüchern/Enzyklopädien und Fachzeitschriften erscheint es als ein Konzept, welches neben dem Arbeitsbezug zusammen mit den Themen „Belastung“, „Beanspruchung“, „Stress/Stressoren“, „(psychische) Gesundheit“, „Ressourcen(verlust) und Anforderungen“ verhandelt wird (siehe Kap. 6.2.4.1); es wird im fachinternen Diskursstrang vor allem den Fachbereichen an der Schnittstelle von (Arbeits-)Medizin und (Arbeits-)Psychologie/Soziologie und anwendungsbezogenen Fächern wie der Gesundheitswissenschaft oder pädagogischen Psychologie (bezogen auf Lehrergesundheit) zugerechnet.

- In den fachexternen Zeitungs- und Zeitschriftentexten erscheint ›Burnout‹ meist zusammen mit den Themen: „chronischer Stress/Disstress“, „andauernde Belastungen“, „hohe/steigende Anforderungen (quantitativ und qualitativ) in der Arbeit/modernen Arbeitswelt oder in bestimmten Berufsfeldern“, „Überforderung“, „Nennung bestimmter persönlicher und arbeitsplatzbezogener Eigenschaften als Risikomerkmale“, „ansteigende Fehlzeiten/Arbeitsunfähigkeit aufgrund psychischer Krankheiten“, „prominente Persönlichkeiten mit Symptomen des Burnouts – besonders oft im Leistungssport“, „Stressbewältigung/Entspannung“ (siehe Kap. 6.2.3.1); bei den thematischen Ressorts (neben den übergreifenden Ressorts Nachrichten und Landkreise) stechen die Ressorts der Bereiche Wirtschaft, Bildung, Karriere und Sport heraus (siehe Kap. 6.2.4.1).
- Auch wenn Variationen des Satzes *Burnout kann jeden treffen* den Burnout-Diskurs durchziehen, so werden dennoch sowohl im fachlichen als auch fachexternen Diskursstrang bestimmte Personengruppen als ‘besonders betroffen bzw. gefährdet’ sprachlich gekennzeichnet (z. B. durch Formulierungen wie *Syndrom, von dem vor allem Angehörige sozialer Berufe betroffen sind* oder *wird oft von Menschen erlebt, die ...* oder *nicht nur Manager oder Leistungssportler, sondern auch ...* etc.). Zu den besonders häufig beschriebenen und sprachlich hervorgehobenen Betroffenenengruppen zählen demnach fachintern und -extern: Personen in sozialen/pflegenden/pädagogischen Berufen, Personen mit hoher Verantwortung/Motivation/Bereitschaft zur „Aufopferung“⁸⁰⁸/Leistungserwartung (z. B. im Leistungssport, mit Führungsverantwortung oder in der Politik) oder Personen mit hohem Ehrgeiz/Perfektionismus oder mit hohen/idealistischen Erwartungen an den Beruf (siehe Kap. 6.2.4.1).

808 Die explizite Opfermetaphorik findet man weniger in fachlichen und stärker in fachexternen Medien- und Vermittlungstexten: „Hinze opferte mehr und mehr Freizeit“ (Falkai 2016: 20, G&G, im QV unter 8.1.7); „Gefährdet sind auch Menschen in sozialen und pflegerischen Berufen, die sich für andere aufopfern“ (Kals 2004: 55, FAZ, im QV unter 8.1.6).

- ›Burnout‹ wird über verschiedene Texte hinweg in exponierten Textpositionen als ‘dreidimensionales’ Konzept mit dem Hauptsymptom ›Erschöpfung‹ konstituiert (dieses zeigt sich ‘physisch’ und ‘psychisch’ und in mehrfach ‘gesteigerter Form’ (‘andauernd’ und ‘hohe Intensität’)), mit (‘gefühltem’ und/oder ‘tatsächlichem’) ›Leistungsverlust‹ und ›Depersonalisation/Zynismus‹. Das letzte Symptom wird als ‘gesellschaftlich/beruflich inadäquat’ konstituiert.
- Weitere zusammen mit den Hauptsymptomen häufig genannte Symptome sind sowohl fachintern als auch fachextern: *Schlafstörungen, unspezifische somatische Beschwerden* wie z. B. *Kopf- und Rückenschmerzen, Magen- und Darmprobleme* und Beschreibungen einer ›gestörten Fähigkeit, sich von der Erschöpfung zu erholen‹, *negative Emotionen*.
- ›Burnout‹ führt zu (gefühlten) Einschränkungen oder zum Verlust in Bezug auf vorherige (in hohem Maße gezeigte) Fähigkeiten und Leistungen und
- ›Burnout‹ führt zu einer ›Transformation von (in gesteigerter Form) gesellschaftlich positiv bewerteten Gefühlen/Eigenschaften/Einstellungen zu (in gesteigerter Form) negativen Gefühlen/Einstellungen der Arbeit und anderen Menschen gegenüber‹.
- ›Burnout‹ wird in fachlichen und fachexternen Texten in Zusammenhang gebracht mit⁸⁰⁹ einem ›Ungleichgewicht bzw. einer negativen Bilanz zwischen Anforderungen und Ressourcen‹ oder einem ›Ungleichgewicht zwischen investierten Ressourcen und Ressourcengewinnen‹.

Unterschiede zwischen verschiedenen fachlichen und fachexternen Formen des Definierens zeigen sich vor allem auf der Satz- und Textabschnittsebene der Definitionsentfaltung und einem damit zusammenhängenden Metakzept (›Gattung‹, ›Endzustand‹, ›Ereignis‹, ›Vorgang‹)⁸¹⁰ sowie auf der Ebene der definitorischen Grundfunktion (repräsentativ, repräsentativ-direktiv, deklarativ), einzelner Konzeptattribute, der Reflexion definitorischer Geltungsbedingungen

809 In fachexternen Kontexten wird häufig ein kausaler Zusammenhang konstituiert; in Fachtexten wird dieser Kausalzusammenhang entweder mit Vorbehalt präsentiert (z. B. indem noch weitere Forschung gefordert wird, vgl. Kissling/Mendel/Förstl 2014: 2588, DMW, im QV unter 8.1.4), oder es wird nur ein korrelativer Zusammenhang festgestellt (vgl. Reime/Steiner 2001: 304, PPmP, im QV unter 8.1.4).

810 Diese Metakonzeppte weisen trotz ihrer Unterschiede jedoch auch Ähnlichkeiten auf: Denn das Metakzept ›Zustand‹ in deskriptiven (stilistisch komprimiert verfassten) Definitionsentfaltungstypen entspricht zumeist einem ›Endzustand‹, der durch nominalisierte oder adjektivierte telische Vorgangs-/Tätigkeitsverben charakterisiert wird (Erschöpfung (< sich/etw.) erschöpfen/erschöpft werden), Depersonalisation (< depersonalisieren), reduzierte Leistungsfähigkeit (< Leistungsfähigkeiten werden reduziert/reduzieren sich), Überlastung (< sich überlasten)).

(Kap. 6.2.2.4, 6.2.3.3 und 6.2.4.2) und der diskursiven Wirkmacht einzelner Definitionsvarianten (siehe Kap. 7.2).⁸¹¹

Durch das vorgestellte Analysemodell, das in eine Typologie diskursiver Praxis des Definierens mündet, konnten die Unterschiede zwischen den definitiven Entfaltungstypen und Grundfunktionen, aber auch deren Verschränkungen sichtbar gemacht werden (Kap. 7.2). Diese Ergebnisse veranschaulichen, dass Definitionen im Burnout-Diskurs im Spannungsfeld von multiperspektivischer, falsifikatorischer Wissensaushandlung und notwendiger Einigung für die Praxis stehen: auf der einen Seite findet man unterschiedliche Sachverhalts- und Bedeutungsfixierungsversuche (von denen sich manche aufgrund ihrer klassischen, komprimierten Form und durch Gewichtung- und Verknappungspraktiken eher diskursiv durchsetzen als andere) und auf der anderen Seite steht das regulative Ideal der Sachverhalts- und Bedeutungsfixierung. In Wissensbereichen, in denen verbindliche Definitionen für die institutionell eingebundene Praxis unabdingbar sind, wie im Bereich (psychischer) Gesundheit und Krankheit, kann das regulative Ideal so stark sein, dass der Anspruch der 'Allgemeingültigkeit' auch auf Definitionsformen mit repräsentativem Geltungsanspruch übertragen wird.

Wie durch die Analysen in Kapitel 7.3. dargelegt wurde, setzen semantische Kämpfe gerade an diesen Übertragungspunkten definitorischer Geltungsansprüche im Burnout-Diskurs an. So sind Definiens-Nomina (*Syndrom*, *Krankheit*, *Diagnose*), die ›BURNOUT‹ aus dem falsifikatorischen Spiel der Wissensaushandlung in den Kontext deklarativer gesellschaftlicher Einigung und darauf basierender Kostenübernahme überführen, im Burnout-Diskurs besonders umkämpft. Insofern lässt sich durch die wechselseitige Analyse unifizierender und agonaler Dimensionen herausarbeiten, welche Teilbedeutungen der im Diskurs essenziellen Grundkonzepte ›Gesundheit‹ und ›Krankheit‹ umkämpft sind und welche nicht.

Krankheits- und Gesundheits-Attribute wie die folgenden werden sowohl in vielen fachinternen als auch fachexternen Texten versprachlicht (siehe Kap. 6.2.4.2): z. B. für das Konzept ›Krankheit‹ die Attribute 'subjektives Leiden', 'Symptome als realsemantische (Warn)signale' oder '(drohende) eigendynamisch sich entwickelnde Funktions- und Handlungseinschränkungen' (vgl. Kap. 3.2 und 6.2.4.2); für das Konzept ›Gesundheit‹ lassen sich die im Folgenden nach Faltermaier zitierten Konzeptualisierungen von ›Gesundheit‹ sowohl in fachlichen als auch fachexternen Texten des Burnout-Diskurses nachweisen:

⁸¹¹ Die Wirkmacht einzelner Definitionen kann nur aus chronologischer, transtextueller Perspektive nachvollzogen werden. Die einzelnen Schritte dieser Analyse sind im Modell einer diskursiven Praxis des Definierens in den Fragen 7–11 dokumentiert (siehe Kap. 7.2).

Gesundheit als *psychisches Wohlbefinden*: Sie wird beschrieben als innere Ruhe und Ausgeglichenheit sowie als positive Stimmung, Lebensfreude und Zufriedenheit, gelegentlich auch im umfassenden Sinn als inneres Gleichgewicht.

Gesundheit als körperliche und/oder geistige *Leistungsfähigkeit* im Hinblick auf die gute (z. B. optimale) Erfüllung von zentralen Aufgaben und sozialen Rollen (z. B. in der beruflichen Arbeit, im Sport) sowie als *Handlungsfähigkeit* im Hinblick auf grundlegende Funktionen des alltäglichen Lebens (z. B. am Morgen gut aufstehen können; normal essen, trinken, sich bewegen und schlafen können).

(Faltermaier 2005: 37, Kursivsetzung im Orig., vgl. Kap. 3.2)

Nicht durchgängig realisiert, wie auch umstritten sind hingegen die Krankheits-Attribute der 'Hilfs- und Behandlungsbedürftigkeit' und 'Arbeitsunfähigkeit'. Gegen diese Attribute wird mit Benennungssubstitutionen (*Risikozustand*, *Ausweich-/Zusatzdiagnose*, *Erschöpfungs- und Überforderungssyndrom* statt *Krankheit*, *Diagnose*) und Überschriften wie *Modediagnose Burnout* oder *Useful illness* (vgl. Kap. 1.2) angeschrieben. Hieran wird deutlich, dass gegenwärtig am Gegenstand BURNOUT sozialversicherungsrechtlich ausgehandelt wird, wo die Grenze der 'Behandlungsbedürftigkeit' und 'Arbeitsunfähigkeit' für Erschöpfungs-Leiden und psychosomatische Beschwerden verläuft, für die keine eindeutigen organischen Ursachen gefunden werden können. Damit hängt zudem die Frage zusammen, welche gesellschaftlichen Instanzen für die Aufrechterhaltung oder „Wiederherstellung der Erwerbsfähigkeit“ (Geisthövel 2019: 57) zuständig sein sollen. Diese Diskussionen beginnen spätestens 1884 mit Einführung der gesetzlichen Unfallversicherung und werden bis weit hinein ins 20. Jahrhundert unter verschiedenen Bezeichnungen geführt: wie z. B. *Rentenneurose*, *Organneurose*, *vegetative Dystonie* (ebd.: 49; 58), *Neurasthenie* als „nervöse Veranlagung“ bzw. „endogene Reaktionsform“ oder als „exogene Reaktionsform“ einer „*neurasthenischen Reaktion* des vorher Gesunden“ bzw. „Tätigkeitsneurose“ (z. B. Sterz 1928: 19–20, Kursivsetzung im Orig., im QV unter 8.1.5).

In Kapitel 6.2 dieser Arbeit wurde dargelegt, dass die fach- und allgemein-sprachliche Verwendung des entlehnten Substantivs *Burnout* in einer Zeit in Deutschland aufkommt, in der die „Loslösung“⁸¹² von Termini rund um die Neurosenlehre und von psychoanalytisch-ätiologischen Modellen der „Konfliktsu-

812 Schuster beschreibt im Rahmen der Wortschatzentwicklung der psychiatrischen Schreibpraxis im 19. Jahrhundert, dass einige „Formen lexikalischen Wandels“ und „die Verwendung neuer Lexeme und die Bevorzugung bestimmter Lexeme auch dadurch bedingt ist, dass Loslösung – verstanden als Loslösung vom Diachronie- und Rahmenbezug – [...] signalisiert wird“ (Schuster 2010: 286).

che“ (Geisthövel 2019: 58) schon begonnen hat. Mit dem Erscheinen der „zweite[n] Überarbeitung des *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*“ im Jahr 1980 wurde des Weiteren der „Wechsel von ätiologisch-theoretischen zu deskriptiv-diagnostischen Klassifikationskriterien“ vollzogen⁸¹³ (ebd.: 59). Der neue Begriff ›Burnout‹ wird selbst von Freudenberger, der diskursiv als Entdeckerfigur konstituiert wird, jenseits der damals noch üblichen Klassifizierungsvokabeln *psychotisch* und *neurotisch* platziert,⁸¹⁴ und der Diskurs speist sich lexikalisch aus neuen Fach- und Forschungsrichtungen.⁸¹⁵

Doch die alten Streitpunkte nach den Ursachen für die Erschöpfungszustände und die damit verbundenen Verantwortlichkeitskämpfe kehren zurück: So lässt sich die folgende aktuell von psychiatrischer Seite vorgetragene Kritik mit der oben aus den 1920er Jahren zitierten Unterscheidung einer *exogenen* und *endogenen neurasthenischen Reaktion* vergleichen: Durch die „Berichterstattung in den Medien“ über ›Burnout‹ werde eine „Krankheitsdefinition gefördert“, die ›Burnout‹ mit „einer Erkrankung der Leistungsträger und der ‚Starken‘ gleichsetzt“ (DGPPN 2012: 1), die „vorher für etwas gebrannt haben“ und nun ein „Verwundetenabzeichen“ tragen (Kämmerer 2016: 87, PiD, im QV unter 8.1.4), den Begriff ›Depression‹ dagegen mit „einer Erkrankung der (anlagebedingt) ‚Schwachen‘ verknüpft“ (DGPPN 2012: 1, im QV unter 8.1.9). Der in dieser Arbeit aus diachroner und transtextueller Perspektive beschriebene Definierensprozess hat gezeigt, dass der angenommene (kausale) Zusammenhang zwischen ›Arbeitsüberlastung‹ oder ›einer negativen Ressourcen- bzw. Erwartungsbilanz

813 Saß/Saß-Houben führen zur Entwicklung der klinisch-psychologischen und psychiatrischen Klassifikation in der ICD und dem DSM aus, dass es eine „pragmatische Konsequenz“ war, „ätiologieneutrale, rein deskriptive und anhand von Kriterien operationalisierbare Diagnosesysteme zu schaffen, in denen bestimmte Symptomcluster per definitionem zu Störungsbildern zusammengefasst werden“ (Saß/Saß-Houben 2005: 145, vgl. Kap. 3.2).

814 Zu Beginn des Buchs „Burn-out – The High Cost of High Achievement“ schreiben Freudenberger/Richelson (1980a: xv, im QV unter 8.1.5): „Many of the people who come to my office describe similar feelings, and yet they are neither neurotic nor psychotic in the historical sense of these words. That they are suffering is undeniable“ (Unterstreichungen T.S.).

815 Zentral sind beispielsweise Arbeitsanalysen und die Forschungsarbeiten zu ‘psychischer’ ›Belastung‹ und ›Beanspruchung‹, ›Berufsstress‹, ›Arbeitszufriedenheit‹ und ›Arbeitsmotivation‹ im Umfeld der Arbeits- und Organisationspsychologie, die sich historisch u. a. aus der Human-Relations-Bewegung und dem Human-Resource-Management entwickelt hat (siehe Kap. 5.2). Große Bedeutung haben des Weiteren medizinsoziologische und arbeitspsychologische Modelle wie die „Gratifikationskrise“ oder das „Job-Demands-Resources-Modell“ (vgl. Kap. 6.2.4.1 und 6.2.4.2). Die im Kontext dieser Modelle häufig verwendeten Vokabeln *Belastung*, *Beanspruchung*, *Stress*, *Überlastung* und *Ressourcen* werden sowohl in fachlichen Texten als Termini (teilweise mit Rückbindung an DIN-Normen) als auch in fachexternen Texten im Rahmen alltagssemantischer Zusammenhänge gebraucht (siehe Kap. 5.2, 5.3 und 7.2).

im Arbeitskontext⁸¹⁶ und psychosomatischen Symptomen und Verhaltensmerkmalen in den meisten Definierensformen präsent ist. »Burnout« wurde bei der Zusammenführung der drei im Diskurs am häufigsten genannten Kernsymptome mit der ICD-10 (siehe Abb. 20 in Kap. 6.2.4.2) bzw. der ab 2022 geltenden ICD-11 (siehe Beleg 12 in Kap. 6.2.2.1) zwar in den Anhang des Klassifikationssystem verlagert, das Konzept nimmt jedoch von dort einen recht stabilen Platz als 'ätiologische Zusatzdiagnose' ein, deren Anwendung Praktikerinnen und Praktikern seit einigen Jahren von Fachgesellschaften wie der DGPPN trotz mancher Kritikpunkte sogar empfohlen wird:

Die DGPPN empfiehlt deshalb, immer zuerst die jeweils zutreffende ICD-10-Diagnose (z. B. Depression oder Hypertonie) zu verschlüsseln. Wenn darüber hinaus angenommen wird, dass bei der Entstehung und Aufrechterhaltung dieser als Hauptdiagnose festgestellten Erkrankungen ein Erschöpfungszustand im Sinne eines Burnouts eine entscheidende Rolle gespielt hat, sollte zusätzlich die ICD-10-Anhangsziffer Z 73.0 codiert werden. Dadurch werde die krankheitsauslösende Überforderung eines Patienten gekennzeichnet und entsprechende spezifische Therapiemaßnahmen nahegelegt.⁸¹⁶

Kissling/Mendel/Förstl (2014: 2588, DMW, im QV unter 8.1.4, Unterstreichungen T.S.)

Ist Burnout vor dem Hintergrund der historischen Ausführungen also doch, wie im Diskurs kritisch angemerkt wird, „old wine in a new bottle“ (Maslach 1982: 29)⁸¹⁷ oder „allenfalls ein anderes Wort für Depression“⁸¹⁸?

Die Diskussionspunkte, die früher im Kontext von *Neurasthenie*, *Renten-* oder *Tätigkeitsneurose* verhandelt wurden und sich heute im Kontext des Burnout-Diskurses wiederfinden, sowie die Kritik an der fehlenden oder zu undifferenzierten Abgrenzung vom Diagnosekonzept der »Depression«⁸¹⁹ legen diesen

816 Ähnliche Empfehlungen gibt die DGPPN in ihrem Positionspapier zu „Burnout“ aus dem Jahr 2012 (= DGPPN 2012: 3ff., im QV unter 8.1.9); vgl. auch Weimer/Kraus (2011: 242, Der Psychotherapeut, im QV unter 8.1.4); Breitenbürger (2012: 238, Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4); Berger/Falkai/Maier (2012: 213, Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4); Riedel-Heller/Luppa/Seidler et al. (2013: 834, Der Nervenarzt, im QV unter 8.1.4); Nach Kaschka/Korczak/Broich hingegen sollte „Burn-out“ „möglichst nicht als Diagnose und Grundlage für sozialrechtliche Entscheidungen herangezogen werden. (Kaschka/Korczak/Broich 2011: 781, im Dt. Ärzteblatt, im QV unter 8.1.4).

817 Maslach 1982, im QV unter 8.1.5; vgl. zu diesem Topos »Altes in neuem Gewand« auch Meier 1984: 211/212 im QV unter 8.1.5 und den Abschnitt „B) Anspruch auf Trennschärfe und Deutlichkeit“ in Kap. 4.2.2).

818 Blech 2012, im SPIEGEL 6/2012: 142, im QV unter 8.1.6.

819 Vgl. folgendes Zitat in der ZEIT, warum viele Fachleute zunächst keine Notwendigkeit sahen, »Burnout« zu definieren: „Viele Ärzte und Psychotherapeuten waren zwar der festen Überzeugung, Burn-out sei nur ein neuer Name für Depressionen, benutzten das Wort aber dennoch gern.“ (DIE ZEIT, 01.12.2011, = Albrecht 2011a, im QV unter 8.1.6, Unterstreichung T.S.). Es gibt aber auch fachliche Stimmen, die Unterschiede zwischen »Burnout« und »Depression« anführen (siehe dazu Kap. 6.2.2.2, 6.2.4.2 und 6.2.3.1).

Schluss nahe. So müsste man auch dem Psychiater Falkai zustimmen, der einige Symptom-Benennungen aus dem Diagnosekatalog für ›Depression‹ mit den sich durchgesetzten Symptombenennungen des Konzepts ›Burnout‹ in folgendem Zitat gleichsetzt:

Betrachtet man den Symptomkatalog [der Diagnose Depression, Erg. T.S.], so trifft einiges auch auf das Burnout-Syndrom zu. Dessen zentrales Merkmal, »anhaltende Erschöpfung und Leistungsminderung«, meint letztlich nichts anderes als das Hauptsymptom »Antriebsmangel und erhöhte Ermüdbarkeit« im Diagnosekatalog für Depressionen.

(Falkai 2016: 24, G&G, im QV unter 8.1.7, Unterstreichung T.S.)

Über die inhaltliche Ähnlichkeit der Symptomatik aus klinisch-psychiatrischer Sicht kann und soll hier keine Aussage getroffen werden. Aus linguistischer Sicht und mit Blick auf die starken Definitions-Bemühungen, die sich im Burnout-Diskurs manifestieren, scheint es jedoch ein (bekanntes, wenn auch vermeintlich überwundenes) gesellschaftliches und teilweise fachliches Bedürfnis nach (ätiologischer) Differenzierung zwischen Ermüdungs- bzw. Erschöpfungszuständen zu geben, und diese verschiedenen Perspektivierungen manifestieren sich an der Sprachoberfläche. Bei der obigen Gegenüberstellung im Zitat von Falkai ist nicht eindeutig zu erkennen, welche syntaktischen Einheiten der Autor direkt aufeinander bezieht. Vergleicht man zum Beispiel die Formulierungen *erhöhte Ermüdbarkeit* und *anhaltende Erschöpfung* im Hinblick darauf, welche semantischen Aspekte durch die Wahl der sprachlichen Zeichen bei den Symptomen jeweils besonders akzentuiert werden, so fällt Folgendes auf: Bei *erhöhte Ermüdbarkeit* ist die Basis des Substantivs ein Adjektiv auf *-bar*.⁸²⁰ Dadurch steht die personelle Eigenschaft oder Zustandsbeschreibung 'kann ermüdet werden' perspektivisch im Mittelpunkt, und die „faktische Möglichkeit“ (vgl. Blühdorn 2012: 50), dass diese Person ermüdet wird, ist 'erhöht'. Bei *anhaltende Erschöpfung* hingegen wird der Fokus auf den Endzustand eines telischen Prozesses/einer telischen Tätigkeit gelegt, in dem 'etwas (z. B. die Kräfte) erschöpft wurden/jmd. sich oder seine Kräfte erschöpft hat'. Überspitzt könnte man sagen: Die ausgebrannte Person ist in dieser Gegenüberstellung 'faktisch erschöpft bzw. ohne Kraft' und dieser Zustand 'hält an'. Bei der depressiven Person ist im Vergleich dazu bereits

820 Mit *-bar* können Adjektive aus Verben abgeleitet werden (Blühdorn 2012: 49). Das Suffix wird in der Duden-Grammatik den „passivisch-modalen Bildungstypen“ zugewiesen (DUDEN 72006: 765). Adjektive auf *-bar* geben demnach an, „was mit einer Sache getan werden kann“ (Blühdorn 2012: 49). Blühdorn erläutert zudem die Unterscheidung „zwischen faktischer Möglichkeit, Denkmöglichkeit und ethischer Möglichkeit“ als mögliche Lesarten des modalen Sinns (ebd.: 50). Im Kontext des obigen Beispiels (*erhöhte Ermüdbarkeit*) kommt nur die Lesart der faktischen Möglichkeit in Frage.

die ‘faktische Möglichkeit, ermüdet zu werden bzw. ohne Kraft zu sein’, ‘erhöht’. Auf Duden.de drückt sich dieser semantische Unterschied durch folgende Bedeutungsangaben aus: Für das Lemma *Ermüdung* findet man die Bedeutungsangabe „Neigung zu schneller Ermüdung“ und für das Lemma *Erschöpfung* die Angabe „durch übermäßige Anstrengung hervorgerufene Ermüdung“.⁸²¹ Diese unterschiedlichen sprachlichen Perspektivierungen sind vor dem Hintergrund interessant, dass die Ausdrücke *Ermüdbarkeit*, *ermüdbar* im Untersuchungskorpus nur selten im Kotext zu *Burnout* auftreten. Wenn die Ausdrücke gemeinsam auftreten, dann wird zumeist im direkten Kotext auch ein Vergleich zur *Depression* wie im obigen Beispiel angestellt.⁸²²

Dieses Beispiel sollte zeigen, dass es sehr aufschlussreich sein kann, rekursive Symptom-Formulierungen bei semantisch ähnlichen Begriffen wie ›*Burnout*‹ und ›*Depression*‹ in einer Anschlussstudie miteinander zu vergleichen. Dafür würde sich auch eine quantitativ unterstützte vergleichende korpuslinguistische Analyse signifikanter Lexeme in den Kotexten der in dieser Arbeit herausgearbeiteten sprachlichen Mittel der Graduierung, Quantifizierung und Polarisierung anbieten. Denn diese bewirken auf der Ebene der Morpheme und (Mehr)-Worteinheiten eine Abgrenzung zu normalen alltäglichen Erschöpfungszuständen bzw. zu normalem oder erwünschtem Verhalten und Erleben (vgl. Kap. 6.2.2.2 und 6.2.3.1). Der Vergleich könnte sichtbar machen, zu welchen biologischen und sozial-kulturellen Normen oder Werten ›*Burnout*‹ und ›*Depression*‹ jeweils in Beziehung gesetzt werden. Dass ›*Burnout*‹ nicht nur auf ätiologischer, sondern auch auf symptomatischer Ebene eng mit kulturellen Normvorstellungen verbunden ist, zeigen beispielsweise Fragebogen-Items wie das folgende: Die Verneinung der Frage „Haben Sie in der Freizeit genug Energie für Ihre Familie und Freunde?“ (vgl. z. B. Kristensen/Borritz/Villadsen et al. 2005: 200, im QV unter 8.1.5) wird als Symptom gewertet. Auch in Medientexten wird häufig angeführt, dass die Beziehung zur Familie/zu den Kindern „leidet“ (vgl. z. B. Abé 2012, SPIEGEL ONLINE, im QV unter 8.1.6). Diese Beispiele zeigen, welches Verhalten in einem Kulturkreis als ‘normal’ klassifiziert wird und wie eine Gesellschaft sich durch die Bemühungen, ein krankheits-

821 Siehe *Ermüdbarkeit* unter <https://www.duden.de/rechtschreibung/Ermuedbarkeit> und *Erschöpfung* unter <https://www.duden.de/rechtschreibung/Erschoepfung> (zuletzt eingesehen am 2.1.2020).

822 Siehe dazu den folgenden Beleg aus der Zeitschrift „Psychotherapie im Dialog“: „Während beim BOS Symptome wie depressive Verstimmung, Verlust von Freude und Interessen sowie rasche Ermüdbarkeit und reduzierter Antrieb durchaus vorkommen können, finden sich Schuldgefühle, reduziertes Selbstwertgefühl, Appetit- und Libidoverlust eher nicht. Je ausgeprägter ein BOS ist, umso höher ist die Korrelation mit einer depressiven Episode“ (Beschner/Schönfeldt-Lecuona/Braun et al. 2009, PID, im QV unter 8.1.4, Unterstreichungen T.S.).

wertiges Konzept zu definieren, über ihren gemeinsamen Werte- und Normenkanon verständigt. Berufliche Rollenerwartungen kommen im Adjektiv *herzlos* zum Ausdruck, das im Burnoutdiskurs häufig verwendet wird, um das Merkmal ‘Zynismus’ im Kontext helfender Berufe zu umschreiben: Wenn über eine Pflegeperson im Rahmen einer Symptombeschreibung gesagt wird, sie handle *herzlos*, dann schwingt in dieser Aussage eine „generische Prädikation“ (vgl. Schmidt-Brücken 2015: 38ff.) bzw. sozial-kulturelle Praktik mit, die unter ‘normalen’ Umständen für diesen Berufskontext ‘teilnehmende Fürsorge’ vorsieht.⁸²³ So könnte beispielsweise ein kontrastiver quantitativ-hermeneutischer Vergleich von gradierbar-komplementären Adjektivpaaren⁸²⁴ (wie z. B. *realistisch* – *unrealistisch*; *effektiv* – *ineffektiv*) oder von Wortbildungsmustern mit dem Suffix *-los* (z. B. *freudlos* vs. *lustlos*, *antriebslos* vs. *energielos*) im Kontext von ›*Depression*‹ und ›*Burnout*‹ aufschlussreich sein. Interessant wäre vor diesem Hintergrund ferner eine vergleichende Ko(n)text-Analyse zu Sätzen oder Formulierungen wie *Irgendwann ging gar nichts mehr/die Aufgaben nicht mehr bewältigen können/nicht mehr mit Freude an die Arbeit*. Denn im Burnout-Diskurs werden durch (gradierbar-komplementäre) Gegensätze und Zustandsbeschreibungen im Kontext der Formel *nicht(s) mehr* kulturell-soziale und berufliche Ideal- und Tauglichkeitsnormen und Produktivitätsgrenzen verhandelt.⁸²⁵ Schließlich würde sich auch ein Vergleich anbieten, welche Personengruppen in fachlichen Texten im Kontext von ›*Burnout*‹ oder im Kontext von ›*Depression*‹ besonders erforscht werden und welche Personengruppen medial jeweils als besonders ‘betroffen’ oder ‘gefährdet’ dargestellt werden.

Ergebnisse der vorliegenden Studie und die genannten diskurslinguistischen Anschlussstudien können auf diese Weise die kulturellen und sozialen Normen und Werte, die in der Einleitung zum Klassifizierungsmanual DSM-V als enge Bezugspunkte für die Definition psychischer Störungen benannt werden (Wittchen/Falkai/Stangier et al. 2018: 19, siehe auch Kap. 1.1), von sprachlicher Seite aus transparent machen. Es kann des Weiteren anhand grammatisch-sprachlicher Kategorien veranschaulicht werden, welche Sprachgebrauchsformen (in Gegenüberstellung zu anderen Formen) im Bereich psychischer

823 Vgl. dazu Köller (2004): „Bei der Verwendung des Negationssuffixes *-los* gilt in der Regel die Annahme, dass die jeweilige Eigenschaft nicht erwünscht ist“ (Köller 2004: 365f.).

824 Für das Konzept ›*Burnout*‹ wurden diese in Kapitel 6.2.4.1 herausgearbeitet.

825 Siehe z. B., Unterstreichungen T.S.: „Flexibilität heißt das große Stichwort, und für den Beschäftigten heißt das, seine Freizeit flexibel für die Arbeit zu verplanen. Diagnose Burn-out. Immer mehr Menschen können diese Art von Flexibilität nicht mehr ertragen.“ (SZ, Bohsem 2012a: 17, im QV unter 8.1.6); „140 Überstunden im Monat. Wenn ich nach Haus kam, konnte ich nicht mehr abschalten“ (SPIEGEL ONLINE, 08.08.2012, Abé 2012).

Gesundheit und Krankheit Stigmatisierungspotenzial bergen und in welchem Maß einzelne sprachliche Benennungsalternativen in Fragebogendesigns auf Wirk- und Störfaktoren hinweisen können. Eine vertiefende Zusammenarbeit zwischen psychiatrisch-diagnostischer Theorie und Praxis sowie zwischen empirischen Methoden der (klinisch)-psychologischen Testentwicklung und diskurs- und korpuslinguistischen Analyseverfahren wäre vor diesem Hintergrund für alle beteiligten Fächer erkenntnistiftend und nutzbringend.

Die vorliegende Arbeit hat das Ziel verfolgt, die definitorischen Funktionsansprüche einer Diskursgemeinschaft und dominante Typen des Definierens für den Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit am Beispiel des Phänomens BURNOUT im Analysemodell einer diskursiven Praxis des Definierens zu erarbeiten. Diskurslinguistische Vergleichsstudien zu anderen Konzepten psychischer Gesundheit und Krankheit oder zu sachlich weiter entfernten Wissensbereichen könnten Aufschluss darüber geben, welche sprachlichen Mittel und Praktiken nur diskursgebunden und welche diskursübergreifend definitorische Funktionen erfüllen und von welchem weitgehend unumstrittenen, impliziten Orientierungswissen, je nach Diskurs, eine unifizierend-definitorische Wirkung ausgeht.

Den sprachlich-diskursiven Spuren eines solchen Praxis-Wissens im Bereich psychischer Gesundheit und Krankheit, das sich teilweise ‚zwischen den Zeilen verbirgt‘, aber u. a. von dort seine definitorische Wirkmacht entfaltet, wurde in dieser Arbeit am Beispiel des ›BURNOUT-SYNDROMS‹ auf den Grund gegangen.

8 Literatur und Korpora

8.1 Untersuchte Textkorpora/Quellenverzeichnis (QV)

8.1.1 Einsprachige Wörterbücher und historische Textdatenbanken

Adelung, Johann Christoph ([²1793] 1970): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. 1. Theil, von A–E. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig: Breitkopf. Reprografischer Nachdruck mit einer Einführung von Helmut Henne. Hildesheim: Olms. Online abrufbar unter: http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=Adelung&mode=Vernetzung&hitlist=&patternlist=&lemid=DA00001 (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

Barnhart, Clarence L./Steinmetz, Sol/Barnhart, Robert K. (1973): The Barnhart Dictionary of New English 1963–1972. Bronxville, N. Y./Berlin et al.: Barnhart/Langenscheidt.

Barnhart, Clarence L./Steinmetz, Sol/Barnhart, Robert K. (1980): The second Barnhart dictionary of new English. Bronxville, N. Y.: Barnhart.

Barnhart, Robert K./Steinmetz, Sol/Barnhart, Clarence L. (1990): Third Barnhart dictionary of new English. New York: Wilson.

Berg, Paul C. (1953): A Dictionary of New Words in English. London: George Allen & Unwin Ltd. Cambridge Advanced Learner's Dictionary & Thesaurus (Stand 7.12.2018 zum Zeitpunkt der letzten Recherche): Online abrufbar unter: <https://dictionary.cambridge.org/dictionary/english/burn-yourself-out> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

Cambridge International Dictionary of English (1995). Cambridge: Cambridge University Press. Campe, Joachim Heinrich (1807): Wörterbuch der Deutschen Sprache. 1. Band. Braunschweig: Schulbuchhandlung. Teilweise online abrufbar unter: <http://reader.digitale-sammlungen.de/resolve/display/bsb10523279.html> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

Deutsches Textarchiv (Stand 7.12.2018 zum Zeitpunkt der letzten Recherche): Grundlage für ein Referenzkorpus der neuhochdeutschen Sprache. Herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Online abrufbar unter: <http://www.deutschestextarchiv.de/>:

- Recherche nach *ausbrennen*: https://www.dwds.de/r?q=ausbrennen&corpus=dta&date-start=1473&date-end=1927&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=100 (Recherche-Stand: 7.12.2018);
- Recherche nach *ausgebrannt*: https://www.dwds.de/r?q=ausgebrannt&corpus=dta&date-start=1473&date-end=1927&genre=Belletristik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=100 (Recherche-Stand: 7.12.2018).

Duden (1976; ²1993): Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. Band 2: Bin – Far. Mannheim et al.: Dudenverlag.

Duden (1983; ²1989; ³1996; ⁴2001): Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim et al.: Bibliographisches Institut/Dudenverlag.

Duden (⁴1982; ⁵1990; ⁶1997; ⁸2005; ¹⁰2010): Fremdwörterbuch. Mannheim et al.: Bibliographisches Institut/Dudenverlag.

Duden (©2014): Das Herkunftswörterbuch: Etymologie der deutschen Sprache. Redaktionelle Bearbeitung Jörg Riecke, Band 7. Berlin/Mannheim/Zürich: Dudenverlag.

Duden (²⁰1991; ²¹1996; ²²2000): Rechtschreibung der deutschen Sprache. Mannheim et al.: Dudenverlag.

¹DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Band 1, Leipzig: Hirzel 1854-1960, Quellenverzeichnis Leipzig: Hirzel 1971 (Online abrufbar unter: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/>; zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

²DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Neubearbeitung, hg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (vormals Akademie der Wissenschaften der DDR) und der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Band 1ff. Leipzig: Hirzel 1960ff.

DWDS-Kernkorpus des 20. Jahrhundert (Stand 7.12.2018 zum Zeitpunkt der letzten Recherche), Version 3, Herausgegeben von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Online abrufbar unter: <https://www.dwds.de/d/k-referenz#kern:>

- Recherche nach *ausbrennen* im DWDS-Kernkorpus 1900-1999: https://www.dwds.de/r?q=ausbrennen&corpus=kern&date-start=1900&date-end=1999&genre=Belletistik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=10 (Recherche-Stand: 7.12.2018);
- Recherche nach *ausgebrannt* im DWDS-Kernkorpus 1900-1999: https://www.dwds.de/r?q=ausgebrannt&corpus=kern&date-start=1900&date-end=1999&genre=Belletistik&genre=Wissenschaft&genre=Gebrauchsliteratur&genre=Zeitung&format=full&sort=date_asc&limit=10 (Recherche-Stand 7.12.2018).

Green, Jonathan (1991): *New Words – A dictionary of Neologism since 1960*. London: Bloomsbury.

Heinsius, Theodor (1828–1830): Vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung für die Geschäfts- und Lesewelt. 1. Teilband. Wien: Schade. Online abrufbar unter: <https://babel.hathitrust.org/cgi/pt?id=hvd.hn4vjir;view=1up;seq=7> (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

Herberg, Dieter/Kinne, Michael (1998): *Neologismen*. Heidelberg: Groos.

Herberg, Dieter/Kinne, Michael/Steffens, Doris (2004): *Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen*. Berlin: de Gruyter.

Heyse, Johann Christian August (1833): *Handwörterbuch der deutschen Sprache*. Band 1, A–K. Nachdruck von Georg Olms 1968: Hildesheim: Olms.

Merriam-Webster's Collegiate Dictionary (1975; ¹⁰1993; ¹¹2003; ¹²2008): *America's Best-Selling Dictionary*; *New Ways to Find the Words You Need Today*. Springfield, Mass.: Merriam-Webster.

Oxford English Dictionary (©1989): Band 2: B.B.C.–Chalypsoigraphy. Oxford: Clarendon.

Oxford English Dictionary Online (©1989, 1992, 1997, 2001-2019): Online-Version des OED mit den vollständigen Daten der 2. Ausgabe von 1989 inklusive der Additions von 1992 und 1997 und vierteljährlicher Updates. Online-Ressource: <http://www.oed.com/> (zuletzt eingesehen am 26.11.2019).

Quastoff, Uwe (2007): *Deutsches Neologismenwörterbuch: neue Wörter und Wortbedeutungen in der Gegenwartssprache*. Berlin et al.: de Gruyter.

Reifer, Mary (1955): *Dictionary of New Words*. New York: Philosophical Library.

Tulloch, Sara (1992): *The Oxford Dictionary of New Words. A popular guide to words in the news*. Oxford/New York: Oxford University Press.

Wahrig, Gerhard (1966): *Das große deutsche Wörterbuch*. Gütersloh: Bertelsmann.

Wahrig, Gerhard (1977): *Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh/Berlin: Bertelsmann.

- Wahrig, Gerhard/Krämer, Hildegard/Zimmermann, Harald (1980): Deutsches Wörterbuch. In sechs Bänden. Wiesbaden: Brockhaus/Stuttgart: Dt. Verlagsanstalt.
- Wahrig, Gerhard, hrsg. in Zusammenarbeit mit zahlreichen Wissenschaftlern und anderen Fachleuten (1986/1987): Deutsches Wörterbuch. Mit einem „Lexikon der deutschen Sprachlehre“. Völlig überarbeitete Neuauflage. München: Mosaik.
- Wahrig, Gerhard, neu hrsg. von Dr. Renate Wahrig-Burfeind (1994): Deutsches Wörterbuch. Mit einem „Lexikon der deutschen Sprachlehre“. Gütersloh: Bertelsmann.
- Wahrig, Gerhard, neu hrsg. von Dr. Renate Wahrig-Burfeind (2000): Deutsches Wörterbuch. Mit einem „Lexikon der deutschen Sprachlehre“. Gütersloh/München: Bertelsmann.
- Wahrig, Gerhard, neu hrsg. von Dr. Renate Wahrig-Burfeind (2006): Deutsches Wörterbuch. Mit einem „Lexikon der deutschen Sprachlehre“. Gütersloh/München: Bertelsmann.

8.1.2 Fachlexika, Handbücher und Lehrbücher

Aus dem 19. Jahrhundert

- Dornblüth, Otto (1894): Wörterbuch der klinischen Kunstausdrücke. Leipzig: Veit.
- Höfler, Max (1899): Deutsches Krankheits-Namenbuch. München: Piloty & Loehle.

Aus dem 20. Jahrhundert

- Bamberg, Eva (2007): Belastung, Beanspruchung, Stress. In: Sonnentag, K.–H./Schuler, H. (Hg.): Handbuch der Arbeits- und Organisationspsychologie. Göttingen: Hogrefe, S. 141–148.
- Bamberg, Eva/Mohr, Gisela/Busch, Christine (2012): Arbeitspsychologie. Unter Mitarbeit von J. Dettmers, R. Duresso, A. Hoppe et al. Göttingen: Hogrefe.
- Barth, Anne-Rose (²2001): Burnout bei Lehrern. In: Rost, Detlef H. (Hg.): Handwörterbuch Pädagogische Psychologie. Weinheim: Beltz, S. 70–75.
- Barth, Anne-Rose (⁴2010): Burnout bei Lehrern. In: Rost, Detlef H. (Hg.): Handwörterbuch Pädagogische Psychologie. Weinheim: Beltz, S. 83–89.
- Bauch, Jost (2000): Medizinsoziologie. München/Wien: Oldenburg.
- Beckmann, Jürgen/Frank, Raphael/Nixdorf, Insa/Lämmle, Lena (2017): Angewandte Sozialpsychologie: Körperliche Aktivität, Sport und Gesundheit. In: Bierhoff, Hans-Werner/Frey, Dieter (Hg.): Kommunikation, Interaktion und soziale Gruppenprozesse. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VI: Sozialpsychologie, Band 3), S. 667–692.
- Berger, Matthias/Berner, Michael M./Schramm, Elisabeth (⁶2015): Burnout. In: Berger, Matthias/Hecht, Heide (Hg.): Psychische Erkrankungen. Klinik und Therapie. München: Elsevier, Urban & Fischer, S. e30–e35.
- Bremer J./Cho, E. N./Kollenbaum, V./Thieme, H./Wiendl, H. (2007): Neurologie Psychiatrie Psychosomatik. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Burisch, Matthias (¹⁶2013; ¹⁷2014): Burn-out. In: Wirtz, M.A. (Hg.) (¹⁶2013; ¹⁷2014): Dorsch – Lexikon der Psychologie. Bern: Hogrefe, S. 312–313.
- Davison, Gerald/Neale, John/Hautzinger, Martin (Hg.) (⁷2007): Klinische Psychologie. Ein Lehrbuch. Weinheim: Beltz.

- Deister, Arno (⁴2009): Somatoforme Störungen. In: Möller, Hans-Jürgen/Laux, Gerd/Deister, Arno (Hg.): *Psychiatrie und Psychotherapie*. Stuttgart: Thieme, S. 257–271.
- Dittmann-Kohli, Freya/Sowarska, Doris/Timmer, Erika (1997): Beruf und Alltag: Leistungsprobleme und Lernaufgaben im mittleren und höheren Erwachsenenalter. In: Weinert, Franz E./Mandl, Heinz (Hg.): *Psychologie der Erwachsenenbildung*. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie I: Pädagogische Psychologie, Band 4), S. 177–235.
- Dormann, Christian/Zapf, Dieter (2007): Kundenorientierung und Kundenzufriedenheit. In: Frey, Dieter/ von Rosenstiel, Lutz (Hg.): *Marktpsychologie*. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie III: Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitspsychologie, Band 5), S. 751–835.
- Dorsch (¹¹1991; ¹²1994; ¹³1998; ¹⁴2004; ¹⁵2009; ¹⁶2013; ¹⁷2014): *Lexikon der Psychologie*. Bern: Huber
- Dworzak, Hans/Höfling, Siegfried (1999): Die Bedeutung der Psychologie in der Anästhesie und Intensivmedizin. Klinische Erfahrungen. In: Flor, Herta/Birbauer, Niels/Hahlweg, Kurt (Hg.): *Grundlagen der Verhaltensmedizin*. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie II: Klinische Psychologie, Band 3), S. 555–565.
- Erdmann, Ralf/Amesberger, Günter (2008): Psychologische Aspekte im Schulsport. In: Beckmann, Jürgen/ Kellmann, Michael (Hg.): *Anwendungen der Sportpsychologie*. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themengebiet D: Praxisgebiete, Serie V: Sportpsychologie, Band 2), S. 661–733.
- Ermann, Michael (⁵2007): *Psychosomatische Medizin und Psychotherapie*. Ein Lehrbuch auf psychoanalytischer Grundlage. Stuttgart: Kohlhammer.
- Ermann, Michael (⁶2016): *Psychotherapie und Psychosomatik*. Ein Lehrbuch auf psychoanalytischer Grundlage. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fabry, Götz (2017): Sozialisation und Rolle des Arztes. In: Koch, Uwe/Bengel, Jürgen (Hg.): *Anwendungen der Medizinischen Psychologie*. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themengebiet D: Praxisgebiete, Serie VIII: Medizinische Psychologie, Band 2), S. 81–111.
- Faltermaier, Toni/Hübner, Inga-Maria (2019): Anforderungs-Ressourcen-Modell. In: Wirtz, M.A. (Hg.): Dorsch – Lexikon der Psychologie. Online einsehbar unter: <https://portal-hogrefe-com.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/dorsch/anforderungs-ressourcen-modell/> (zuletzt eingesehen am 5.12.2019).
- Friesdorf, Wolfgang/Göbel, Matthias/Buß, Beate (2006): Gestaltung komplexer klinischer Arbeitssysteme. In: Zimolong, Bernhard/Konradt, Udo (Hg.): *Ingenieurpsychologie*. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themengebiet D: Praxisgebiete, Serie III: Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitspsychologie, Band 2), S. 907–941.
- Gerrig, Richard J./ Zimbardo, Philip G. (²⁰2015): Burn-out im Beruf und das Gesundheitssystem. In: Ders. (Hg.): *Psychologie*. Aus dem Amerikanischen von A. Klatt, Dt. Bearbeitung von T. Dörfler u. J. Roos. Hallbergmoos: Pearson Germany, S. 500–501.
- Gesenhues, Stefan/Gesenhues, Anne/Weltermann, Birgitta et al. (⁸2017): *Praxisleitfaden Allgemeinmedizin*. München: Elsevier.
- Groth, K. (2013): *Psychische Belastung und Beanspruchung*. In: Baur, Xaver (Hg.): *Arbeitsmedizin*. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 72–76.

- Gulke, Norbert/Larbig, Wolfgang (2001): Verhaltensmedizin und Krebs. In: Flor, Herta/Birbauer, Niels/Hahlweg, Kurt (Hg.): Anwendungen der Verhaltensmedizin. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie II: Klinische Psychologie, Band 4), S. 515–589.
- Gusy, Burkhard/Kleiber, Dieter (1998): Burnout. In: Bamberg, Eva/Ducki, Antje/Metz, Anna-Marie (Hg.): Handbuch Betriebliche Gesundheitsförderung. Arbeits- und organisationspsychologische Methoden und Konzepte. Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie, S. 315–327.
- Halusa, Günter (1992): Lebenserwartung und Medizin. In: Schuller, Alexander/Heim, Nikolaus/Halusa, Günter (Hg.): Medizinsoziologie. Ein Studienbuch. Stuttgart: Kohlhammer, S. 138–151.
- Hamborg, Kai-Christoph/Schaper, Niclas (2018): Analyse und Gestaltung von Aufgaben, Arbeitstätigkeiten und -systemen. In: Greif, Siegfried/Hamborg, Kai-Christoph (2018): Methoden der Arbeits- und Organisations- und Wirtschaftspsychologie. (= Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich B: Methodologie und Methoden, Serie III: Psychologische Interventionsmethoden, Band 3), S. 1–79.
- Hannich, Hans-Joachim (2017): Notfall- und Intensivmedizin. In: Koch, Uwe/Bengel, Jürgen (2017): Anwendungen der Medizinischen Psychologie. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themengebiet D: Praxisgebiete, Serie VIII: Medizinische Psychologie, Band 2), S. 329–360.
- Hauser, Alexandra/Frey, Dieter/Bierhoff, Hans-Werner (2016): Was die Psychologie im Innersten zusammenhält: Leben und Werk des Kurt Lewin. In: Bierhoff, Hans-Werner/Frey, Dieter (Hg.): Selbst und soziale Kognition. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VI: Sozialpsychologie, Band 1), S. 55–77.
- Hoefert, Hans-Wolfgang (2017): Arbeits- und Organisationspsychologie in der Medizin. In: Koch, Uwe/Bengel, Jürgen (2017): Anwendungen der Medizinischen Psychologie. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themengebiet D: Praxisgebiete, Serie VIII: Medizinische Psychologie, Band 2), S. 113–134.
- Jobst Detmar/Abholz, Hein-Harald (Hg.) (2013): Facharztprüfung Allgemeinmedizin: in Fällen, Fragen und Antworten. München: Elsevier, Urban & Fischer.
- Kanning, Uwe Peter/Staufenbiel, Thomas (2012): Organisationspsychologie. Göttingen et al.: Hogrefe.
- Kellmann, Michael (2008): Erholung und Untererholung im Sport. In: Beckmann, Jürgen/Kellmann, Michael (Hg.): Anwendungen der Sportpsychologie. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themengebiet D: Praxisgebiete, Serie V: Sportpsychologie, Band 2), S. 393–423.
- Kirchler, Erich (2011): Belastung und Stress. In: Ders. (Hg.): Arbeits- und Organisationspsychologie. Wien: facultas.wuv, S. 283–296.
- Kochen, Michael M. (2017): Allgemeinmedizin und Familienmedizin. Stuttgart: Thieme.
- Kohlmann, Carl-Walter/Eschenbeck, Heike (2009): Stress und Stressbewältigung. In: Schlicht, Wolfgang/Strauß, Bernd (Hg.): Grundlagen der Sportpsychologie. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themengebiet D: Praxisgebiete, Serie V: Sportpsychologie, Band 1), S. 635–680.
- Krapp, Andreas/Weidemann, Bernd (2001): Berufsbezogene Belastung und Burnout. In: Dies. (Hg.): Pädagogische Psychologie. Ein Lehrbuch. Weinheim: Beltz, S. 326–328.

- Krapp, Andreas/Weidemann, Bernd (²2006): Berufsbezogene Belastung und Burnout. In: Dies. (Hg.): Pädagogische Psychologie. Ein Lehrbuch. Weinheim: Beltz, S. 326–328.
- Kruse Waltraud (Hg.) (1995): Allgemeinmedizin. Berlin/New York: De Gruyter.
- Kunter, Mareike/Pohlmann, Britta (2015): Lehrer. In: Wild, Elke/Möller, Jens (Hg.): Pädagogische Psychologie. Heidelberg: Springer, S. 261–281.
- Ladwig, Karl-Heinz/Mittag, Oskar (2017): Psychologische Aspekte der Kardiologie. In: Koch, Uwe/Bengel, Jürgen (Hg.): Anwendungen der Medizinischen Psychologie. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themengebiet D: Praxisgebiete, Serie VIII: Medizinische Psychologie, Band 2), S. 441–466.
- Laux, Gerd (²2017): Depressive Störungen. In: Möller, Hans-Jürgen/Laux, Gerd/Deister, Hans-Peter (Hg.): Psychiatrie, Psychosomatik, Psychotherapie, Band 3: Spezielle Psychiatrie 1. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 1711-1817. Abrufbar unter: doi:10.1007/978-3-662-49295-6.
- Mader, Frank H. (²2014): Allgemeinmedizin und Praxis: Anleitung in Diagnostik, Therapie und Betreuung. Facharztprüfung Allgemeinmedizin. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Margraf, Jürgen (2016): Depersonalisation. In: Pschyrembel Online. Aktualisierungsstand des Beitrags 04.2016, abrufbar unter: <https://www.pschyrembel.de/Depersonalisation/K05P8> (zuletzt eingesehen am 30.12.2019).
- Mohr, Gisela/Udris, Ivar (²1997): Gesundheit und Gesundheitsförderung in der Arbeitswelt. In Schwarzer, Ralf (Hg.): Gesundheitspsychologie. Ein Lehrbuch. Göttingen et al.: Hogrefe, S. 553–574.
- Myers, David G. (²2014): Psychologie. Mit Beiträgen von Siegfried Hoppe-Graff u. Barbara Keller. Heidelberg: Springer.
- Nerdinger, Friedemann W./Blickle, Gerhard/Schaper, Niclas (Hg.) (²2014): Arbeits- und Organisationspsychologie. Heidelberg: Springer.
- Nowak, Dennis (²2010): Arbeitsmedizin und klinische Umweltmedizin. München: Elsevier.
- Oerter, Rolf/Bruhn, Herbert (2005): Musikpsychologie in Erziehung und Unterricht. In: Oerter, Rolf/Stoffer, Thomas: Spezielle Musikpsychologie. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie VII: Musikpsychologie, Band 2), S. 555–624.
- Pawlik, Kurt (2006): Handbuch Psychologie. Wissenschaft – Anwendung – Berufsfelder. Heidelberg: Springer.
- Pschyrembel – Klinisches Wörterbuch (²⁵⁶1990; ²⁵⁷1994; ²⁵⁸1998; ²⁵⁹2002; ²⁶¹2007; ²⁶³2011; ²⁶⁵2013). Berlin et al.: De Gruyter.
- Pulkkinen, Lea (2000): Developmental Psychology II: Adulthood and Aging. In: Pawlik, Kurt/Rosenzweig, Mark R. (Hg.): International Handbook of Psychology. London et al.: Sage. S. 261–282.
- Reicherts, Michael/Horn, Andrea B. (2009): Emotionen im Sport. In: Schlicht, Wolfgang/Strauß, Bernd (Hg.): Grundlagen der Sportpsychologie. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themengebiet D: Praxisgebiete, Serie V: Sportpsychologie, Band 1), S. 563–633.
- Richter, Peter/Hacker, Winfried (1998): Belastung und Beanspruchung. Streß, Ermüdung und Burnout im Arbeitsleben. Asanger: Heidelberg.
- Riedl, Bernhard/Peter, Wolfgang (2017): Basiswissen Allgemeinmedizin. Berlin/Heidelberg: Springer.

- Rigotti, Thomas (2019): Demand-Control-(Support-)Modell. In: Wirtz, M.A. (Hg.): Dorsch – Lexikon der Psychologie. Zuletzt eingesehen am 27.12.2019, von <https://portal-hogrefe-com.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/dorsch/demand-control-support-modell/>.
- von Rosenstiel, Lutz/Molt, Walter/Rüttinger, Bruno (1972): Organisationspsychologie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Rüttinger, Bruno/Wiese, Bettina S./Sauer, Jürgen (2007): Psychologie des Anbieters. In: Rosenstiel, Lutz von/Frey, Dieter (Hg.): Marktpsychologie. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themengebiet D: Praxisgebiete, Serie III: Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitspsychologie, Band 5), S. 605–642.
- Schaarschmidt, Uwe (2008): Burnout im Lehrer-Beruf. In: Schneider, Wolfgang/Hasselhorn, Marcus: Handbuch der Pädagogischen Psychologie. Göttingen: Hogrefe, S. 197–209.
- Schaper, Niclas (2014): Wirkungen der Arbeit. In: Nerdinger, Friedemann W./Blickle, Gerhard/Schaper, Niclas (Hg.): Arbeits- und Organisationspsychologie. Heidelberg: Springer, S. 517–539.
- Schaufeli, Wilmar B./Buunk, Bram P. (2003): Burnout: An Overview of 25 Years of Research and Theorizing. In: Schabracq, Marc J./Winnubst, Jacques A. M./Cooper, Cary L. (Hg.): The Handbook of Work and Health Psychology. Hoboken: John Wiley & Sons, S. 383–425.
- Schladitz, Sandra (2019): Job-Demands-Resources-Modell. In: Wirtz, M.A. (Hg.): Dorsch – Lexikon der Psychologie. Zuletzt eingesehen am 27.12.2019, von <https://portal-hogrefe-com.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/dorsch/job-demands-resources-modell/>.
- Schmidbauer, Wolfgang (1991): Psychologie – Lexikon der Grundbegriffe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Schüpbach, Heinz/Krause, Andreas (2009): Arbeit, Arbeitslosigkeit, Mitarbeiterzufriedenheit und Burn-out. In: Bengel, Jürgen/Jerusalem, Matthias (Hg.): Handbuch der Gesundheitspsychologie und Medizinischen Psychologie. Göttingen: Hogrefe, S. 495–508.
- Schütz, Astrid/Brand, Matthias/Selg, Herbert/Lautenbacher, Stefan (2015): Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfächer. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schwarzer, Ralf (2004): Einleitung. Arbeitsgebiete der Gesundheitspsychologie. In: Ders. (Hg.): Psychologie des Gesundheitsverhaltens. Einführung in die Gesundheitspsychologie. Göttingen/Bern/Toronto et al.: Hogrefe, S. 1–4.
- Schwarzer, Ralf (2005): Gesundheitspsychologie. Göttingen/Bern et al.: Hogrefe.
- Semmer, Norbert (1992): Streß. In: Asanger, R./Wenninger, G. (Hg.): Handwörterbuch der Psychologie. Weinheim: Psychologie Verlags Union, S. 744–749.
- Semmer, Norbert K./Grebner, Simone/Elfering, Achim (2010): Psychische Kosten von Arbeit. In: Kleinbeck, U./Schmidt, K.-H. (Hg.): Arbeitspsychologie. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie III: Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitspsychologie, Band 1), S. 325–370.
- Semmer, Norbert/Udris, Ivars (2004): Bedeutung und Wirkung von Arbeit. In: Schuler, H. (Hg.): Lehrbuch Organisationspsychologie. Bern: Hans Huber, S. 157–195.
- Semmer, Norbert K./Zapf, Dieter (2004): Gesundheitsbezogene Interventionen in Organisationen. In: Schuler, Heinz (Hg.): Organisationspsychologie – Gruppe und Organisation. (= Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie III: Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitspsychologie, Band 4), S. 773–843.
- Slesina, Wolfgang (1992): Arbeit und Krankheit. In: Schuller, Alexander/Heim, Nikolaus/Halusa, Günter (Hg.): Medizinsoziologie. Ein Studienbuch. Stuttgart: Kohlhammer, S. 152–159.
- Sonneck, Gernot/Fengler, Jörg (2009): Burnout-Syndrom. In: Stumm, Gerhard/Pritz, Alfred (Hg.): Wörterbuch der Psychotherapie. Wien/New York: Springer, S. 104–105.

- Sonntag, Karlheinz/Frieling, Ekkehart/Stegmaier, Ralf (2012): Lehrbuch Arbeitspsychologie. Bern/Göttingen et al.: Huber.
- Stollberg Gunnar (2001): Medizinsoziologie. Bielefeld: Transcript.
- Straub, Jürgen/Kempf, Wilhelm/Werbik, Hans (1997): Psychologie. Eine Einführung. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. München: dtv.
- Tölle Rainer/Windgassen Klaus (2014): Psychiatrie: Einschließlich Psychotherapie. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Ulich, Eberhard (1992): Arbeitspsychologie. 2. Aufl. Zürich/Stuttgart: Verl. der Fachvereine, Schäffer-Poeschel.
- Ulich, Eberhard (2001): Arbeitspsychologie. 4. Aufl. Zürich/Stuttgart: Verl. der Fachvereine, Schäffer-Poeschel.
- Valentin, H./Klosterkötter, W./Lehnert, G. et.al. (1979): Grundlagen für Prävention und Begutachtung. Arbeitsmedizin. Ein kurzgefaßtes Lehrbuch für Ärzte und Studenten in 2 Bänden, Band 1. Stuttgart: Thieme.
- Warner, Lisa Marie (2016): Soziale Unterstützung. In: Bierhoff, Hans-Werner/Frey, Dieter (Hg.): Soziale Motive und soziale Einstellungen. Göttingen et al.: Hogrefe (= Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich C: Theorie und Forschung, Serie VI: Sozialpsychologie, Band 2), S. 237–254.
- Weber, A. (2011): Burnout-Syndrom. In: Triebig, Gerhard/Kentner, Michael/Schiele, Rainer (Hg.): Arbeitsmedizin. Handbuch für Theorie und Praxis. Stuttgart: Gentner, S. 425–440.
- Wegge, Jürgen (2004): Emotionen in Organisationen. In: Schuler, Heinz (Hg.): Organisationspsychologie – Grundlagen und Personalpsychologie. Göttingen et al.: Hogrefe. (= Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie III: Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitspsychologie, Band 3), S. 673–749.
- Zapf, Dieter/Semmer, Norbert K. (2004): Stress und Gesundheit in Organisationen. In: Schuler, Heinz (Hg.): Organisationspsychologie - Grundlagen und Personalpsychologie. Göttingen: Hogrefe, (= Enzyklopädie der Psychologie. Themenbereich D: Praxisgebiete, Serie III: Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitspsychologie, Band 3), S. 1007–1088.
- Zimbardo, Philipp G. (1992): Kapitel „Stress“ und „Deindividuation und Dehumanisierung“. In: Ders.: Psychologie. Bearbeitet und herausgegeben von Siegfried Hoppe-Graff und Barbara Keller. Berlin et al.: Springer, S. 477–485 und S. 598–593.

8.1.3 Internationale Diagnose- und Klassifikationssysteme und Fachdatenbanken

- APA (American Psychiatric Association) (1994): Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-IV). Washington, DC: American Psychiatric Association.
- APA (American Psychiatric Association) (2001): PsycINFO. [PsycINFO verzeichnet Zeitschriftenaufsätze, Bücher, Buchkapitel, Buchbesprechungen, Forschungsberichte, Fallstudien etc. zur Psychologie und verwandten Gebieten wie Psychiatrie, Soziologie, Erziehungswissenschaften, Anthropologie, Pharmakologie, Physiologie, Kriminologie und Linguistik, soweit sie für die Psychologie von Interesse sind. Ausgewertet werden circa 2.500 Zeitschriften. Insgesamt bietet PsycInfo circa 60.000 Neueintragungen pro Jahr mit wöchentlichen Updates an.] Washington, DC: APA/Ebsco. Online abgerufen über die Universitätsbibliothek Heidelberg: http://dbis.uni-regensburg.de/frontdoor.php?titel_id=149&bib_id=ubhe (zuletzt abgerufen am 6.12.2019).

- APA (American Psychiatric Association) (2013): *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM-V)*. Washington, DC: American Psychiatric Association.
- DIMDI (1994): *ICD-10 Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme*. (10. Revision). Band 1: Systematisches Verzeichnis. Bern: Huber.
- DIMDI (2019a): *ICD-10-GM Version 2019. Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (10. Revision), German Modification*. Mit Aktualisierung vom 01.11.2019. Online abrufbar unter: <https://www.dimdi.de/static/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/kode-suche/htmlgm2019/> (zuletzt eingesehen am 16.12.2019).
- DIMDI (2019b): Z73: Probleme mit Bezug auf Schwierigkeiten bei der Lebensbewältigung. In: DIMDI (2019a). Online abrufbar unter: <https://www.icd-code.de/icd/code/Z73.html> (zuletzt eingesehen am 16.12.2019).
- DIMDI (2019c): F32.1: Depressive Episode In: DIMDI (2019a). Online abrufbar unter: <https://www.icd-code.de/icd/code/F32.1.html> (zuletzt eingesehen am 16.12.2019).
- DIMDI (2019d): F48.0: Neurasthenie. In: DIMDI (2019a). Online abrufbar unter: <https://www.icd-code.de/icd/code/F48.0.html> (zuletzt eingesehen am 16.12.2019).
- Falkai, Peter/Wittchen, Hans-Ulrich (mitherausgegeben von Manfred Döpfner et al.) (2015): *Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen – DSM-5 ®*. Übersetzt nach der Textrevision der fünften Auflage des *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* der American Psychiatric Association. Göttingen et al.: Hogrefe.
- PSYNDEX (2002) [Bibliographische Datenbank zu psychologischer Literatur und Testverfahren aus den deutschsprachigen Ländern sowie psychologisch relevanten audiovisuellen Medien aus allen Gebieten der Psychologie einschließlich psychologisch relevanter Aspekte aus Nachbardisziplinen wie Psychiatrie, Medizin, Erziehungswissenschaft, Soziologie, Sportwissenschaft, Linguistik, Betriebswirtschaft, Kriminologie. New York, NY: Ovid/Ebsco.] Online abgerufen über die Universitätsbibliothek Heidelberg: http://dbis.uni-regensburg.de/frontdoor.php?titel_id=86&bib_id=ubhe (zuletzt abgerufen am 6.12.2019).
- PubPsych [PubPsych ist ein Suchportal für internationale Psychologie-Publikationen. Es bietet eine umfassende und ausgewogene Auswahl von Ressourcen aus einer wachsenden Zahl von internationalen Datenbanken mit europäischer Ausrichtung und deckt damit die Bedürfnisse der akademischen und professionellen Psychologen ab.]. Online frei abrufbar unter: <https://pubpsych.zpid.de/pubpsych/> (zuletzt abgerufen am 6.12.2019)
- Saß, Henning/Wittchen, Hans-Ulrich/Zaudig, Michael/Houben, Isabel (2003): *Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen – Textrevision – DSM-IV-TR*. Übersetzt nach der Textrevision der vierten Auflage des *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* der American Psychiatric Association. Dt. Bearbeitung und Einführung von Saß et al. Göttingen et al.: Hogrefe.
- WHO (2019a): *ICD-11 for Mortality and Morbidity Statistics (Version: 04/2019)*. Online abrufbar unter: <https://icd.who.int/browse11/l-m/en> (zuletzt eingesehen am 16.12.2019).
- WHO (2019b): QD85 Burn-out. In: WHO (2019a). Online abrufbar unter: <https://icd.who.int/browse11/l-m/en#/http%3a%2f%2fid.who.int%2fid%2fentfenty%2f129180281> (zuletzt eingesehen am 16.12.2019).
- WHO (5/2019): *Burn-out an "occupational phenomenon": International Classification of Diseases*. Online abrufbar unter: https://www.who.int/mental_health/evidence/burn-out/en/ (zuletzt eingesehen am 16.12.2019).
- Wittchen, Hans-Ulrich/Falkai, Peter/Stangier, Ulrich (2018): Einleitung. In: Falkai, Peter/Wittchen, Hans-Ulrich (mitherausgegeben von Manfred Döpfner et al.) (Hg.):

Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen – DSM-5 ®. Übersetzt nach der Textrevision der fünften Auflage des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders der American Psychiatric Association. Göttingen et al.: Hogrefe, S. 5–24.

Wittchen, Hans-Ulrich (Koordination)/Schouler-Ocak, Meryam (Übersetzung) (2018): Kulturell gebundene Ausdrucksformen („Cultural Formulation“). In: Falkai, Peter/Wittchen, Hans-Ulrich (mitherausgegeben von Manfred Döpfner et al.) (Hg.): Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen – DSM-5 ®. Deutsche Ausgabe (Erstveröffentlichung in den USA durch American Psychiatric Publishing, A Division of American Psychiatric Association). Göttingen et al.: Hogrefe, S. 1027–1043.

8.1.4 Texte in Fachzeitschriften

Aus dem 19. Jahrhundert

Hohnbaum, Dr. (1845): Ueber den Wechsel zwischen Heiterkeit und Traurigkeit beim Irren. In: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin, 2/1845, S. 241–263. Online einsehbar unter: https://books.google.de/books?id=9cUAAAAAYAAJ&pg=PA260&dq=ausgebrannt+psychiatr&hl=de&sa=X&ei=dT5qVleBO4j1OMX-gegE&redir_esc=y#v=onepage&q=ausgebrannt%20psychiatr&f=false (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

Der Nervenarzt

Berger, Mathias/Schneller, Carlotta/Maier, Wolfgang (2012): Arbeit, psychische Erkrankungen und Burn-out. Konzepte und Entwicklungen in Diagnostik, Prävention und Therapie. In: Der Nervenarzt 83 (11), S. 1364–1372.

Berger, Mathias/Gravert, Christian/ Schneller, Carlotta et al. (2013): Prävention und Behandlung psychischer Störungen am Arbeitsplatz. Gestuftes Aufgabenspektrum. In: Der Nervenarzt 84 (11), S. 1291–1298.

Christian, P. (1981): Das allgemeine psychosomatische Syndrom (Allgemeines psychovegetatives Syndrom) bei Arbeitnehmern in verschiedenen Industriebetrieben. In: Der Nervenarzt 52 (6), S. 321–325.

Hamann, Johannes/Parchmann, Anna-Mareike/Mendel, Rosmarie et al. (2013): Verständnis des Begriffs Burnout in Psychiatrie und Psychotherapie. In: Der Nervenarzt 84 (7), S. 838–843.

Hillert, Andreas/Koch, Stefan/Lehr, Dirk (2013): Das Burnout-Phänomen am Beispiel des Lehrerberufs. Paradigmen, Befunde und Perspektiven berufsbezogener Therapie- und Präventionsansätze. In: Der Nervenarzt 84 (7), S. 806–812.

Jurkat, Harald B./Richter, L./ Cramer, M. (2011): Depressivität und Stressbewältigung bei Medizinstudierenden. In: Der Nervenarzt 82 (5), S. 646–652.

Lederbogen, Florian/Ströhle, Andreas (2012): Stress, psychische Erkrankungen und koronare Herzkrankheit. In: Der Nervenarzt 83 (11), S. 1448–1457.

Linden, Michael/Muschalla, Beate (2007): Arbeitsbezogene Ängste und Arbeitsplatzphobie. In: Der Nervenarzt 78 (1), S. 39–44.

Rau, Renate/Henkel, Dajana (2013): Zusammenhang von Arbeitsbelastungen und psychischen Erkrankungen: Review der Datenlage. In: Der Nervenarzt 84 (7), S. 791–798.

- Riedel-Heller, Steffi G./Luppa, Melanie/Seidler, Andreas et al. (2013): Psychische Gesundheit und Arbeit. Konzepte, Evidenz und Implikationen für Forschung und Praxis. In: *Der Nervenarzt* 84 (7), S. 832–837.
- Rössler, Wulf/Hengartner, Michael P./Ajdacic-Gross, Vladeta et al. (2013): Zusammenhang zwischen Burnout und Persönlichkeit. Ergebnisse aus der Zürich-Studie. In: *Der Nervenarzt* 84 (7), S. 799–805.
- Schramm, Elisabeth/Berger, Mathias (2013): Interpersonelle Psychotherapie bei arbeitsstressbedingten depressiven Erkrankungen. In: *Der Nervenarzt* 84 (7), S. 813–822.
- Siegrist, Johannes (2013): Berufliche Gratifikationskrisen und depressive Störungen Aktuelle Forschungsevidenz. In: *Der Nervenarzt* 84 (1), S. 33–37.

Deutsche Medizinische Wochenschrift (DMW)

- Bergner, Thomas (2016): Burnout bei Ärzten: Die Balance bewahren. In: *DMW – Deutsche Medizinische Wochenschrift* 141 (13), S. 976–979.
- Bossenmayer, Susanne (2012): Burnout bei US-amerikanischen Ärzten. In: *DMW – Deutsche Medizinische Wochenschrift* 137 (46), S. 2356.
- Eckart, Wolfgang U. (2008): „Arzt, hilf dir selbst!“ Der Arzt als Patient. In: *DMW – Deutsche Medizinische Wochenschrift* 133 (1–2), S. 34–38.
- Hamader, Gertrude/Nöhammer, Elisabeth (2012): Gesundheitsförderung und Prävention im Medizinstudium – Eine Studie zu Reduktionsmöglichkeiten von Angst, Depression und Burnout während der Facharztausbildung und dem Medizinstudium (aus ExpertInnen-sicht). In: *DMW – Deutsche Medizinische Wochenschrift* 137 (Sonderausgabe 03), S. A115.
- Kinzel, Johann F./Traweger, C./Biebl, W./Lederer, W. (2006): Burnout und Belastungsstörungen bei Intensivmedizinerinnen. In: *DMW – Deutsche Medizinische Wochenschrift* 131 (44), S. 2461–2464.
- Kissling, Werner/Mendel, R./Förstl, H. (2014): Das Burnout-Syndrom: Prävalenz, Symptome, Differenzialdiagnose und Therapie. In: *DMW – Deutsche Medizinische Wochenschrift* 139 (50), S. 2587–2596.
- Koehler, Ulrich/Koehler, Y. L. (2014): „Burnout“ – Krankheit oder Folge von Stress? In: *DMW – Deutsche Medizinische Wochenschrift* 139 (34/35), S. 1731–1734.

Deutsches Ärzteblatt (Dt. Ärztebl.)

- Abele, Andrea E. (2001): Arztberuf: Zwischen Erwartung und Realität. In: *Deutsches Ärzteblatt* 98 (46), S. A-3008–3011.
- Ansmann, Lena/Nitzsche, Anika/Neumann, Melanie (2014): Niedergelassene Hämatologen und Onkologen: Gestresst, aber zumeist zufrieden. In: *Deutsches Ärzteblatt* 111 (7), S. A-262–264; A3.
- Baschek, Volker/Steinert, Wilhelm (2012): Usefull illness. Leserbrief zu dem Beitrag „Modediagnose Burn-out“ von Prof. Dr. med. Wolfgang P. Kaschka, Dr. rer. pol. Dieter Korczak, Dr. med. Karl Broich in Heft 46/2011. In: *Deutsches Ärzteblatt International* 109 (18), S. 338.
- Berger, Matthias/Falkai, Peter/Maier, Wolfgang (2012): Burn-out ist keine Krankheit. In: *Deutsches Ärzteblatt* 109 (14), S. A-700–702; A4.

- Bergner, Thomas (2004): Burn-out bei Ärzten: Lebensaufgabe statt Lebens-Aufgabe. In: Deutsches Ärzteblatt 101 (33), S. A-2232–2234; A1.
- Breitenbürger, Wilhelm (2012): Begriff zeigt die Schwere der Erschöpfung. Leserbrief zu dem Beitrag „Modediagnose Burn-out“ von Prof. Dr. med. Wolfgang P. Kaschka, Dr. rer. pol. Dieter Korczak, Dr. med. Karl Broich in Heft 46/2011. In: Deutsches Ärzteblatt International 109 (18), S. 338.
- Bühning, Petra (2000): Arbeits- und Sozialmedizin: Kompetenz stärkt psychisches Immunsystem. In: Deutsches Ärzteblatt 97 (10), S. A-602.
- Bühning, Petra (2001): Frauengesundheit: Divergierende Rollen belasten die Gesundheit. In: Deutsches Ärzteblatt 98 (13), S. A-860.
- Bühning, Petra (2005): Burn-out-Syndrom: Hilfe für Ärzte. In: Deutsches Ärzteblatt 102 (24), S. A-1705.
- Bühning, Petra (2012): Psychische Erkrankungen, Burn-out und Arbeitsunfähigkeit. Immer häufiger überfordert. In: Deutsches Ärzteblatt 109 (7), S. 295.
- Bühning, Petra (2014): Psychische Gesundheit: Arbeit als Belastung und Schutz. In: Deutsches Ärzteblatt 111 (39), S. A-1630.
- Clade, Harald (2002): Kassenärzte: Klagen über hohe Arbeitsbelastung und Dauerstress. In: Deutsches Ärzteblatt 99 (27), S. A-1871.
- Dapd (2011): PSYCHISCHE BELASTUNGEN: Betriebliche Gesundheitsförderung immer wichtiger. In: Deutsches Ärzteblatt 108 (7), S. 86.
- Deuser, Karl-Heinz (1996): Verantwortlich: der Doktor. Leserbrief zu „Medizinische Assistenzberufe: Arzthelferinnen fühlen sich ‚ausgebrannt‘“ von Sabine Glöser in Heft 9/1996. In: Deutsches Ärzteblatt 93 (15), S. A-932.
- Deutsches Ärzteblatt (2011): Kodier-Ratgeber: Burn-out-Syndrom. In: Deutsches Ärzteblatt 108 (17), S. A-976.
- Dieke, Sabine/Schmidt, Holger/Katzer, Simon (2002): Studie zur Arbeitszufriedenheit: Burnout als Gefahr in den Arztpraxen. In: Deutsches Ärzteblatt 99 (22), S. A-1526.
- Dittrich, M. (1999): Mehrleistung ist die eigentliche Crux. Leserbrief zu dem Beitrag „Studie zur Arbeitszufriedenheit der Vertragsärzte: Viele Kassenärzte fühlen sich ausgebrannt“ von Dr. rer. pol. Renate Rottenfuß in Heft 10/1999. In: Deutsches Ärzteblatt 96 (15), S. A-950.
- Drees, Alfred (2003): Burn-out-Syndrom. Leserbrief zu dem Status-Beitrag „Junge Ärzte gefährdet“ von Dr. Michael Madel in Heft 43/2003. In: Deutsches Ärzteblatt 100 (51–52), S. A-3372.
- Drees, Alfred (2004): Burn-out bei Ärzten: Beachtlich. Leserbrief zu dem Beitrag „Lebensaufgabe statt Lebens-Aufgabe“ von Dr. med. Thomas Bergner in Heft 33/2004. In: Deutsches Ärzteblatt 101 (38), S. A-2520.
- Flintrop, Jens/Rieser, Sabine (2014): Krankenhäuser: Die Mittelknappheit schadet den Patienten. In: Deutsches Ärzteblatt 111 (37), S. A-1491–1492.
- Gebhardt, Karl-Heinz (2004): Weg in die Staatsmedizin. Leserbrief zu dem Beitrag „Lebensaufgabe statt Lebens-Aufgabe“ von Dr. med. Thomas Bergner in Heft 33/2004. In: Deutsches Ärzteblatt 101 (38), S. A-2520.
- Glöser, Sabine (1996): Medizinische Assistenzberufe: Arzthelferinnen fühlen sich „ausgebrannt“. In: Deutsches Ärzteblatt 93 (9), S. A-519–524.
- Gothe, Holger/Köster, Ann-Dorothee/Storz, Philipp et al. (2007): Arbeits- und Berufszufriedenheit von Ärzten. Eine Übersicht der internationalen Literatur. In: Deutsches Ärzteblatt 104 (20), S. A-1394–1399; A1–3.
- Hammerström, M. (1999): Über Strapazen reden. Leserbrief zu dem Beitrag „Studie zur Arbeitszufriedenheit der Vertragsärzte: Viele Kassenärzte fühlen sich ausgebrannt“ von Dr. rer. pol. Renate Rottenfuß in Heft 10/1999. In: Deutsches Ärzteblatt 96 (15), S. A-950–951.

- Hauck, Andrea (1996): Regelmäßige Kommunikation. Leserbrief zu „Medizinische Assistenzberufe: Arzthelferinnen fühlen sich ‚ausgebrannt‘“ von Sabine Glöser in Heft 9/1996. Deutsches Ärzteblatt 93 (15), S. A-932.
- Hien, Norbert M. (1999): Zufriedenheit. Leserbrief zu dem Beitrag „Studie zur Arbeitszufriedenheit der Vertragsärzte: Viele Kassenärzte fühlen sich ausgebrannt“ von Dr. rer. pol. Renate Rottenfuß in Heft 10/1999. In: Deutsches Ärzteblatt 96 (15), S. A-950.
- Hillienhof, Arne (2012): Burnout. Soziale Anerkennung mindert Risiko. In: Deutsches Ärzteblatt 109 (15), S. 59.
- Kaschka, Wolfgang P./Korczak, Dieter/Broich, Karl (2011): Modediagnose Burn-out. In: Deutsches Ärzteblatt International 108 (46), S. 781–787.
- Kaschka, Wolfgang P./Korczak, Dieter/Broich, Karl (2012): Schlusswort. Zu den Leserbriefen zu dem Beitrag „Modediagnose Burn-out“ von Prof. Dr. med. Wolfgang P. Kaschka, Dr. rer. pol. Dieter Korczak, Dr. med. Karl Broich in Heft 46/2011. In: Deutsches Ärzteblatt International 109 (18), S. 340–341.
- Kettler, Richard (2012). Wichtiger Beitrag. Leserbrief zum Beitrag „Arbeitswelt und psychische Belastungen: Burn-out ist keine Krankheit“ von Mathias Berger, Peter Falkai und Wolfgang Maier in Heft 5/2012 In: Deutsches Ärzteblatt 109 (22–23), S. 320.
- Klinkhammer, Gisela (2014): Burn-out: Wie eine Krise zur Veränderung führen kann. In: Deutsches Ärzteblatt 111 (22), S. 67.
- Knesebeck, Olaf von dem/Klein, Jens/Frie, Kirstin et al. (2010): Psychosoziale Arbeitsbelastungen bei chirurgisch tätigen Krankenhausärzten. Ergebnisse einer bundesweiten Befragung. In: Deutsches Ärzteblatt International 107 (14), S. 248–253.
- Kolitzus, Helmut (2004): Zeit-Management-Seminare helfen wenig. Leserbrief zu dem Beitrag „Lebensaufgabe statt Lebens-Aufgabe“ von Dr. med. Thomas Bergner in Heft 33/2004. In: Deutsches Ärzteblatt 101 (38), S. A-2520.
- Kratzer, Nick (2012): Burn-out: Fehldiagnose oder Epidemie? In: Deutsches Ärzteblatt 109 (45), S. C-1795–1797.
- Ladwig, Karl-Heinz/Lukaschek, Karoline/Baumert (2015): Supplement: Perspektiven der Kardiologie. Gesundheit am Arbeitsplatz: Wie Stress im Beruf das Herz schädigt. In: Deutsches Ärzteblatt 112 (38), S. 30–32; 4.
- Madel, Michael (2003): Burn-out-Syndrom: Junge Ärzte gefährdet. In: Deutsches Ärzteblatt 100 (43), S. A-2820.
- Madel, Michael (2015): Arbeitsmotivation: Wichtig ist ein harmonisches Arbeitsklima. In: Deutsches Ärzteblatt 112 (6), S. 2–4.
- me/hil/aerzteblatt.de (2018): D-11: WHO stellt neuen Diagnoseschlüssel vor. Auf: aerzteblatt.de, 18.06.2018, abrufbar unter: <https://www.aerzteblatt.de/nachrichten/95908/ICD-11-WHO-stellt-neuen-Diagnoseschlüssel-vor> (zuletzt eingesehen am 16.12.2019).
- Papenburg, H.-Jörg (1999): Was macht zufrieden? Leserbrief zu dem Beitrag „Studie zur Arbeitszufriedenheit der Vertragsärzte: Viele Kassenärzte fühlen sich ausgebrannt“ von Dr. rer. pol. Renate Rottenfuß in Heft 10/1999. In: Deutsches Ärzteblatt 96 (15), S. A-950.
- Richter-Kuhlmann, Eva (2012): Gesundheitssurvey des Robert-Koch-Instituts: Zivilisationskrankheiten nehmen zu. In: Deutsches Ärzteblatt 109 (26), S. A-1376–1377.
- Rottenfuß, Renate (1999): Studie zur Arbeitszufriedenheit der Vertragsärzte: Viele Kassenärzte fühlen sich ausgebrannt. In: Deutsches Ärzteblatt 96 (10), S. A-610–613.

- Ruebsam-Simon, Ekkehard (2002): Arztberuf in der Krise: Veränderung beginnt im Kopf. In: Deutsches Ärzteblatt 99 (43), S. A-2840–2844.
- Scheuch, Klaus/Haufe, Eva/Seibt, Reingard (2015): Lehrgesundheit. In: Deutsches Ärzteblatt International 112 (20), S. 347–356.
- Schneider, Antonius/Hilbert, Sven/Hamann, Johannes et.al. (2017): Bedeutung psychischer Symptome für die Arbeitsunfähigkeitsdauer. Burnout, Depression und Angststörungen als Prädiktoren in der Hausarztpraxis. In: Deutsches Ärzteblatt 114 (17), S. 291–297.
- Schneider, Christian/Bühler, Karl-Ernst (2001): Arbeitssucht. In: Deutsches Ärzteblatt 98 (8): A-463–465.
- Schuster, Gerhard (2004): Gratulation. Leserbrief zu dem Beitrag „Lebensaufgabe statt Lebens-Aufgabe“ von Dr. med. Thomas Bergner in Heft 33/2004. In: Deutsches Ärzteblatt 101 (38): A-2520.
- Schweizer, Wolfgang (1997): Der Heilberuf: Zur Reflexion. Rezension über das Buch „Der verwundete Arzt“ von Peter Gathmann, Claudia Semrau-Lininger. In: Deutsches Ärzteblatt 94 (8), S. A-416.
- Stier-Jarmer, Marita/Frisch, Dieter/Oberhauser, Cornelia et.al. (2016): Wirksamkeit eines Programms zu Stressreduzierung und Burn-out-Prävention. Eine randomisierte kontrollierte Studie zu einer ambulanten Vorsorgemaßnahme am Kurort. In: Deutsches Ärzteblatt International 113 (46), S. 781–788.
- Stoschek, Jürgen (1996): Burnout-Syndrom. Auch Ärzte sind davon betroffen. In: Deutsches Ärzteblatt 93 (33): A-2056.
- Tölle, Rainer (2001): Buchempfehlung: Theo R. Payk: Psychiater. Forscher im Labyrinth der Seele. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln, 2000, 376 Seiten, 80 Abbildungen, gebunden, 71 DM. In Deutsches Ärzteblatt 98 (37), S. A-2344.
- Unrath, Michael/Zeeb, Hajo/Letzel, Stephan et al. (2012): Psychische Gesundheit von Hausärzten in Rheinland-Pfalz. Prävalenz psychischer Beschwerden und Identifikation möglicher Risikofaktoren. In: Deutsches Ärzteblatt International 109 (11), S. 201–207.
- Voderholzer, Ulrich/Hillert, Andreas (2012): Unterscheidung von Arzt- und Patientenperspektive erforderlich. Leserbrief zu dem Beitrag „Modediagnose Burn-out“ von Prof. Dr. med. Wolfgang P. Kaschka, Dr. rer. pol. Dieter Korczak, Dr. med. Karl Broich in Heft 46/2011. In: Deutsches Ärzteblatt International 109 (18), S. 338–339.
- Voltmer, Edgar/Kötter, Thomas/Westermann, Jürgen (2015): Prävention: Gesund durchs Medizinstudium. In: Deutsches Ärzteblatt 112 (35–36), S. A-1414–1415.
- Voß, Burkhard (2014): Burn-Out: Innenansichten. In: Deutsches Ärzteblatt 111 (8), S. A-302.
- Wächtler, Thomas (1996): Klagen muß man eben. Leserbrief zu „Medizinische Assistenzberufe: Arzthelferinnen fühlen sich ‚ausgebrannt‘“ von Sabine Glöser in Heft 9/1996. In: Deutsches Ärzteblatt 93 (15), S. A-932.
- Wankelmuth, Dieter (2012): Ätiopathogenese berücksichtigen. Leserbrief zu dem Beitrag Modediagnose Burn-out von Prof. Dr. med. Wolfgang P. Kaschka, Dr. rer. pol. Dieter Korczak, Dr. med. Karl Broich in Heft 46/2011. In: Deutsches Ärzteblatt International 109 (18), S. 339.
- Weber, Andreas/Weltle, Dieter/Lederer, Peter (2004): Frühinvalidität im Lehrerberuf: Sozial- und arbeitsmedizinische Aspekte. In: Deutsches Ärzteblatt 101 (13): A-850–859.
- Wehling, Peter/Viehöver, Willy/Gündel, Harald (2012): Medikalisierung und Krankheitsidentität. Leserbrief zu dem Beitrag „Modediagnose Burn-out“ von Prof. Dr. med. Wolfgang P. Kaschka, Dr. rer. pol. Dieter Korczak, Dr. med. Karl Broich in Heft 46/2011. In: Deutsches Ärzteblatt International 109 (18), S. 339–340.

- Werner, Andreas (1998): Evaluation von Stationsteam-Supervision. Deutsches Ärzteblatt 95 (13), S. A-728–729.
- Will, Markus (2014): Burn-out-Prävention: Die psycho-physischen Abwehrkräfte stärken. In: Deutsches Ärzteblatt 111 (13), S. 2–4.
- Wittmund, Bettina (2004): Burn-out bei Ärzten: Offen diskutieren. Leserbrief zu dem Beitrag „Lebensaufgabe statt Lebens-Aufgabe“ von Dr. med. Thomas Bergner in Heft 33/2004. In: Deutsches Ärzteblatt 101 (40), S. A-2679.
- Witzmann, Rupert (1996): Leserbrief: Lohnfortzahlung – Modewort: „ausgebrannt“. In: Deutsches Ärzteblatt 93 (24), S. A-1582.
- Wolf, Alfred (2012): Lückenhafte Übersichtsarbeit. Leserbrief zu dem Beitrag Modediagnose Burn-out von Prof. Dr. med. Wolfgang P. Kaschka, Dr. rer. pol. Dieter Korczak, Dr. med. Karl Broich in Heft 46/2011. In: Deutsches Ärzteblatt International 109 (18), S. 340.

Psychologie in Erziehung und Unterricht (PiEU)

- Bodensteiner, Jessica (2016): Selbstregulationsstrategien bei der Unterrichtsvorbereitung als Ressource für den Einstieg in den Lehrerberuf. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 63 (4), S. 292–304.
- Buchwald, Petra/Hobfoll, Stevan E. (2004): Burnout aus ressourcentheoretischer Perspektive. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 51 (4), S. 247–257.
- Buschmann, Ingrid/Gamsjäger, Erich (1999): Determinanten des Lehrer-Burnout. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 46 (4), S. 281–292.
- Dicke, Theresa/Holzberger, Doris/Kunina-Habenicht, Olga et al. (2016): „Doppelter Praxisschock“ auf dem Weg ins Lehramt? Verlauf und potenzielle Einflussfaktoren emotionaler Erschöpfung während des Vorbereitungsdienstes und nach dem Berufseintritt. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 63 (4), S. 244–257.
- Gamsjäger, Erich/Sauer, Joachim (1996): Burnout bei Lehrern: Eine empirische Untersuchung bei Hauptschullehrern in Österreich. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 43 (1), S. 40–56.
- Gerber, Markus/Pühse, Uwe (2007): Psychosomatische Beschwerden und psychisches Wohlbefinden – Eine Untersuchung bei Schülerinnen und Schülern der Sekundarstufe II. Psychologie in Erziehung und Unterricht 54 (3), S. 223–235.
- Keller-Schneider, Manuela (2016): Professionalisierung ohne Beanspruchung? Diskussionsbeitrag zum Themenschwerpunkt: „Burnout und Stress beim Übergang in den Lehrerberuf“. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 63 (4), S. 305–314.
- Klusmann, Uta/Kunter, Mareike/Trauwein, Ulrich (2009): Die Entwicklung des Beanspruchungserlebens bei Lehrerinnen und Lehrern in Abhängigkeit beruflicher Verhaltensstile. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 56 (3), S. 200–212.
- Neuenschwander, Markus P. (2003): Belastungen und Ressourcen bei Burnout von Lehrkräften der Sekundarstufe I und II. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 50 (2), S. 210–219.
- Schaarschmidt, Uwe/Kieschke, Ulf/Fischer, Andreas W. (1999): Beanspruchungsmuster im Lehrerberuf. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 46 (4), S. 244–268.
- Schmitz, Edgar (1998): Brennt wirklich aus, wer entflammt war? In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 45 (2), S. 129–142.
- Schmitz, Edgar/Leidl, Josef (1999): Brennt wirklich aus, wer entflammt war? In: Psychologie in Erziehung und Unterricht 46 (4), S. 302–310.

- Schmitz, Gerdmarie S. (2001): Kann Selbstwirksamkeitserwartung Lehrer vor Burnout schützen? Eine Längsschnittstudie in zehn Bundesländern. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 48 (1), S. 49–67.
- Stöckli, Georg (1999): Nicht erschöpft und dennoch ausgebrannt? In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 46 (4), S. 293–301.
- Stück, Marcus/Rigotti, Thomas/Mohr, Gisela (2004): Untersuchung der Wirksamkeit eines Belastungsbewältigungstrainings für den Lehrerberuf. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 51 (3), S. 234–242.
- Stück, Marcus/Rigotti, Thomas/Balzer, Hans-Ullrich (2005): Wie reagieren Lehrer bei Belastungen? Berufliche Bewältigungsmuster und psychophysiologische Korrelate. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 52 (4), S. 250–260.
- Ulich, Klaus (1991): Schulpsychologische Beratung als Interaktion: Beratungsdispositionen und -belastungen von Schülern und Psychologen. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 38 (1), S. 1–10.
- Wudy, Dorothea-Thekla/Jerusalem, Matthias (2011): Die Entwicklung von Selbstwirksamkeit und Belastungserleben bei Lehrkräften. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 58 (4), S. 254–267.
- Zimmer, Friederike/Klausmann, Uta (2016): Burnout und Stress beim Übergang in den Lehrerberuf. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 63 (4), S. 241–243.
- Zimmermann, Friederike/Kaiser, Johanna/Bernholt, Andrea et al. (2016): Veränderungsverläufe in Burnout-Dimensionen. Die Bedeutung personaler und sozialer Faktoren angehender Lehrkräfte im Vorbereitungsdienst. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 63 (4), S. 258–277.

Psychotherapie im Dialog (PiD)

- Abel, Christoph/Schweitzer, Jochen/Matthäus, Sabine (2009): Ein systemisch-lösungsorientiertes Präventionsprogramm. In: *Psychotherapie im Dialog* 10 (3), S. 245–250.
- Albrecht, Carla/Giernalczyk, Thomas (2016): Ärzte im Krankenhaus. Zwischen Anerkennung und Belastung. In: *Psychotherapie im Dialog* 17 (2), S. 36–39.
- Bauer, Joachim (2009): Burnout bei schulischen Lehrkräften. In: *Psychotherapie im Dialog* 10 (3), S. 251–255.
- Bergknapp, Andreas (2009): Systemische und organisationstheoretische Perspektiven. In: *Psychotherapie im Dialog* 10 (3), S. 240–244.
- Beschoner, Petra/Schönfeldt-Lecuona, Carlos/Braun, Maxi et al. (2009): Eine psychiatrisch-psychotherapeutische Perspektive. In: *Psychotherapie im Dialog* 10 (3), S. 215–221.
- Burisch, Matthias/Borcsa, Maria/Wilms, Bettina (2009): Burisch on Burnout. Sechs Fragen an Matthias Burisch. In: *Psychotherapie im Dialog* 10 (3), S. 256–257.
- Dech, Heike (2009): Sozialmedizinische Aspekte von Burnout-Syndromen und psychosoziale Gesundheitsförderung als neuer Ansatz der Prävention. In: *Psychotherapie im Dialog* 10 (3), S. 209–214.
- Fengler, Jörg (2001): Depressions-Prophylaxe für professionelle Depressions-Behandler. In: *Psychotherapie im Dialog* 2 (4), S. 483–490.
- Geyerhofer, Stefan/Unterholzer, Carmen (2009): Die Behandlung von Burnout – Individuum und Kontext. In: *Psychotherapie im Dialog* 10 (3), S. 222–229.

- Holtforth, Martin grosse /Keller, Anita C./Hochstrasser, Barbara (2016): Burnout und Burnouttherapie. Wieder mehr Energie und Sinn bei der Arbeit. In: Psychotherapie im Dialog 17 (2), S. 26–29.
- Kämmerer, Annette (2016): Über das Scheitern. Keep calm and carry on. In: Psychotherapie im Dialog 17 (2), S. 86–89.
- Kopka, Eva/Ast, Claudia/Hügel, Herta et al. (2009): Arbeitsplatzbezogene interaktionelle Therapie (AIT). Wie tief ist tief genug? In: Psychotherapie im Dialog 10 (3), S. 230–235.
- Schulze, Beate (2009): Energiekrise in der Arbeitswelt? In: Psychotherapie im Dialog 10 (3), S. 201–208.
- Siegrist, Johannes (2016): Arbeitswelten und psychische Störung. Eine Einführung. In: Psychotherapie im Dialog 17 (2), S. 17–21.
- Wilms, Bettina (2009): Burnout zu Hause. In: Psychotherapie im Dialog 10 (3), S. 236–239.
- Wilms, Bettina/Borcsa, Maria (2009): Mode, Macke oder? In: Psychotherapie im Dialog 10 (3), S. 199–200.
- Zeidler, Raphaela/Musalek, Michael (2017): Ich arbeite, also bin ich. Wenn Arbeit zur Sucht wird. In: Psychotherapie im Dialog 18 (1), S. 76–79.

Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie (PPmP)

- Bauer, Joachim/Häfner, Steffen/Kächele, Horst et al. (2003): Burn-out und Wiedergewinnung seelischer Gesundheit am Arbeitsplatz. In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie 53 (5), S. 213–222.
- Bermejo, Isaac/Muthny, Fritz A. (1993): „Burnout“ und Bedarf an psychosozialer Fortbildung und Supervision in der stationären Altenpflege. In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie 43 (3–4), S. 110–120.
- Bugaj, Till Johannes/Müksch, Christine/Ehrental, Johannes C. et al. (2016): Stresserleben bei Medizinstudierenden: Welche Rolle spielen Bindungserleben und Persönlichkeitsaspekte? Eine Querschnittsanalyse. In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie 66 (2), S. 88–92.
- Burger, Pascal H. M./Tektaş, Ozan Y./Paulsen, Friedrich et al. (2014): Vom Studienstart bis zum ersten Staatsexamen – Zunahme von Depressivität bei gleichzeitigem Verlust des Kohärenzgefühls und der psychischen Lebensqualität in höheren Semestern Humanmedizin. In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie 64 (8), S. 322–327.
- Dörr, Johanna/Nater, Urs (2013): Erschöpfungssyndrome – Eine Diskussion verschiedener Begriffe, Definitionsansätze und klassifikatorischer Konzepte. In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie 63 (2), S. 69–76.
- Götze, Heide/Brähler, Elmar/Gansera, Lutz et al. (2015): Erschöpfung und Überlastung pflegender Angehöriger von Krebspatienten in der palliativen Situation. In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie 65 (2), S. 66–72.
- Gumz, Antje/Brähler, Elmar/Erices, Rainer (2012): Burnout und Arbeitsstörungen bei Studenten. Eine abschlusspezifische Untersuchung von Klienten einer psychotherapeutischen Studentenberatung. In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie 62 (1), S. 33–39.

- Gumz, Antje/Erices, Rainer/Brähler, Elmar et al. (2013): Faktorstruktur und Gütekriterien der deutschen Übersetzung des Maslach-Burnout-Inventars für Studierende von Schaufeli et al. (MBI-SS). In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 63 (2), S. 77–84.
- Herschbach, P. (1991): Stress im Krankenhaus – Die Belastungen von Krankenpflegekräften und Ärzten/Ärztinnen. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 41 (5), S. 176–186.
- Klein, Jens/Grosse Frie, Kirstin/Blum, Karl et al. (2010): Berufliche Gratifikationskrisen, Job Strain und Burnout bei chirurgisch tätigen Krankenhausärzten. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 60 (9–10), S. 374–379.
- Oepen, Renate/Gruber, Harald (2014): Ein kunsttherapeutischer Projekttag zur Gesundheitsförderung bei Klienten aus Burnout-Selbsthilfegruppen – eine explorative Studie. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 64 (7), S. 268–274.
- Reime, Birgit/Steiner, Irene (2001): Ausgebrannt oder depressiv? Eine empirische Studie zur Konstruktvalidität von Burnout in Abgrenzung zur Depression. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 51 (8), S. 304–307.
- Scholz, Michael/Neumann, Carolin/Steinmann, Cornelia et al. (2015): Entwicklung und Zusammenhang von Arbeitsverhalten, Burnout-Beschwerden und Lebensqualität bei Studierenden der Humanmedizin vom Studienstart bis zum ersten Staatsexamen. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 65 (3–4), S. 93–98.
- Seidler, Klaus-Peter/Schreiber-Willnow, Karin/Hamacher-Erbguth, Anke et al. (2004): Ausgebrannt oder angeregt? – Beruflicher Erfahrungshintergrund von Körperpsychotherapeuten am Beispiel von Therapeuten für Konzentrationstraining (KBT). In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 54 (5), S. 224–229.
- Söllner, Wolfgang/Behringer, Johanna/Böhme, Stephanie (2016): Repräsentationen früher Bindungsbeziehungen und Emotionsregulation bei Patienten mit Burnout-Syndrom. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 66 (6), S. 227–234.
- Stöbel-Richter, Yve/Daig, Isolde/Brähler, Elmar et al. (2013): Prävalenz von psychischer und physischer Erschöpfung in der deutschen Bevölkerung und deren Zusammenhang mit weiteren psychischen und somatischen Beschwerden. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 63 (3–4), S. 109–114.
- Voltmer, Edgar/Büssing, Arndt/Thomas, Christine et al. (2010): Religiosität, Spiritualität, Gesundheit und berufsbezogene Verhaltensmuster bei Pastoren zweier freikirchlich-protestantischer Denominationen. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 60 (11), S. 425–433.
- Weiß, Johanna (2013): Chronischer Stress: Wie ist die Situation bei erwachsenen Deutschen? In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 63 (9–10), S. 351.
- Zwack, Julika/Abel, Christoph/Schweitzer, Jochen (2011): Resilienz im Arztberuf – salutogenetische Praktiken und Einstellungsmuster erfahrener Ärzte. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* 61 (12), S. 495–502.

Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie (ZfAO)

- Büssing, André/Glaser, Jürgen (1991): Zusammenhänge zwischen Tätigkeitsspielräumen und Persönlichkeitsförderung in der Arbeitstätigkeit. In: *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie* 35 (N.F.9) (3), S. 122–136.

- Büssing, André/Glaser, Jürgen (1993): Qualifikationserfordernisse und Qualifikationsmöglichkeiten als gesundheits- und persönlichkeitsfördernde Merkmale in der Arbeitstätigkeit. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 37 (N.F.11) (4), S. 154–162.
- Büssing, André/Schmitt, Sabine (1998): Arbeitsbelastungen als Bedingungen von Emotionaler Erschöpfung und Depersonalisation im Burnoutprozeß. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 42 (N.F.16) (2), S. 76–88.
- Büssing, André/Glaser, Jürgen/Höge, Thomas (2004): Psychische und physische Belastungen in der ambulanten Pflege: Ein Screening zum Arbeits- und Gesundheitsschutz. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 48 (4), S. 165–180.
- Dormann, Christian/Zapf, Dieter/Isic, Amela (2002): Emotionale Arbeitsanforderungen und ihre Konsequenzen bei Call Center-Arbeitsplätzen. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 46 (4), S. 201–215.
- Freund, Natalie/Diestel, Stefan/Schmidt, Klaus-Helmut (2012): Kontrollspielräume als protektive Ressource bei Emotionsarbeit. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 56 (3), S. 143–151.
- Hacker, Winfried (1991): Aspekte einer gesundheitsstabilisierenden und -fördernden Arbeitsgestaltung. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 35 (N.F.9), S. 48–58.
- Holstad, Torsten J./Rigotti, Thomas/Otto, Kathleen (2013): Prozedurale Fairness als Mediator zwischen transformationaler Führung und psychischer Beanspruchung am Arbeitsplatz. Eine Mehrebenenstudie. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 57 (4), S. 163–176.
- Kernen, Hans/Meier, Gerda (2002): Emotionen in der Arbeitswelt – Gefühle (er)leben oder managen? In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 46 (2), S. 105–107.
- Lehr, Dirk/Schmitz, Edgar/Hillert, Andreas (2008): Bewältigungsmuster und psychische Gesundheit. Eine clusteranalytische Untersuchung zu Bewältigungsmustern im Lehrerberuf. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 52 (1), S. 3–16.
- Michel, Alexandra/Stegmaier, Ralf /Meiser, Daniela/Sonntag, Karlheinz (2009): Ausgebrannt und unzufrieden? Wie Change-Charakteristika und veränderungsspezifische Arbeitsplatzunsicherheit mit emotionaler Erschöpfung, Arbeitszufriedenheit und Kündigungsabsicht zusammenhängen. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 53 (1), S. 11–21.
- Neubach, Barbara/Schmidt, Klaus-Helmut (2000): Gütekriterien einer deutschen Fassung des Maslach Burnout Inventory (MBI-D) – Eine Replikationsstudie bei Altenpflegekräften. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 44 (N.F.18) (3), S. 140–144.
- Neubach, Barbara/Schmidt, Klaus-Helmut (2004): Differenzielle Zusammenhänge von Arbeitsbelastungen und Ressourcen mit Dimensionen des Burnout. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 48 (1), S. 25–30.
- Neubach, Barbara/Schmidt, Klaus-Helmut (2008): Haupt- und Interaktionseffekte von Selbstkontrollanforderungen auf Indikatoren der Arbeitsbeanspruchung. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 52 (1), S. 17–24.
- Nijhuis, Franz J. N./Smulders, Peter G. W. (1996): Die Wirkung von Arbeitsanforderungen und persönlichen Kontrollmöglichkeiten auf Gesundheitsbeschwerden und Fehlzeiten. In: Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 40 (4), S. 173–180.

- Raeder, Sabine/Mutz, Rüdiger/Widmer, Nina et al. (2009): Clusteranalytische Bestimmung von Patchworkertypen sowie deren quantitative und qualitative Validierung. In: *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie* 53 (3), S. 131–141.
- Turgut, Sarah/Michel, Alexandra/Sonntag, Karlheinz (2014): Einflussfaktoren emotionaler Erschöpfung und Arbeitszufriedenheit. Anwendung eines integrativen Untersuchungsansatzes. In: *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie* 58 (3), S. 140–154.
- Wassermann, Maria/Hoppe, Annekatrin/Reis, Dorota et al. (2014): Sinnstiftung als persönliche Ressource bei Altenpflegekräften. Zu direkten und moderierenden Effekten von Sinnstiftung auf emotionale Erschöpfung und Vitalität. In: *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie* 58 (2), S. 51–63.

8.1.5 Texte aus weiteren Fachzeitschriften, Sammelbänden und Monografien

- Ahola, Kirsi/Hakanen, Jari/Perhoniemi, Riku et al. (2014): Relationship between burnout and depressive symptoms: A study using the person-centred approach. In: *Burnout Research* 1 (1), S. 29–37.
- Altfeld, Sebastian/Kellmann, Michael (2013): Burnout bei Trainern. Ein Review. In: *Zeitschrift für Sportpsychologie*, 20 (2), 47–58.
- Avanzi, Lorenzo/Zaniboni, Sara/Balducci, Cristian et al. (2014): The relation between overcommitment and burnout: does it depend on employee job satisfaction? In: *Anxiety, Stress & Coping* 27 (4), S. 455–465.
- Bakker Arnold B./Schaufeli Wilmar B./Demerouti, Evangelia et al. (2000): Using equity theory to examine the difference between burnout and depression. In: *Anxiety, Stress & Coping* 13 (3), S. 247–268.
- Becker, Georg E./Gonschorek, Gernot (1991): Das Burnout-Syndrom. Einführung am Beispiel „Lehrerberuf“. In: Meyer, Ernst (Hg.): *Burnout und Streß. Praxismodelle zur Bewältigung. Hohengehren: Schneider*, S. 3–25.
- Bradley, H.B. (1969): Community-based Treatment for Young Adult Offenders. In: *Crime & Delinquency* 15 (3), S. 359–370.
- Burisch, Matthias (1989; ²1994; ³2006; ⁵2014): *Das Burnout-Syndrom: Theorie der inneren Erschöpfung*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Burke, Ronald J./Greenglass, Esther R./Schwarzer, R. (1996): Predicting teacher burnout over time: effect of work stress, social support, and self-doubt on burnout and its consequences. In: *Anxiety, Stress & Coping* 9 (3), S. 261–275.
- Büssing, André (1992): Ausbrennen und Ausgebranntsein. Theoretische Konzepte und empirische Beispiele zum Phänomen „Burnout“. In: *Psychosozial Heft* 4, S. 42–50.
- Büssing, André/Perrar, Klaus-M. (1992): Die Messung von Burnout. Untersuchungen einer deutschen Fassung des Maslach Burnout Inventory (MBI-D). In: *Diagnostica* 38 (4), S. 328–353.
- Cannon, Walter B. (1914): The interrelations of emotions as suggested by recent physiological researches. *American Journal of Psychology*, 25/2, S. 256–282, online abrufbar unter: https://www.jstor.org/stable/1413414?seq=1#metadata_info_tab_contents (Stand: 26.11.2019).

- Cherniss, Cary (1980a): *Staff burnout. Job Stress in Human Services*. Beverly Hills/London: Sage Publications.
- Cherniss, Cary (1980b): *Professional Burnout in Human Service Organizations*. New York: Praeger.
- Cordes, Cynthia L./Dougherty, Thomas W. (1993). A review and an Integration of Research on Job Burnout. *The Academy of Management Review* 18 (4), S. 621–656.
- Demerouti, Evangelia (1999): *Burnout. Eine Folge konkreter Arbeitsbedingungen bei Dienstleistungs- und Produktionstätigkeiten*. Frankfurt am Main: Lang (= *Studien zur Arbeits- und Organisationspsychologie*, Band 17).
- Demerouti, Evangelia/Bakker, Arnold (2008): The Oldenburg Burnout Inventory: A good alternative to measure burnout and engagement. In: Halbesleben, Jonathon (Hg.): *Handbook of Stress and Burnout in Health Care*. Hauppauge, N.Y.: Nova Science Publishers, S. 65–78.
- Demerouti, Evangelia/Nachreiner, Friedhelm (1996): Reliabilität und Validität des Maslach Burnout Inventory (MBI): eine kritische Betrachtung. In: *Zeitschrift für Arbeitswissenschaft* 50 (1), S. 32–38.
- Demerouti, Evangelia/Nachreiner, Friedhelm (1998): Zur Spezifität von Burnout für Dienstleistungsberufe: Fakt oder Artefakt. In: *Zeitschrift für Arbeitswissenschaft* 52 (2), S. 82–89.
- Demerouti, Evangelia/Nachreiner, Friedhelm/Bakker, Arnold B./Schaufeli, Wilmar B. (2001): The job demands-resources model of burnout. *Journal of Applied Psychology* 86 (3), S. 499–512.
- Edelwich, Jerry/Brodsky, Archie (1984): *Ausgebrannt. Das „Burn-out“-Syndrom in den Sozialberufen*. Salzburg: AVM.
- Enzmann, Dirk/Kleiber, Dieter (1989): *Helfer-Leiden. Streß und Burnout in psychosozialen Berufen*. Heidelberg: Roland Asanger.
- Farber, Barry A. (Hg.) (1983): *Stress and Burnout in the Human Service Professions*. New York: Pergamon Press.
- Farber, Barry A. (1983): Introduction. A critical perspective on burnout. In: Farber, Barry A. (Hg.): *Stress and Burnout in the Human Service Professions*. New York: Pergamon Press, S. 1–20.
- Fisher, Harvey J. (1983): A psychoanalytic View of Burnout. In: Farber, Barry A. (Hg.): *Stress and Burnout in the Human Service Professions*. New York: Pergamon Press, S. 40–45.
- Freudenberger, Herbert (1974): Staff Burn-Out. In: *Journal of Social Issues* 20 (1), S. 159–165.
- Freudenberger, Herbert (1975): The Staff-Burnout Syndrome in Alternative Institutions. In: *Psychotherapy: Theory, Research and Practice* 12 (1), S. 73–82.
- Freudenberger, Herbert/Richelson, Geraldine (1980a): *The High Cost of High Achievement*. New York: Anchor Press.
- Freudenberger, Herbert/Richelson, Geraldine (1980b): *Ausgebrannt. Die Krise der Erfolgreichen. Gefahren erkennen und vermeiden*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Leonore Germann. München: Kindler.
- Freudenberger, Herbert/North, Gail (1985): *Womens's Burnout. How to Spot It, How to Reverse It, and How to Prevent It*. New York: Penguin.
- Freudenberger, Herbert/North, Gail (2002): *Burn-out bei Frauen. Über das Gefühl des Ausgebranntseins*. Aus dem Amerikanischen von Gabriele Herbst. Frankfurt am Main: Fischer.
- Gahntz, Christian/Graefe, Stefanie (2016): Burnout: Die widersprüchliche Logik der Therapeutisierung von Arbeitsstress. In: Anhorn, Roland/Balzereit, Marcus (Hg.): *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS, S. 367–389.

- Golembiewski, Robert T./Munzenrider, Robert F. (1996): Phases Of Burnout, Modes And Social Support: Contributions To Explaining Differences in Physical Symptoms. In: *Journal of Managerial Issues*, 2 (2) (Summer 1990), S. 176–183.
- Gustafsson, Henrik/Skoog, Therése (2012): The mediational role of perceived stress in the relation between optimism and burnout in competitive athletes. In: *Anxiety, Stress & Coping* 25 (2), S. 183–199.
- Hagemann, Wolfgang/Geuenich, Katja (2009): *Burnout-Screening-Skalen*. Göttingen/Bern/Wien et al.: Hogrefe.
- Hillert A./Marwitz M (2006): *Die Burnout-Epidemie oder brennt die Leistungsgesellschaft aus?* München: CH Beck.
- Hobfoll, Steven E. (1989). Conservation of resources: A new attempt at conceptualizing stress. In: *American Psychologist*, 44 (3), S. 513–524.
- von Känel, R. (2008): Das Burnout-Syndrom: eine medizinische Perspektive. The burnout syndrome: a medical perspective. In: *Praxis* 97, S. 477–487.
- Kapfhammer, Hans-Peter (2012): Burnout. Krankheit oder Symptom? In: *Der Internist* 11/2012, S. 1276–1288.
- Karger, Howard J. (1981): Burnout as Alienation. In: *Social Service Review* 55 (2), S. 270–283.
- Kleiber, Dieter/Enzmann, Dirk (1986): Helfer – Leiden: Überlegungen zum BURNOUT in helfenden Berufen. In: *Jahrbuch für Psychopathologie und Psychotherapie*, VI/1986, S. 49–78.
- Kleiber, Dieter/Enzmann, Dirk (1990): *Burnout. Eine internationale Bibliographie*. Göttingen/Toronto/Zürich: Hogrefe.
- Korczak, Dieter/Kister, Christine/Huber, Beate (2010): *Differentialdiagnostik des Burnout-Syndroms*. HTA-Bericht 105. Köln: Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI).
- Korczak, Dieter/Wastian, Monika/Schneider, Michael (2012). *Therapie des Burnout-Syndroms*. HTA-Bericht 120, Köln: Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI).
- Kristensen, Tage S./Borritz, Marianne/Villadsen, Ebbe/Christensen, Karl B. (2005): The Copenhagen Burnout Inventory: A new tool for the assessment of burnout. In: *Work & Stress* 19 (3), S. 192–207.
- Künzel, Rainer/Schulte, Dietmar (1986): „Burn-out“ und Praxisschock Klinischer Psychologen. In: *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 15 (4), S. 303–320.
- Maslach, Christina (1982): Understanding Burnout. Definitional Issues in Analyzing a Complex Phenomenon. In: Paine, Whiton S. (Hg.): *Job Stress and Burnout. Research, Theory and Intervention Perspectives*. Beverly Hills et al.: Sage Publications, S. 29–40.
- Maslach, Christina (1993): Burnout: A Multidimensional Perspective. In: Schaufeli, Wilmar/Maslach, Christina/ Marek, Tadeusz (Hg.): *Professional Burnout: Recent Developments in Theory and Research*. Washington, DC: Taylorand Francis, S. 19–32.
- Maslach, Christina/Jackson, Susan E. (1981): The Measurement of Experienced Burnout. In: *Journal of Occupational Behavior* 2 (2), S. 99–113.
- Maslach, Christina/Jackson, Susan E. (1984): Burnout in organizational settings. In: Stuart, Oskamp (Hg.): *Applications in organizational settings*. Beverly Hills et al., S. 133–153 (= *Applied Social Psychology Annual* 5).
- Maslach, Christina/Jackson, Susan E. (1986): *Maslach Burnout Inventory*. Palo Alto: Consulting Psychologists Press.

- Maslach, Christina/Jackson, Susan E./Leiter, Michael P. (1996): *The Maslach Burnout Inventory Manual*. Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.
- Meier, Scott T. (1984): The construct validity of burnout. In: *Journal of Occupational Psychology* 57 (3), S. 211–219.
- Nachreiner, Friedhelm (2012): Entwicklung und aktuelle Bedeutung der Normenreihe DIN EN ISO 10075. In: Demerouti, Evangelia/Fergen, Andrea/Glaser, Jürgen et al. (Hg.): *Psychische Belastung und Beanspruchung am Arbeitsplatz. Inklusive DIN EN ISO 10075-1 bis -3*. Berlin/Wien/Zürich: Beuth-Verlag, S. 8–16.
- Nil, Rico/Jacobshagen, Nicola/Schächinger, Hartmut et al. (2010): Burnout – eine Standortbestimmung. In: *Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie* 161 (2), S. 72–77.
- Pines, Ayala/Aronson, Elliot/Kafry, Ditsa (1983): *Ausgebrannt. Vom Überdruß zur Selbstentfaltung*. Vorwort von Hans Aebli, aus dem Amerikanischen von Agnes von Cranach. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Pines, Ayala/Aronson, Elliot (1988): *Career Burnout. Causes and Cures*. New York: Free Press.
- Richter, Peter/Hacker, Winfried (1998): *Belastung und Beanspruchung. Streß, Ermüdung und Burnout im Arbeitsleben*. Asanger: Heidelberg.
- Rook, Marion (1998): *Theorie und Empirie in der Burnout-Forschung. Eine wissenschaftstheoretische und inhaltliche Standortbestimmung*. Hamburg: Kovač (= Psychologische Forschungsergebnisse, Band 29).
- Rösing, Ina (2003): Ist die Burnout-Forschung ausgebrannt? Analyse und Kritik der internationalen Burnout-Forschung. Heidelberg/Kröning: Asanger.
- Schaarschmidt, Uwe/Fischer, Andreas (1997): AVEM – ein diagnostisches Instrument zur Differenzierung von Typen gesundheitsrelevanten Verhaltens und Erlebens gegenüber der Arbeit. In: *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie* 18 (3), S. 151–163.
- Schaarschmidt, Uwe/Fischer, Andreas (2003): AVEM – Arbeitsbezogenes Verhaltens- und Erlebensmuster. Frankfurt am Main: Swets & Zeitlinger.
- Schaufeli, Wilmar/Maslach, Christina/Marek, T. (1993): *Professional Burnout: Recent Developments in Theory and Research*. Washington, DC: Taylor & Francis.
- Schaufeli, Wilmar/Enzmann, Dirk (1998): *The Burnout Companion to Study and Practice: A Critical Analysis*. London/Philadelphia: Taylor & Francis.
- Schenk, Simone/Vogt, Miriam/Wippert, Pia-Maria (2006): Erschöpfungsbilanz am Saisonende in der deutschen Ski-Nationalmannschaft. In: *Leistungssport* 36 (2), S. 14–18.
- Schmidbauer, Wolfgang (1982): Ausgebrannt. Helfer-Syndrom und Burnout in den sozialen Berufen. In: *Unsere Jugend* 34 (4), S. 165–169.
- Schulte-Markwort, Michael (2015): *Burnout-Kids. Wie das Prinzip Leistung unsere Kinder überfordert*. München: Pattloch.
- Schuster, Nicole (2010): Stress und Burnout bei Bankmanagern. In: *Verhaltenstherapie* 20 (4), S. 259–264.
- Schwarzer, Ralf/Schmitz, Gerdamarie S./Tang, Catherine (2000): Teacher Burnout in Hong Kong and Germany: A Cross-Cultural Validation of the Maslach Burnout Inventory. In: *Anxiety, Stress & Coping* 13 (3), S. 309–326.
- Seibold Sven/Schuh Horst (2010): *Stress, Mobbing und Burn-out am Arbeitsplatz*. Berlin/Heidelberg et al.: Springer.
- Selye, Hans (1981): Geschichte und Grundzüge des Streßkonzepts. In: Nitsch, Jügren/Allmer, Henning/Fuchs, Rainer et al. (1981): *Stress: Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen*. Bern/Stuttgart/Wien: Huber, S. 163–187.

- Siebecke, Dagmar/Ciesinger, Kurt-Georg/Klatt, Rüdiger (2011): Burnout – Implikationen für Prävention und Wiedereingliederung. In: Zeitschrift für Arbeitswissenschaft 65 (2), S. 161–172.
- Sterz, G. (1928): Die neurasthenische Reaktion. In: Birnbaum, K./Braun, E./Kahn, E./Schultz, J. H./Sterz, G. (Hg.): Handbuch der Geisteskrankheiten. Spezieller Teil. Erster Teil: Die Psychopathischen Anlagen, Reaktionen und Entwicklungen. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 19–27.
- Stoeber, Joachim/Rennert, Dirk (2008): Perfectionism in school teachers: Relations with stress appraisals, coping styles, and burnout. In: Anxiety, Stress & Coping 21 (1), S. 37–53.
- Toker, Sharon/Shirom, Arie/Shapira, Itzhak et al. (2005): The association between burnout, depression, anxiety, and inflammation biomarkers: C-reactive protein and fibrinogen in men and women. In: Journal of occupational health psychology 10 (4), S. 344–362.
- Veninga, Robert L./Spradley, James (1981): The Work/Stress-Connection: How to Cope with Job Burnout. Boston/Toronto: Little Brown and Company.
- Weber, Ulrich (2014): Burnout-Prävention im Internet. Dissertation im Fachbereich Psychologie der Universität Hamburg. Online einsehbar unter: <https://d-nb.info/1058213458/34> (zuletzt eingesehen am 15.11.2019).
- Weimer, Stefanie/Kraus, Thomas (2011): Herr L. Diagnose Burn-out. In: Der Psychotherapeut 56 (3), S. 239–246.

8.1.6 Pressekorpus: Tages- und Wochenzeitungen

Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung (FAS), FAZ.NET (Links zuletzt überprüft am 27.11.2019)

- AFP/DPA (2010): Psychischer Druck im Beruf. Burn-Out statt Grippe. Auf: FAZ.NET, 29.03.2010: <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/buero-co/psychischer-druck-im-beruf-burn-out-statt-grippe-1957672.html>.
- Altenbockum, Jasper von (2015): Nach der Bürgerschaftswahl. Burnout in Bremen. Auf: FAZ.NET, 11.05.2015: <https://www.faz.net/aktuell/politik/wahl-in-bremen/nach-der-buergerschaftswahl-burnout-in-bremen-13587196.html>.
- Arens, Cecilia (2013): Burnout. In: FAS, 16.02.2014, Nr. 7, S. 7.
- Astheimer, Sven (2012): Volkskrankheit Burnout. Die ausgebrannte Republik. Auf: FAZ.NET, 27.01.2012: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/die-ausgebrannte-republik-11627772.html>.
- Astheimer, Sven (2014a): Im Gespräch: Ilona Bürgel, Psychologin und Führungskräftecoach: „Drei Minuten ärgern hilft gegen Burnout“. In: FAZ, 31.05.2014, Nr. 125, S. C1.
- Astheimer, Sven (2014b): Burnout: Auf dem Rückzug. Auf: FAZ.NET, 24.11.2014: <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/buero-co/burnout-auf-dem-rueckzug-13283986.html>.
- Beeger, Britta (2015): „Dieses Burnout-Ding ist nichts für mich“. Auf: FAZ.NET, 09.06.2015: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/menschen-wirtschaft/oliver-samwer-gruenderkonferenz-13638938.html>.
- Belz, Nina (2012): Burnout. Ausgebrannt in der Liegehalle. Auf: FAZ.NET, 02.03.2012: <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/burnout-ausgebrannt-in-der-liegehalle-11669758.html>.

- Bender, Justus (2013): „Burn-Out-Syndrom“: NPD-Chef Holger Apfel tritt zurück. Auf: FAZ.NET, 19.12.2013: <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/rechtsextremismus/burn-out-syndrom-npd-chef-holger-apfel-tritt-zurueck-12718526.html>.
- Berger, Matthias (2013): Diagnose Burn-out – Chancen und Risiken. In: FAZ, 21.11.2013, Nr. 271, S. V1.
- Breitbart, Günter/Schwenk, Lydia (2015): Trainer Petkovic über das Ausgebranntsein, seine Telefon-Selbsthilfe-Gruppe und die Rückständigkeit seines Sports. „Der Handball ist noch nicht reif für das Burnout-Thema“. In: FAZ, 24.06.2015, Nr. 143, S. 27.
- Brock, Annette (2008): Luxuskrankheit Burnout. In: FAZ, 16.11.2008, Nr. 46, S. 38.
- Budras, Corinna (2013): Im Gespräch: Jens Weidner, Aggressionsforscher. „Bissigkeit schützt vor Burn-out“. In: FAZ, 09.02.2013, Nr. 34, S. C2.
- Camp, Christian (2010): Der Eintracht-Gegner: Burn-Out in Hoffenheim. In: FAZ, 30.04.2010, Nr. 100, S. 78.
- Daniels, Jörg (2011): „Spieler mit Burn-out können gefestigter zurückkommen“. Ein Gespräch mit Thomas Heddäus. In: FAZ, 01.07.2011, Nr. 150, S. 64.
- Dap/Dapd (2012): Burnout-Gefahr. Werksärzte warnen vor zu viel Stress. Auf: FAZ.NET, 24.10.2012: <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/burnout-gefahr-werksaerzte-warnen-vor-zu-viel-stress-11936671.html>.
- dc./ami (2014): Psychische Leiden stressen die Sozialkassen. In: FAZ, 14.11.2014, Nr. 265, S. 17.
- Dieterle, Claus (2015): Entdeckung der Langsamkeit. Die Biathletin Tina Bachmann gehörte bis zu ihrem Burnout 2013 zur Weltspitze – nun kämpft sie sich zurück. In: FAZ, 09.01.2015, Nr. 7, S. 27.
- Dpa (2004a): „Dem Menschen Hannawald helfen“. In: FAZ, 03.05.2004, Nr. 102, S. 38.
- Dpa (2004b): Sport in Kürze. In: FAZ, 30.04.2004, Nr. 101, S. 43.
- DPA (2013): Peter Plate lernt aus Burn-out. In: FAZ, 18.01.2013, Nr. 15, S. 9.
- Dpa/svs/tine (2015): „Faule Säcke“ oder Burnout? Wie es Deutschlands Lehrern geht. Auf: FAZ.NET, 03.03.2015: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/faule-saecke-oder-burnout-wie-es-deutschlands-lehrern-geht-13461124.html>.
- Dpa (2016): Der Mensch zerstört den Planet. WWF warnt: „Erde steht vor Burn-Out“. Auf: FAZ.NET, 27.10.2016: <https://www.faz.net/aktuell/living-planet-report-2016-wwf-warnt-vor-verstoerung-der-erde-14500090.html>.
- Dunsch, Jürgen (2016): Burnout. Wenn die Seele zurückschlägt. Auf: FAZ.NET, 28.01.2016: <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/buero-co/ex-cisco-manager-juerg-wenger-ueber-seinen-burnout-14040034.html>.
- Eder, Michael (2016): Radprofi Kittel im Gespräch. „Burnout? Das ist Quatsch“. Auf: FAZ.NET, 19.03.2016: <https://www.faz.net/aktuell/sport/mehr-sport/radprofi-marcel-kittel-im-interview-14135380.html>.
- epd (2015): Neues E-Learning-Tool. Mit Klicks gegen den Burnout. Auf: FAZ.NET, 29.10.2015: <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/buero-co/burnout-rechtzeitig-mit-e-learning-tool-psyga-erkennen-13882782.html>.
- FAZ (2001): Christina Rau hilft gegen Mütter-Burn-out. In: FAZ, 11.04.2001, Nr. 86, S. 12.
- FAZ (2006): Kreistag wählt Fleischmann. Erste Kreisbeigeordnete Fries scheidet wegen Burn-out-Syndrom aus. In: FAZ, 26.09.2006, Nr. 224, S. 51.
- FAZ (2007a): Rechtstipp: Rente bei Burnout. In: FAZ, 17.06.2007, Nr. 24, S. 50.
- FAZ (2007b): Die SPD und ihr Burnout-Syndrom. In: FAZ 09.09.2008, Nr. 211, S. 2.
- FAZ (2010): Behandlung des Burnouts. Spessart-Klinik eröffnet psychosomatische Abteilung. In: FAZ, 24.09.2010, Nr. 222, S. 62.

- FAZ (2011a): Diagnose Burnout. F.A.Z.-Vortrag von Chefarzt Hans-Peter Unger. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.03.2011, Nr. 70, S. 40.
- FAZ (2011b): Burn-out. In: FAZ, 10.08.2011, Nr. 184, S. 35.
- FAZ (2012a): „Soziale Anerkennung verhindert Burn-out“. In: FAZ, 28.03.2012, Nr. 75, S. 34.
- FAZ (2012b): Hilfe für Burnout-Patienten. Erste ambulante Lotsenstation in Glashütten. In: FAZ, 14.07.2012, Nr. 162, S. 52.
- FAZ (2012c): Vortrag über Burnout im Stadion. In: FAZ, 26.09.2012, Nr. 225, S. 32.
- FAZ (2013a): Konferenz über Burn-out. In: FAZ, 12.01.2013, Nr. 10, S. C4.
- FAZ (2013b): „Arbeit macht nicht krank“. Zukunftsrat warnt vor der Selbstdiagnose Burn-out. In: FAZ, 07.03.2013, Nr. 56, S. 36.
- FAZ (2013c): Kampf gegen den Burn-out in der Fabrik. In: FAZ, 08.06.2013, Nr. 130, S. 16.
- FAZ (2013d): Berufskrankheiten. Von Burn-out bis Kontaktexzem. In: FAZ, 21.08.2013, Nr. 193, S. N2.
- FAZ.NET (2014): Droht Ihnen der Burnout? Auf FAZ.NET, 24.04.2014: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/stress-burnout-ueberlastung-burnout-test-12909273.html>.
- FAZ.NET (2015): Stressiger Alltag. Chefs neigen zu Burnout und Depression. Auf: FAZ.NET, 23.09.2015: <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/buero-co/fuehrungskraefte-haben-hoeheres-risiko-fuer-psychische-erkrankungen-13819251.html>.
- FAZ (2016): Union-Trainer hört auf. Lewandowski mit Burnout. In: FAZ, 05.03.2016, Nr. 55, S. 35.
- Freidel, Morten (2013): Protest und Burn-out. Antonio Negri in Berlin mit Byung-Chul Han. In: FAZ, 26.10.2013, Nr. 249, S. 38.
- Freund, Andrea (2013): „Wir ignorieren die wirklich Kranken“. Psychiater Allen Frances über schädliche Tabletten und den Luxus, unter Burnout zu leiden. In: FAS, 01.12.2013, Nr. 48, S. 63.
- Fritzen, Florentine (2010): „Langeweile ist kein schickes Leiden“. Psychotherapeut Wolfgang Merkle über das Bore-Out-Syndrom, den kleinen Bruder des Burn-Out. In: FAZ, 25.04.2010, Nr. 16, S. 14.
- Geyer, Christian (2012): Medienphänomen: Die Magazinmacher leiden unter dem wahren Burnout. Auf: FAZ.NET, 09.02.2012, abrufbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/medienphaenomen-die-magazinmacher-leiden-unter-dem-wahren-burnout-11643753.html>.
- Gross, Werner (1992): Ausgebrannt im Teufelskreis übersteigter Berufsansprüche. In: FAZ, 29.02.1992, S. 41.
- Grossarth, Jan (2012): Mehr Fehltag wegen psychischer Erkrankungen, In: FAZ: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.06.2012, Nr. 135, S. 10.
- Haas, Daniel (2012): Es gibt kein richtiges Ausruhen im falschen. Vielleicht hilft ja eine Lachtherapie: Die Neue Gesellschaft für Bildende Kunst in Berlin zeigt die Kunst zum Burn-out-Gefühl. In: FAZ, 13.09.2012, Nr. 214, S. 32.
- Haas, Daniel (2011): Sido und Bushido. Klingt nach Burn-out. Auf: FAZ.NET, 26.10.2011: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/sido-und-bushido-klings-nach-burn-out-11505732.html>.
- Hahn, Jörg (2004): Einst am Rande der Magersucht, nun mit „Burnout-Syndrom“ in der Klinik: Was macht Sven Hannawald krank? In: FAS 02.05.2004, Nr. 18, S. 19.
- Hank, Rainer (2014): Burnout. Es sind die Nerven! Auf: FAZ.NET, 19.04.2014, abrufbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/menschen-wirtschaft/der-burnout-des-fin-de-siecle-hiess-neurasthenie-12902952.html>.
- Hank Rainer, (2014b): EXTRABLATT: Warum Burnout? In: FAS, 20.04.2014, Nr. 16, S. 27.

- Haupt, Friederike (2017): Neue Volkskrankheit. Nach dem Burnout kommt jetzt der Freakout. Auf: FAZ.NET, 28.01.2017: <https://www.faz.net/aktuell/politik/zur-massenhysterie-in-sozialen-netzwerken-14779783.html>.
- Hetrodt, Ewald (2013): Jeder vierte Hausarzt klagt über depressive Beschwerden. Internistenkongress befasst sich mit Burnout-Syndrom. In: FAZ, 08.04.2013, Nr. 81, S. 37.
- Hillert, Andreas (2012): Burn-out – nur eine Modediagnose? Weit mehr als eine Modediagnose. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.03.2012, Nr. 65, S. B2.
- Hirsch, Anja (2011): Endlich krank! In: FAZ, 14.06.2011, Nr. 136, S. 32.
- Hollmann, Detlef/Hannburg, Dirk (2010): Müdigkeit, Gereiztheit, Konzentrationsschwierigkeiten – drei Symptome für das Burnout-Syndrom. In: FAZ, 08.07.2010, Nr. 155, S. B3.
- Jff (2011): Diagnose Burn-out. F.A.Z.-Vortrag von Chefarzt Hans-Peter Unger. In: FAZ, 24.03.2011, Nr. 70, S. 40.
- Jff (2014): Hilfe bei Burnout. In: FAZ, 19.05.2014, Nr. 115, S. 34.
- Jur/FAZ (2007): Rechtstipp: Rente bei Burnout. In: FAZ, 17.06.2007, Nr. 24, S. 50.
- Kals, Ursula (2004): Ein gutes Betriebsklima ist die beste Burn-out-Prävention. In: FAZ, 03.04.2004, Nr. 80, S. 55.
- Kaulen, Hildegard (2010): Das zehrt an den Nerven. „Burnout“: Hat die Diagnose Methode, oder ist es Mode? In: FAZ, 06.10.2010, Nr. 232, S. N1.
- Krohn, Philipp (2011): Psychische Krankheiten. Die Wirtschaft entdeckt den Burn-out. Auf: FAZ.NET, 06.10.2011: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/unternehmen/psychische-krankheiten-die-wirtschaft-entdeckt-den-burn-out-11484622.html>.
- Oberhuber, Nadine (2015): ATEMLOS WIE WIR ZEIT GEWINNEN, Folge 24: Burnout. (Aufgezeichneter anonymen Erfahrungsbericht.) In: FAS, 13.09.2015, Nr. 37, S. 35.
- Lesti, Andreas (2008): Ausgebrannt? Wenn gar nichts mehr geht: Burnout-Präventionsreisen helfen vor der Krise. In: FAZ, 09.11.2008, Nr. 45, S. V3.
- Loll, Anna Chatherin (2011): Besuch in der Burnout-Klinik: Ausgebrannt am Scharmützelsee. Auf: FAZ.NET, 23.02.2011, abrufbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/buero-co/besuch-in-der-burnout-klinik-ausgebrannt-am-scharmuetzelsee-1597063.html>.
- Lutterotti, Nicola von (2007): Völlig ausgebrannt im Klassenzimmer. In: FAZ, 21.03.2007, Nr. 68, S. N2.
- Martin, Uwe (2008): Die Causa Fuhrig hält Wallau in Atem. Gerüchte und Spekulationen: Der Trainer leidet am Burn-out-Syndrom, heißt es. In: FAZ, 13.10.2008, Nr. 239, S. 56.
- Meck, Georg (2010): Burnout-Syndrom: Erschöpft, ausgebrannt, arbeitsmüde. Auf: FAZ.NET, 08.03.2010. Abrufbar unter: <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/gesundheit/burnout-syndrom-erschoept-ausgebrannt-arbeitsmuede-1953421.html>.
- Mihm, Andreas (2014): Burnout und Depression: Halbtagspraxis auf Kosten psychisch Kranker. Auf: FAZ.NET, 27.07.2014: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/wirtschaftspolitik/halbtagspraxis-auf-kosten-psychisch-kranker-13067365.html>.
- möl. (1989): Ausgebrannt. In: FAZ, 07.01.1989, S. 33.
- Mühl, Melanie (2014): Heilung im Grünen: Ausgebrannt: „Mit Burnout durch den Wald“. In: FAZ, 29.08.2014, Nr. 200, S. 15.
- Müller, Alexander (2012): CD der Woche: Deichkind: Tanzt, bis ihr Burn-out habt. Auf: FAZ.NET, 17.02.2012: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/pop/album-der-woche/cd-der-woche-deichkind-tanzt-bis-ihr-burn-out-habt-11651862.html>.
- Nawrath, Christian (2007): Trainer stehen so lange im Feuer, bis sie ausgebrannt sind. In: FAZ, 06.01.2007, Nr. 5, S. 30.

- Obermeier, Birgit (2004): Karrieresprung: Burnout – Krankheit nicht nur der Führungskräfte. Interview mit Dagmar Ruhwandel. Auf: FAZ.NET, 20.08.2004: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/karrieresprung-burnout-krankheit-nicht-nur-der-fuehrungskraefte-1177612.html>.
- Oswald, Georg M. (2011): Anti-Burn-out-Performance. Auf: FAZ.NET, 20.10.2011: <https://www.faz.net/aktuell/karriere-hochschule/buero-co/wie-war-dein-tag-schatz/kolumne-anti-burn-out-performance-11499523.html>.
- Otto, Christian (2011): Beunruhigende Offenbarung. Mentale Erschöpfung und beginnender Burnout: 96-Torwart Miller in Behandlung. In: FAZ, 06.09.2011, Nr. 207, S. 32.
- Palm, Christian (2013): Beamten mit Burn-out. SPD fragt nach Personalsituation im Sozialamt. In: FAZ, 05.12.2013, Nr. 283, S. 34.
- Peikert, Denise (2017): Burnout. Zwangspause an der Spitze. Auf: FAZ.NET, 28.01.2017: <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/gesundheit/immer-mehr-fuehrungskraefte-leider-unter-burnout-und-depressionen-14781978.html>.
- Reinsch, Michael (2010): „Ich habe das Feuer verloren“: Isinbajewa nimmt eine Auszeit. Nach Platz vier spricht die Russin von Burnout-Syndrom. In: FAZ, 16.03.2010, Nr. 63, S. 30.
- Sahm, Stephan (2013): Burn-out beginnt in der Kindheit. In: FAZ, 17.04.2013, Nr. 89, S. N1.
- Schmidt, Lucia (2014): „Ohne Ruhetag würden die Burnout-Fälle steigen“. In: FAS, 30.11.2014, Nr. 48, S. 53.
- Schülke, Claudia (2012): Mach deinen Trainer und deine Mutter glücklich. „Faust aufs Auge“, zweiter Teil: In der Box des Schauspiels Frankfurt ist „Beautiful Burnout“ zu sehen. In: FAZ, 01.11.2012, Nr. 255, S. 40.
- Schwenn, Kerstin (2012): Mit vereinten Kräften gegen den Burn Out. Auf: FAZ.NET, 17.04.2012: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/menschen-wirtschaft/arbeitsschutz-mit-vereinten-kraeften-gegen-den-burn-out-11721382.html>.
- Schwenn, Kerstin (2013): Mit Paragraphen gegen das Burn-out. In: FAZ, 09.01.2013, Nr. 7, S. 11.
- Seibert, Peter (1989): Die zusätzlichen Belastungen der Altenpfleger. In: FAZ, 18.12.1989, S. 12.
- Siebecke, Dagmar (2012): Ist eine Prävention von Burn-out möglich? In: FAZ, 16.03.2012, Nr. 65, S. B2.
- Stein, Rosemarie (1981): Das Schuldgefühl des Arztes auf der Intensivstation. In: FAZ, 24.10.1981, S. 8.
- Steinau-Steinrück, Robert (2013): Arbeitgeber sollen den Kampf gegen „Burn-out“ aufnehmen. In: FAZ, 30.01.2013, Nr. 25, S. 19.
- Steinkopf, Leander (2012): Erschöpfend behandelt: Die Karriere des Modebegriffs „Burnout“ zeigt: Berichterstattung ist die beste Therapie. In: FAS, 12.02.2012, Nr. 6, S. 31.
- Stock, Christian (2010): Wie lässt sich ein Burnout verhindern? In: FAZ, 26.05.2010, Nr. 119, S. B4.
- Teutsch, Katharina (2012): Warum der Markus einen Burn-out hat, Auf: FAZ.NET, 30.10.2012: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/sachbuch/nina-pauer-lg-warum-der-markus-einen-burn-out-hat-11943926.html>.
- Weigand, Roman (2006): „Wer sein Pensum nicht schafft, der fliegt“. In: FAZ, 04.01.2006, Nr. 3, S. 47.
- Weiguny, Bettina (2015): Stress, Erschöpfung, Burnout. Der Kapitalismus ist nicht an allem schuld. Auf: FAZ.NET, 28.02.2015: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/kapitalismus-keine-schuld-an-burnout-und-psychischen-krankheiten-13456198.html>.
- Weiguny, Bettina/Nienhaus, Lisa (2014a): Burnout. Überfordert und ausgebrannt. Auf: FAZ.NET, 19.04.2014: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/wirtschaftspolitik/burnout-ueberfordert-und-ausgebrannt-12902908.html>.

- Weiguny, Bettina/Nienhaus, Lisa (2014b): WAS TUN BEI BURNOUT? Tipps für Erschöpfte und Therapien für Ausgebrannte: Erschöpfung und Burnout verhindern. In: FAS, 20.04.2014, Nr. 16, S. 31.
- Weiguny, Bettina/Nienhaus, Lisa (2014c): Test: Droht Ihnen der Burnout? In: Dies.: Belastungs-Test: Droht Ihnen der Burnout? Auf FAZ.NET am 25.04.2014: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/menschen-wirtschaft/test-droht-ihnen-der-burnout-12902916.html>.
- Weiß, Theresa (2016): Burnout im Kinderzimmer. In: FAZ, 21.03.2016, Nr. 68, S. 31.
- weku (2004): Fast jeder fünfte ist ausgebrannt. Studie zum "Burnout-Syndrom". In: FAZ, 03.08.2004, Nr. 178, S. 50.
- Wenzel, Sven (2012): Fußballerin mit Burnout. Zurück in die Spur. Auf: FAZ.NET, 02.03.2012: <https://www.faz.net/aktuell/rhein-main/fussballerin-mit-burnout-zurueck-in-die-spur-11669322.html>.
- Zimmering, Norbert (2014): Burnout. Leserbrief zu „Burnout Spezial“ (20. April). In: FAS, 27.04.2014, Nr. 17, S. 6.

SPIEGEL, SPIEGEL-ONLINE, manager magazin (Links zuletzt überprüft am 28.11.2019)

- Abé, Nicola (2012): Nach dem Burnout: „Es könnte jederzeit wieder passieren“. Auf: SPIEGEL ONLINE, 08.08.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/diagnose-burnout-betroffene-berichten-von-ihren-erfahrungen-a-842844.html>.
- Ade (2013): Skisprung-Olympiasieger Hannawald: „Ich war ein totales körperliches Wrack“. Auf: SPIEGEL ONLINE – Sport – 08.09.2013, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/panorama/leute/skisprung-olympiasieger-sven-hannawald-spricht-im-spiegel-ueber-burnout-a-921016.html>.
- Aha/sid (2011a): Titelkampf-Absage: Profiboxer Frenkel leidet am Burnout-Syndrom. Auf: SPIEGEL ONLINE – Sport –, 12.10.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/sport/sonst/titelkampf-absage-profiboxer-frenkel-leidet-am-burnout-syndrom-a-791369.html>.
- Aha/sid (2011b): Pause vom Fußball: Offenbachs Manager Sternkopf leidet am Burnout-Syndrom. Auf: SPIEGEL ONLINE – Sport –, 26.10.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/sport/fussball/pause-vom-fussball-offenbachs-manager-sternkopf-leidet-am-burnout-syndrom-a-794111.html>.
- Ahrens, Peter (2011): Burnout in der Bundesliga: Magath, Miller, Mobbing. Auf: SPIEGEL ONLINE – Sport –, 07.09.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/sport/fussball/burnout-in-der-bundesliga-magath-miller-mobbing-a-784828.html>.
- Bebber, Frank van (2008): Arbeitsplatz Schule Pöbelschüler machen Lehrer krank. Auf: SPIEGEL ONLINE, 10.07.2008, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/job/arbeitsplatz-schule-poebelschueler-machen-lehrer-krank-a-565070.html>.
- Beyer, Susanne/Voigt, Claudia (2010): „Plop, Plop, Plop“. In: SPIEGEL 10/2010. Abgerufen über: <https://www.spiegel.de/kultur/plop-plop-plop-a-3c3d6d44-0002-0001-0000-000069407384?context=issue>.
- Blech, Jörg (2012): Schwermut ohne Scham. In: SPIEGEL 6/2012, S. 122–131.
- Brandt, Andrea (2004): LEHRER-PROBLEME: „Ich wäre gern ein starker Baum“. In: SPIEGEL SPECIAL 07.09.2004, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelspecial/d-32047826.html>.
- Brenner, Jochen (2011): Strategien gegen Burnout: Ausgebrannt ins Abklingbecken. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 23.05.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/burnout-immer-noch-besser-werden-a-763016.html>.

- Briseño, Cinthia (2012): Diagnose Burnout: Zu viel Job, zu wenig Seele. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 10.07.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/diagnose-burnout-gelbe-karte-fuer-den-koerper-a-841323.html>.
- Bruhns, Annette (2011): Burnout nach Kündigung. In: SPIEGEL WISSEN 1/2011, abrufbar unter: <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/77107312>.
- Bürgel, Ilona (2013): Negatives Büroklima: Burnout ist ansteckend. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 30.12.2013, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/burnout-von-kollegen-kann-sich-auf-mitarbeiter-uebertragen-a-939845.html>.
- Burisch, Matthias (2013): Burnout-Selbstprüfung: Riecht's schon brenzlich? Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 31.10.2013, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/burnout-selbstpruefung-riecht-s-schon-brenzlich-a-764586.html>.
- chp/sid (2011): Millers Rückkehr nach Burnout-Pause: „Ich fühle mich wieder wohl“. Auf: SPIEGEL ONLINE – Sport –, 22.11.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/sport/fussball/millers-rueckkehr-nach-burnout-pause-ich-fuehle-mich-wieder-wohl-a-799256.html>.
- Dettmer, Markus/Shafy, Samiha/Tietz, Janko (2011): Volk der Erschöpften. In: SPIEGEL 4/2011, S. 115–122.
- Dettmer, Markus/Tietz, Janko (2011): Dauerstress und Burnout-Gefahr: „Wir erleben eine Entsinnlichung“. Auf: SPIEGEL ONLINE – Wirtschaft –, 25.07.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/wirtschaft/dauerstress-und-burnout-gefahr-wir-erleben-eine-entsinnlichung-a-775991.html>.
- Dpa (2010): Studie: Jeder vierte Bundespolizist leidet an Burnout. Auf: SPIEGEL ONLINE – Panorama –, 01.04.2010, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/studie-jeder-vierte-bundespolizist-leidet-an-burnout-a-686847.html>.
- dpa/dapd/end (2013): Kampf gegen Burnout. Arbeitgeber blockieren Anti-Stress-Verordnung. Auf: SPIEGEL ONLINE, 29.01.2013, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/karriere/stressreport-streit-um-burnout-vorbeugung-a-880314.html>.
- Frey, Corinna (2012): Burnout-Kongress: Was den Menschen ins Hamsterrad treibt. Auf: SPIEGEL ONLINE – Gesundheit –, 24.09.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/gesundheit/psychologie/burnout-was-den-menschen-ins-hamsterrad-treibt-a-857540.html>.
- Gatterburg, Angela (2011): „Ich verliere mein Selbst“. In: SPIEGEL WISSEN – EINLEITUNG – 22.02.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelwissen/d-77107297.html>.
- Gatterburg, Angela/Großbongardt, Annette (2012): Der Chef als Löwe. Gespräch mit Hans-Peter Unger. In: SPIEGEL WISSEN 1/2012 – DAS ERSCHÖPFTE ICH, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelwissen/d-83928592.html>.
- Glaubitz, Uta (2011): Karriere-Hilfe: Schluss mit dem Burnout-Gejammer! Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 14.11.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/karriere-hilfe-schluss-mit-dem-burnout-gejammer-a-797368.html>.
- Gottschalck, Arne (2012): Stressabbau: „Herzinfarkt war das Maß aller Dinge“. Interview mit Peter Buchenau. Auf: manager-magazin.de – Lifestyle –, 11.09.2012, abrufbar unter: <http://www.manager-magazin.de/lifestyle/fitness/a-850629.html>.
- Haas, Daniel (2010): Verstehen Sie Haas? Burnout vom Burnout. Auf: SPIEGEL ONLINE – Kultur –, 11.03.2010, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/verstehen-sie-haas-burnout-vom-burnout-a-682824.html>.
- Hauschild, Jana (2012): Umstrittenes Psychologie-Werk: Katalog der Störungen. Auf: SPIEGEL ONLINE – Gesundheit –, 12.07.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/gesundheit/psychologie/dsm-5-das-neue-handbuch-fuer-psychische-stoerungen-und-diagnosen-a-838447.html>.

- Hauschild, Jana (2013): Psychiatrie und Psychotherapie: Schwerkranke werden schlechter versorgt. Auf: SPIEGEL ONLINE – Gesundheit –, 26.06.2013, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/gesundheit/ernaehrung/experten-warnen-vor-psychiatrischer-unterversorgung-a-907685.html>.
- Hebel, Christina/Röbel Sven (2013): Rechtsextreme: NPD-Chef Apfel tritt zurück. Auf: SPIEGEL ONLINE – Politik –, 19.12.2013, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/npd-chef-apfel-tritt-zurueck-a-940028.html>.
- Hei/AFP/dpa (2013): DAK-Report: Psychische Leiden erreichen neuen Höchststand. Auf: SPIEGEL ONLINE – Gesundheit –, 26.02.2013, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/gesundheit/diagnose/gesundheitsreport-dak-psychische-leiden-erreichen-hoechststand-a-885593.html>.
- Heimann, Andreas (2008): Burnout: Kollaps im Hamsterrad. Auf: manager-magazin.de – Karriere –, 19.12.2008, abrufbar unter: <http://www.manager-magazin.de/unternehmen/karriere/a-597399-5.html>.
- Hinrichs, Per/Koch, Julia/Meyer, Cordula et al. (2004): LEHRER-PROBLEME. Horrortrip Schule. In: SPIEGEL SPECIAL, 07.09.2004, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelspecial/d-32047825.html>.
- Hinrichs, Per/Meyer, Cordula (2004): LEHRER-PROBLEME. „Es gibt eine Art Grunderschöpfung“. In: SPIEGEL SPECIAL, 07.09.2004, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelspecial/d-32047828.html>.
- hle/dpa/afp (2019): WHO definiert Burn-out erstmals als Syndrom. Auf: SPIEGEL ONLINE, 27.05.2019, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/gesundheit/diagnose/burn-out-durch-arbeitsbelastung-von-who-erstmals-als-syndrom-definiert-a-1269543.html>.
- Hucht, Margarete (2011): Schon wieder schwanger: Wie sag ich's meinem Chef? Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 18.08.2011, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/karriere/schon-wieder-schwanger-wie-sag-ich-s-meinem-chef-a-780856.html>.
- Jjc/dpa (2012): Expertenbefragung: Studenten leiden zunehmend an Burnout-Symptomen. Auf: SPIEGEL ONLINE – Unispiegel –, 26.02.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/uni/expertenbefragung-studenten-leiden-zunehmend-an-burnout-symptomen-a-817624.html>.
- jol/gms (2007): Diagnose „Boreout“: Bürostress durch Langeweile. Auf: SPIEGEL ONLINE – Unispiegel –, 05.11.2007, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/job/diagnose-boreout-buerostress-durch-langeweile-a-515164.html>.
- Klepsch, Rüdiger (2011): Büro-Alltag: Was gegen die Immer-erreichbar-Volkskrankheit hilft. Auf: SPIEGEL ONLINE, 28.02.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/wirtschaft/service/buero-alltag-was-gegen-die-immer-erreichbar-volkskrankheit-hilft-a-747756.html>.
- Knust, Cornelia (2012): Burnout: „Die Mitarbeiter wollen selbst zu viel“. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 24.06.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/burnout-siemens-personalvorstand-brigitte-ederer-uebers-ausbrennen-a-840125.html>.
- Kramer, Bernd (2011): Volkskrankheit: „Burnout ist eine Ausweichdiagnose“. Interview mit Ulrich Geherl. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 24.11.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/volkskrankheit-burnout-ist-eine-ausweichdiagnose-a-799348.html>.
- Kraus, Katja (2012): Skispringer Hannawald: Aus Erschöpfung wurde Burnout, aus dem Comeback eine Qual. Auf: SPIEGEL ONLINE – Sport –, 19.04.2013, <http://www.spiegel.de/sport/sonst/buch-auszug-katja-kraus-ueber-skispringer-sven-hannawald-a-894633.html>.

- Kröher, Michael O. R./Werle, Klaus (2012): Manager mit Burnout: Wenn schlechte Chefs stresskrank machen. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 31.05.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/manager-leiden-zunehmend-an-burnout-a-835641.html>.
- Kurbjuweit, Dirk/Steingart, Gabor/Theile, Merlind (2009): Zeit der Exzesse. In: DER SPIEGEL 50/2009, S. 153–161.
- Leffers, Jochen (2007): Frust im Lehrerzimmer. Ungeeignet, überfordert, resigniert. Auf: SPIEGEL ONLINE, 15.10.2007, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/job/frust-im-lehrerzimmer-ungeeignet-ueberfordert-resigniert-a-511227.html>.
- Leffers, Jochen (2008): Schulstudie: Schlappe Lehrer brennen schneller aus. Auf: SPIEGEL ONLINE, 08.01.2008, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/job/schulstudie-schlappe-lehrer-brennen-schneller-aus-a-527131.html>.
- Leffers, Jochen (2012): Krankgeschrieben: Betriebsrätin mit Burnout durfte segeln gehen. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 05.05.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/arbeitsrecht-gekuendigte-betriebsraetin-mit-burnout-erhaelt-hohe-abfindung-a-831456.html>.
- Lobo, Sascha (2013): S.P.O.N. – Die Mensch-Maschine: Die Burnout-Partei. Auf: SPIEGEL ONLINE – Netzwelt –, 12.02.2013, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/sascha-lobo-burnout-ist-ein-politisches-und-technosoziales-problem-a-882781.html>.
- Maeck, Stefanie (2012): Karriere-Konkurrenz unter Studenten: Burnout beim Bachelor. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 23.01.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/karriere-konkurrenz-unter-studenten-burnout-beim-bachelor-a-810496-2.html>.
- Malik, Fredemund (2002): Die Malik-Kolumne: Burn-out. Auf: manager-magazin.de – Köpfe+Karriere –, 26.03.2002, abrufbar unter: <http://www.manager-magazin.de/unternehmen/karriere/a-188964-2.html>.
- mamk (2012): Krank im Job: Ausgebrannt in den Ruhestand. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 29.02.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/krank-im-job-ausgebrannt-in-den-ruhestand-a-818097.html>.
- Marquart, Maria (2011): Massenleiden Burnout: Wie Firmen ihre Spitzenkräfte verbrennen. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 28.05.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/massenleiden-burnout-wie-firmen-ihre-spitzenkraefte-verbrennen-a-765353.html>.
- Meiritz, Annett (2011): Vertrauensvotum zu SPD-Kurs: Gabriel im Stresstest der Genossen. Auf: SPIEGEL ONLINE – Politik –, 27.06.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/vertrauensvotum-zu-spd-kurs-gabriel-im-stresstest-der-genossen-a-770792.html>.
- Meiritz, Annett (2012): Kampf um Berliner Vorsitz: Burnout-Pirat überrascht mit Comeback. Auf: SPIEGEL ONLINE – Politik –, 15.08.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/nach-burnout-pirat-gerhard-anger-kaempft-in-berlin-um-landesvorsitz-a-850099.html>.
- Meyerhöfer, Annette (2001): Entschleunigung: Der Trend zu weniger Tempo. Auf: SPIEGEL ONLINE, 24.03.2001, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/entschleunigung-der-trend-zu-weniger-tempo-a-123584.html>.
- Patalong, Frank (2011): Burnout bei Plasberg: Macht doch mal Pause! Auf: SPIEGEL ONLINE – Kultur –, 15.11.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/kultur/tv/burnout-bei-plasberg-macht-doch-mal-pause-a-797783.html>.
- Rapp, Tobias (2012): Hitlisten/Deutsche Dominanz: Musik für den Burnout. Auf: UniSPIEGEL – Vergnügen –, 21.05.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/unispiegel/d-85695615.html>.

- rei/dpa (2011): Burnout: Milliarden Schäden durch Stress im Job. Auf: manager-magazin.de – Unternehmen –, 28.09.2011, abrufbar unter: <http://www.manager-magazin.de/unternehmen/artikel/a-788851.html>.
- S., Sigrun (1986): „Es kann jede Frau treffen, zu jeder Zeit. In: DER SPIEGEL 47/1986, S. 104–111.
- Schmitter, Elke (2016): Philosophie: Alles ist dunkelgrau. In: DER SPIEGEL 32/2016, S. 126–127.
- Schulze, Karin (2012): Hamburger Helden-Ausstellung: Die Kunst des Kaputten. Auf: SPIEGEL ONLINE – Kultur –, 18.02.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/hamburger-helden-ausstellung-die-kunst-des-kaputten-a-815908.html>.
- Schwertfeger, Bärbel (2010): Zweifelhafte Wellness-Pakete: Eins, zwei, drei, der Burnout ist vorbei. Auf: SPIEGEL ONLINE – Reise –, 22.7.2010, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/reise/deutschland/zweifelhafte-wellness-pakete-eins-zwei-drei-der-burnout-ist-vorbei-a-707713.html>.
- DER SPIEGEL (1974): Ein bißchen Wind. In: DER SPIEGEL, Nr. 19/1974, S. 57–58.
- DER SPIEGEL (1975): Derart überlaufen. In: DER SPIEGEL 11/1975, S. 52.
- DER SPIEGEL (1976): Hölzerne Seelen. In: DER SPIEGEL 39/1976, S. 234–238.
- DER SPIEGEL (1981): „Das ist ein dummes Gefühl“. In: DER SPIEGEL 43/1981, S. 17–14.
- DER SPIEGEL (1984): FDP: „Jetzt folgt das Schaulaufen“. In: DER SPIEGEL 23/1984, S. 13–19.
- DER SPIEGEL (1986): „Ausgebrannt wie John McEnroe“. In: DER SPIEGEL 44/1986, S. 228–231.
- DER SPIEGEL (1987): Krebsstation: Streß für Helfer. In: DER SPIEGEL 43/1987, S. 295.
- DER SPIEGEL (1988): PSYCHOLOGIE: Nichts als Ruhe. In: DER SPIEGEL 52/1988, S. 162–164.
- DER SPIEGEL (1989): Tennis: Das Letzte aberlangt. In: DER SPIEGEL 49/1989, S. 222–224.
- DER SPIEGEL (1990): San Francisco: Knackt und knirscht. In: DER SPIEGEL 25/1990, S. 176–177.
- DER SPIEGEL (1990): „Sie ist ausgebrannt“. In: DER SPIEGEL 47/1990, S. 176–177.
- DER SPIEGEL (1992): Wutgeheul aus Männerseelen. In: DER SPIEGEL 22/1992.
- DER SPIEGEL (1993): „Die sind satt und festgefahren“. In: DER SPIEGEL 24/1993, S. 34–44.
- DER SPIEGEL (1994): Tennis: BABY IM LUXUS-KNAST. In: DER SPIEGEL 40/1994, S. 210–216.
- DER SPIEGEL (1995a): Tennis: „Champion oder Punker“. In: DER SPIEGEL 46/1995, S. 190–192.
- DER SPIEGEL (1995b): Der Druck ist enorm. In: DER SPIEGEL 9/1995, S. 52.
- DER SPIEGEL (2001): LEHRER: Ende als Psycho-Wracks. In: DER SPIEGEL 17/2001, S. 18.
- DER SPIEGEL (2003): SACHBUCH: Noble Krankheiten. In: DER SPIEGEL 18/2003, S. 98.
- DER SPIEGEL (2004): ALLTAG: Erschöpft in die Auszeit. In: DER SPIEGEL 42/2004, S. 76.
- DER SPIEGEL (2010a): Briefe: Zutiefst naives Selbstverständnis. In: DER SPIEGEL – Briefe – 22.03.2010, S. 12. [zum Interview mit Miriam Meckel, vgl. Beyer/Voigt (2010)]
- DER SPIEGEL (2010b): PSYCHOLOGIE: „Der Urlaub wird zum Drogenentzug“. In: DER SPIEGEL – Interview Szene Gesellschaft – 12.07.2010, DER SPIEGEL 28/2010, S. 46.
- DER SPIEGEL (2011c): POP: Burnout-Techno. In: DER SPIEGEL 23/2011, S. 106.
- DER SPIEGEL (2011d): FUSSBALL: „Hart am Wind“. In: DER SPIEGEL – Interview Szene Sport – 39/2011, S. 118.
- SPIEGEL ONLINE (2000): Burnout: Die Schlappeheits-Falle. Auf: SPIEGEL ONLINE – Wissenschaft –, 14.04.2000, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/burnout-die-schlappeheits-falle-a-72869.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2002a): Callcenter Ausgebrannt am Telefon. Auf: SPIEGEL ONLINE – Unispiegel –, 13.03.2002, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/job/callcenter-ausgebrannt-am-telefon-a-186892.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2002b): Ausgebrannte Lehrer: Die Hälfte geht vorzeitig in Pension. Auf: SPIEGEL ONLINE – SchulSPIEGEL –, 14.11.2002, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/>

- lebenundlernen/schule/ausgebrannte-lehrer-die-haelfte-geht-vorzeitig-in-pension-a-222806.html.
- SPIEGEL ONLINE (2003a): Lange Pause: FC Bayern bestätigt Deislers Depressionen. Auf: SPIEGEL ONLINE – Sport –, 21.11.2003, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/sport/fussball/lange-pause-fc-bayern-bestaetigt-deislers-depressionen-a-275001.html>
- SPIEGEL ONLINE (2003b): Berichte über Deislers Einlieferung in Spezialklinik. Auf: SPIEGEL ONLINE, 21.11.2003, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/sport/fussball/depressionen-berichte-ueber-deislers-einlieferung-in-spezialklinik-a-274974.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2003c): Schmidt-Nachfolge Sat.1 plant neue Late-Night-Show. Auf: SPIEGEL ONLINE – Kultur –, 09.12.2003, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/schmidt-nachfolge-sat-1-plant-neue-late-night-show-a-277504.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2003d): Harald hört auf: So nicht, Herr Schmidt! Auf: SPIEGEL ONLINE – Kultur –, 08.12.2003, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/harald-hoert-auf-so-nicht-herr-schmidt-a-277451.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2004): Sven Hannawald: Kein Comeback in naher Zukunft. Auf: SPIEGEL ONLINE – Sport –, 28.07.2004, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/sport/wintersport/sven-hannawald-kein-comeback-in-naher-zukunft-a-310712.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2006): Achilles' Ferse: Die Angst vor dem Lauf-Burnout. Auf: SPIEGEL ONLINE, 25.08.2006, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/sport/achilles/achilles-ferse-die-angst-vor-dem-lauf-burnout-a-429633.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2009): Wir brauchen keine Kochshows mehr. Auf: SPIEGEL ONLINE, 22.03.2009, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/tv-star-maelzer-wir-brauchen-keine-kochshows-mehr-a-614762.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2011a): Prominente Burnout-Fälle: Wenn Erfolg müde macht. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 25.05.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/fotostrecke/prominente-burnout-faelle-wenn-erfolg-muede-macht-fotostrecke-68133-7.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2011b): Fotostrecke: Burnout nach Kündigung. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 26.05.2011, <http://www.spiegel.de/fotostrecke/katastrophe-arbeitslosigkeit-burnout-nach-kuendigung-fotostrecke-68226-4.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2011c): Krankschreibung: Ärzte stellen häufiger Depressionen und Burnout fest. Auf: SPIEGEL ONLINE – Wirtschaft –, 19.07.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/krankschreibung-aerzte-stellen-haeufiger-depressionen-und-burnout-fest-a-775256.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2011d): Campus: SPIEGEL-Gespräche – live in der Uni. Burnout – eine neue Volkskrankheit? Annette Bruhns mit Prof. Matthias Burisch. Auf: SPIEGEL ONLINE – Unispiegel –, 04.10.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/lebenundlernen/uni/campus-spiegel-gespraeches-live-in-der-uni-a-787316.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2011e): Fotostrecke: Volkskrankheit Burnout: Wie Erschöpfung die Volkswirtschaft schwächt. Auf SPIEGEL ONLINE – 24.01.2011, abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/fotostrecke/volkskrankheit-burnout-wie-erschoepfung-die-volkswirtschaft-schwaecht-fotostrecke-63828.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2012a): S.P.O.N. – Fragen Sie Frau Sibylle: Das Schleudertrauma des Geistes. Auf: SPIEGEL ONLINE – Kultur –, 14.01.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/s-p-o-n-fragen-sie-frau-sibylle-das-schleudertrauma-des-geistes-a-808748.html>.

- SPIEGEL ONLINE (2012b): Phänomen Burnout: Erst gebrannt – dann ausgebrannt! Auf: SPIEGEL ONLINE – SPIEGEL TV –, 27.04.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/sptv/dokumentation/phaenomen-burnout-erst-gebrannt-dann-ausgebrannt-a-830115.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2012c): Fotostrecke: Was Führungskräfte über das Phänomen Burnout denken. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 31.05.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/fotostrecke/burnout-umfrage-unter-fuehrungskraefften-fotostrecke-82931.html>.
- SPIEGEL ONLINE (2012d): Fotostrecke: Was die Dax-Konzerne gegen Burnout unternehmen. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 14.06.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/fotostrecke/burnout-massnahmen-der-dax-konzerne-fotostrecke-83540-5.html>.
- Stehr, Christoph (2011): Box-Coaching für Niedergeschlagene: Fünf, sechs, sieben ... Aufstehen! Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 26.09.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/box-coaching-fuer-niedergeschlagene-fuenf-sechs-sieben-aufstehen-a-787941.html>.
- UNISPIEGEL (2008): Lehrer-Porträt/„Half Nelson“: Burnout in Brooklyn. Auf: UniSPIEGEL – Vergnügen –, 18.02.2008, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/unispiegel/d-55860266.html>.
- Walter, Franz (2007): Neuer Liberalismus: Burnout in der Generation Guido. Auf: SPIEGEL ONLINE – Politik –, 10.06.2007, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/neuer-liberalismus-burnout-in-der-generation-guido-a-487710.html>.
- Weinzierl, Alfred (2011): Ex-Skispringer Hannawald: „Es werden sich noch weitere Sportler outen“. Auf: SPIEGEL ONLINE – Sport –, 01.10.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/sport/sonst/ex-skispringer-hannawald-es-werden-sich-noch-weitere-sportler-outen-a-789255.html>.
- Werle, Klaus (2012a): Studie: Die Konzerne mit den meisten Burnout-Kranken. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 24.05.2012, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/in-welchen-konzernen-burnout-besonders-verbreitet-ist-a-834890.html>.
- Werle, Klaus (2012b): Wachsende Opferzahl: Burnout ist Folge schlechter Führung. Auf: manager-magazin.de – Unternehmen –, 29.05.2012, abrufbar unter: <http://www.manager-magazin.de/unternehmen/karriere/a-835045.html>.
- Wöhrle, Christoph (2011): Total am Ende. Auf: SPIEGEL ONLINE – UniSPIEGEL – 4/2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/unispiegel/d-79243428.html>.
- Zeltner, Felix (2011): Ausgebrannte Ärzte und Pfleger: Haltlose Halbgötter. Auf: SPIEGEL ONLINE – KarriereSPIEGEL –, 29.05.2011, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/karriere/helferkrankheiten-schwaechte-ist-tabu-a-763522.html>.

DIE ZEIT (Links zuletzt überprüft am 25.11.2019)

- Albrecht, Harro (2011a): Erschöpfungsdepression: Burn-out. In: DIE ZEIT Nr. 49/2011, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2011/49/M-Burnout>.
- Albrecht, Harro (2011b): Erschöpfungsdepression: Burn-out, die deutsche Spezialität. In: DIE ZEIT Nr. 49/2011, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2011/49/M-Burnout>.
- Albrecht, Harro/Schnabel, Ulrich (2011): Burn-out: „Extrem viel Adrenalin“. In: DIE ZEIT Nr. 49/2011, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2011/49/Burnout-Interview-Niedermeier>.
- Bahnsen, Ulrich (2009): Depression: Die versteckte Krankheit. In: DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 19.11.2009, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/2009/48/DOS-Depression/komplettansicht>.

- Bahnßen, Ulrich (2010): Burn-Out: Urlaubsreif oder krank? In: DIE ZEIT 28/2010, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2010/28/Beistueck-Burnout/komplettansicht>.
- Berbnier, Bastian (2011): Im Namen des Herrn. In: DIE ZEIT Nr. 1/2011, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2011/01/C-Theologen>.
- Blech, Jörg (1999): Verbrannte Seelen. In: ZEIT ONLINE, 2. Dezember 1999, abrufbar unter: http://www.zeit.de/1999/49/199949.burnout_.xml/komplettansicht.
- Boecker, Arne (1994): Der knotenlose Klangteppich. In: DIE ZEIT Nr. 1/1994, abrufbar im Archiv unter: <http://www.zeit.de/1994/01/der-knotenlose-klangteppich/komplettansicht>.
- Borgeest, Bernhard/Perina, Udo (1993): Die graue Revolution. In: DIE ZEIT Nr. 13/1993, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/1993/13/die-grauen-revolution/komplettansicht>.
- Brnada, Nina/Gasser, Florian/Kapeller, Lukas et. al. (2010): Geschlechterkonflikt: Das benachteiligte Geschlecht. In: Die ZEIT Nr. 47/2010, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2010/47/A-Frauen-Benachteiligung-Oesterreich/komplettansicht>.
- Bund, Kerstin/Rudzio, Kolja (2014): Beherrsche dich! In: DIE ZEIT Nr. 46. Abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2014/46/marshmallow-test-erfolg-geduld-selbstdisziplin/komplettansicht>.
- Dehne, Ulrich (2006): Löws Aufstieg. In: ZEIT ONLINE, 12.07.2006, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/online/2006/28/pk-klinsmann-loew>.
- Dpa (2010): Bore-out: Krank vor Langeweile. In: ZEIT ONLINE, dpa, 26. Juni 2010, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/karriere/beruf/2010-06/burn-out-bore-out>.
- Dpa (2011): Schalke-Trainer Rangnick tritt zurück. In: ZEIT ONLINE, dpa, 22. September 2011, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/sport/2011-09/schalke-rangnick-ruecktritt>.
- Ebitsch, Sabrina (2008): Lehrer: Der Beruf im Überblick. In: DIE ZEIT Nr. 10/2008, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2008/10/C-Lehrer-10-Fragen/komplettansicht>.
- Elsing, Sarah (2010): Uniland, ausgebrannt. In: DIE ZEIT Nr. 32, 2010, abrufbar im Archiv unter: <http://www.zeit.de/2010/32/C-Burnout/komplettansicht>.
- Etzold, Sabine (1992): Lehrer: Der Ruin eines Berufs. In: DIE ZEIT Nr. 19/1992, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/1992/19/lehrer-der-ruin-eines-berufs>.
- Etzold, Sabine (1998): Mobben und runterputzen. In: DIE ZEIT Nr. 51/1998, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/1998/51/Mobben_und_runterputzen/komplettansicht.
- Etzold, Sabine (1999a): Der Prophet im Klassenzimmer. In: DIE ZEIT Nr. 25/1999, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/1999/25/199925.reformer1_.xml/komplettansicht?print.
- Etzold, Sabine (1999b): Ernstfall Unterricht. In: DIE ZEIT Nr. 49/1999, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/1999/49/199949.ausbildung_.xml/komplettansicht.
- Federspiel, Jörg (1966): Die Anatomie eines Mordes. In: DIE ZEIT 23/1966, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/1966/23/die-anatomie-eines-mordes>.
- Fitzel, Tomas (1993): Na? Warum lacht ihr wieder? In: DIE ZEIT 51/1993, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/1993/51/na-warum-lacht-ihr-wieder>.
- Fokken, Silke (2015): Ganztagschule: Nachmittags kommt Tante Sonja. In: DIE ZEIT Nr. 28/2015, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2015/28/ganztagschule-reform-betreuung/komplettansicht>.
- Gilbert, Kathrin/Kammertöns, Hanns-Bruno (2013): „Ich mag diese totale Zuspitzung“. In: DIE ZEIT Nr. 30/2013, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2013/30/juergen-klopp-interview/komplettansicht>.
- Grefe, Christiane (2012): Coach oder Couch. In: DIE ZEIT Nr. 28/2012, im Archiv abrufbar unter: <https://www.zeit.de/2012/28/Psychotherapie/komplettansicht>.

- Gsteiger, Fredy (1996): Die Bildungsstürmer. In: DIE ZEIT Nr. 23, 1996, abrufbar im Archiv unter: http://www.zeit.de/1996/23/Der_Bildungsstuermer/komplettansicht.
- Hasse, Marc (2007): Lehrer werden: Von wegen freie Nachmittage. In: DIE ZEIT Nr. 42/2007, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/2007/42/Von_wegen_freie_Nachmittage.
- Heinrich, Christian (2011): Ausgebrannt. In: DIE ZEIT Nr. 40/2011, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2011/40/M-Burn-out/komplettansicht>.
- Heuser, Jean Uwe (2016): Wunderkind: Alma spielt. In: DIE ZEIT Nr. 2/2016, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2016/02/wunderkind-oper-orchester-intelligenz-10-jahre-alma>.
- Heyn, Sindy (2010): "Die offizielle Erlaubnis, psychisch krank zu sein". In: DIE ZEIT (Online-Ausgabe), 29.7.2010, abrufbar unter: <https://www.zeit.de/karriere/beruf/2010-07/burn-out-hilfe-internet>.
- Jungclaussen, John F. (2015): Welt des Geldes: Wenn die Seele abstürzt. In: DIE ZEIT Nr. 5/2015, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2015/05/welt-des-geldes-london>.
- Kanders, Michael (1996): Mehr Lust als Frust. In: DIE ZEIT Nr. 12/1996, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/1996/12/Mehr_Lust_als_Frust.
- Kleinschmidt, Carola (2014): Was man über Burn-out wissen sollte. In: Zeit Online: <http://www.zeit.de/karriere/beruf/2014-06/wichtigste-fragen-burn-out>.
- Koelbl, Herlinde (2014): Der Burn-out war ein Totalcrash. Interview mit Miriam Meckel. In: ZEITmagazin Nr. 39/2014, abrufbar unter: <http://www.zeit.de/zeit-magazin/2014/39/miriam-meckel-rettung>.
- Kuhr, Henriette (2006): Der öffentliche Patient. In: DIE ZEIT Nr. 30/2006, abrufbar im Archiv unter: <http://www.zeit.de/2006/30/Burn-out-30>.
- Lebert, Stephan/Mohaupt, Melanie (2005): „Es ist gefährlich aufzuwachen“. In: DIE ZEIT Nr. 23/2005, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/2005/23/Interview_Helen_Schneider_24/komplettansicht.
- Leonhardt, Rudolf Walter (1980): Graham Greenes Fluchtwege. In: DIE ZEIT Nr. 28/1980, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/1980/28/graham-greenes-fluchtwege>.
- Leonhardt, Rudolf Walter (1989): Der alte Mann, die Frauen und der Gott. In: DIE ZEIT Nr. 40/1989, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/1989/40/der-alte-mann-die-frauen-und-gott/komplettansicht>.
- Martenstein, Harald (2012): „Viele leiden darunter, dass sie es jedem recht machen wollen“. In: ZEITmagazin Nr. 14/2012, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2012/14/Martenstein>.
- März, Ursula (2010): Ratgeberliteratur: Wenn nichts mehr geht. In: DIE ZEIT Nr. 12/2010, im Archiv abrufbar unter: <https://www.zeit.de/2010/12/Krisenboom/komplettansicht>.
- Mayer-List, Irene (1988): Abschied vom Ehrgeiz. In: DIE ZEIT Nr. 43/1988, abrufbar im Archiv unter: <http://www.zeit.de/1988/43/abschied-vom-ehrgeiz/komplettansicht>.
- Moulin, Margarete (2013): Liebe auf Distanz. In: DIE ZEIT Nr. 37/2013, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2013/37/frankreich-kinder-staatliche-fruehfoerderung/komplettansicht>.
- Natan, Alex (1961): Der Totengräber des Amateursports. In: DIE ZEIT Nr. 48/1961, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/1961/48/der-totengraeber-des-amateursports>.
- Pawelzik, Markus (2011): Gefühlte Epidemie. In: DIE ZEIT Nr. 49/2011, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2011/49/M-Burnout-Kontra>.
- Plog, Ulla (1984): Teamarbeit gegen den Tod. Krankenpflege auf der Intensivstation: Wer es nicht schafft, geht schnell wieder. In: DIE ZEIT Nr. 25, 1984, abrufbar im Archiv unter: <http://www.zeit.de/1984/25/teamarbeit-gegen-den-tod/komplettansicht>.

- Reicherzer, Judith (1999): Lieber smart arbeiten als lange. In: DIE ZEIT Nr. 43/1999, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/1999/43/199943.c-manager_.xml/komplettansicht.
- Rossum, Walter von (1987): Mann in der Revolte. In DIE ZEIT Nr. 16/1987, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/1987/16/mann-in-der-revolte>.
- Rudzio, Kolja (2010a): Burn-out: Arbeiten bis der Arzt kommt. In: DIE ZEIT 28/2010, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2010/28/Arbeitswelt-Burnout>.
- Rudzio, Kolja (2010b): "Kostenstelle Mensch". In: DIE ZEIT 28/2010, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2010/28/Burnout-Interview/komplettansicht>.
- Schenk, Arnfried (2001): Nichts geht mehr. In: DIE ZEIT Nr. 18/2001, abrufbar im Archiv unter: http://www.zeit.de/2001/18/Nichts_geht_mehr.
- Schmidt, Marion (2001): Pädagogisch spät berufen. In: Die ZEIT Nr. 16/2001, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/2001/16/Paedagogisch_spaet_berufen/komplettansicht.
- Schoener, Johanna (2013): Psychiater: Artgerechte Haltung. In: DIE ZEIT Nr. 27/2013, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2013/27/fuehrungskraefte-burn-out-psychiater/komplettansicht>.
- Scholter, Judith (2010): Die Methode Frau. In: Die ZEIT Nr. 36/2010, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2010/36/C-Arbeitswelt/komplettansicht>.
- Scholz, Reiner (1991): Das Gymnasium – Hauptschule der Nation. In: DIE ZEIT Nr. 51/1991, abrufbar im Archiv unter: <http://www.zeit.de/1991/51/das-gymnasium-hauptschule-der-nation>.
- Schüle, Christian (2007): Phobien: In den Fängen der Angst. In: DIE ZEIT, Nr. 17/2008, im Archiv abrufbar unter: <https://www.zeit.de/2007/17/Dossier-Angst/komplettansicht>.
- Schwabe, Alexander (2010): Burn-out: „Ich wollte nur noch fliehen“. In: ZEIT Campus 3/2010, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/campus/2010/03/burnout-erfahrungsbericht>.
- Spiewak, Martin (2011): Psychische Belastung: Prof. Dr. Depressiv. In: DIE ZEIT Nr. 45/2011, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2011/45/Professoren-Burnout>.
- Spork, Peter (2010): Schlafkultur: Wir Unausgeschlafenen. In: DIE ZEIT Nr. 44/2010, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2010/44/Schlafkultur/komplettansicht>.
- Srikiow, Lisa (2012): Jobrückker: Ich bin wieder da. In: DIE ZEIT Nr. 18/2012, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2012/18/C-Beruf-Rueckkehrer-Dick/komplettansicht>.
- Tenbrock, Christian/Uchatius, Wolfgang (2002): Raus aus dem Altersgefängnis! In: DIE ZEIT Nr. 27/2002, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/2002/27/200227_alter_neu_xml/komplettansicht.
- Viciano, Astrid (2007): Guter Arzt, kranker Arzt. In: DIE ZEIT Nr. 05/2007, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/2002/27/200227_alter_neu_xml/komplettansicht.
- Wagner, David (2003): Dichter dran: Burn-out. David Wagner sucht Rat und Hilfe im Stadtmagazin. In: DIE ZEIT Nr. 28/2003, abrufbar im Archiv unter: https://www.zeit.de/2003/28/Titel_2fDichter_28.
- Wagner, Peter (2011): Motivation: Am Ende nur noch zynisch. In: DIE ZEIT Nr. 17/2011, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2011/17/C-Zynismus/komplettansicht>.
- Werdes, Alexandra (2007): Berufsunfähigkeit: Arbeit essen Seele auf. In: DIE ZEIT Nr. 38/2007, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2007/38/C-Arbeit-macht-krank>.
- Willmann, Urs (2008): Ausgebrannte Helden. In: DIE ZEIT Nr. 9/2008, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/2008/09/FiS-09/komplettansicht>.
- Willmann, Urs (2014): Stress: Lebensgefährte Stress. In: ZEIT Wissen Nr. 3/2014, abrufbar im Archiv unter: <https://www.zeit.de/zeit-wissen/2014/03/umgang-mit-stress>.

Süddeutsche Zeitung (SZ)

- Beck, Sebastian: Burn-out-Syndrom: Die Müdigkeit der Rastlosen. Auf: sueddeutsche.de, 17.05.2010, abrufbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/karriere/2.220/burn-out-syndrom-die-muedigkeit-der-rastlosen-1.409132> (zuletzt eingesehen am 26.11.2019).
- Bohsem, Guido (2012a): Fleißig, flexibel – und krank. In: Süddeutsche Zeitung vom 17.08.2012, S. 17.
- Bohsem, Guido (2012b): Morbus iPhone. In: Süddeutsche Zeitung vom 5. Oktober 2012, S. 21.
- Bohsem, Guido/Haas, Sibylle (2012): Stress, lass nach. SPD-Länder wollen, dass Firmen Burn-out bekämpfen. In: Süddeutsche Zeitung vom 30.10.2012, S. 17.
- Bogacki, Marie-Yvonne (1994): „Nö, der flimmert nicht“. In: Süddeutsche Zeitung vom 15.06.1994, BEILAGE, S. 913.
- Brömmeling, Ulrich (2012): Arbeiten bis der Arzt kommt. In: Süddeutsche Zeitung vom 18.08.2012, S. 22.
- Bruckner, Johanna (2013): Umgang mit Stress: Kopf in den Sand macht krank. In: Süddeutsche Zeitung vom 30.10.2013, S. (im Archiv keine Angabe).
- Brunner, Ingrid (2001): Bildung und Beruf: Bevor das Feuer erlischt. In: Süddeutsche Zeitung vom 03./04.03.2001, S. V1/1.
- Dilk, Anja (1999): Wenn die Arbeit zur Droge wird. Workaholismus ist kein Randphänomen mehr, trotzdem wird die Krankheit in der Leistungsgesellschaft oft nicht ernstgenommen. In: Süddeutsche Zeitung vom 16.01.1999, S. 53.
- Emundts, Corinna (1999): Lehrer: Eine Arbeit, die krank macht? Ausbrennen im 45-Minuten-Takt. In: Süddeutsche Zeitung vom 17.04.1999, S. 3.
- Fiedler, Maria (2012): Strategien gegen Stress. In: Süddeutsche Zeitung vom 17.11.2012, S. V211.
- Geschuhn, Andreas (2000): Fortschritt der Reform zum Trotz. In: Süddeutsche Zeitung vom 13.01.2000, S. 44.
- Gestmann, Michael (2000): Ein Jahr im Beruf – dreimal so stressig wie früher. In: Süddeutsche Zeitung vom 09.–10.12.2000, S. V1-1.
- Haas, Sibylle/Wolff, Verena (2012): Müde, antriebslos und zynisch. In: Süddeutsche Zeitung vom 30.10.2012, S. 26.
- ila/SZ (1999): Ausgelaugt und ausgebrannt. In: Süddeutsche Zeitung, Landkreis Fürstenfeldbruck, vom 11.01.1999, S. 4.
- Köhler, Willi (1994): Jahrmarkt der Suggestionen und Simulationen. Edward Shorter zur Geschichte der psychosomatischen Krankheiten. In: Süddeutsche Zeitung vom 09.11.1994, S. 914.
- Krempel, Stefan (2000): Die New-Economy unter Drogen. In: Süddeutsche Zeitung vom 24.10.2000, S. V2-17.
- Lebert, Stephan (1994): Streß – die ‘Seuche des 20. Jahrhunderts’? Rasend ins schwarze Loch. In: Süddeutsche Zeitung vom 08.10.1994, S. 3.
- Mohr, Rita (1997): Streß im Beruf kann viele Gesichter haben. Nervenflimmern bis zum ‘Burnout’. In: Süddeutsche Zeitung vom 19.04.1997, S. 801.
- Muz, Alexandra (1994): Ein Kinderkarussell, dessen Tempo gedrosselt werden soll. In: Süddeutsche Zeitung vom 09.11.1994, S. 64.
- Paschen, Olf (1995): Rückenschmerzen und emotionale Erschöpfung: Wenn Pflegekräfte selbst zu Patienten werden. In: Süddeutsche Zeitung, Landkreis Fürstenfeldbruck, vom 20.09.1995, S. 1.

- Pförtner-Hüttner, Renate (1997): Ärzte und Theologen vermissen die alten Ideale: Hilfen für enttäuschte Helfer. In: Süddeutsche Zeitung vom 20.11.1997, S. 52.
- Reicherzer, Judith (2001): Manager mit Burnout-Syndrom: „Weinen können, das wäre schon fast wieder Glück“: Kopfmenschen entdecken ihren Bauch. In: Süddeutsche Zeitung vom 04.01.2001, S. 3.
- Rheinz, Hanna (1994): Wenn berufliches Feuer zur Asche wird. In: Süddeutsche Zeitung vom 31.12.1994, S. 801.
- Sogorski, Lara (2011): Glück ist Chefsache. Wenn Arbeit krank macht: Rezepte gegen Burn-out. In: Süddeutsche Zeitung vom 18.11.2011, S. 19.
- Steinkohl, Sibylle/Hölper, Sabine (2003): Nach dem Bekanntwerden von Sebastian Deislers Depression: „Das wird anderen Betroffenen Mut machen“. In: Süddeutsche Zeitung vom 25.11.2003, S. 38.
- SZ/AFP (2012): Volkskrankheit Burnout. Psychische Probleme machen immer mehr Menschen zu schaffen. Viele gehen vorzeitig in Rente. In: Süddeutsche Zeitung vom 02.05.2012, S. 19.
- SZ (2008a): Was ist Burnout? In: Süddeutsche Zeitung vom 29.11.2008, S. V2/9.
- SZ (2008b): Wie entsteht Burnout? In: Süddeutsche Zeitung vom 29.11.2008, S. V2/9.
- tst (1994): Depression nach Infarkt verschlechtert Heilung. In: Süddeutsche Zeitung vom 20.01.1995, S. 50.
- Weber, Christian (2011): Die Burn-out-Hysterie. In: Süddeutsche Zeitung vom 22.10.2011, S. 24.
- Weinfurter, Ilse (1997): In der Lebenskrise kann die Arbeit zur krankhaften Sucht werden. In: Süddeutsche Zeitung, Freising, vom 06.05.1997, S. 2.

8.1.7 Populärwissenschaftliche Zeitschriften und Publikationen

Aus dem 19. Jahrhundert

- Reveillée-Parise, Joseph-Henri (1840): Gesundheitslehre für Geistigbeschäftigte. Weimar: Voigt. Online abrufbar unter: https://books.google.de/books?id=46o_AAAAcAAJ&pg=PA220&dq=ausgebrannt+melancholie&hl=de&sa=X&ved=0ahUKEwigqKHf2Z3fAhUGUBUIHYRPFYQ6AEIKDAA#v=onepage&q=ausgebrannt%20melancholie&f=false (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).

Apotheken Umschau (AU)

- AU (1970a): Am Wochenende droht der Herzinfarkt. In: Apotheken Umschau 2/1970.
- AU (1970b): Sind Sie Typ A oder eher Typ B? In: Apotheken Umschau 5/1970, S. 2–3.
- AU (1974): Die sieben Gründe für chronische Müdigkeit. In: Apotheken Umschau 5/1974, S. 10–11.
- AU (1975): Gibt es Stress wirklich? In: Apotheken Umschau 5/1975, S. 21.
- AU (1982): Selbst gemachter Streß birgt Gefahren. In: Apotheken Umschau 11/1982-A, S. 34.
- AU (1985): Lassen Sie sich nicht nervös machen! In: Apotheken Umschau 3/1985-B, S. 24–25.
- AU (1992): Vorsicht: Streß ist ein Krankmacher. In: Apotheken Umschau 1/1992-B, S. 23.
- AU (1995a): Erkennen Sie Ihren Streßfaktor? In: Apotheken Umschau 3/1995-A, S. 64–65.
- AU (1995b): Immer so müde. Das müssen Sie tun. In: Apotheken Umschau 9/1995-A, S. 40–41.
- AU (1995c): Bewußter und gesünder leben: Wer nicht abschalten kann, wird krank. In: Apotheken Umschau 7/1995-A, S. 34–35.

- AU (1995d): Das Burnout-Syndrom. Wenn man sich wie „ausgebrannt“ fühlt. In: Apotheken Umschau 10/1995 B, S. 12–13.
- AU (1997): Burnout-Syndrom. Total ausgebrannt – und jetzt? In: Apotheken Umschau 12/1997 A, S. 20–23.
- AU (1998): Vorsicht Herzinfarkt. In: Apotheken Umschau 8/1998-B, S. 8–14.
- AU (1999a): Chronic Fatigue Syndrome (CFS): „Ich bin immer furchtbar müde. In: Apotheken Umschau 10/1999-B, S. 24–25.
- AU (1999b): Beruf. Streßfaktor Nummer 1. In: Apotheken Umschau 10/1999-B, S. 54.
- AU (2001): Stressvorsorge. Kontrolle zurückgewinnen. In: Apotheken Umschau 9/2001-A, S. 17.
- AU (2005a): „Stress? Ohne mich!“ In: Apotheken Umschau 3/2005-B, S. 10–16.
- AU (2005b): Erst Feuer und Flamme, dann ausgebrannt. In: Apotheken Umschau 5/2005-B, S. 40–42.
- AU (2010a): Vom Chef umsorgt statt ausgebrannt. In: Apotheken Umschau 8/2010-A, S. 6.
- AU (2010b): Hohe Arbeitsbelastung schlägt auf die Seele. In: Apotheken Umschau 10/2010-A, S. 7.
- AU (2011a): Zu viel Arbeit ist ungesund. In: Apotheken Umschau 2/2011-B, S. 7.
- AU (2011b): Was verbirgt sich hinter einer „Erschöpfungsdepression“? Auf: www.apotheken-umschau.de vom 02.03.2011 (abgerufen am 24.11.2012).
- AU (2011c): Burnout: Jeder zehnte deutsche Berufstätige gefährdet. Auf: www.apotheken-umschau.de vom 10.10.2011 (abgerufen am 24.11.2012).
- AU (2011d): Burnout-Syndrom. Auf: <http://www.apotheken-umschau.de/burnout>, Version vom 18.10.2011 (abgerufen am 24.11.2012).
- AU (2011e): Burnout: Perfektionisten sind gefährdet. Auf: www.apotheken-umschau.de vom 23.11.2011 (abgerufen am 24.11.2012).
- AU (2012a): Burn-out: Perfekt in die Krise. In: Apotheken Umschau 1/2012-B, S. 6–7.
- AU (2012b): Burn-out-Syndrom. Wenn die innere Flamme erlischt. In: Apotheken Umschau 6/2012-B, S. 19.
- AU (2013): Burn-out-Syndrom. Auf: [www.apotheken-umschau.de/Apotheken Umschau](http://www.apotheken-umschau.de/Apotheken%20umschau), Stand 05.03.2013 (abgerufen am 06.03.2013).
- AU (2014): „Die Hemmschwelle ist gesunken“. Interview mit Norbert Schmacke. In: Apotheken Umschau 5/2014-A, S. 16.
- AU (2015): Weniger Burnout. Apotheken Umschau 2/2015 A, S. 7.
- AU (2017a): Gefahr erkannt: So schütze ich mich. In: Apotheken Umschau 2/2017-A, S. 16–18.
- AU (2017b): Wandel produziert Krankheiten. In: Apotheken Umschau 2/2017-A, S. 16–18.
- AU (2017c): Burn-out: Symptome, Ursachen, Therapie. Auf [apotheken-umschau.de](http://www.apotheken-umschau.de), Stand: 13.07.2017, abrufbar unter: <https://www.apotheken-umschau.de/burnout?contentNotFound=true#Test-Bin-ich-Burn-out-gefaehrdet>, zuletzt abgerufen am 01.12.2019.
- AU (2017d): Test: Bin ich Burn-out-gefährdet? In: AU (2017c) (zuletzt abgerufen am 01.12.2019).
- Aust, Michael (2015): Die hohe Kunst des Entspannens. In: Apotheken Umschau 5/2015-A, S. 22–26.
- Engelmann, Diana (2017): Grenzen spüren. In: Apotheken Umschau 2/2017-A, S. 13–15.
- Essig, Ute (2010): Endlich abschalten. In: Apotheken Umschau 12/2010-B, S. 10–15.
- Haltmeier, Hans (2017): Stress, der auf der Seele brennt. In: Apotheken Umschau 2/2017-A, S. 3.
- Kandler-Schmitt, Barbara (2013): Nur kein Stress! In: Apotheken Umschau 12/2013-B, S. 10–16.
- Reinbold, Fabian (2010): Am Ende der Kräfte. Chronische Erschöpfung. In: Apotheken Umschau 10/2010-A, S. 46–49.

- Rotherbl, Julia (2011): „Mit leerem Rucksack nach Hause gehen“. Interview mit Matthias Burisch. In: Apotheken Umschau 10/2011-A, S. 34–37.
- Schuster, Nicole (2012): Schulstress bei Jugendlichen. Auf: [www.apotheken-umschau.de/Apotheken Umschau](http://www.apotheken-umschau.de/Apotheken-Umschau), Stand 23.11.2012 (abgerufen am 24.11.2012).
- Schweiger, Stefan (2012): Aktiv gegen Burn-out. In: Apotheken Umschau 11/2012-A, S. 22–26.
- Wolfrum, Christine (2011): Depression erkennen und richtig behandeln. In: Apotheken Umschau 11/2011-B, S. 10–15.
- Wolfrum, Christine/Jackus, Ullrich (2012): Gesund im Job. In: Apotheken Umschau 3/2012-A, S. 10–16.
- Wolfrum, Christine/Steinmüller, Christian (2014): Mit Vollgas in die Erschöpfung: Burn-out. In: Apotheken Umschau 05/2014-A, S. 10–15.
- Kurznotizen zu Burnout ohne Titel in folgenden Ausgaben:
 Apotheken Umschau 04/2010-A, S. 18.
 Apotheken Umschau 04/2010-B, S. 20.
 Apotheken Umschau 07/2011-B, S. 7.

Psychologie Heute (PH)

- Aronson, Elliot/Pines, Ayala M./Kafry, Ditsa (1983): Ausgebrannt. In: Psychologie Heute, 10/1983, S. 21–27.
- Benkert, Otto (2011): Stress und Depression. In: Psychologie Heute compact, Heft 27/2011, S. 44–49.
- Binkert, Dörte (2009): Eine Auszeit nehmen? Ein Interview mit RuthENZler Denzler. In: Psychologie Heute 5/2009, S. 30–31.
- Braun, Walter (2002): Jeder ist seines Stresses Schmied. In: Psychologie Heute 2/2002, S. 26–27.
- Burisch, Matthias (1994b): Ausgebrannt, verschlissen, durchgerostet. In: Psychologie Heute 9/1994, S. 22–26.
- Burisch, Matthias (2000): Was hilft gegen Burnout im Beruf. Von Nonnen lernen. Rezension von C. Cherniss (1999): Jenseits von Burnout und Praxisschock. Hilfen für Menschen in lehrenden, helfenden und beratenden Berufen. Übersetzt von Prof. Wolfgang Müller. Beltz: Weinheim. In: Psychologie Heute 4/2000, S. 72.
- Ernst, Heiko (1980): Ehrgeizig, überpünktlich, fleißig: Mit Volldampf in den Herzinfarkt. In: Psychologie Heute 12/1980, S. 22.
- Ernst, Heiko (1983): Lachen, um nicht zu weinen. In: Psychologie Heute 11/1983, S. 24–25.
- Ernst, Heiko (2000): Das Stressparadox. In: Psychologie Heute 07/2000, S. 20–27.
- Ernst, Heiko (2002a): Stress, hausgemacht. In: Psychologie Heute 3/2002, S. 3.
- Ernst, Heiko (2002b): Ach, wir sind des Treibens müde. In: Psychologie Heute 10/2002, S. 3.
- Ernst, Heiko (2010): Zählen Sie von eins bis Zen! In: Psychologie Heute 12/2010, S. 3.
- Ernst, Heiko (2011): „Ich möchte lieber nicht ...“ In: Psychologie Heute 11/2011, S. 3.
- Ernst, Heiko (2013a): Bundesstressrepublik Deutschland. In: Psychologie Heute 4/2013, S. 3.
- Ernst, Heiko (2013b): Mildernde Umstände. In: Psychologie Heute 7/2013, S. 3.
- Ernst, Heiko (2014a): Die größte Freud'. In: Psychologie Heute 1/2014, S. 3.
- Ernst, Heiko (2014b): Vom Muss zur Muße: Gute Erholung! In: Psychologie Heute 8/2014, S. 3.
- Finck, Hans (1992): Chronische Müdigkeit: Die Krankheit einer kranken Zivilisation? In: Psychologie Heute, 4/1992, S. 24–29.
- Heitkampfer, Edith (2017): Die Herz-Seele-Connection. In: Psychologie Heute 3/2017, S. 58–62.

- Kerber, Bärbel (2000): Arbeiten bis zum Umfallen. In: *Psychologie Heute* 11/2000, S. 30–35.
- Kleinschmidt, Carola (2017): Arbeiten nach dem Burnout. In: *Psychologie Heute* 4/2017, S. 70–72.
- Krumpholz-Reichel, Anja (2002): Die große Müdigkeit. In: *Psychologie Heute* 10/2002, S. 20–29.
- Krumpholz-Reichel, Anja (2004): Ein Lehrer kann seine Schüler nicht einfach entlassen, wenn sie ihm nicht passen. Interviewpartner: Bauer, Joachim. In: *Psychologie Heute*, 1/2004, S. 34–38.
- Langosch, Nele (2017): Dossier Beruf & Leben – Der Jobmotor: Was uns antreibt. In: *Psychologie Heute* 1/2017, S. 70–76.
- Leggewie, Claus (2011): Die Ohnmacht der Getriebenen. In: *Psychologie Heute* 9/2011, S. 33–36.
- Metzger, Jochen (2014): Strategie, Taktik, Burnout – Zur Psychologie des Fußballtrainers. In: *Psychologie Heute* 6/2014, S. 70–74.
- Mrechar, Renate I. (1997): Nicht jede Lehrkraft ist gestreßt. In: *Psychologie Heute* 12/1997, S. 42.
- Nelting, Manfred (2016): Sind Sie Burnout-gefährdet? Auszug aus Nelting, Manfred (2014): Burn-out. Wenn die Maske zerbricht. In: *Psychologie Heute* 1/2016, S. 25.
- Nolte, Anke (2008): Der entspannte Lehrer. In: *Psychologie Heute* 12/2008, S. 72–79.
- Nuber, Ursula (2002): „Das schaffe ich schon!“. Wie Sie gelassener durchs Leben kommen. In: *Psychologie Heute*, 2/2002, S. 21–25.
- Nuber, Ursula (2015a): Liebe Leserin, lieber Leser. In: *Psychologie Heute* 5/2015, S. 3.
- Nuber, Ursula (2015b): Liebe Leserin, lieber Leser. In: *Psychologie Heute* 1/2015, S. 3.
- Nuber, Ursula (2015c): Liebe Leserin, lieber Leser. In: *Psychologie Heute* 9/2015, S. 3.
- Nuber, Ursula (2016a): Liebe Leserin, lieber Leser. In: *Psychologie Heute* 1/2016, S. 3.
- Nuber, Ursula (2016b): Liebe Leserin, lieber Leser. In: *Psychologie Heute* 10/2016, S. 3.
- Otto, Anne (2016): Unsere erschöpften Kinder. Interview mit Michael Schulte-Markwort. In: *Psychologie Heute* 9/2016, S. 12–15.
- Paulus, Jochen (2014): Hier irrt der Psychosomatiker! In: *Psychologie Heute*, 8/2014, S. 76–80.
- Psychologie Heute (1975a): Humanisierung des Arbeitslebens. Einige Vorbemerkungen zu einem Reform-Programm der Bundesregierung. In: *Psychologie Heute* 2/1975, S. 9–14.
- Psychologie Heute (1975b): Humanisierung des Arbeitslebens (II). In: *Psychologie Heute* 3/1975, S. 69–71.
- Psychologie Heute (1977): Humanisierung des Arbeitslebens. Mehr als ein Sandkastenspiel. In: *Psychologie Heute* 9/1977, S. 39–46.
- Robinson, Bryan (2000): Zehn Mythen über Workaholics. In: *Psychologie Heute* 4/2000, S. 48–53.
- Ruhwandl, Dagmar (2009): Burn-out: Am Rande des Nervenzusammenbruchs. In: *Psychologie Heute* 5/2009, S. 18–24.
- Schmidbauer, Wolfgang (1977): Unsere kranken Therapeuten. In: *Psychologie Heute* 9/1977, S. 53–56.
- Schmidbauer, Wolfgang (2009): Das Helfer-Syndrom heute. In: *Psychologie Heute* 2/2009, S. 62–67.
- Schönberger, Birgit (2013): Eine Art von Begehren nach Welt. Interview mit Hartmut Rosa. In: *Psychologie Heute* 1/2013, S. 34–38.
- Schönberger, Birgit (2016a): Ausgebrannt. In: *Psychologie Heute* 1/2016, S. 18–21.
- Schönberger, Birgit (2016b): Ich kann unmöglich allem gerecht werden. Interview mit Gunther Schmidt. In: *Psychologie Heute* 1/2016, S. 22–24.
- Schulze, Beate (2009): Burnout – Wer ist gefährdet? In: *Psychologie Heute* 5/2009, S. 26–29.

- Schulze, Beate (2011): Burnout – Was uns gefährdet. Was uns schützt. In: *Psychologie Heute compact* 27, S. 43–45.
- Sentker, Ralf (2003): Stress im Kinderzimmer. In: *Psychologie Heute* 2/2003, S. 46–51.
- Smolka, Dieter (1997): „Die Haut der Lehrer ist dünner geworden“ Interview mit Hermann Brezing, Lothar Dunkel und Hermann Meidinger. In: *Psychologie Heute* 12/1997, S. 43–45.
- Smolka, Dieter (2000): Ausgebrannt im Klassenzimmer. In: *Psychologie Heute* 4/2000, S. 38–43.
- Speck, Maria/Horsch, Evelyn (2005): Berufsrisiko Psychotherapie: Ist Leid ansteckend? In: *Psychologie Heute* 6/2005, S. 64–69.
- Tenzer, Eva (2011a): Ungehorsam – Prophylaxe gegen Burnout. In: *Psychologie Heute* 11/2011, S. 26–28.
- Tenzer, Eva (2011b): Burnout ist eine Form der Depression. Interview mit Isabella Heuser. In: *Psychologie Heute* 12/2011, S. 30–33.
- Ustorf, Anne-Ev (2011): Gefallene Helden. In: *Psychologie Heute* 9/2011, S. 64–69.
- Ustorf, Anne-Ev (2012): Seelsorge: Gut sein tut auf Dauer nicht gut. In: *Psychologie Heute* 10/2012, S. 34–37.
- Wolf, Christian (2013): Psychiater zweifeln an Burnout. In: *Psychologie Heute* 10/2013, S. 11.

Weitere populärwissenschaftliche Zeitschriften und Bücher

- Altstötter-Gleich, Christine (2016): Wie viel Perfektionismus darf es sein? In: *Gehirn&Geist Dossier* 1/2016, S. 74–78.
- Burisch, Matthias (1985): Der leere Lehrer. In: *Hamburger Lehrerzeitung* 1/1985, S. 8–11.
- Ducki, Antje (2016): Mäßigt euch! In: *Gehirn&Geist Dossier* 1/2016, S. 80–85.
- Eberle, Ute (2014): Erschöpfungszustand: Was ist Burnout? In: *Geo kompakt* Nr. 40/2014, S. 20–29.
- Falkai, Peter (2016): Eine scheinbare Pandemie. In: *Gehirn&Geist Dossier* 1/2016, S. 20–25.
- Frömel, Susanne/Recht, Regina (2011): Burnout-Syndrom – Das verlorene Selbst. In: *Geo Wissen* Nr. 48/2011, S. 42–57.
- Gehirn&Geist (2016): Sind Sie ausgebrannt. In: *Gehirn&Geist Dossier* 1/2016, S. 23.
- GEOWISSEN (2011): Wie gestresst sind Sie? In: *GEOWISSEN* Nr. 48/2011, S. 124–125.
- Keck, Martin/Holsboer, Florian (2016): Behandlung nach Maß. In: *Gehirn&Geist Dossier* 1/2016, S. 66–71.
- Kraft, Ulrich (2005): Arbeit: Ausgebrannt. In: *Gehirn&Geist* 11/2005, S. 12–19.
- Meckel, Miriam (2013): Brief an mein Leben. Erfahrungen mit einem Burnout. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Melchers, Martin/Plieger, Thomas: Elf Mythen über Burnout. In: *Gehirn&Geist Dossier* 1/2016, S. 12–18.
- Nelting, Manfred (2010): Burn-out – Wenn die Maske zerbricht. Wie man Überlastung erkennt und neue Wege geht. München: Mosaik bei Goldmann.
- Reuter, Martin (2016): Spurensuche im Erbgut. In: *Gehirn&Geist Dossier* 1/2016, S. 43–47.
- Schmitz, Tobias (2015): Das erschöpfte Ich In: *Stern* 50/2015, S. 51–60.
- Simon, Peter Claus (2011): Das Burnout-Syndrom: Wie eine „Aufwärtsspirale“ in den Abgrund führt. In: *Geo Wissen* Nr. 48/2011, S. 56–57.
- Wagner, Beate (2012/2013): „Sagen Sie einfach mal stopp!“. Interview mit Wolfgang Panter. In: *Focus Gesundheit – Die Psyche*, Dezember/Januar 2012/2013, S. 49.

8.1.8 Quellen von Internetportalen

Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz: <https://www.gesetze-im-internet.de>
(Stand: November 2019)

DIMDI: Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information: <https://www.dimdi.de/dynamic/de/startseite/>

Netdoktor:

- Dobmeier, Julia (2016): Burnout: <http://www.netdoktor.de/krankheiten/burnout/praevention/>, zuletzt abgerufen am 15.6.2016 (aktuell wird diese Seite auf die aktuellere Artikelversion umgeleitet).
- Dobmeier, Julia/Fux, Christiane (2018): Burnout: <http://www.netdoktor.de/krankheiten/burnout/>, Text vom 28. Juni 2018 (zuletzt abgerufen am 03.12. 2019)
- Bannert, Andrea (2018): Ein Virus namens Burnout: <http://www.netdoktor.de/magazin/ausgebrannte-teams-ein-virus-namens-burnout/>, Text vom 28. Juni 2018 (zuletzt abgerufen am 03.12. 2019)
- netdoktor.de (2013): Burnout. Bedrohung fürs Herz: <http://www.netdoktor.de/news/burnout-bedrohung-fuers-herz/>, Text vom 13. März 2013 (zuletzt abgerufen am 03.12.2019)
- netdoktor.de (2019): Über NetDoktor: <https://www.netdoktor.de/ueber-uns/> (zuletzt abgerufen am 03.12.2019)

Onmeda:

- Nagel, Geraldine (2019): Burnout-Syndrom: Ausgebrannt und erschöpft: https://www.onmeda.de/krankheiten/burnout_syndrom.html, Text vom 14. Februar 2019 (zuletzt abgerufen am 03.12. 2019)
- Nagel, Geraldine (2018): Burnout-Syndrom: Ausgebrannt und erschöpft: https://www.onmeda.de/krankheiten/burnout_syndrom.html, Text vom 17. Juli 2018 (zuletzt abgerufen am 26.03.2019).
- Onmeda (2019): Über uns: Qualitätsrichtlinien: https://www.onmeda.de/ueber_uns-qualitaetsrichtlinien-4209-3.html (zuletzt abgerufen am 03.12.2019).
- Onmeda/Jaggi, Ferdinand (2019): Burnout-Test, abrufbar unter: https://www.onmeda.de/selbsttests/burnout_test.html

Wikipedia:

- <https://de.wikipedia.org/wiki/Burn-out> und Versionengeschichte 2004–2015, abrufbar unter <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Burn-out&action=history>, (zuletzt eingesehen am 03.12.2019).
- https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:Wie_schreibe_ich_gute_Artikel&oldid=188510203#Begriffsdefinition_und_Einleitung (Artikelstand: 13.05.2019, zuletzt eingesehen am 03.12.2019).
- https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:Wie_schreibe_ich_gute_Artikel&oldid=3945206#Definition_des_Begriffs_und_%C3%9Cberschriften (in der Artikelfassung vom 21.12.2004, zuletzt eingesehen am 23.6.2019).
- <https://de.wikipedia.org/wiki/Modekrankheit> (zuletzt abgerufen am 16.11.2019)
- https://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:Was_Wikipedia_nicht_ist, (zuletzt abgerufen am 03.12.2019)
- <https://de.wikipedia.org/wiki/Benutzer:H.-P.Haack> (zuletzt abgerufen am 03.12.2019)

- https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wikipedia:Neutraler_Standpunkt&oldid=187247426 (Artikelstand: 04.04.2019, zuletzt eingesehen am 03.12.2019).
- [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Begriff_\(Philosophie\)&oldid=177395919](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Begriff_(Philosophie)&oldid=177395919) (Artikelstand vom 13.05.2019, zuletzt eingesehen am 03.12.2019)
- <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Begriff&oldid=188998655> (Artikelstand vom 28.05.2019, zuletzt eingesehen am 03.12.2019).

8.1.9 Texte (gesundheits-)politischer Akteure

- Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (Käte Strobel) (1970): Approbationsordnung für Ärzte. In: Bundesgesetzblatt, Jahrgang 1970, Teil 1. Einsehbar unter: https://www.bgbl.de/xaver/bgbl/start.xav?start=%2F%2F%5B%40attr_id%3D%27bgbl170098.pdf%27%5D#__bgbl__%2F%2F%5B%40attr_id%3D%27bgbl170098.pdf%27%5D__1491226457152, (zuletzt abgerufen am 01.12.2019).
- Bundesregierung (2012a): Antwort auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Jutta Krellmann, Sabine Zimmermann, Dr. Martina Bunge, weiterer Abgeordneter und der Fraktion DIE LINKE, Drucksache 17/9287 (05.04.2012) zu „Psychische Belastungen in der Arbeitswelt“, Drucksache 17/9478 (30.04.2012), abrufbar unter: <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/17/094/1709478.pdf>, Stand Mai 2017.
- Bundesregierung (2012b): Antwort auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Beate Müller-Gemmeke, Markus Kurth, Brigitte Pothmer, weiterer Abgeordneter und der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN, – Drucksache 17/10026 zu „Aufsichtstätigkeit beim Arbeitsschutz“, abrufbar unter: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/17/102/1710229.pdf>, Stand Mai 2017.
- Burisch, Matthias (2012): Burnout vorbeugen. Herausgeben von der Techniker Krankenkasse. Hamburg.
- DGPPN (2012) = Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (2012) Positionspapier der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) zum Thema Burnout. 9.3.2012. Autorinnen und Autoren des Positionspapiers sind: Mathias Berger, Michael Linden, Elisabeth Schramm et al. Online abrufbar unter: <https://idw-online.de/de/news467247>. (zuletzt abgerufen am 13.10.2019).
- Hegerl, Ulrich/Stiftung Deutsche Depressionshilfe (2011): Pressemitteilung: Fünf Gründe gegen das Modewort Burnout. Online abrufbar unter: <https://idw-online.de/de/news448928> (zuletzt eingesehen am 16.11.2019).
- IG-Metall/Böhm, Michaela (2011): Ausgebrannt. Betriebsräte als Lotsen für Burnout-Betroffene. Frankfurt am Main: IG-Metall Vorstand.

8.2 Sekundärliteratur

- Abelson, Raziel (1967): Definition. In: Edwards, Paul (Hg.): The Encyclopedia of Philosophy, Band 2, New York/London: Macmillan, S. 314–324.

- Adamzik, Kirsten (2002): Zum Problem des Textbegriffs. Rückblick auf eine Diskussion. In: Fix, Ulla/Adamzik, Kirsten/Antos, Gerd/Klemm, Michael (Hg.): Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Antworten auf eine Preisfrage. Frankfurt am Main: Lang, S. 163–182.
- Adamzik, Kirsten (2004): Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Arbeitshefte, Band 40).
- Adamzik, Kirsten (2018): Fachsprachen: die Konstruktion von Welten. Tübingen: Narr Francke Attempto (UTB, Band 4962).
- Angermüller, Johannes (2007): Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich. Bielefeld: transcript.
- Angermüller, Johannes (2014): Polyphonie. In: Wrana, Daniel/Ziem, Alexander/Reisigl, Martin et al. (Hg.): DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung, Berlin: Suhrkamp (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Band 2097), S. 301.
- Angermüller, Johannes/Scholz (2013): Semantische und kommunikative Dimensionen diskursiven Wandels. Ein integrativer Ansatz zur Analyse der Makro- und Mikrostrukturen am Beispiel des Bologna-Diskurses. In: Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (Hg.): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 287–318.
- Antonovsky, Aaron (1997): Salutogenese: zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: Dgvt-Verlag (Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Band 36).
- AOK (2019): Krankheit. In: Lexikon der AOK, abrufbar unter: https://www.aok-bv.de/lexikon/k/index_00448.html, zuletzt eingesehen am 09.11.2019.
- Aristoteles (2004): Topik. Übers. u. komm. von Tim Wagner und Christoph Rapp. Stuttgart: Reclam.
- Aristoteles (2011): Zweite Analytik: griechisch – deutsch. Hg. von Wolfgang Detel. Hamburg: Meiner (Philosophische Bibliothek, Band 633).
- Arntz, Reiner/Picht, Heribert/Mayer, Felix (⁶2009): Einführung in die Terminologearbeit. Hildesheim/Zürich et al.: Olms.
- Arntz, Reiner/Picht, Heribert/Schmitz, Klaus-Dirk (⁷2014): Einführung in die Terminologearbeit. Hildesheim et al.: Olms.
- Astleitner, Hermann (2011): Theorieentwicklung für SozialwissenschaftlerInnen. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.
- Baethge, Christopher (2008): Die Sprachen der Medizin. In: Deutsches Ärzteblatt 105 (3), S. 37–40. Online frei abrufbar unter: DOI: 10.3238/arztebl.2008.0037 (zuletzt eingesehen am 28.11.2019).
- Bär, Jochen (2000): Deutsch im Jahr 2000. Eine sprachhistorische Standortbestimmung. In: Eichhoff-Cyrus, Karin M./Hoberg, Rudolf (Hg.): Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende: Sprachkultur oder Sprachverfall? Band 1. Mannheim et al.: Dudenverlag, S. 9–34.
- Bär, Jochen (2013): Eine kurze Geschichte der deutschen Sprache. Online frei zugänglich unter: <http://85.214.96.74:8080/baerneu/sprachgeschichte/>, zuletzt eingesehen am 03.09.2021.
- Bär, Jochen A. (2015): Hermeneutische Linguistik. Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation. Grundzüge einer Systematik des Verstehens. Berlin/München/Boston: de Gruyter.
- Bauer, Laury (1994): Watching English Change: An Introduction to the Study of Linguistic Change in Standard Englishes in the Twentieth Century. London et al.: Longman.
- Baumann, Klaus-Dieter (1998): Das Postulat der Exaktheit für den Fachsprachengebrauch. In: Hoffmann, Lothar/Kalverkämper, Hartwig/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Fachsprachen. Languages for Special Purposes. Ein internationales Handbuch zur

- Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 14.1), S. 373–377.
- Baus, Magdalene/Sandig, Barbara (1985): Gesprächspsychotherapie und weibliches Selbstkonzept. Sozialpsychologische und linguistische Analyse eines Falles. Hildesheim: Olms.
- Becker, Andrea (2001): Populärmedizinische Vermittlungstexte: Studien zur Geschichte und Gegenwart fachexterner Vermittlungsvarietäten. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik, Band 225).
- Belica, Cyril (2001): Kookkurrenzdatenbank CCDB – V3.3. Eine korpuslinguistische Denk- und Experimentierplattform <<http://corpora.ids-mannheim.de/ccdb/>>, zuletzt eingesehen am 29.12.2019.
- Bendel Larcher, Sylvia (2015): Linguistische Diskursanalyse: ein Lehr- und Arbeitsbuch. Tübingen: Narr (Narr Studienbücher).
- Bender, Michael/Müller, Marcus (2020): Heuristische Textpraktiken in den Wissenschaften. Eine kollaborative Annotationsstudie zum akademischen Diskurs. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik (ZGL) 48 (1), S. 1–46.
- Bergenholtz, Henning (1978): Zu der Sprache der Psychologie und ihrer lexikographischen Erfassung. In: Henne, Helmut/Mentrup, Wolfgang/Möhn, Dieter et al. (Hg.): Interdisziplinäres deutsches Wörterbuch in der Diskussion. Düsseldorf: Schwann, S. 102–115.
- Berndt, Frauke/Tonger-Erk, Lily (2013): Intertextualität: eine Einführung. Mit einer Auswahlbibliographie von Sebastian Meixner. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Germanistik, Band 53).
- Biere, Bernd Ulrich (2007): „Linguistische Hermeneutik und hermeneutische Linguistik“. In: Hermanns, Fritz/Holly, Werner (Hg.): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik, Band 272), S. 7–21.
- Bierhoff, Hans-Werner/Petermann, Franz (2014): Forschungsmethoden der Psychologie. Göttingen et al.: Hogrefe (Reihe: Bachelorstudium Psychologie).
- Birkner, Karin (2006): Subjektive Krankheitstheorien im Gespräch. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion 7, S. 152–183. Online abrufbar unter: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2006/ga-birkner.pdf>, zuletzt abgerufen am 26.11.2019.
- Birkner, Karin/Vlassenko, Ivan (2015): Subjektive Theorien zu Krankheit und Gesundheit. In: Busch, Albert/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.): Handbuch Sprache in der Medizin. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen, Band 11), S. 135–153.
- Blühdorn, Hardarik (2001): Generische Referenz. Ein semantisches oder pragmatisches Phänomen? In: Deutsche Sprache 29 (1), S. 1–29.
- Blühdorn, Hardarik (2012): Die Würde des Menschen ist unantastbar. – Bedeutung von Adjektiven mit -bar In: Konopka, Marek/Schneider, Roman: Grammatische Stolpersteine digital – Festschrift für Bruno Strecker zum 65. Geburtstag. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, S. 49–54.
- Bohnsack, Ralf (2013): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse. Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 241–270.
- Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (2013): Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: Dies. (Hg.): Die dokumentarische

- Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–32.
- Bongaerts, Gregor (2007): Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory / Social Practice and Behavior – Reflections on the Practice Turn in Social Theory. *Zeitschrift für Soziologie* 36 (4), S. 246–260.
- Boulanger, Jean-Claude (1995): Présentation: images et parcours de la socioterminologie. In: *Méta. Journal des traducteurs* 40 (2), S. 194–205.
- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Braun, Vittoria/Pschyrembel Redaktion (2016): Syndrom. In: Pschyrembel Online, abrufbar unter: <https://www.pschyrembel.de/Syndrom/KOM29/doc/>, zuletzt eingesehen am 9.11.2019.
- Brinker, Klaus (1985): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik, Band 29).
- Brinker, Klaus (2005): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik, Band 29).
- Brinker, Klaus/Cölfen, Hermann/Pappert, Steffen (2014): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik, Band 29).
- Brünner, Gisela/Gülich, Elisabeth (Hg.) (2002): Krankheit verstehen. Interdisziplinäre Beiträge zur Sprache in Krankheitsdarstellungen. Bielefeld: Aisthesis.
- Bühler, Karl (1999): Sprachtheorie: die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz. Ungek. Neudruck der Ausgabe Jena 1934. Stuttgart et al.: Fischer (UTB, Band 1159).
- Bührer, Werner (2002): Wirtschaftliche Entwicklung in der Bundesrepublik. In: Bundeszentrale für politische Bildung/bpb (Hg.): Deutschland in den 70er/80er Jahren. Bonn, S. 14–19, auch online abrufbar unter: <http://www.bpb.de/izpb/9748/wirtschaftliche-entwicklung-in-der-bundesrepublik>, zuletzt eingesehen am 10.12.2019.
- Burger, Harald/Luginbühl, Martin (2014): Mediensprache: eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien. Berlin et al.: de Gruyter (De Gruyter Studium).
- Busch, Albert (1994). Laienkommunikation: Vertikalitätsuntersuchungen zu medizinischen Experten-Laien-Kommunikationen. Frankfurt am Main et al.: Lang (Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte, Band 26).
- Busch, Albert (1999): Semantische Vertikalitätstypik und diskursive Grundkonzepte in der Gesundheitskommunikation. In: Adamzik, Kirsten/Niederhauser, Jürg (Hg.): Wissenschaftssprache und Umgangssprache im Kontakt. Frankfurt/Main u. a.: Lang. (Germanistische Arbeiten zu Sprache und Kulturgeschichte, Band 38) S. 103–122.
- Busch, Albert (2006): Semantische Kämpfe in der Medizin. Ansätze zu einer Typologie der Wissenskämpfe. In: Felder, Ekkehard (Hg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften. Berlin/New York: de Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, Band 19), S. 47–72.
- Busch, Albert (2015): Medizindiskurse: Mediale Räume der Experten-Laien-Kommunikation. In: Busch, Albert/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.): Sprache in der Medizin. Berlin: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen, Band 11), S. 369–388.
- Busch, Albert/Spranz-Fogasy, Thomas (2015a): Vorwort. In: Dies. (Hg.): Handbuch Sprache in der Medizin. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen 11), S. IX–X.

- Busch, Albert/Spranz-Fogasy, Thomas (2015b): *Handbuch Sprache in der Medizin*. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen 11).
- Busch, Albert/Spranz-Fogasy, Thomas (2015c): *Sprache in der Medizin*. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hg.): *Handbuch „Sprache und Wissen“*. Berlin/Boston: de Gruyter (= Handbücher Sprachwissen 1), S. 335–357.
- Busch-Lauer, Ines-Andrea (2001): Kulturspezifität in englischen und deutschen Originaltexten – Medizin und Linguistik im Vergleich. In: Fix, Ulla/Habscheid, Stephan/Klein, Josef (Hg.): *Zur Kulturspezifität von Textsorten*. Tübingen: Stauffenburg (Textsorten, Band 3), S. 51–68.
- Busch-Lauer, Ines-Andrea (2007): Abstracts in der Wissenschaftskommunikation – Definition und Klassifikation. In: Auer, Peter/Baßler, Harald (Hg.): *Reden und Schreiben in der Wissenschaft*. Frankfurt am Main et al.: Campus, S. 99–114.
- Busch-Lauer (2009): Funktionale Varietäten und Stil. In: Fix Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hgg.): *Rhetorik und Stilistik*. Berlin et al.: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 31.2), S. 1722–1738.
- Buß, Marlen (i. Vorb.): Sprachliche Indikatoren für das Konzept der ›Betroffenheit‹. Eine diskurs- und gesprächsanalytische Untersuchung zu sprachlichen Indikatoren des Betroffenheitskonzepts in medizinischen Diskursen. Arbeitstitel des Dissertationsprojekts. Eine Beschreibung des Projekts ist einsehbar unter: <http://graduiertenplattform.sprache-und-wissen.de/projekte/laufende-projekte/marlen-buss/> (zuletzt eingesehen am 27.12.2019).
- Busse, Dietrich (1987): *Historische Semantik: Analyse eines Programms*. Stuttgart: Klett-Cotta (Sprache und Geschichte, Band 13).
- Busse, Dietrich (1997): Semantisches Wissen und sprachliche Information. Zur Abgrenzung und Typologie von Faktoren des Sprachverstehens. In: Pohl, Inge (Hg.): *Methodologische Aspekte der Semantikforschung*. Frankfurt am Main et al.: Lang (Sprache - System und Tätigkeit, Band 22), S. 13–34.
- Busse, Dietrich (2007): Diskurslinguistik als Kontextualisierung – Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Warnke, Ingo H. (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault*. Berlin/New York: de Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen, Band 25), S. 81–105.
- Busse, Dietrich (2009): *Semantik*. Paderborn: Fink
- Busse, Dietrich/Teubert, Wolfgang (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.): *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Bußmann, Hadumod (2002): Definition. In: Dies.: *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner, S. 148.
- Casagrande, Joseph B./Hale, Kenneth L. (1967): Semantic relationships in Papago folk-definitions. In: Hymes, Dell H. (Hg.): *Studies in Southwestern Ethnolinguistics*. The Hague (Studies in general anthropology, Band 3), S. 165–183.
- Cassiodorus, Flavius Magnus Aurelius/Pronay, Andreas (Hg.) (2014): *Einführung in die geistlichen und weltlichen Wissenschaften (Institutiones divinarum et saecularium litterarum)*. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von Andreas Pronay. Hildesheim/Zürich: Olms (Spudasmata, Band 163).
- Clark, Eve (1973): What's in a word? On the child's acquisition of semantics in his first language. In: Moore, Timothy E. (Hg.): *Cognitive development and the acquisition of language*. New York: Academic Press, S. 65–110.

- Cramer, Irene (2011): Definitionen in Wörterbuch und Text: Zur manuellen Annotation, korpusgestützten Analyse und automatischen Extraktion definitorischer Textsegmente im Kontext der computergestützten Lexikographie. Inauguraldissertation: TU Dortmund.
- Deppermann, Arnulf (1997): Glaubwürdigkeit im Konflikt. Rhetorische Techniken in Streitgesprächen. Prozeßanalyse von Schlichtungsgesprächen. Frankfurt am Main. et al.: Lang (Linguistik, Band 184).
- Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (2016): Sprachliche und kommunikative Praktiken: Eine Annäherung aus linguistischer Sicht. In: Dies. (Hg.): Sprachliche und kommunikative Praktiken. Berlin/Boston: de Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2015), S. 1–23.
- Descartes, René (2004): Meditationen. Dreisprachige Parallelausgabe Latein – Französisch – Deutsch. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Andreas Schmidt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Sammlung Philosophie, Band 5).
- Diaz-Bone, Rainer/Weischer, Christoph (2015): Definition. In: Dies. (Hg.): Methoden-Lexikon für die Sozialwissenschaften. Wiesbaden: Springer VS, S. 83.
- Dilthey, Wilhelm (1900/1968): Die Entstehung der Hermeneutik. In: Erdmann, Benno/Windelband, Wilhelm/Rickert, Heinrich et al. (Hg.): Philosophische Abhandlungen. Christoph Sigwart zu seinem siebzigsten Geburtstage (28. März 1900). Tübingen/Freiburg i. B./Leipzig: J. C. B. Mohr. Online abrufbar unter: <http://www.archive.org/stream/philosophischeab00tbuoft#page/200/mode/2up>, zuletzt eingesehen am 08.11.2019.
- Domasch, Silke (2006): Zum sprachlichen Umgang mit Embryonen. Semantische Konkurrenzen innerhalb des biomedizinischen Diskurses zur Präimplantationsdiagnostik. In: Felder, Ekkehard (Hg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften. Berlin/New York: de Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, Band 19), S. 99–125.
- Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (1994): Michel Foucault: jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Weinheim: Beltz, Athenäum.
- Dubislav, Walter (1981): Die Definition. Hamburg: Meiner.
- DUDEN (1906): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Herausgegeben von der Dudenredaktion. Mannheim et al.: Dudenverlag.
- Duncker, Karl (1935/1974): Zur Psychologie des produktiven Denkens. Berlin/Heidelberg et al.: Springer.
- Dürscheid, Christa (2011): Medien in den Medien – Szenen im Bild. Eine pragmatische Kommunikat-Analyse. In: Schneider, Jan Georg/Stöckl, Hartmut (Hg.): Medientheorien und Multimodalität. Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze. Köln: Halem, S. 88–108.
- Dzcyk, Waldemar (2015): Die Nutzung von Social-Media-Diensten in der Wissenschaft – Merkmale und Typologie. Online-Studie 2015 im Auftrag von Goportis – Leibniz-Bibliotheksverbund Forschungsinformation. Online abrufbar unter: https://www.leibniz-openscience.de/wp-content/uploads/2016/09/Bericht_Goportis_Nutzung_von_Social-Media-Diensten_in_der_Wissenschaft_Daten_und_Ergebnisse_2015.pdf (zuletzt eingesehen am 13.7.2021).
- Eckart, Wolfgang U. (2017): Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin. Heidelberg: Springer.
- Egger, Josef W. (2015): Das biopsychosoziale Gesundheits- und Krankheitsmodell. In: Ders. (Hg.): Integrative Verhaltenstherapie und psychotherapeutische Medizin. Ein biopsychosoziales Modell. Wiesbaden: Springer, S. 53–83.

- Ermann, Michael (⁶2016): Psychotherapie und Psychosomatik: ein Lehrbuch auf psychoanalytischer Grundlage. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fairclough, Norman (²2001): Language and power. Harlow et al.: Longman.
- Fairclough, Norman (2008): Critical discourse analysis: the critical study of language. Harlow et al.: Longman.
- Faltermaier, Toni (2005): Subjektive Konzepte und Theorien von Gesundheit und Krankheit. In: Schwarzer, Ralf (Hg.): Gesundheitspsychologie. Enzyklopädie der Psychologie C/X/1. Göttingen et al.: Hogrefe, S. 31–53.
- Faltermaier, Toni (2016): Laienperspektiven auf Gesundheit und Krankheit. In: Richter, Matthias/Hurrelmann, Klaus (Hg.): Soziologie von Gesundheit und Krankheit. Wiesbaden: Springer VS, S. 229–241.
- Faltermaier, Toni/Hübner, Inga-Maria (2021): Anforderungs-Ressourcen-Modell. In: Wirtz, M.A. (Hg.): Dorsch – Lexikon der Psychologie. Online abrufbar unter: <https://portal-hogrefe-com.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/dorsch/anforderungs-ressourcen-modell/>, zuletzt eingesehen am 31.12.2019).
- Feer, Hans (1987): Die Sprache der Psychiatrie: Eine linguistische Untersuchung. Berlin et al.: Springer (Monographien aus dem Gesamtgebiete der Psychiatrie, Band 48).
- Fehrmann, Gisela/Linz, Erika/Epping-Jäger, Cornelia (Hg.) (2005): Spuren Lektüren. Praktiken des Symbolischen. Festschrift für Ludwig Jäger zum 60. Geburtstag. München: Fink.
- Feilke, Helmuth (1993): Sprachlicher Common sense und Kommunikation: Über den “gesunden Menschenverstand”, die Prägung der Kompetenz und idiomatische Ordnung des Verstehens. In: Der Deutschunterricht 6, S. 6–21.
- Feilke Helmuth (1996): Sprache als soziale Gestalt: Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feilke, Helmuth (2016): Literale Praktiken und literale Kompetenz. In: Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hg.): Sprachliche und kommunikative Praktiken. Berlin/Boston: de Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2015), S. 253–277.
- Felder, Ekkehard (2003): Juristische Textarbeit im Spiegel der Öffentlichkeit. Berlin/New York: de Gruyter (Studia Linguistica Germanica, Band 70).
- Felder, Ekkehard (2006a): Form-Funktions-Analyse von Modalitätsaspekten zur Beschreibung von Geltungsansprüchen in politischen Reden. In: Scherner, Maximilian/Ziegler, Arne (Hg.): Angewandte Textlinguistik. Perspektiven für den Deutsch- und Fremdsprachenunterricht. Tübingen: Narr (Europäische Studien zur Textlinguistik, Band 2), S. 157–178.
- Felder, Ekkehard (2006b): Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen. In: Felder, Ekkehard (Hg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften. Berlin/New York: de Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, Band 19), S. 13–46.
- Felder, Ekkehard (2008): Forschungsnetzwerk „Sprache und Wissen“: Zielsetzung und Inhalte. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik (ZGL) 36 (2), S. 270–276.
- Felder, Ekkehard (2009a): Sprachliche Formationen des Wissens. Sachverhaltskonstitution zwischen Fachwelten, Textwelten und Varietäten. In: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (Hg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks »Sprache und Wissen«. Berlin/New York: de Gruyter (Sprache und Wissen, Band 3), S. 21–77.
- Felder, Ekkehard (2009b): Sprache – das Tor zur Welt!? Perspektiven und Tendenzen in sprachlichen Äußerungen. In: Felder, Ekkehard (Hg.): Sprache. Im Auftrag der

- Universitätsgesellschaft Heidelberg. Berlin et al.: Springer (Heidelberger Jahrbücher, Band 53), S. 13–57.
- Felder, Ekkehard (2012): Pragma-semiotische Textarbeit und der hermeneutische Nutzen von Korpusanalysen für die linguistische Mediendiskursanalyse. In: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus/Vogel, Friedemann (Hg.): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen. Berlin/New York: de Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, Band 44), S. 115–174.
- Felder, Ekkehard (2013): Faktizitätsherstellung mittels handlungsleitender Konzepte und agonaler Zentren. Der diskursive Wettkampf um Geltungsansprüche. In: Felder, Ekkehard (Hg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen. Berlin/Boston: de Gruyter (Sprache und Wissen, Band 13), S. 13–28.
- Felder, Ekkehard (2015): Lexik und Grammatik der Agonalität in der linguistischen Diskursanalyse. In: Kämper, Heidrun/Warneke, Ingo (Hg.): Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven. Berlin/Boston: de Gruyter (Diskursmuster – Discourse Patterns, Band 6), S. 87–121.
- Felder, Ekkehard (2016): Einführung in die Varietätenlinguistik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Felder, Ekkehard (ohne Jahresangabe): Form-Funktions-Perspektivenwechsel in der Grammatik: Von kontextabstrahierten Funktionstypen zu sprachlichen Realisierungsformen (unveröffentlichtes Manuskript). Online abrufbar unter: https://www.gs.uni-heidelberg.de/md/neuphil/gs/sprache02/projekte/felder_form-funktion-perspektivenwechsel.pdf zuletzt eingesehen am 10.12.2019).
- Felder, Ekkehard (2020): Strukturelle Dialogizität. In: Vogel, Friedemann/Deus, Fabian (Hg.): Diskursintervention. Normativer Maßstab der Kritik und praktische Perspektiven zur Kultivierung öffentlicher Diskurse. Wiesbaden: Springer VS, S. 29–37.
- Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (2015): Sprache – Erkenntnis – Handeln. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen – HSW, Band 1), S. 3–33.
- Felder, Ekkehard/Mattfeldt, Anna (2015): Linguistik als hermeneutische Wissenschaft: Das schwierige Verhältnis von Text und Bild im Diskurs. In: Zeitschrift für Diskursforschung. Sonderheft „Diskurs, Interpretation, Hermeneutik“, S. 108–144.
- Felder, Ekkehard/Stegmeier, Jörn (2012): Diskurstheoretische Voraussetzungen und diskurspraktische Bewertungen. Diskurse aus sprachwissenschaftlicher Sicht am Beispiel des Sterbehilfe-Diskurses. In: Anderheiden, Michael/Eckart, Wolfgang U. (Hg.): Handbuch Sterben und Menschenwürde. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 375–415.
- Fellbaum, Christiane/ Felder, Ekkehard (2013): Faktizitätsherstellung im Spiegel sprachlicher Ordnung. Idiomatic Perspectives – Setzungen im englischen und deutschen Sterbehilfe-Diskurs. In: Felder, Ekkehard (2013): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen. Berlin/Boston: de Gruyter (Sprache und Wissen (SuW), Band 13), S. 173–193.
- Fiehler, Reinhard/Barden, Birgit/Elstermann, Mechthild/Kraft, Barbara (2004): Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, Band 30).
- Fleck, Ludwik ([1927] 1983): Über einige besondere Merkmale des ärztlichen Denkens. In: Fleck, Ludwik (1983): Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Band 404), S. 37–45.

- Fleck, Ludwik (1935/1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einleitung hg. von Lothar Schäfer u. Thomas Schnelle. Diese Ausgabe ist textidentisch mit der 1935 bei Schwabe ersch. Erstausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Band 312).
- Foucault, Michel ([1968] 2001): Über die Archäologie der Wissenschaften. Antwort auf den Cercle d'épistémologie. In: Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Hg. von Daniel Defert u. François Ewald, Band 1: 1954–1969. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 887–931.
- Foucault, Michel ([1969] 1981): Die Archäologie des Wissens. Übersetzt von Ulrich Köppen. Frankfurt am Main: Suhrkamp [frz. *L'archéologie du savoir*. Paris: Gallimard 1969].
- Foucault, Michel ([1970] 1993): Die Ordnung des Diskurses. Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970. Aus dem Französischen von Walter Seitter. Mit einem Essay von Ralf Konersmann. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.
- Foucault, Michel (1973): Die Geburt der Klinik: Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. München: Hanser.
- Foucault, Michel ([1977a] 2003): Die Geburt der Sozialmedizin. In: Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III 1976–1979. Herausgegeben von Daniel Defert/François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Aus dem Französischen von Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek, Hermann Kocyba und Jürgen Schröder. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 272–298.
- Foucault, Michel ([1977b] 2003): Das Spiel des Michel Foucault. In: Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band 3: 1976–1979. Herausgegeben von Daniel Defert/François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Aus dem Französischen von Michael Bischoff, Hans-Dieter Gondek, Hermann Kocyba und Jürgen Schröder. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 391–429.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve.
- Fraas, Claudia (1998): Lexikalisch-semantische Eigenschaften von Fachsprachen. In: Hoffmann, Lothar/Kalverkämper, Hartwig/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Fachsprachen. Languages for Special Purposes. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 14.1), S. 428–438.
- Fraas, Claudia/Klemm, Michael (2005): Diskurse – Medien – Mediendiskurse. Begriffsklärungen und Ausgangsfragen. In: Dies. (Hg.): Mediendiskurse: Bestandsaufnahme und Perspektiven. Frankfurt am Main et al.: Lang (Bonner Beiträge zur Medienwissenschaft, Band 4), S. 1–8.
- Franke, Alexa (2012): Modelle von Gesundheit und Krankheit. Bern: Hans Huber.
- Franke, Wilhelm (1996): Ratgebende Aufklärungstexte. Überlegungen zur linguistischen Beschreibung ratgebender Beiträge der Massenmedien. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 24 (3), S. 249–272.
- Franke, Wilhelm (1997): Massenmediale Aufklärung: eine sprachwissenschaftliche Untersuchung zu ratgebenden Beiträgen von elektronischen und Printmedien. Frankfurt am Main et al.: Lang.
- Frawley, Willian (1982): Aspects of Metaphorical Definition in the Sciences. In: Journal of the Dictionary Society of North America 4, S. 118–150.
- Freimüller, Tobias (2019): Alexander Mitscherlich oder wie ein Grenzgänger zum Makler der psychosomatischen Medizin wurde. In: Geisthövel, Alexa/Hitzer, Bettina (Hg.) (2019a): Auf

- der Suche nach einer anderen Medizin. Psychosomatik im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Suhrkamp (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Band 2264), S. 201–210.
- Fröhlich Werner D. (²⁴2002): Wörterbuch Psychologie. München: dtv (dtv, Band 32514).
- Funke, Joachim (⁴2011): Denken und Sprache. In: Schütz, Astrid/Brand, Matthias/Selg, Herbert/Lautenbacher, Stefan (Hg.): Psychologie. Eine Einführung in ihre Grundlagen und Anwendungsfelder. Stuttgart: Kohlhammer, S. 120–138.
- Gabriel, Gottfried (1972): Definition. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Gabriel, Gottfried (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Basel: Schwabe, S. 35–42.
- Gadamer Hans-Georg (1960): Wahrheit und Methode: Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen: Mohr.
- Gadamer, Hans-Georg ([1991] 2010): Über die Verborgenheit der Gesundheit. In: Ders. (2010): Über die Verborgenheit der Gesundheit. Aufsätze und Vorträge. Hrsg. von Bernd Hontschik. Frankfurt am Main: Suhrkamp (medizinHuman, Band 10), S. 133–148.
- Gadamer, Hans-Georg ([1989] 2010): Hermeneutik und Psychiatrie. In: Ders. (2010): Über die Verborgenheit der Gesundheit. Aufsätze und Vorträge. Hrsg. von Bernd Hontschik. Frankfurt am Main: Suhrkamp (medizinHuman, Band 10), S. 201–213.
- Galinski, Christian/Budin, Gerhard (1999): Deskriptive und präskriptive Terminologieerarbeitung. In: Hoffmann, Lothar/Kalverkämper, Hartwig/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Fachsprachen. Languages for Special Purposes. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 14.2), S. 2183–2207.
- Gansel, Christina/Jürgens Frank (²2009): Textlinguistik und Textgrammatik: eine Einführung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (UTB Sprachwissenschaft, Band 3265).
- Gardt, Andreas (1999): Sprachvertrauen. Die notwendige Illusion der ‚richtigen Bezeichnung‘ in der Wissenschaftssprache. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Sprache und Sprachen in den Wissenschaften, Geschichte und Gegenwart. Berlin/New York: de Gruyter, S. 462–486.
- Gardt, Andreas (2002): Wort, Text und Bedeutung. Aspekte der semantischen Erschließung von Texten. In: Ägel, Vilmos/Gardt, Andreas/Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, S. 111–132.
- Gardt, Andreas (2007): Linguistisches Interpretieren. Konstruktivistische Theorie und realistische Praxis. In: Fritz Hermanns/Werner Holly (Hrsg.): Linguistische Hermeneutik. Tübingen: Niemeyer, S. 263–280 (Germanistische Linguistik, Band 272).
- Gardt, Andreas (2009): Stil und Bedeutung. In: Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hg.): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung, 2. Teilband. Berlin/New York: Mouton-de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 31.2), S. 1196–1210.
- Gardt, Andreas (2012): Textsemantik. Methoden der Bedeutungserschließung. In: Bär, Jochen/Müller, Marcus (Hg.): Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte: Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag. Berlin: Akademie-Verlag (Lingua Historica Germanica, Band 3), S. 60–81.
- Gardt, Andreas (2013): Textanalyse als Basis der Diskursanalyse. Theorie und Methoden. In: Felder, Ekkehard (Hg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen. Berlin/Boston: de Gruyter (Sprache und Wissen, Band 13), S. 29–55.
- Garfinkel, Harold/Sacks, Harvey (1981): Zum Phänomen der Indexikalität. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Reinbek: Rowohlt, S. 210–262.

- Geisthövel, Alexa (2019): Neurose oder eine vielgestaltige Diagnose zwischen Körper, Psyche und Gesellschaft. In: Geisthövel, Alexa/Hitzer, Bettina (Hg.) (2019a): Auf der Suche nach einer anderen Medizin. Psychosomatik im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Suhrkamp (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Band 2264), S. 45–59.
- Geisthövel, Alexa/Hitzer, Bettina (Hg.) (2019a): Auf der Suche nach einer anderen Medizin. Psychosomatik im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Suhrkamp (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Band 2264).
- Geisthövel, Alexa/Hitzer, Bettina (2019b): Psychosomatik – eine Gebrauchsanweisung für dieses Buch. In: Geisthövel, Alexa/Hitzer, Bettina (Hg.): Auf der Suche nach einer anderen Medizin. Psychosomatik im 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main: Suhrkamp (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Band 2264), S. 9–19.
- Gerrig, Richard J./Zimbardo, Philip G. (²⁰2015): Psychologie. Aus dem Amerikan. von Andreas Klatt., Dt. Bearb. von Tobias Dörfler. Hallbergmoos: Pearson.
- Gledhill, Christopher J. (2000): Collocations in Science Writing. Tübingen: Narr (Language in Performance, Band 22).
- Gredel, Eva (2016a): Digitale Diskursanalysen: Kollaborative Konstruktion von Wissensbeständen am Beispiel der Wikipedia. In: Jaki, Sylvia (Hg.): Wissensformate in den Medien: Analysen aus Medienlinguistik und Medienwissenschaft. Berlin: Frank & Timme (Kulturen – Kommunikation – Kontakte; Band 25), S. 317–339.
- Gredel, Eva (2016b): „Wenn der Körper ausbrennt“ – Burn-out: Sprachliche und semiotische Strategien zur Aushandlung eines Krankheitsbildes. In: Kontutyté, Eglé/Žeimantienė, Vaiva (Hg.): Sprache in der Wissenschaft: germanistische Einblicke. Frankfurt am Main et al.: Lang, S. 221–236.
- Greif, Siegfried (2021). Stress am Arbeitsplatz. In: Wirtz, Markus A. (Hg.): Dorsch – Lexikon der Psychologie. von: <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/stress-am-arbeitsplatz>, zuletzt eingesehen am 9.4.2021.
- Groeben, Norbert/Westmeyer, Hans (1975): Kriterien psychologischer Forschung. München: Juventa.
- Gsell, Otto (1979): Gegensatzrelationen im Wortschatz romanischer Sprachen: Untersuchung zur lexikalischen Struktur des Französischen, Italienischen, Rumänischen und Spanischen. Tübingen: Niemeyer (Zeitschrift für romanische Philologie: Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, Band 172).
- Günthner, Susanne/Linke, Angelika (2006): Einleitung: Linguistik und Kulturanalyse. Ansichten eines symbiotischen Verhältnisses. Zeitschrift für germanistische Linguistik 34, S. 1–27.
- Günthner, Susanne/König, Katharina (2016): Kommunikative Gattungen in der Interaktion: Kulturelle und grammatische Praktiken im Gebrauch. In: Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (2016): Sprachliche und kommunikative Praktiken. Berlin/Boston: de Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2015), S. 177–204.
- Habscheid, Stephan (2016): Handeln in Praxis. Hinter- und Untergründe situierter sprachlicher Bedeutungskonstitution. In: Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hg.): Sprachliche und kommunikative Praktiken. Berlin/Boston: de Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2015), S: 127–151.
- Hagendorf, Herbert/Krummenacher, Joseph/Müller, Hermann-Josef/Schubert, Torsten (2011a): Vorwort. In: Dies. (Hg.): Wahrnehmung und Aufmerksamkeit: Allgemeine Psychologie für Bachelor. Berlin/Heidelberg: Springer. doi:10.1007/978-3-642-12710-6, S. VI.

- Hagendorf, Herbert/Krummenacher, Joseph/Müller, Hermann-Josef/Schubert, Torsten (2011b): Wahrnehmung und Aufmerksamkeit: Gemeinsam zum Ziel. In: Dies. (Hg.): Wahrnehmung und Aufmerksamkeit: Allgemeine Psychologie für Bachelor. Berlin/Heidelberg: Springer. doi:10.1007/978-3-642-12710-6, S. 1–10.
- Harras, Gisela/Winkler, Edeltraud/Erb, Sabine/Proost, Kristel (2004): Handbuch deutscher Kommunikationsverben. Band 1. Berlin: de Gruyter (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache, Band 10,1). Onlineversion einsehbar unter: <https://www.owid.de/docs/komvb/start.jsp> (zuletzt eingesehen am 23.12.2019).
- Haschke, Claudia/Grote, Marion/Schwenk, Uwe (2018): Gesundheitsinfos: Wer sucht, der findet – Patienten mit Dr. Google zufrieden (Daten, Analysen, Perspektiven Nummer 2/2018). Online einsehbar unter: https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/VV_SpotGes_Gesundheitsinfos_final.pdf (zuletzt eingesehen am 14.12.2019).
- Heinemann, Margot/Heinemann, Wolfgang (2002): Grundlagen der Textlinguistik: Interaktion – Text – Diskurs. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik, Band 230).
- Heinemann, Wolfgang/Viehweiger, Dieter (1991): Textlinguistik: eine Einführung. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik, Band 115).
- Helmer, Henrike (2020): How Do Speakers define the Meaning of Expressions? The Case of German *x heißt y* (“x means y”). In: Discourse Processes 57/3, S. 278–299. doi: 10.1080/0163853X.2019.1646567.
- Herzog, Walter (2012): Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie. Heidelberg: Springer VS.
- Hillebrandt, Frank (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.
- Hindelang, Götz (1978): Auffordern. Die Untertypen des Aufforderns und ihre sprachlichen Realisierungsformen. Göppingen: Kuemmerle (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Band 247).
- Hoffmann, Lothar (2000): Die Rolle der Fachsprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Band 2. Berlin: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 2.2), S. 1991–1999.
- Hörning, Karl H./Reuter, Julia (Hg.) (2004): Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie).
- Humboldt, Wilhelm von (1907): Gesammelte Schriften, Band 7.1. Berlin: Behr.
- Humphreys, Willard C. (1968): Anomalies and Scientific Theories. San Francisco: Freeman and Cooper.
- Huster, Stefan (2017): Die Bedeutung des Krankheitsbegriffs für das Krankenversicherungsrecht. In: Beck, Susanne (Hg.): Krankheit und Recht. Ethische und juristische Perspektiven. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 41–51.
- Hyland, Ken (2008): As can be seen. Lexical bundles and disciplinary variation. In: English for Specific Purposes 27(1), S. 4–21. doi: 10.1016/j.esp.2007.06.001.
- Iakushevich, Marina (2018): Phraseme in medialen Medizindiskursen: das Fallbeispiel Depression. In: Stumpf, Sören/Filatkina, Natalia (Hg.): Formelhafte Sprache in Text und Diskurs. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 283–309 (Formelhafte Sprache, Band 2).
- Iakushevich, Marina (i. Vorb.): Mental Illness Representations in German Mass Media: A Case of Depression. (Habilitationprojekt).
- Ickler, Theodor (1987): Objektivierung der Sprache im Fach – Möglichkeiten und Grenzen. In: Sprissler, Manfred (Hg.): Standpunkte der Fachsprachenforschung. Tübingen: Narr, S. 9–38.

- Ilg, Yvonne (i. Ersch.): „Schizophrenie“ in der Alltagssprache. Eine linguistische Begriffsgeschichte 1908-2009 (Dissertationsprojekt, Universität Zürich).
- Ilg, Yvonne/Maatz, Anke (2015): Sprachliche Bilder von ‚Schizophrenie‘ zwischen Fach- und Alltagssprache. In: Sollberger, Daniel/Kapfhammer, Hans-Peter/Boehlke, Erik/Hoff, Paul/Stompe, Thomas (Hg.): Bilder der Schizophrenie. Berlin: Frank & Timme (Schriftenreihe der Deutschsprachigen Gesellschaft für Kunst und Psychopathologie des Ausdrucks e.V., Band 34), S. 65–85.
- Iverson, Jana M./Goldin-Meadow, Susan (2005): Gesture paves the way for language development. *Psychological Science* 16 (5), S. 367–371.
- Jacob, Katharina (2017): Linguistik des Entscheidens: Eine kommunikative Praxis in funktionalpragmatischer und diskurslinguistischer Perspektive. Berlin/Boston: De Gruyter (Sprache und Wissen, Band 27).
- Jäger, Ludwig (2000): Die Sprachvergessenheit der Medientheorie. Ein Plädoyer für das Medium Sprache. In: Kallmeyer, Werner (Hg.): Sprache und neue Medien. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1999. Berlin/New York: de Gruyter, S. 9–30.
- Jäger, Ludwig (2001): Zeichen/Spuren. Skizze zum Problem der Sprachzeichenmedialität. In: Stanitzek, Georg/Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Schnittstelle. Medien und Kulturwissenschaften. Köln: DuMont, S. 17–31.
- Jäger, Ludwig (2002): Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik. In: Jäger, Ludwig/Stanzek, Georg (Hg.): Transkribieren. Medien/Lektüren. München: Fink, S. 19–41.
- Jäger, Ludwig (2010a): Zeichen und Wirklichkeit. Wie semiotisch ist das Reale? In: Bohunovsky-Bärnthaler, Irmgard (Hg.): Was ist die Wirklichkeit wirklich? 11. Symposium in der Reihe „Kunst und Gesellschaft“ Warmbad Villach, vom 9. bis 11. Juli 2009. Klagenfurt/Wien: Ritter, S. 30–57.
- Jäger, Ludwig (2010b): Intermedialität – Intramedialität – Transkriptivität. Überlegungen zu einigen Prinzipien der kulturellen Semiosis. In: Deppermann, Arnulf/Linke, Angelika (Hg.): Sprache intermedial: Stimme und Schrift – Bild und Ton. Berlin/New York: de Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2009), S. 301–324.
- Jäger, Ludwig (2012a): Transkription. In: Christina Bartz/Ludwig Jäger/Marcus Krause/Erika Linz (Hg.): Handbuch der Mediologie. Signaturen des Medialen. München: Fink, S. 306–315.
- Jäger, Ludwig (2012b): Bezugnahmepraktiken. Skizze zur operativen Logik der Mediensemantik. In: Ludwig Jäger/Gisela Fehrmann/Meike Adam (Hg.): Medienbewegungen. Praktiken der Bezugnahme. München: Fink, S. 13–41.
- Jäger, Ludwig (2015): Medialität. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin: De Gruyter (Handbücher Sprachwissen – HSW, Band 1), S. 106–122.
- Jäger, Siegfried (2011): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositiv-Analyse. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: Springer VS (Interdisziplinäre Diskursforschung), S. 91–124.
- Jahr, Silke (2000): Vertextungsmuster Explikation. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Erster Halbband. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 16.1), S. 385–397.

- Jakobson, Roman (1971): Word and Language. In: Ders.: Selected Writings, Band 2. The Hague/Paris: Mouton.
- Jung, Matthias (1999): Experten- und Laiensemantik in der öffentlichen Arena. Ein besonderer Typus der Wissensdissemination? In: Niederhauser, Jürg/Adamzik, Kirsten (Hg.): Wissenschaftssprache und Umgangssprache im Kontakt. Frankfurt et al.: Lang, S. 193–214.
- Kanning, Uwe P. (2007): Geschichte der Arbeits- und Organisationspsychologie. In: Schuler, Heinz/Sonntag, Karlheinz (Hg.): Handbuch der Arbeits- und Organisationspsychologie. Göttingen/Bern/Wien: Hogrefe, S. 27–34.
- Kant, Immanuel (1787/1966): Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von Ingeborg Heidemann. Stuttgart: Reclam.
- Karasek, Robert A./Theorell, Töres (1990): *Healthy work, stress, productivity, and the construction of the working life*. New York: Basis Books.
- Kelle, Udo/Kluge, Susann (2010): Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keller, Reiner (2011). Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Rudi (1974): Zum Begriff der Regel. In: Heringer, Hans Jürgen (Hg.): Seminar: Der Begriff der Regel in der praktischen Semantik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 10–24.
- Kelm, Holden (2015): Hegel und Foucault: die Geschichtlichkeit des Wissens als Entwicklung und Transformation. Berlin/München/Boston: De Gruyter (Hegel-Jahrbuch, Sonderband, Band 5).
- Klann, Gisela (1977): Psychoanalyse und Sprachwissenschaft. In: Brüggemann, Beate/Hager, Frithjof (Hg.): Die Sache der Sprache. Beiträge zu einem sozialwissenschaftlichen Verständnis von Sprache. Stuttgart: Metzler, S. 129–167.
- Kleinman, Arthur/Brodwin, Paul E./Good, Byron J. et al. (1992): Pain as Human Experience: An Introduction. In: DelVecchio Good, Mary-Jo et al. (Hg.): Pain as Human Experience. Berkeley: University of California Press, S. 1–28.
- Kniffka, Gabriele/Roelcke, Thorsten D. (2016): Fachsprachenvermittlung im Unterricht. Paderborn: Ferdinand Schöningh.
- Kolde, Gottfried (2001): Zur Geschichte der lexikographischen Definition im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch des Deutschen. In: Schierholz, Stefan et al. (Hg.): Die deutsche Sprache der Gegenwart. Festschrift für Dieter Cherubim zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main et al.: Lang, S. 279–289.
- Köller, Wilhelm (1995): Modalität als sprachliches Grundphänomen. In: Der Deutschunterricht 4, S. 37–50.
- Köller, Wilhelm (1997): Funktionaler Grammatikunterricht: Tempus, Genus, Modus: Wozu wurde das erfunden? Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren.
- Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/New York: de Gruyter.
- Koller, Hans-Christoph/Lüders, Jenny (2004): Möglichkeiten und Grenzen der Foucaultschen Diskursanalyse. In: Ricken, Norbert/Rieger-Ladich, Markus (Hg.): Michel Foucault. Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: Springer VS, S. 57–76.
- Konerding, Klaus-Peter (1993): Frames und lexikalisches Bedeutungswissen. Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik, Band 142).

- Konerding, Klaus-Peter (2005): Diskurse, Themen und soziale Topik. In: Fraas, Claudia/Klemm, Michael (Hg.): Mediendiskurse. Frankfurt am Main: Lang, S. 9–38.
- Konerding, Klaus-Peter (2007): „Themen, Rahmen und Diskurse. Zur linguistischen Fundierung des Diskursbegriffes.“ In: Ingo Warnke (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorien und Gegenstände. Berlin/New York: de Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen, Band 25), S. 107–139.
- Konerding, Klaus-Peter (2009): Sprache – Gegenstandskonstitution – Wissensbereiche. Überlegungen zu (Fach-)Kulturen, kollektiven Praxen, sozialen Transzendentalien, Deklarativität und Bedingungen von Wissenstransfer. In: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (Hg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks »Sprache und Wissen«. Berlin/New York: de Gruyter (Sprache und Wissen, Band 3), S. 79–111.
- Konerding, Klaus-Peter (2015a): Heilung durch Sprache und Sprechen – Linguistik und Psychotherapie. In: Busch, Albert/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.): Handbuch Sprache in der Medizin. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen, Band 11), S. 225–242.
- Konerding, Klaus-Peter (2015b): Sprache und Wissen. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/Boston: De Gruyter (Handbücher Sprachwissen – HSW, Band 1), S. 57–80.
- Krämer, Sybille/Kogge, Werner/Grube, Gernot (2007): Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Band 1830).
- Krampen, Martin (1984): Die Rolle des Index in den Wissenschaften. In: Zeitschrift für Semiotik 6 (1–2), S. 5–14.
- Krampen, Günter/Montada, Leo/Schui, Gabriel/Lindel, Birgit (2002): Zur Rezeptionsgeschichte von Fachliteratur aus der deutschsprachigen Psychologie in der amerikanischen Psychologie (et vice versa). Verlag für literarische Produkte. Abrufbar unter: <https://doi.org/10.23668/PSYCHARCHIVES.510>, zuletzt eingesehen am 26.11.2019.
- Kutschera Franz/Breitkopf Alfred (*1979): Einführung in die moderne Logik. Freiburg/München: Alber.
- Küttner, Michael (1992): Falsifikation. In: Seiffert, Helmut/Radnitzky, Gerard (Hg.): Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: dtv, S. 82–85.
- Kwary, Deny Arnos (2011): Towards a typology of definitions for LSP dictionaries. In: Journal of English studies 9, S. 55–73.
- Lalouschek, Johanna (2010): Medizinische und kulturelle Perspektiven von Schmerz. In: Menz, Florian/Lalouschek, Johanna/Sator, Marlene et al. (Hg.): Sprechen über Schmerzen: linguistische, kulturelle und semiotische Analysen. Duisburg: Univ.-Verl. Rhein-Ruhr, S. 15–69.
- Lazarus, Richard S./Folkman, Susan (*1996): Stress, appraisal, and coping. New York: Springer.
- Lazarus, Richard S./Launier, Raymond (1981): Streßbezogene Transaktionen zwischen Person und Umwelt. In: Nitsch, Jürgen R. (Hg.): Stress. Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen. Bern/Stuttgart/Wien: Huber, S. 213–259.
- Leibniz, Gottfried, Wilhelm (1996): Philosophische Werke Band 1: Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie, Teil 1. Hamburg: Meiner.
- Leisi, Ernst (*1971): Der Wortinhalt. Seine Struktur im Deutschen und Englischen. Heidelberg: Quelle & Meyer (UTB, Band 95).
- Liebert, Wolf-Andreas (1992): Metaphernbereiche der deutschen Alltagssprache: kognitive Linguistik und die Perspektiven einer kognitiven Lexikographie. Frankfurt am Main

- et al.: Lang (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Band 1355).
- Liebert, Wolf-Andreas (1996): Die transdiskursive Vorstellungswelt zum Aids-Virus. Heterogenität und Einheit von Textsorten im Übergang von Fachlichkeit und Nichtfachlichkeit. In: Kalverkämper, Hartwig/Baumann, Klaus-Dieter (Hg.): Sprachliche Textsorten. Komponenten – Relationen – Strategien. Tübingen: Narr (Forum für Fachsprachenforschung, Band 25), S. 789–811.
- Liebert, Wolf-Andreas (2002): Wissenstransformationen. Handlungssemantische Analysen von Wissenschafts- und Vermittlungstexten. Berlin/New York: de Gruyter (Studia Linguistica Germanica, Band 63).
- Liebert, Wolf-Andreas (2005): Metaphern als Handlungsmuster der Welterzeugung. Das verborgene Metaphern-Spiel der Naturwissenschaften. In: Fischer, Hans Rudi (Hg.): Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose ... Zur Rolle und Funktion von Metaphern in Wissenschaft und Therapie. Weilerswist: Velbrück, S. 207–233.
- Linke, Angelika (2010): ‚Varietät‘ vs. ‚Kommunikative Praktik‘ – Welcher Zugang nützt der Sprachgeschichte? In: Gilles, Peter/Scharloth, Joachim/Ziegler, Evelyn (Hg.): Variation delectat. Empirische Evidenzen und theoretische Passungen sprachlicher Variation. Für Klaus Mattheier zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main: Lang, S. 255–273.
- Linke, Angelika/Feilke, Helmuth (2009): Oberfläche und Performanz – Zur Einleitung. In: Dies. (Hg.): Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamische Gestalt. Tübingen, Niemeyer (Germanistische Linguistik, Band 283), S. 3–17.
- Lorenz, Konrad (1943): Die angeborenen Formen möglicher Erfahrung. In: Zeitschrift für Tierpsychologie 5, S. 235–409.
- Lüger, Heinz-Helmut (²1995): Pressesprache. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Arbeitshefte, Band 28).
- Lurija, Aleksandr R. (1986): Die historische Bedingtheit individueller Erkenntnisprozesse. Weinheim: VCH.
- Mair Christian (2008): Twentieth Century English: History, Variation, and Standardization. Cambridge et al.: Cambridge Univ. Press.
- Mandler, George/Kessen, William (1959): The Language of Psychology. New York: Wiley.
- Mangold, Roland (2003): Sprechen über Objekte. In: Rickheit, Gerd/Hermann, Theo/Deutsch, Werner (Hg.): Psycholinguistik. Ein internationales Handbuch. Berlin et al.: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 24), S. 368–376.
- Mattfeldt, Anna (2014): „Helfen“ oder „töten“? Die Mediendebatte um die Sterbehilfe. Eine diskurslinguistische Kausalitätsanalyse. Frankfurt am Main, Berlin/Bern: Lang (Europäische Hochschulschriften Deutsche Sprache und Literatur 2041).
- Mattfeldt, Anna (2018): Wettstreit in der Sprache. Ein empirischer Diskursvergleich zur Agonalität im Deutschen und Englischen am Beispiel des Mensch-Natur-Verhältnisses. Berlin/Boston: de Gruyter (Sprache und Wissen, Band 32).
- Mautner, Gerlinde (2008): Analyzing Newspapers, Magazines and Other Print Media. In: Wodak, Ruth/Krzyzanowski, Michal (Hg.): Qualitative Discourse Analysis in the Social Sciences. Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan, S. 30–53.
- Menz, Florian (2015): Handlungsstrukturen ärztlicher Gespräche und ihre Beeinflussung durch institutionelle und soziale Rahmenbedingungen. In: Busch, Albert/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.): Handbuch Sprache in der Medizin. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen, Band 11), S. 75–92.

- Menz, Florian/Lalouschek, Johanna/Sator, Marlene et al. (Hg.) (2010): Sprechen über Schmerzen: linguistische, kulturelle und semiotische Analysen. Duisburg: Univ.-Verl. Rhein-Ruhr.
- Metschl, Ulrich (1999): Definition. In: Prechtel, Peter/Burkard, Franz-Peter (Hg.): Metzler Philosophie Lexikon. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 97–98.
- Mondada, Lorenza (2002): Die Indexikalität der Referenz in der sozialen Interaktion: diskursive Konstruktionen von ›ich‹ und ›hier‹. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi) 32 (1), S. 79–113.
- Müller, Marcus (2007): Geschichte – Kunst – Nation. Die sprachliche Konstituierung einer ‚deutschen‘ Kunstgeschichte aus diskursanalytischer Sicht. Berlin/New York: de Gruyter (Studia linguistica Germanica, Band 90).
- Müller, Marcus (2015): Sprachliches Rollenverhalten: Korpuspragmatische Studien zu divergenten Kontextualisierungen in Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Berlin/Boston: De Gruyter (Sprache und Wissen, Band 19).
- Müller, Marcus/Behr, Hartmut/Steffek, Jens (2019): The discursive formation of key terms in International Relations. In: Simonnæs, Ingrid/Schubert, Klaus/Andersen, Øivin (Hg.): New Challenges for Research on Language for Special Purposes. Berlin: Frank & Timme, S. 105–120.
- Müller, Marcus/Mell, Ruth (2020): Zwischen Fach und Wort. Fragen, Methoden und Erkenntnisse der Terminologiedynamik. In: Bopp, Dominika/Pthashnik, Stefanyia/Roth, Kerstin/Theobald, Tina (Hg.): Wörter – Zeichen der Veränderung. Berlin/Boston: de Gruyter (Studia linguistica Germanica, Band 137), S. 191–208.
- Nachreiner, Friedhelm (2012): Entwicklung und aktuelle Bedeutung der Normenreihe DIN EN ISO 10075. In: Demerouti, Evangelia/Fergen, Andrea/Glaser, Jürgen et al. (Hg.): Psychische Belastung und Beanspruchung am Arbeitsplatz. Inklusive DIN EN ISO 10075-1 bis -3. Berlin/Wien/Zürich: Beuth, S. 8–16.
- Nagl, Ludwig (1992): Charles Sanders Peirce. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Nerdinger, Friedemann (2014): Geschichte. In: Nerdinger, Friedemann W./Blickle, Gerhard/Schaper, Niclas (Hg.): Arbeits- und Organisationspsychologie. Heidelberg: Springer, S. 17–24.
- Neubarth, Julia/Neuberger, Christoph (2012): Die Wikipedisierung des Journalismus. In: Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) (Hg.): Dossier: Wikipedia. Online abrufbar unter: <http://www.bpb.de/gesellschaft/digitales/wikipedia/145822/die-wikipedisierung-des-journalismus?p=all> (zuletzt eingesehen am 27.12.2019).
- Niederhauser, Jürg (1999): Wissenschaftssprache und populärwissenschaftliche Vermittlung. Tübingen: Narr (Forum für Fachsprachen-Forschung, Band 53).
- Niehr, Thomas (2014): Einführung in die linguistische Diskursanalyse. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Einführung Germanistik).
- Nobis, Herbert M. (1972): Definition. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Gabriel, Gottfried (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 2. Basel: Schwabe, S. 31–35.
- Nöth, Winfried (2000): Handbuch der Semiotik. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Ochs-Keenan, Elinor/Schieffelin, Bambi (1976): Topic as a Discourse Notion: A Study in the Conversation of Children and Adults. In: Li, Charles N./Thompson, Sandra A. (Hg.): Subject and Topic. New York et al.: Academic Press, S. 335–384.
- Oxford University Press (OUP) (2019): Acquaintance. In: OUP (Hg.): Lexico.com. Online abrufbar unter: <https://www.lexico.com/en/synonym/acquaintance>, zuletzt eingesehen am 03.11.2019.

- Pawłowski, Tadeusz (1980): Begriffsbildung und Definition. Berlin et al.: de Gruyter.
- Payk, Theo R. (²2007): Psychopathologie: vom Symptom zur Diagnose. Heidelberg: Springer.
- Perkuhn, Rainer/Keibel, Holger/Kupietz, Marc (2012): Korpuslinguistik. Paderborn: Fink.
- Peirce, Charles Sanders (1931-58). Collected Papers. 8 Bände. Cambridge, Mass: Harvard Univ. Press. [zitiert als CP.]
- Peirce, Charles Sanders (1967): Zur Entstehung des Pragmatismus. Schriften, Band 1. Mit einer Einführung herausgegeben von Karl-Otto Apel. Frankfurt: Suhrkamp.
- Peirce, Charles Sanders (1970): Vom Pragmatismus zum Pragmatizismus. Schriften II. Mit einer Einführung herausgegeben von Karl-Otto Apel. Frankfurt: Suhrkamp.
- Peirce, Charles S. (1984): Writings of Charles S. Peirce. A Chronical Edition. Band 2: 1867–1871. Bloomington: Indiana Univ. Press.
- Peirce, Charles Sanders (2000): Semiotische Schriften. Drei Bände, herausgegeben und eingeleitet von Helmut Pape. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Peters, Joachim/Heckel, Maria/Habermann, Mechthild et al. (2019). Language in Motion - Time-Typical Vocabulary of Palliative Medicine. Zeitschrift für Palliativmedizin, 20 (3), S. 125–131.
- Polenz, Peter von (1985): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Berlin et al.: de Gruyter.
- Polenz, Peter von (²2000): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Einführung, Grundbegriffe, 14. bis 16. Jahrhundert, Band 1. Berlin/New York: de Gruyter (de Gruyter Studienbuch).
- Polenz, Peter von (³2008): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. Mit einem Vorwort von Werner Holly. Berlin/New York: de Gruyter.
- Popper, Karl (⁶1976): Logik der Forschung. Tübingen: Mohr (Studien in den Grenzbereichen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Band 4).
- Pörksen, Uwe (1986): Deutsche Naturwissenschaftssprachen. Historische und kritische Studien. Tübingen: Narr (Forum für Fachsprachen-Forschung, Band 2).
- Pörksen, Uwe (1994): Wissenschaftssprache und Sprachkritik: Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart. Tübingen: Narr Forum für Fachsprachen-Forschung, Band 22).
- Pörksen, Uwe (²1998): Deutsche Sprachgeschichte und die Entwicklung der Naturwissenschaften – Aspekte einer Geschichte der Naturwissenschaftssprache und ihrer Wechselbeziehung zur Gemeinsprache. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Band 1. Berlin: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 2.1), S. 193–210.
- Porst Rolf (2014) Question Wording – Zur Formulierung von Fragebogen-Fragen. In: Ders. (Hg.): Fragebogen. Studienskripten zur Soziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 99–118.
- Prechtel, Peter (²1999): Falsifikation. In: Prechtel, Peter/Burkard, Franz-Peter (Hg.): Metzler Philosophie Lexikon. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 175.
- Prechtel, Peter (⁵2016): Definition. In: Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hg.): Metzler Lexikon Sprache. Berlin: Metzler, S. 131.
- Primus, Beatrice (2012): Semantische Rollen. Heidelberg: Winter (Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik, Band 12).
- Rachidi, Renate (1989): Gegensatzrelationen im Bereich deutscher Adjektive. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik, Band 98).

- Radeiski, Bettina (2017): Denkstil, Sprache und Diskurse: Überlegungen zur Wiederaneignung Ludwik Flecks für die Diskurswissenschaft nach Foucault. Berlin: Frank & Timme.
- Rau, Marie Luise (2007): Literacy. Vom ersten Bilderbuch zum Erzählen, Lesen und Schreiben. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. In: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282–301.
- Reinart, Sylvia/Pöckl, Wolfgang (2015): Romanische Fachsprachen. Eine Einführung mit Perspektiven aus der Übersetzungswissenschaft. Berlin/Boston: de Gruyter (Romanistische Arbeitshefte, Band 63).
- Reisigl, Martin (2010): Prolegomena zu einer Semiotik des Schmerzes. In: Menz, Florian/Lalouschek, Johanna/Sator, Marlene et al. (Hg.): Sprechen über Schmerzen: linguistische, kulturelle und semiotische Analysen. Duisburg: Univ.-Verl. Rhein-Ruhr, S. 71–139.
- Reisigl, Martin (2017): Diskurssemiotik nach Peirce. In: Hess-Lüttich, Ernest W.B./Warnke, Ingo H./Reisigl, Martin/Kämper, Heidrun (Hg.): Diskurs – semiotisch: Aspekte multiformaler Diskurskodierung. Berlin/Boston: de Gruyter (Diskursmuster, Band 14), S. 3–29.
- Riecke, Jörg (2004): Die Frühgeschichte der mittelalterlichen medizinischen Fachsprache im Deutschen. Band 2: Wörterbuch. Berlin et al.: der Gruyter.
- Riecke, Jörg (2014): Einleitung. In: Dudenredaktion (Hg.): Duden: Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Berlin/Mannheim/Zürich: Dudenverlag (Der Duden in 12 Bänden, Band 7), S. 31–91.
- Riecke, Jörg (2016): Vom Nutzen eines neuen deutschen medizinhistorischen Wörterbuchs. In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Müller, Peter O. (Hg.): Historische Lexikographie zwischen Tradition und Innovation. Berlin: de Gruyter (Studia Linguistica Germanica, Band 129), S. 239–249.
- Rigotti, Thomas (2021): Demand-Control-(Support-)Modell. In: Wirtz, Markus A. (Hg.): Dorsch – Lexikon der Psychologie, von <https://portal-hogrefe-com.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/dorsch/demand-control-support-modell/>, zuletzt eingesehen am 31.12.2019.
- Roelcke Thorsten (2010): Fachsprachen. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Germanistik, Band 37).
- Roelcke, Thorsten (2020): Fachsprachen. Berlin: Schmidt (Grundlagen der Germanistik, Band 37).
- Röhrich, Lutz (1991): Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Band 1. A bis Ham mit 292 Abbildungen. Freiburg/Basel/Wien: Herder.
- Rolf, Eckard (1993): Die Funktionen der Gebrauchstextsorten. Berlin et al.: De Gruyter (Grundlagen der Kommunikation und Kognition).
- Rorty, Richard (1981): Der Spiegel der Natur: Eine Kritik der Philosophie. Übersetzt von Michael Gebauer. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ruoff, Michael (2007): Foucault-Lexikon: Entwicklung, Kernbegriffe, Zusammenhänge. Paderborn: Fink (UTB, Band 2896, Philosophie).
- Russell, Bertrand (1911): Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description. In: Proceedings of the Aristotelian Society (New Series) 11 (4), S. 108–128.
- Sager, Juan C. (1990): A Practical Course in Terminology Processing. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Salfer, Peter/Furmaniak, Karl (1981): Das Programm „Forschung zur Humanisierung des Arbeitslebens“. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 14 (3), S. 237–245.

- Sandig, Barbara (1986): *Stilistik der deutschen Sprache*. Berlin et al.: De Gruyter (Sammlung Götschen, Band 2229).
- Saß, Henning/Saß-Houben, Isabel (2005): *Klassifikation*. In: Petermann, Franz/Reinecker, Hans (Hg.): *Handbuch der Klinischen Psychologie und Psychotherapie*. Göttingen et al.: Hogrefe, S. 137–146.
- Schaefer, Burkhard (1996): *Wörterbuchartikel als Fachtexte*. In: Kalverkämper, Hartwig/Baumann, Klaus-Dieter (Hg.): *Fachliche Textsorten. Komponenten – Relationen – Strategien*. Tübingen: Narr (Forum für Fachsprachen-Forschung, Band 25), S. 100–124.
- Schäfer, Lothar/Schnelle, Thomas (1980): *Ludwik Flecks Begründung der soziologischen Betrachtungsweise in der Wissenschaftstheorie*. In: Fleck, Ludwik (1935/1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Mit einer Einleitung hrsg. von Lothar Schäfer u. Thomas Schnelle. Diese Ausgabe ist textidentisch mit der 1935 bei Schwabe ersh. Erstausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Band 312), S. VII–XLIX.
- Schäfer, Hilmar/Wrana, Daniel (2014): *Praktiken, diskursive*. In: Wrana, Daniel/Ziem, Alexander/Reisigl, Martin et al. (Hg.): *DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung*, Berlin: Suhrkamp (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, Band 2097), S. 309–310.
- Schedl, Evi (2017): *Korpuslinguistische Zugänge zu Agonalen Zentren*. Bachelorarbeit, Universität Heidelberg, 2011. Online abrufbar unter: <https://doi.org/10.11588/heidok.00022823> (zuletzt eingesehen am 3.12.2019).
- Schenk, Ana (i. Vorb.): „Kognitiv Widerständiges sprachlich erschließen: Diskurslinguistische Untersuchung heuristischer Praktiken am Beispiel des interdisziplinären Diskurses zum Autismus“ (Arbeitstitel, Stand: 19.01.2020, Dissertation an der TU Darmstadt).
- Schermer, Maximilian (1994): *Textverstehen als „Spurenlesen“ – Zur texttheoretischen Tragweite dieser Metapher*. In: Canisius, Peter/Herbmann, Clemens-Peter/Tschauder, Gerhard (Hg.): *Text und Grammatik. Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag*. Bochum: Brockmeyer, S. 317–340.
- Schermer, Maximilian (2000): *Kognitionswissenschaftliche Methoden in der Textanalyse*. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Erster Halbband*. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 16.1), S. 186–195.
- Schierholz, Stefan J. (2003): *Fachlexikographie und Terminographie*. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik (ZfAL)* 39, S. 5–28.
- Schippa, Thea (2002): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer (Studienbuch).
- Schläditz, Sandra (2019). *Job-Demands-Resources-Modell*. In Wirtz, Markus A. (Hg.), *Dorsch – Lexikon der Psychologie*, von <https://portal-hogrefe-com.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/dorsch/job-demands-resources-modell/>, zuletzt eingesehen am 23.02.2019.
- Schlaefel, Michael (2009): *Lexikologie und Lexikographie. Eine Einführung am Beispiel deutscher Wörterbücher*. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik, Band 40).
- Schmidt, Andreas (2004): *Erläuterungen*. In: Descartes, René: *Meditationen*. Dreisprachige Parallelausgabe Latein – Französisch – Deutsch. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Andreas Schmidt. Göttingen: Vandenhoeck & Rubrecht (Sammlung Philosophie, Band 5), S. 251–332.

- Schmidt, Robert (2012): *Soziologie der Praktiken: Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Band 2030).
- Schmidt-Brücken, Daniel (2015): Verallgemeinerung im Diskurs. Generische Wissensindizierung in kolonialem Sprachgebrauch. Berlin/München/Boston: de Gruyter (Diskursmuster/ Discourse Patterns, Band 9).
- Schmidt-Hertha, Bernhard/Tippelt, Rudolf (2011): Typologien. In: REPORT. Zeitschrift für Weiterbildungsforschung 34 (1), S. 23–35, abrufbar unter: <http://www.die-bonn.de/id/9185>, zuletzt eingesehen am 26.11.2020.
- Schmitz, Ulrich (2015): *Einführung in die Medienlinguistik*. Darmstadt: WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- Schnedermann, Theresa (2016): Der Aufmerksamkeitswettkampf um ADHS. Eine linguistische Konfliktanalyse im Bereich medizinisch-psychologischer Faktizitätsherstellung. In: Vogel, Friedemann/Luth, Janine/Ptashnyk, Stefaniya (Hg.): *Linguistische Zugänge zu Konflikten in europäischen Sprachräumen. Korpus – Pragmatik – kontrovers*. Heidelberg: Winter (Schriften des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften, Band 4), S. 233–262.
- Schnedermann, Theresa (i. Ersch.): Leistungsträger außer Kontrolle. Agency in Burnout-Ratgeberliteratur. In: Mantell, Pauline/Schwegler, Carolin/Woopen, Christiane (Hg.): *Psychische Erkrankungen als gesellschaftliche Aufgabe. Interdisziplinäre Perspektiven auf aktuelle Herausforderungen (Schriften zu Gesundheit und Gesellschaft – Studies on Health and Society, Band 4)*. Berlin, Springer [Seitenzahlen werden nachgetragen, sobald bekannt].
- Schneider, Jan Georg/Stöckl, Hartmut (2011): Medientheorien und Multimodalität: Zur Einführung. In: Dies. (Hg.): *Medientheorien und Multimodalität. Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze*. Köln: Halem, S. 10–44.
- Schui, Gabriel (2004): *Internationalität und Internationalisierung der deutschsprachigen Psychologie aus bibliometrischer Perspektive Methoden und Befunde zu Geschichte und aktueller Entwicklung*. Dissertaion: Universität Trier, abrufbar unter: http://psychdok.psycharchives.de/jspui/bitstream/20.500.11780/3627/2/SchuiGabriel_20040716.pdf, zuletzt eingesehen am 26.11.2019.
- Schui, Gabriel/Krampen, Günter (2016): ZPID – Monitor 2014 zur Internationalität der Psychologie aus dem deutschsprachigen Bereich: Der ausführliche Bericht. Trier: Leibniz Zentrum für Psychologische Information und Dokumentation (ZPID), abrufbar unter: <http://dx.doi.org/10.23668/psycharchives.4914>, zuletzt eingesehen am 13.7.2021.
- Schuster, Britt-Marie (2009): Professionalisierung durch Oberflächen: Schreiben über psychisch Kranke im 19. Jahrhundert. In: Linke, Angelika/Feilke, Helmut (Hg.): *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik, Band 283), S. 367–388.
- Schuster, Britt-Marie (2010): Auf dem Weg zur Fachsprache: sprachliche Professionalisierung in der psychiatrischen Schreibpraxis (1800–1939). Berlin et al.: de Gruyter (Reihe Germanistische Linguistik, Band 286).
- Schwarzer, Ralf (2004): Einleitung. Arbeitsgebiete der Gesundheitspsychologie. In: Ders. (Hg.): *Psychologie des Gesundheitsverhaltens. Einführung in die Gesundheitspsychologie*. Göttingen/Bern/Toronto et al.: Hogrefe, S. 1–4.
- Schwarzhof, Anna-Lena (2019): *Handlungen, Zustände und Prozesse im Mikroplastikdiskurs. Aktionsarten von Verben als Analysezugang und -gegenstand*. Unveröffentlichte Zulassungsarbeit am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg.

- Searle, John R. (1980): Eine Klassifikation der Illokutionsakte. In: Kußmaul, Paul (Hg.): Sprechakttheorie. Ein Reader. Wiesbaden: Athenaion, S. 82–108.
- Sebeok, Thomas A. (1984): Symptome, systematisch und historisch. In: Zeitschrift für Semiotik, Band 6, Heft 1-2, S. 37–52.
- Selye, Hans (²1988). Stress: Bewältigung und Lebensgewinn. München et al.: Piper.
- Shakespeare, William (1995): Leben und Tod Königs Richard des zweyten. Ein Trauerspiel. Übersetzt von Christoph Martin Wieland. Zürich: Haffmans Verlag. Online abrufbar unter: <https://gutenberg.spiegel.de/buch/leben-und-tod-konigs-richard-des-zweyten-2176/1> (zuletzt eingesehen am 10.12.2019).
- Shands, Harley/Finesinger, Jacob (1970): A Note on the Significance of Fatigue. In: Shands, Harley (Hg.): Semiotic approaches to psychiatry. The Hague/Paris: Mouton (Approaches to semiotics, Band 2), S. 52–61.
- Sharrock, Wes (2012): Regelfolgen: Alles oder nichts? In: Ayaß, Ruth/Meyer, Christian (Hg.): Sozialität in Slow Motion. Theoretische und empirische Perspektiven. Festschrift für Jörg Bergmann. Wiesbaden: Springer VS, S. 59–70.
- Siegrist, Johannes (1996): Soziale Krisen und Gesundheit. Eine Theorie der Gesundheitsförderung am Beispiel von Herz-Kreislauf-Risiken im Erwerbsleben. Göttingen: Hogrefe (Gesundheitspsychologie, Band 5).
- Söll, Ludwig (²1985): Gesprochenes und geschriebenes Französisch. Berlin: Erich Schmidt.
- Spickhoff Andreas (2017): Der Krankheitsbegriff im (Privat-)Versicherungsrecht. In: Beck, Susanne (Hg.): Krankheit und Recht. Ethische und juristische Perspektiven. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 215–228.
- Spieß, Constanze (2011): Diskurshandlungen: Theorie und Methode linguistischer Diskursanalyse am Beispiel der Bioethikdebatte. Berlin et al.: de Gruyter (Sprache und Wissen, Band 7).
- Spieß, Constanze (2012): Das Dispositiv als Erweiterungspostulat linguistischer Diskursanalyse – ein Vorschlag zur Analyse öffentlich-politischer Mediendiskurse. In: Spieß, Constanze/Dreesen, Philipp/Kumięga, Łukasz (Hg.): Mediendiskursanalyse. Wiesbaden: Springer VS, S. 77–111.
- Spieß, Constanze (Hg.) (2012): Sprachstrategien und Kommunikationsbarrieren. Zur Rolle und Funktion von Sprache in bioethischen Diskursen. Bremen: Hempen.
- Spitzmüller, Jürgen (2010): Typografische Variation und (Inter-)Medialität. Zur kommunikativen Relevanz skripturaler Sichtbarkeit. In: Deppermann, Arnulf/Linke, Angelika (Hg.): Sprache intermedial: Stimme und Schrift – Bild und Ton. Berlin/New York: de Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2009), S. 97–126.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo H. (2011). Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin/Boston: de Gruyter (De Gruyter Studium).
- Spranz-Fogasy, Thomas/Becker, Maria (2015): Beschwerdenexploration und Diagnosemitteilung im ärztlichen Erstgespräch. In: Busch, Albert/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.): Handbuch Sprache in der Medizin. Berlin/Boston: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen, Band 11), S. 93–115.
- Spranz-Fogasy, Thomas/Kabatnik, Susanne/Nikendei, Christoph (2018): Wissenskonstitution durch Lösungsorientierte Fragen in psychodiagnostischen Gesprächen. In: Hess-Lüttich, Ernest W.B. (Hg.): Rhetorik und Medizin. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 111–133.
- Stanaityté, Greta (2005): Alltagsdefinitionen und ihre Funktionen. Dissertation: Universität Mannheim.

- Steger, Hugo (1988): Erscheinungsformen der deutschen Sprache. ‚Alltagssprache‘ – ‚Fachsprache‘ – ‚Standardsprache‘ – ‚Dialekt‘ und andere Gliederungstermini. In: Deutsche Sprache 16 (4), S. 289–319.
- Steger, Hugo (1991): Alltagssprache. Zur Frage nach ihrem besonderen Status in medialer und semantischer Hinsicht. In: Raible, Wolfgang (Hg.): Symbolische Formen, Medien, Identität. Jahrbuch 1989/90 des Sonderforschungsbereichs „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit.“. Tübingen: Narr (ScriptOralia, Band 37), S. 55–112.
- Steinig, Wolfgang (1981): Psychologische Fachsprache und Alltagskommunikation. In: Bungarten, Theo (Hg.): Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription. München: Fink, S. 422–453.
- Stellpflug, Martin H./Kramer, Silke/Pschyrembel Redaktion (2018): Krankheit. In: Pschyrembel Online. Abrufbar unter: <https://www.pschyrembel.de/Krankheit/K0C8J>, zuletzt eingesehen am 09.11.2019.
- Szagun, Gisela (2013): Sprachentwicklung beim Kind. Weinheim/Basel: Beltz.
- Temmerman, Rita (2000): Towards New Ways of Terminology Description. The sociocognitive approach. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (Terminology and Lexikography Research and Practice).
- Tomasello, Michael (2011): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Töpel, Antje (2011): Der Definitionswortschatz im einsprachigen Lernerwörterbuch des Deutschen: Anspruch und Wirklichkeit. Tübingen: Narr.
- Töpel, Antje (2014): Methoden zur Erstellung von Bedeutungsparaphrasenangaben. In: Lexicographica 30, S. 291–319.
- Uexküll, Thure von (1984a): Vorwort. Semiotik und Medizin. In: Zeitschrift für Semiotik 6 (1–2), S. 3–4.
- Uexküll, Thure von (1984b): Symptome als Zeichen für Zustände in lebenden Systemen. Zeitschrift für Semiotik 6 (1–2), S. 27–36.
- Uexküll, Thure von (1984c): Historische Überlegungen zu dem Problem einer Medizin-Semiotik. In: Zeitschrift für Semiotik 6 (1–2), S. 53–58.
- Ulich, Dieter/Bösel, Rainer M. (2005): Einführung in die Psychologie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Varwig, Cornelia (2020): Kommunizieren oder verschweigen – Wie geht man mit wissenschaftlicher Unsicherheit um? In: Schnurr, Johannes/Mäder, Alexander (Hg.): Wissenschaft und Gesellschaft: Ein vertrauensvoller Dialog. Positionen und Perspektiven der Wissenschaftskommunikation heute. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 205–214.
- Verres, Rolf (1998): Gesundheitsforschung und Verantwortung. Gedanken zur Differenzierung und Vertiefung der Rekonstruktion subjektiver Gesundheits- und Krankheitstheorien. In: Flick, Uwe (Hg.): Wann fühlen wir uns gesund? Subjektive Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit. Weinheim: Juventa, S. 301–313.
- Viehweger, Dieter et al. (1977): Probleme der semantischen Analyse. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Dieter Viehweger. Berlin [DDR]: Akademie-Verlag (studia grammatica, Band 15).
- Viehweger, Dieter (1982): Die Darstellung semantischer Vereinbarkeitsbeziehungen zwischen lexikalischen Elementen im einsprachigen Wörterbuch des Deutschen. In: Agricola, Erhard/Schildt, Joachim/Viehweger, Dieter (Hg.): Wortschatzforschung und Lexikographie. Leipzig: Verl. Enzyklopaedie, S. 23–41.

- Vogel, Friedemann (2012): Linguistik rechtlicher Normgenese. Theorie der Rechtsnormdiskursivität am Beispiel der Online-Durchsuchung. Berlin et al.: de Gruyter (Sprache und Wissen, Band 9).
- Vollmoeller, Wolfgang (2005): Normalität und Krankheit. In: Petermann, Franz/Reinecker, Hans (Hg.): Handbuch der Klinischen Psychologie und Psychotherapie. Göttingen et al.: Hogrefe, S. 227–235.
- Walach, Harald (2013): Psychologie: Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte. Stuttgart: Kohlhammer.
- Warnke, Ingo H. (2009): Die sprachliche Konstituierung von geteiltem Wissen in Diskursen. In: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (Hg.): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerks »Sprache und Wissen«. Berlin/New York: de Gruyter (Sprache und Wissen, Band 3), S. 113–140.
- Weber, Hannelore (2006): Persönlichkeit und Gesundheit. In: Schwarzer, Ralf (Hg.): Gesundheitspsychologie. Göttingen: Hogrefe, S. 129–147.
- Weber, Max (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen: Mohr.
- Wegener, Philipp (1885/1991): Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. Halle an der Saale: Niemeyer.
- Weidinger, Nicole (2011): Gestik und ihre Funktion im Spracherwerb bei Kindern unter drei Jahren. München: Deutsches Jugendinstitut e.V.
- Weinberger, Christiane/Weinberger, Ota (1979): Logik, Semantik, Hermeneutik: eine Einführung. München: Beck (Beck'sche Elementarbücher).
- Weinrich, Harald (2005): Textgrammatik der deutschen Sprache. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Westerhout, Eline/Monachesi, Paola (2007): Extraction of Dutch Definitory Contexts for eLearning Purposes. In: Proceedings of the 17th Meeting of Computational Linguistics in the Netherlands (CLIN 2007), Leuven. Abrufbar unter: <https://pdfs.semanticscholar.org/fc84/31ac49d63179ab80817e05a8f3de461ce31f.pdf>, zuletzt eingesehen am 01.12.2019.
- Wiegand, Herbert Ernst (1989): Die lexikographische Definition im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. In: Gouws, Rufus/Heid, Ulrich/Schweickard, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Wörterbücher/Dictionaries/Dictionnaires – Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. 1. Halbband. Berlin et al.: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 5.1), S. 530–592.
- Wiegand, Herbert Ernst (1999): Mit Wittgenstein über die Wortbedeutung nachdenken. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Sprache und Sprachen in den Wissenschaften, Geschichte und Gegenwart, Berlin/New York: de Gruyter, S. 406–461.
- Wiese, Ingrid (1984): Fachsprache der Medizin. Eine linguistische Analyse. Leipzig: Verlag Enzyklopädie (Linguistische Studien).
- Wiese, Ingrid (2000): Textsorten des Bereichs Medizin und Gesundheit. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hg.): Text- und Gesprächslinguistik – Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin et al.: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band 16.1), S. 710–718.
- Wimmer, Rainer (1979): Referenzsemantik: Untersuchungen zur Festlegung von Bezeichnungsfunktionen sprachlicher Ausdrücke am Beispiel des Deutschen. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik, Band 19).

- Winterscheid, Jenny (2015): Pädiatrische Gespräche. In: Busch, Albert/Spranz-Fogasy, Thomas (Hg.): Sprache in der Medizin. Berlin: de Gruyter (Handbücher Sprachwissen, Band 11), S. 188–207.
- Wirtz, Markus Antonius (¹⁸2014): Definition. In: Ders. (Hg.): Dorsch – Lexikon der Psychologie. Bern: Hogrefe, S. 355.
- Wirtz, Markus Antonius/Strohmer, Janina (2019): Leistung. In: Dies. (Hg.): Dorsch – Lexikon der Psychologie. Online abrufbar unter: <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/leistung>, zuletzt eingesehen am 2.11.2019.
- Wirtz, Markus Antonius (2019): Devianz. In: Ders. (Hg.): Dorsch – Lexikon der Psychologie. Online abrufbar unter: <https://dorsch-hogrefe-com.ubproxy.ub.uni-heidelberg.de/stichwort/devianz>, zuletzt eingesehen am 12.7.2021.
- Wittchen, Hans-Ulrich/Falkai, Peter/Stangier, Ulrich (²2018): Einleitung. In: Falkai, Peter/Wittchen, Hans-Ulrich (mitherausgegeben von Manfred Döpfner et al.) (Hg.): Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen – DSM-5 ®. Übersetzt nach der Textrevision der fünften Auflage des Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders der American Psychiatric Association. Göttingen et al.: Hogrefe, S. 5–24.
- Wittgenstein, Ludwig (1977): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Band 203).
- Wolf, Norbert Richard (2009): Fach- und gruppensprachliche Varietäten und Stil. In: Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hg.): Rhetorik und Stilistik. 2. Halbband. Berlin et al.: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 31.2), S. 1706–1721.
- Wolff, Volker (2006): ABC des Zeitungs- und Zeitschriftenjournalismus. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft (Praktischer Journalismus, Band 67).
- Wrana, Daniel/Langer, Antje (2007): An den Rändern der Diskurse. Jenseits der Unterscheidung diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8 (2), Art. 20. Online abrufbar unter: <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-8.2.253>, zuletzt eingesehen am 11.11.2019.
- Wüster, Eugen (³1991). Einführung in die allgemeine Terminologielehre und terminologische Lexikographie. Mit einem Vorwort von Richard Baum. Bonn: Romanistischer Verlag (Abhandlungen zur Sprache und Literatur, Band 20).
- Wygotski, Lew Semkonowitsch (³1971). Denken und Sprechen. Mit einer Einleitung von Thomas Luckmann. Frankfurt am Main: Fischer.
- Ylönen, Sabine (2001): Entwicklung von Textsortenkonventionen am Beispiel von „Originalarbeiten“ der Deutschen Medizinischen Wochenschrift (DMW). Frankfurt am Main: Lang.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bände. Berlin/New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache, Bände 7.1–7.3).
- Zimmer, René (2006): Zwischen Heilungsversprechen und Embryonenschutz. In: Felder, Ekkehard (Hg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften. Berlin/New York: de Gruyter (Linguistik – Impulse und Tendenzen, Band 19), S. 74–97.
- Zubin, Joseph/Spring, Bonnie (1977): Vulnerability – a new view of schizophrenia. In: Journal of Abnormal Psychology 86 (2), S. 103–126.

8.3 Zusätzlich verwendete Internetseiten

CCDB

- Kookkurrenzdatenbank CCDB – V3.3. Eine korpuslinguistische Denk- und Experimentierplattform: <http://corpora.ids-mannheim.de/ccdb/>, (zuletzt eingesehen am 16.11.2019).

CollinsDictionary.com:

- <https://www.collinsdictionary.com/>
- Eintrag zu „laundry list“: <http://www.collinsdictionary.com/dictionary/american/laundry-list>, (zuletzt eingesehen am 16.11.2019)

Duden-online

- Eintrag zu *definieren*: <https://www.duden.de/rechtschreibung/definieren> (Recherche-Stand: 4.6.2018).
- Eintrag zu *-ieren*: https://www.duden.de/rechtschreibung/_ieren (zuletzt eingesehen am 12.12.2019)

DWDS „Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart“ (DWDS)

- Eintrag zu *Syndrom*: <https://dwds.de/wb/Syndrom>, (zuletzt eingesehen am 12.12.2019).
- *Ressource* – Verlaufskurve: DWDS-Zeitungskorpus (ab 1945): <https://www.dwds.de/r/plot?view=1&corpus=zeitungen&norm=date%2Bclass&smooth=spline&genres=1&grand=1&slice=1&prune=0&window=3&wbase=0&logavg=0&logscale=0&xrange=1945%3A2018&q1=Ressource> (zuletzt eingesehen am 31.12.2019).

Online-Wortschatz-Informationssystem Deutsch (OWID) des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (IDS) <https://www.owid.de/> (zuletzt abgerufen am 10.12.2019):

- Zeitverlaufsgraphik zum Neologismus *Burn-out* unter <http://www.ids-mannheim.de/kl/neoplots/owid/179379.html> (zuletzt abgerufen am 10.12.2019);
- Eintrag zu *Burn-out* im Neologismenwörterbuch unter: <https://www.owid.de/artikel/179379> (zuletzt abgerufen am 10.12.2019);
- Eintrag zu *Work-Life-Balance* im Neologismenwörterbuch unter: <http://www.owid.de/artikel/401042> (zuletzt aufgerufen am 12.12.2019);
- Eintrag zu *TCM* im Neologismenwörterbuch unter: <http://www.owid.de/artikel/404057> (zuletzt aufgerufen am 12.12.2019);
- Eintrag zu *Wellness* im Neologismenwörterbuch unter: <http://www.owid.de/artikel/116622> (zuletzt abgerufen am 12.12.2019);
- Eintrag zu *Workaholiker* im Neologismenwörterbuch unter: <http://www.owid.de/artikel/404196> (zuletzt aufgerufen am 12.12.2019).
- Eintrag zu *Aggression* im Deutschen Fremdwörterbuch unter: <http://www.owid.de/artikel/405255> (zuletzt abgerufen am 26.11.2019);
- Eintrag zu *Depression* im Deutschen Fremdwörterbuch unter: <http://www.owid.de/artikel/405956> (zuletzt abgerufen am 26.11.2019)

Grammatisches Informationssystem grammis des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache (IDS) <https://grammis.ids-mannheim.de/>:

- Fokusartikel. DOI: 10.14618/grammatiksystem; Permalink: <https://grammis.ids-mannheim.de/systematische-grammatik/408> (zuletzt aufgerufen am 19.12.2019);
- Fokusartikel und fokusbezogene Ausdruckssequenzen als Mittel der Diktumsgraduierungen. DOI: 10.14618/grammatiksystem; Permalink:

<https://grammis.ids-mannheim.de/systematische-grammatik/2483> (zuletzt aufgerufen am 19.12.2019);

- Intensitätspartikel. DOI: 10.14618/grammatiksystem; Permalink: <https://grammis.ids-mannheim.de/systematische-grammatik/391> (zuletzt aufgerufen am 19.12.2019);

Pfeiffer, Wolfgang/Braun, Wilhelm et al. (1993): Ressource. In: Dies.: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache, <<https://www.dwds.de/d/wb-etymwb>>, abgerufen am 27.12.2020.

Anhang

Bezüge auf die folgende Tab. 6 befinden sich in Kapitel 6.2.4.1.

Tab. 6: »Burnout« in den Bänden der „Enzyklopädie der Psychologie“ (1982–2018, Recherchestand: 19.11.2018).

Zeile	Themenbereich	Serie	Bände	Erwähnung von <i>Burnout</i> / <i>Burn-out</i>
1	A: Geschichte und Stellung der Psychologie innerhalb der Wissenschaften	Geschichte der Psychologie	in Planung	
2	A: Geschichte und Stellung der Psychologie innerhalb der Wissenschaften	Die Psychologie innerhalb der Wissenschaften	in Planung	
3	A: Geschichte und Stellung der Psychologie innerhalb der Wissenschaften	Begriffswörterbuch der Psychologie	in Planung	
4	B: Methodologie und Methoden	Forschungsmethoden der Psychologie	Band 1(1994) Band 2–5 (1983)	–
5	B: Methodologie und Methoden	Psychologische Diagnostik (2011)	Band 1–4: 2011	–
6	B: Methodologie und Methoden	Psychologische Interventionsmethoden	Geplant 4, davon ersch. Band 2 (2009) Band 3 (2018)	Band 2 (2009: – <u>Band 3, S. 26</u> Messmethoden für Burnout, MBI wird ausführlich beschrieben und bewertet im Rahmen der Messmethoden der Arbeits-, Organisations- und Wirtschaftspsychologie (= Hamborg/Schaper 2018 im QV unter 8.1.2)

Tab. 6 (fortgesetzt)

Zeile	Themenbereich	Serie	Bände	Erwähnung von <i>Burnout/ Burn-out</i>
7	B: Methodologie und Methoden	Evaluation	Geplant 2, davon ersch. Band 1 (2009)	–
8	C: Theorie und Forschung	Biologische Psychologie	Band 1: 1996 Band 2: 1997 Band 3: 1999 Band 4: 2001 Band 5: 1998 Band 6: 2002 Band 7: 1998	–
9	C: Theorie und Forschung	Kognition	Band 1, 3: 1994 Band 2, 4, 7: 1996 Band 5: 2013 Band 6: 1998 Band 8: 2006	–
10	C: Theorie und Forschung	Sprache	Band 1: 2003 Band 2: 1999 Band 3: 2000	–
11	C: Theorie und Forschung	Motivation und Emotion	Band 1: 1983 Band 2: 1983 Band 3: 2009 Band 4: 1996	–
12	C: Theorie und Forschung	Entwicklungspsychologie	Band 1, 2: 2006 Band 3, 6: 2005 Band 4, 5, 7: 2008	–
13	C: Theorie und Forschung	Sozialpsychologie	Band 1: 2016 Band 2: 2016 Band 3: 2017	<u>Band 1, S. 74:</u> Das „Burnout-Syndrom“ wird mit den Arbeiten von Kurt Lewin und Anitra Karsten zur „psychischen Sättigung“ verglichen (= Hauser/Frey/Bierhoff 2016: 74, im QV unter 8.1.2).

Tab. 6 (fortgesetzt)

Zeile	Themenbereich	Serie	Bände	Erwähnung von <i>Burnout</i> / <i>Burn-out</i>
				<u>Band 2, S. 248:</u> Erwähnung einer Studie, dass „die Steigerung sozialer Unterstützung am Arbeitsplatz“ das „Risiko für Burnout“ senkt. (= Warner 2016: 248, im QV unter 8.1.2) <u>Band 3, S. 667, 679–681:</u> Erwähnung von „Burnout“ im Zsh. von sog. Zivilisationskrankheiten (S. 667) Eigenes Unterkapitel im Rahmen von „Körperliche Aktivität und psychische Gesundheit“ (S. 679ff.) (= Beckmann/Frank/Nixdorf et al. 2017: 667 u. 679–681, im QV unter 8.1.2)
14	C: Theorie und Forschung	Kulturvergleichende Psychologie	Band 1, 2, 3: 2007	–
15	C: Theorie und Forschung	Differentielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung	Band 1, 3: 1996 Band 2: 1995 Band 4: 2000 Band 5: 2004	–
16	C: Theorie und Forschung	Umweltpsychologie	Band 1: 2008 Band 2: 2010	–
17	C: Theorie und Forschung	Gesundheitspsychologie	1 Band 1: 2005	–

Tab. 6 (fortgesetzt)

Zeile	Themenbereich	Serie	Bände	Erwähnung von <i>Burnout/ Burn-out</i>
18	D: Praxisgebiete	Pädagogische Psychologie	Band 1: 1994 Band 2: 1996 Band 3, 4: 1997	<u>In Band 4, S. 198ff. und S. 205, 208:</u> Thematisierung von Burnout/Burn-out in einem eigenen Unterkapitel im Zusammenhang „Leistungsprobleme im Beruf“. Zunächst sei es bei Pflegepersonal beobachtet worden, dann Studien zu Burnout bei Lehrpersonal (198ff.); Burnout und Frauen im Beruf (205); Burnout als Phänomen des „mittleren Erwachsenenalters“ (208) (= Dittmann-Kohli/Sowarska/Timmer 1997: 198ff. und 205, 208, im QV unter 8.1.2)
19	D: Praxisgebiete	Klinische Psychologie	Band 1: 1996 Band 2: 1997 Band 3: 1999 Band 4: 2001 Band 5, 6: 2005	<u>In Band 3, S. 563–565:</u> „Burnout“ wird im Zusammenhang mit der „Fluktuation“ und „Anforderungen der Pflegekräfte und Behandler“ auf Intensivstationen erwähnt. (= Dworzak/Höfling 1999: 563–565, im QV unter 8.1.2)

Tab. 6 (fortgesetzt)

Zeile	Themenbereich	Serie	Bände	Erwähnung von <i>Burnout</i> / <i>Burn-out</i>
				<u>In Band 4, S. 562:</u> Das „Burn-out-Syndrom (Überlastungssyndrom)“ bzw. „Ausgebranntsein“ wird erwähnt im Zusammenhang mit der Beeinträchtigung der Effektivität operanter Maßnahmen bei Krebspatienten, wenn das medizinische Pflegepersonal Merkmale von Burnout aufweist. (= Grulke/Larbig 2001: 562, im QV unter 8.1.2)
20	D: Praxisgebiete	Wirtschafts-, Organisations- und Arbeitspsychologie	Band 1: 2010 Band 2: 2006 Band 3, 4: 2004 Band 5, 6: 2007	<u>In Band 1, S. 340:</u> Erwähnung im Zusammenhang mit „Kosten“ chronischer Belastung bei der Arbeit (= Semmer/Grebner/Elfering (2010): 340, im QV unter 8.1.2) <u>In Band 2, S. 920:</u> Erwähnung im Zusammenhang mit klinischen Arbeitsbedingungen (= Friesdorf/Göbel/Buß 2006: 920, im QV unter 8.1.2) <u>In Band 3, S. 728f., 1038–1040, 1072, 1073:</u> 1) Im Zusammenhang mit Emotionsarbeit und emotionaler Dissonanz bei der Arbeit (= Wegge 2004: 728–729 im QV unter 8.1.2)

Tab. 6 (fortgesetzt)

Zeile	Themenbereich	Serie	Bände	Erwähnung von <i>Burnout/ Burn-out</i>
				2) Nochmals im Zsh. mit Emotionsarbeit in der Interaktion mit Kunden oder Klienten (= Zapf/Semmer 2004: 1038–1040, im QV unter 8.1.2) 3) Unterkapitel im Überkapitel „Stress am Arbeitsplatz, Gesundheit und Wohlbefinden“ – „Psychisches Befinden“ (= Zapf/Semmer 2004: 1072–1073, im QV unter 8.1.2) <u>In Band 4, S. 807:</u> Erwähnung im Zsh. von Effekten von Stress-Management-Trainings im Rahmen „Gesundheitsbezogener Interventionen in Organisationen“ (= Semmer, Norbert K./Zapf, Dieter 2004: 807, im QV unter 8.1.2) <u>In Band 5, S. 633 und S. 801, 805, 810, 823, 825:</u> Erwähnung des Burnout-Syndroms im Zsh. der Zufriedenheit von Kontaktmitarbeitern in Dienstleistungsberufen (= Rüttinger/Wiese/Sauer (2007): 633, im QV unter 8.1.2) Im Zsh. mit Arbeitsbedingungen und Kundenzufriedenheit (= Dormann/Zapf 2007: 801, 805, 810, 823, 825) Band 6: –

Tab. 6 (fortgesetzt)

Zeile	Themenbereich	Serie	Bände	Erwähnung von <i>Burnout/</i> <i>Burn-out</i>
21	D: Praxisgebiete	Psychologie im Rechtswesen	2 in Planung	
22	D: Praxisgebiete	Sportpsychologie	Band 1: 2009 Band 2: 2008	<u>Band 1, S. 603, 651, 657:</u> 1) Abschnitt zu „Burnout“ im Kapitel „Emotionale Störungen im Sport“ (kein <i>Syndrom</i>) (= Reicherts/Horn 2009: 603, im QV unter 8.1.2). 2) Eigenes Unterkapitel im Kapitel „Stressauswirkungen“ und Erwähnung im Zsh. einer Studie von Stressbewältigung bei Fußballtrainern (657) (= Kohlmann/Eschenbeck 2009: 651, im QV unter 8.1.2) <u>Band 2 408, 414, 665, 669–671:</u> 1) Eigenes Unterkapitel im Kapitel „Erholung und Untererholung im Sport“ (= Kellmann 2008: 408–409, 414, im QV unter 8.1.2) 2) Erwähnung im Rahmen einer Studie zu Belastungs- und Bewältigungspotenzialen in der berufsbiografischen Entwicklung von Sportlehrerinnen und -lehrern und im Unterkapitel „Psychische Beanspruchung Sportlehrender“ (Erdmann/ Amesberger 2008: 669–671, im QV unter 8.1.2)

Tab. 6 (fortgesetzt)

Zeile	Themenbereich	Serie	Bände	Erwähnung von <i>Burnout</i> / <i>Burn-out</i>
23	D: Praxisgebiete	Verkehrspsychologie	Geplant 2, davon erschienen Bd. 2 (2009)	–
24	D: Praxisgebiete	Musikpsychologie	Band 1, 2: 2005	<u>In Band 2, S. 592–594:</u> „Ausgebranntsein (burnout)“ / “Burnout“ wird im Zusammenhang der Forschung zur Zufriedenheit/Belastung von Musiklehrern erwähnt. Burnout wird genannt, ohne dass es definiert wird, es wird als bekannt vorausgesetzt; (= Oerter/Bruhn 2005: 592–594, im QV unter 8.1.2)
25	D: Praxisgebiete	Medizinische Psychologie	Band 1 (2012) Band 2 (2017)	Band 1: – <u>Band 2: 103, 114, 347, 444, 449:</u> 1) Erwähnung im Zsh. von Belastungen und Risiken während der ärztlichen Ausbildung (= Fabry 2017: 103, im QV unter 8.1.2) 2) Erwähnung im Zsh. mit Arbeitsbedingungen von Ärzten (Burnout- Syndrom = „Körperliche und emotionale Erschöpfungssymptome“) (= Hoefert 2017: 114, im QV unter 8.1.2)

Tab. 6 (fortgesetzt)

Zeile	Themenbereich	Serie	Bände	Erwähnung von <i>Burnout</i> / <i>Burn-out</i>
				3) Erwähnung im Zsh. der Situation des Personals auf der Intensivstation (= Hannich 2017: 347, im QV unter 8.1.2)
				4) Im Zusammenhang mit psychosozialen Risikofaktoren bei Herzerkrankungen (= Ladwig/Mittag 2017: 444, 449, im QV unter 8.1.2)

Sachregister

- Abduktion 43, 47
- adversativ 268, 282, 292, 337–341, 351, 380, 493f.
- Agonalität, agonal 3, 8, 10f., 18, 36, 238f., 420, 456, 462, 484–499
- Akteur (siehe → Diskurs → Diskursakteur)
- Alltags-
 - Alltagskommunikation, -dialoge 20, 117, 128, 144, 175
 - Alltagssemantik, alltagssemantisch 21, 94, 175f., 448, 474, 491f., 501
 - Alltagssprache, alltagssprachlich, alltägliche Sprachpraxis 16, 20, 24, 94, 101, 125, 132, 143, 175f., 178, 233f., 268, 277, 457, 473
 - alltagsweltliches Wissen, alltagsweltliche Wissensbestände (siehe unter → Wissen)
- Annotation 133–135
- Anomalie 54, 72, 91, 449
- A(b)normalität, a(b)normal (siehe → Normalität)
- Antonymie, antonym 130, 410f., 413, 417, 453, 494
- Ätiologie, ätiologisch 65f., 110, 183, 193, 245, 289, 405–407, 448, 500–504
- Bedeutung
 - Bedeutung in Texten als punktuelles und flächiges Phänomen 17, 44, 48, 57, 235–238
 - Bedeutungsfixierung/-fixierungsversuch 11, 102, 111, 499
 - Bedeutungsparaphrasen(angaben), Bedeutungserläuterung 129–131, 145
 - Bedeutung und Sinn 47, 49
- Bildanalyse, Verhältnis von Text und Bild (im Rahmen der Diskursanalyse) 237, 441ff.
- Bore-out, Bore-out-Syndrom 167
- Burnout/Burn-out, Burnout-Syndrom/Burn-out-Syndrom¹
- Chronic-Fatigue-Syndrom, chronic fatigue syndrome 104, 241, 247, 270, 423
- Common Sense 37, 140, 419
- Coping 62–64, 71, 73, 175, 275, 280, 282, 406
- Daten (im Unterschied zu ›Fakten‹) 33f., 95, 97
- Definiendum 12, 95, 97, 100, 107, 110f., 114, 118, 124, 131, 138, 142, 145, 147, 235, 261, 277, 286, 292, 295, 297, 326, 358–379, 382, 385, 388, 457–459, 466, 471, 478, 489
- Definiens, Definiens-Nomen, Definiens-Ausdruck 95, 100, 107, 110, 114, 118, 131, 134, 142, 145, 235, 246, 261, 277, 285–287, 291ff., 295, 297, 357f., 379f., 382–385, 388, 458f., 461, 466, 479–481, 499

¹ Die Bezeichnungen *Burnout(-Syndrom)/Burn-out(-Syndrom)* erscheinen sehr häufig in dieser Arbeit. Sie wurden aus diesem Grund nicht einzeln in den Index aufgenommen. Textpassagen, in denen der Ausdruck *Syndrom* als zweite Einheit des Kompositums metasprachlich reflektiert wird, sind unter dem Eintrag → *Syndrom* angegeben. Textpassagen, in denen das Substantiv *Burnout* als Neologismus beschrieben wird, sind unter dem Eintrag → *Neologismus* angegeben. Die einzelnen ›Burnout-Symptome‹, die sich in den Belegen manifestieren, sind ebenfalls nicht Teil dieses Registers. Zusammenfassungen befinden sich beispielsweise auf den Seiten 279–283, 342–352, 358–366, 405–407 und auf Seite 498. Eine Übersicht zu Personengruppen, die in den Belegen als ›typische‹ ›Burnout-Betroffene‹ erscheinen, findet man auf den Seiten 391–398 und 405–407. Eine Übersicht zu Messinstrumenten des Konzepts ›Burnout‹ ist einsehbar auf den Seiten 260–262.

Definieren/Definition als diskursive Praxis des Definierens

- Typ 1a: Eine sich deskriptiv entfaltende singulär erscheinende ›Zustands‹-/›Gattungs‹-Definition 463–468
- Typ 1b und Typ 1c: Eine sich deskriptiv entfaltende hervorgehoben erscheinende ›Zustands‹-Definition 464–468
- Typ 2a: Eine sich narrativ entfaltende ›Ereignis‹-Definition 469–474
- Typ 2b: Eine sich narrativ-contrastiv entfaltende ›Ereignis‹-/›Vorgangs‹-Definition 469–474
- Typ 2c: Eine sich referierend entfaltende ›Ereignis‹-Definition 470–474
- Typ 2d: Eine sich referierend entfaltende ›Vorgangs‹-Definition 470–474
- Typ 3a: Eine sich aufzählend-deskriptiv entfaltende, nach wissenschaftlichen Methoden operationalisierte Zustandsdefinition 475–477
- Typ 3b: Eine sich aufzählend-deskriptiv entfaltende alltagsweltlich operationalisierte Zustandsdefinition 475–477
- Typ 4a und Typ 4b: Eine sich deskriptiv oder über typografische Mittel entfaltende ›Zustands‹-/›Gattungs‹-Definition 477–479
- Typ 5a und Typ 5b: Eine sich argumentativ-deskriptiv entfaltende klassifizierende ›Zustands‹-Definition 479–482
- Typ 5c: Eine sich argumentativ entfaltende nach wissenschaftlichen Methoden operationalisierte ›Zustands‹-Definition 479–482

Definieren/Definition als Gegenstand linguistischer und terminologischer Forschung und Praxis 120–135

Definieren/Definition aus der Perspektive der Funktionsansprüche/Erwartungen an die Tätigkeit des Definierens im Burnout-Diskurs

- A) Anspruch auf angemessene Umgrenztheit durch die Konzentration auf wesentliche bzw. grundlegende

Faktoren 105–107, 114, 145, 291, 299, 355, 381, 386, 388, 390, 473

- B) Anspruch auf Trennschärfe und Deutlichkeit 12, 103–105, 114, 211, 237, 245, 291, 296f., 320, 324, 380, 383, 390, 488, 502
- C) Anspruch auf exakte und eindeutige Bestimmung oder Zuordnung 12, 98–102, 105, 114, 121–123, 237, 291f., 296f., 336, 354, 361, 371, 379, 383, 390, 478, 488
- D) Anspruch auf Adäquatheit zwischen Definiens und Definiendum 100, 107–111, 114f., 138f., 142f., 235, 261, 277, 286, 292, 295, 297, 334, 379, 382, 385, 388, 459, 464, 466, 476, 482
- E) Anspruch auf allgemeine Gültigkeit, Validität, Intersubjektivität 12, 111–113, 145, 250f., 269, 294, 298f., 348, 353, 381, 386, 419f., 475, 480, 486
- F) Anspruch auf eine neutrale, objektorientierte Sachverhaltskonstitution / Begriffsbildung 114f., 121, 252, 294, 299, 335, 354, 381, 386f., 419, 453, 465–467

Definieren/Definition aus praxeologischer Perspektive, diskursive (Teil-)Praktiken des Definierens 15–18, 20f., 76, 90, 96, 98, 132, 134, 136, 139–147, 189, 199, 237f., 283, 295–300, 374, 382–387, 460–488, 495, 499, 506

Definieren/Definition aus sprachhandlungsorientierter Perspektive, Definitionshandlung 7, 15, 76, 93, 97, 136, 137–139, 142–144, 235f., 242, 375, 458f.

Definieren/Definition in wissenschaftsgeschichtlichen und -theoretischen Zusammenhängen 115–119

Definieren/Definition, Lesarten im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch 94–96

Definierender, definierende Person 137f., 142, 235, 458

Definition

- Alltagsdefinition, alltägliche Definition 126, 131–133, 143, 145, 282, 295

- Bestandsdefinition 122
- Definition in der Interaktion 128f.
- Inhaltsdefinition 122, 125
- lexikografische Definition 94, 125–128, 130–132, 135
- Nominaldefinition 56, 116–119, 272f., 292
- operationale Definition/Definitionsentfaltung 95, 112, 119, 134, 259–262, 274, 277, 288, 292, 309, 334, 423, 465, 467, 475–477, 479–482
- ostensive Definition 95, 119, 130, 273f., 376
- Realdefinition, Wesensdefinition 63, 116–118, 137, 251, 272f., 319, 334, 464, 483
- stipulative Definition 95, 119, 137, 292
- Umfangsdefinition 122, 125
- Definitionsentfaltung,
 - Definitionsentfaltungsmuster 279, 283–285, 287f., 290f., 375, 461, 467, 470–472, 475f., 479f., 482, 489, 498
- Definitor 133f., 142, 235, 292, 358–366, 379, 458
- definitorische (Grund)-Funktion, illokutionäre Grundtypen 113, 389, 461, 498f.
- deklarative (Grund)-Funktion, Kraft 137–139, 242, 275f., 289, 300, 336, 369, 386, 388f., 402, 467, 471, 477, 479, 481, 498
- repräsentative (Grund)-Funktion, Kraft 137–139, 242, 275, 289, 336, 386, 389, 464, 466, 470, 475, 480, 498
- repräsentativ-deklarative (Grund)-Funktion 469f., 483
- repräsentativ-direktive (Grund)-Funktion 389, 475ff., 498
- definitorische Proposition 137f., 292, 298, 402, 461, 474, 482f., 485
- definitorische Teilpraktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungvalidierung 13, 147, 237f., 295, 298–301, 386–389, 419–454
- definitorische Teilpraktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung 13, 147, 237, 295–297, 382–385, 390–419
- Depression (als Beispiel für die „Doppelnatur“ psychologischer Forschung, als psychologischer/psychiatrischer Terminus) 59f., 66, 70, 176
- Depression (Nähe/Unterschied zum Begriff ›Burnout‹) 99, 103f., 109, 112–114, 191, 202, 210f., 217f., 232f., 243, 245, 265, 269f., 282f., 287, 308f., 312, 317–322, 328f., 336ff., 340, 342, 365, 371f., 401f., 405–408, 418, 431f., 434, 478f., 481f., 489–491, 501–505
- Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM) 4f., 10, 65f., 112, 139, 151, 157f., 164, 168, 212, 246, 276, 303, 308, 340, 357, 364, 372, 421, 423, 501, 505
- differentia specifica 115, 128, 246, 272, 285, 287f., 291, 375, 465, 482
- DIN-Norm (siehe → Norm (ISO, DIN))
- Diskurs
 - Diskursakteur, Akteur 3, 13, 16, 44ff., 77f., 85, 93, 98, 107, 111, 114, 136, 148f., 163, 173, 200, 337, 462, 487f.
 - (linguistische) Diskursanalyse 14, 17, 31–37, 43–49, 56, 129, 136, 140, 441, 487f., 495
 - Diskursanalyse/Analysekategorien nach Foucault 14, 16, 37, 44, 80–89, 136, 150, 172, 208, 213, 238, 172, 368, 389, 419–421, 428, 437, 448, 457,
 - Diskursbegriff der Arbeit 11, 44ff., 172, 205
 - Diskursstrang (fachlicher und fachexterner) 15, 147–151, 154–164, 172–204
 - Diskursthema (siehe → Thema)
- Elf-Punkte-Modell diskursiver Praxis des Definierens 17, 146, 460–463
- Erscheinungsformen der Texte des Burnout-Diskurses 15, 17, 147, 172–204, 235, 237, 354, 447, 457, 460, 462, 495
- fachexterner Diskursstrang (siehe → Diskurs → Diskursstrang)
- Fachkultur, fachkulturell 17, 60, 80, 84, 89, 91, 124, 140, 145, 164ff., 180, 238, 252, 274, 301, 389, 419, 448, 454, 460, 462, 465, 495, 496
- Fachleute (als Emittenten und Adressaten), Perspektive von Expertinnen/Experten 51, 55, 57, 69, 99, 106f., 131, 150, 155f., 175, 178f., 180, 183f., 190, 201, 234, 253, 266, 273, 276, 301, 318f., 323, 337ff.,

- 349f., 381, 399f., 404, 429, 460f., 468, 473–476, 480–485, 491, 494, 502
- fachlicher Diskursstrang (siehe → Diskurs → Diskursstrang)
- fachliche Kommunikation 78, 102, 113, 120, 123, 143, 151, 157, 174, 179
- Fachlichkeitsgrad 150, 183, 190, 202, 239, 253, 301
- fachsemantisch 57, 175, 181, 201, 492
- Fachsprache 19f., 24, 51, 55, 94, 100–102, 120f., 124, 143, 157, 174f., 178, 222, 233, 356, 474
- Fachtextsorte (siehe → Textsorte → Textsorten des fachlichen Diskursstrangs)
- Fachwort(schatz), fachsprachliche Lexik 100f., 120–124, 133, 143f., 174ff., 180, 214, 463, 476
- Fakten (im Unterschied zu ›Daten‹) 33f., 97
- Falsifikation: 276, 483
- Genus proximum 102, 115, 123, 127f., 246, 272, 285, 287f., 291, 357, 463, 465, 482
- Gesundheit (als Konzept aus medizinischer, psychologischer, salutogenetischer und philosophischer Sicht und aus Laien-Perspektive) 1f., 67, 70–73
- Graduierung (siehe unter → sprachliche Mittel → der Graduierung)
- Health Technology Assessment (HTA): 8, 157, 266, 271, 495
- Homonymie 99, 124, 354f.
- Ikon, Ikonizität, ikonischer Zeichenmodus 38–41, 55f., 95, 109, 137, 441
- Illokutionäre Grundtypen (siehe → definitorische (Grund)-Funktion)
- Index, Indexikalität, indexikalischer Zeichenmodus, indexikalischer Analysefokus 6, 34, 38–44, 48f., 52f., 56, 84, 88, 90, 129, 144, 236, 251, 441
- intermedial 90, 95, 237
- International Classification of Diseases (ICD) 10, 14, 65f., 97, 112, 139, 151, 157, 168, 212, 245f., 265, 268–271, 276, 287, 296, 308, 327, 340, 357–376, 383, 385, 402, 421, 423, 425, 429, 431, 454, 467, 478–484, 489f., 502f.
- Interpretant (siehe unter → Zeichen → Zeicheninterpretant)
- Intertextualität, intertextuell, intertextuelle Bezugnahmepraktiken 3, 44, 46, 48, 80, 91, 145f., 149, 201, 205, 250, 262, 283, 298, 300, 349, 368, 372, 419f., 435, 443, 455, 462–486
- intramedial 90, 95, 237
- intratextuell (Analyse innerhalb eines Textes) 17, 48, 135, 146, 235, 487, 495
- Keywords 300, 404–409, 443, 454, 491
- knowledge by acquaintance 5f., 32, 34
- knowledge by description 5f., 32, 34
- Komplementarität, komplementäre Gegensätze, (gradierbare) Komplementäre 410f., 417, 453, 494, 505
- Konsens, konsensual, konsensuale Zentren, konsensstiftend 3, 13, 27, 36, 65, 97f., 102, 113, 132, 140, 238, 250, 258, 275f., 290–299, 312, 339f., 350, 377, 381, 385f., 404, 420, 456, 467, 484–489, 496
- Konstruktivismus, konstruktivistische Weltauffassung 14f., 19, 25, 32
- Kontextualisierung, Kontextualität, Kontextualisierungstheorie, kontextsensitive Analyse, pragmlinguistisches Kontextmodell 48f., 78f., 88f., 90f., 96, 100
- Konzept, Metakonzept (als Analysebegriff in dieser Arbeit) XXI, 92, 383, 461, 463, 469, 484, 498
- Konzessive Konnektoren 339ff., 380, 472, 493f.
- Korpusauswahl 148–164
- Krankheit, Störung (Konzepte aus medizinischer, psychologischer, salutogenetischer, juristischer und philosophischer Sicht und aus Laien-Perspektive) 1f., 61–73, 449ff. 491–494
- Laien (interessierte, relative), Laienperspektiven, -wissen, laiensemantisch 57, 67ff., 73, 106f., 131, 178f., 183f., 190, 273, 319, 474f., 485, 491

- Legizeichen 38–40, 53, 55, 57, 60, 71, 251, 274, 288, 353, 472
- Macht, Wirkmacht (definitorische, diskursive) 3, 6, 11f., 15, 22, 36, 84–88, 276, 421, 428, 462, 465, 471, 477, 484, 499, 506
- Materialität 34, 55f., 79f., 88f., 176f., 297
- Medialität 26, 79f., 90f., 172f., 176f., 237, 297, 428
- Metapher, metaphorisch 19f., 29f., 54f., 84, 107–111, 124, 137f., 154, 157, 203, 213–219, 221, 225, 232ff., 252, 261, 273, 409, 443, 445, 447, 454, 480
- Neologismus (*burn out*, *Burnout(-Syndrom)*, *Burn-out(-Syndrom)*) 16, 131, 150, 152, 162, 206–208, 225, 230–232
- Neurasthenie 104, 210–213, 232f., 270, 303, 310, 372, 418, 478, 481, 500, 502
- Neurose 9, 212, 303, 500, 502
- Norm/Normvorstellungen: 4f., 7, 10, 49, 57, 79, 89, 140, 144, 236, 245, 247, 249f., 280, 348, 389, 411f., 416, 419, 462, 474, 501, 504f.
- Norm (ISO, DIN): 120f., 160, 167, 409
- normal/nicht normal, a(b)normal: 1, 42, 61, 67f., 70, 72, 91, 104, 109, 198, 247ff., 257, 279–282, 290, 293, 322, 326, 331f., 337, 340, 344, 346–349, 377, 380, 385, 390, 410, 412, 413, 416–419, 443, 453, 454, 468, 472, 479, 492f., 496, 500, 504f.
- Normalität, A(b)normalität, Normalitätsfolie: 1, 5, 197, 419, 479, 496
- Negation(smittel) (siehe unter → sprachliche Mittel → der Negierung/Negation)
- Partikeln 343ff., 377, 380, 410
- Abtönungspartikeln 343f., 377, 472
- Fokuspunkteln 344f., 377, 472
- Intensitätspartikeln 343, 377, 411, 472
- Negationspartikel *nicht* 345
- Perspektivität sprachlicher Zeichen XXI, 15, 28ff., 44, 92
- Phänomen (als Analysebegriff in dieser Arbeit) XXI, 4, 10, 12f., 31, 46f., 53, 55f., 61, 92f.
- phänomenorientierte Sicht/Analyseperspektive 79, 88–93, 139ff., 460
- Polarität (siehe unter → sprachliche Mittel → zum Anzeigen von Gegensätzen, sprachliche Mittel der Polarisierung)
- Polyphonie 10, 31, 410, 485
- Polysemie, polysem 101f., 124, 129
- pragma-semiotische Textarbeit, Analyse 47, 138
- Praktik, Praktiken, Praxis, Praxen
- der Begriff der ›Praktik‹ in der aktuellen linguistischen Diskussion 76–80
- diskursive definitorische Praktiken, Praxis (Arbeitsdefinition) 90f., 141–144, 324, 458f., 486
- diskursive Praktik, Praxen (sozial- und kulturtheoretisches Konzept, Arbeitsdefinition) 75f., 89ff., 141, 237
- definitorische Praktiken/definitorische Teilpraktiken mittlerer Abstraktion (siehe unter → definitorische Teilpraktiken der Zuweisung, Einordnung sowie Ein- und Abgrenzung und → definitorische Teilpraktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung)
- (nicht-)diskursive Praktiken bei M. Foucault 81–89
- Prozedur 83ff., 88, 91, 150, 236, 298, 369, 419
- Qualizeichen 38f., 55, 353
- Realdefinition (siehe unter → Definition → Realdefinition)
- Realismus, realistische Weltauffassung 24f., 35, 117, 121, 123, 483
- Referenzfixierung 11, 208, 349, 381
- Regel, Regelbegriff, Regelwissen 18, 35, 37, 43, 47, 65, 69, 72, 78, 81, 89, 133, 136
- Regelmäßigkeit, Regelhaftigkeit, Regularität 33, 35, 37, 40, 44, 47f., 61, 76, 79, 81f., 85, 89, 172, 352
- Reichweite (kommunikative Reichweite der Ausdrücke, funktionale Reichweite der Inhalte) 172, 178f., 180, 183, 190, 201
- Routine, Routiniertheit 77–79, 89f., 141, 448
- Sachverhalt (als Analysebegriff in dieser Arbeit, siehe unter → Phänomen)

- Sachverhaltsfixierung, -fixierungsversuch 11, 102, 111, 441, 499
- Salutogenese, salutogenetisch 20, 62ff., 72f., 409, 491
- Semantischer Kampf 21, 36, 48, 102, 124, 149, 250f., 338f., 449, 486ff., 490, 499, 501
- Semiose, Semiosis 23, 40f., 43, 91
- Signal (als medizin-semiotischer Begriff) 3, 34, 45, 53, 56, 59f., 68, 248, 351, 410, 451, 453, 499
- Sinn (siehe auch unter → Bedeutung) 47, 49
- Sinzeichen 38f., 52, 55, 57, 60, 71, 274, 288, 353, 471
- Sprachliche Mittel
- der Agonalität 239, 485ff., 494ff.
 - der Graduierung 278–283, 293, 296, 334, 342–348, 376f., 380, 384, 410–418, 455, 468, 473, 493
 - der Negierung/Negation 30, 248f., 280–283, 293, 296, 334, 342, 346, 380, 384, 410ff., 468, 473, 493
 - der Unifizierung 238f., 298f., 420, 468, 485ff., 494ff.
 - des Geltungsanspruchs, der Konsensstiftung, Validierung 196, 250–252, 294, 299, 348ff., 352ff., 377, 381, 385ff., 420, 468, 473, 494
 - zum Anzeigen von Dauer und Frequenz 247f., 279–283, 293, 296, 334, 342, 346ff., 376f., 380, 384, 410–418, 468
 - zum Anzeigen von Gegensätzen, sprachliche Mittel der Polarisierung 280–283, 293, 342, 380, 455, 494
 - zum Anzeigen von Intensität 247f., 279–283, 293, 296, 342, 346ff., 377, 380, 384
 - zur Anzeige deontischer und optionaler Modalität 196
 - zur Gewichtung, Hervorhebung einzelner Merkmale 293, 299, 351f., 377, 381, 385ff., 420, 486
- Spur, Spurenlese 4, 27, 34, 37, 48f., 55, 78f., 83, 88, 90f., 140, 143, 173, 189, 236ff., 248, 297f., 301, 348, 389, 458, 460, 496, 506
- Stimme 10ff., 31, 49, 93, 108, 118, 121, 140, 145, 184, 191, 211, 236, 250, 289, 291, 302, 336, 349, 375, 378f., 410, 437, 451, 485, 502
- Stimulus, stimulieren, Stimulierung (als Analysebegriffe dieser Arbeit) 141, 146, 236, 283, 296f., 300f., 374, 384, 387, 389ff., 419f., 448, 454f., 457f., 460ff., 464, 468ff., 479, 486, 491
- Symbol, symbolischer Zeichenmodus, symbolischer Analysefokus, symbolisch vermitteltes Repräsentationsformat 6, 34f., 36, 38–44, 46, 52–54, 75f., 105, 139, 142, 144, 236, 458
- Symptom (von Burnout, siehe Verweise unter → Burnout/Burn-out, Burnout-Syndrom/Burn-out-Syndrom)
- Symptom (als medizin-semiotischer Terminus) 3, 33f., 41f., 50–57, 60, 66, 68, 70f., 79, 410, 449, 468, 499
- Syndrom
- als medizinischer/psychologischer, medizin-semiotischer Terminus 52f., 57, 66, 70f., 102, 104, 246f., 403f., 448f.
 - metasprachliche Reflexion über *Syndrom* als Definiensnomen, zweite Einheit im Ausdruck *Burnout-Syndrom* 244, 246f., 272, 274, 286, 293, 295ff., 301, 358, 366, 371, 375, 383–285, 403f., 448, 454, 466, 467, 499
- Synonym, Synonymie (als Eigenschaft im fachsprachlichen und Bedeutungserläuterung im definitorischen Kontext) 101f., 124, 130, 134, 357, 379, 383
- Terminologielehre, Terminologieforschung (Wiener Schule, strukturell-merkmalssemantische, pragmatische, soziokognitive, korpuslinguistische Ansätze) 100ff., 105, 116, 120–135, 143–146, 174f., 285, 463–466
- Textsorte
- Textsorten des fachinternen Diskursstrangs 175–183, 262f., 274, 291, 299f., 328f., 384, 404, 428, 448, 453, 459, 461ff., 470ff., 495f.

- Textsorten des fachexternen Diskursstrangs 183–203, 379, 459, 461ff., 496
- Presstext- und Vermittlungstextsorten 183–198, 301ff., 319ff., 328f., 374f., 378, 468
- ratgebende Aufklärungstexte 188–198, 253, 375
- Thema (als Analysebegriff im Rahmen diskurslinguistischer Beschreibungssprache) 3, 44–49, 146ff., 205, 235, 283f.
- transkriptive Bezugnahmeformen 80, 91, 250, 420
- Typen diskursiver Praxis des Definierens (siehe unter → Definieren/Definition als diskursive Praxis des Definierens)
- Typologie 12, 17f., 131, 146, 456f., 460–485, 499
- Unifizierung, unifizierend 3, 18, 36, 175, 235, 238f., 290, 298f., 386, 420, 456, 462, 468, 484–496, 499, 506
- Verknappung (siehe → definitorische Teilpraktiken der Verknappung, Gewichtung und Geltungsvalidierung)
- Wissen
 - alltagsweltliches Wissen, alltagsweltliche Wissensbestände 4, 12f., 24, 32, 34–36
 - deklaratives Wissen 5, 15, 34f., 75f., 79, 102, 127f., 136, 140
 - implizites Wissen 6, 34, 127, 454, 462, 506
 - prozedurales Wissen 5, 15, 34f., 75f., 79, 127f., 136, 145, 194
 - verstehensrelevantes Wissen 4, 36, 79
 - Wille zum Wissen 85f., 138, 213, 402
 - Wissen aus Erfahrung (siehe auch → knowledge by acquaintance) 5f., 32ff.
 - Wissen durch Beschreibung (siehe auch → knowledge by description) 5f., 32ff.
 - Wissensbegriff bei Foucault 37, 81–89, 136
- Zeichen
 - Etymologie von *Zeichen* 142
 - Zeicheninterpretant 23, 38f., 42, 44, 57, 177
 - dynamisch 38, 42
 - final/logisch 38, 42
 - unmittelbar 38, 42
 - Zeichenobjekt XXI, 38, 41, 43, 92, 142, 177, 458, 464
 - Ikon (siehe unter → Ikon, Ikonizität, ikonischer Zeichenmodus)
 - Index (siehe unter → Index, Indexikalität, indexikalischer Zeichenmodus, indexikalischer Analysefokus)
 - Symbol (siehe unter → Symbol, symbolischer Zeichenmodus, symbolischer Analysefokus, symbolisch vermitteltes Repräsentationsformat)
 - Zeichenressource 90, 290–294, 297, 378–382
 - Zeichenträger 38f., 42f., 55, 142, 177, 458
 - Legizeichen (siehe unter → Legizeichen)
 - Qualizeichen (siehe unter → Qualizeichen)
 - Sinzeichen (siehe unter → Sinzeichen)

